

Petra Wilhelmy-Dollinger
Die Berliner Salons

Petra Wilhelmy-Dollinger

Die Berliner Salons

Mit historisch-literarischen Spaziergängen



Walter de Gruyter · Berlin · New York
2000

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme

Wilhelmy-Dollinger, Petra :
Die Berliner Salons : mit historisch-literarischen Spaziergängen /
Petra Wilhelmy-Dollinger.
- Berlin ; New York : de Gruyter, 2000
ISBN 3-11-016414-0

© Copyright 1999 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikro-
verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany
Diskettenkonvertierung: Readymade, Berlin
Druck und buchbinderrische Verarbeitung: WB-Druck
GmbH & Co. Buchproduktions KG, Rieden/Allgäu
Einbandentwurf: Christopher Schneider, Berlin

Vorwort

Eine Sehnsucht nach der alten Salonkultur geht um. In den letzten Jahren haben viele Versuche von sich reden gemacht, in moderner Gesellschaft die Zielsetzungen der alten Salons modifiziert in einer oder anderen Form wieder aufleben zu lassen. Manche speziellen Werte und Ideale der Salonkultur können gewiß noch heute wie vor 100 und 200 Jahren in der Gesellschaft verwirklicht werden, auch wenn die großen und kleinen Salons der Vergangenheit selbst mit ihrer zeitlichen Regelmäßigkeit und ihrer oft dichten soziologischen und urbanistischen Freundschafts- bzw. Nachbarschaftsstruktur, vor allem aber hinsichtlich ihrer historischen Kultur-Funktion, Unentbehrlichkeit und Unersetbarkeit und nicht zuletzt wegen ihrer emanzipatorischen Bedeutung in der damaligen Gegenwart weder wiederzubeleben sind noch gebraucht werden.

Knappe zehn Jahre nach Erscheinen meiner sehr umfangreichen Monographie *Der Berliner Salon im 19. Jahrhundert (1780-1914)* hat der Verlag Walter de Gruyter eine Neuauflage angeregt, die als für jedermann erschwingliches Buch einem interessierten Publikum die nicht ganz eineinhalb Jahrhunderte umfassende Geschichte der Berliner Salons samt ihren prinzipiellen soziologischen und kulturgeschichtlichen, bis ins Mittelalter zurückreichenden Voraussetzungen nahebringen soll. Aus Gründen der Handlichkeit sind in dieser Ausgabe der wissenschaftliche Apparat, d. h. das Literaturverzeichnis, die Anmerkungen und das Register der Salonnieren und Salongäste nicht enthalten, während die Geschichte der Berliner Salons in ihrer Entwicklung und Entfaltung ungekürzt und vollständig, zudem in einigen Punkten ergänzt und berichtigt, übernommen wurde.

Neu hinzugekommen sind in dieser Ausgabe topographische Hinweise, welche Spaziergänge auf den Spuren der Berliner Salons in den verschiedenen Stadtvierteln und zu den letzten Ruhestätten von Salonnieren und wichtigen Salongästen anregen wollen. Eine Galerie ausgewählter authentischer Porträts begleitet diese Ausgabe, damit der Leser sich ein wenigstens exemplarisches Bild von jenen Damen und ihren Salons machen kann.

Ich bedanke mich sehr herzlich bei allen, welche diese Neuausgabe angeregt und verwirklicht haben; namentlich möchte ich Frau Dr. Gertrud Grünkorn nennen, die im Entstehungsprozeß viel freundliches Verständnis und Geduld bewiesen hat.

Gräfelfing

Petra Wilhelmy-Dollinger

Inhalt

Vorwort	V
---------------	---

EINLEITUNG

<i>Die Geschichte der Berliner Salons als Kultur- und Emanzipationsgeschichte</i>	1
<i>Das Phänomen des literarischen Salons in der Kulturgeschichte der Neuzeit</i>	21
Vorstufen und Entwicklung einer Salonkultur in Europa	21
Bemerkungen zum Salonbegriff	29

ERSTES KAPITEL

Die Gründung literarischer Salons um 1780

<i>Entstehungsbedingungen der Berliner Salons im 18. Jahrhundert</i>	45
<i>Die Anfänge der Berliner Salons</i>	60
Die Gründung des ersten Salons durch Henriette Herz	60
Grundtypen deutscher Salons im 18. Jahrhundert	66

ZWEITES KAPITEL

Die klassische Epoche der Berliner Salons

<i>Die Berliner Salons um 1800</i>	73
Die Salons des preußischen „Ancien Régime“ vor 1806	73
Die bildungsbürgerlichen Ideale der Persönlichkeitskultur als Charakteristika der Berliner Salons	92
<i>Die Salons der patriotischen Romantik (1807-1815)</i>	103
<i>Die Salons im biedermeierlichen Berlin</i>	121
Die Salons unter dem Vorzeichen der Restauration	121
Literarische Salons und „ästhetischer Teetisch“	127
Die Blütezeit der musikalischen Salons	145

DRITTES KAPITEL

Die Berliner Salons um die Mitte des 19. Jahrhunderts

<i>Die neue Generation der Berliner Salons seit 1835/40</i>	155
Die Erbinnen Rahel Varnhagens und die Salons der jungdeutschen Kreise	155
Historismus und Nachblüte der Romantik in den Berliner Salons	169
<i>Politik in den Berliner Salons der Revolutionszeit</i>	186
<i>Literarische und künstlerische Salons zur Zeit des bürgerlichen Realismus</i>	202
Traditionssalons der 1850er Jahre	202
Die Salons des Varnhagenschen Kreises	206
Neue Salons des bürgerlichen Realismus	215

VIERTES KAPITEL

Die Berliner Salons der Bismarckzeit

<i>Bismarck und die Entwicklung von Salons mit ständigem politischem Schwerpunkt</i>	245
<i>Die führenden Berliner Salons im neuen Kaiserreich</i>	268
Die Salons des „zweiten Rokoko“	268
Die großbürgerliche Geselligkeit nach 1871	283
<i>Tradition und Avantgarde in den Berliner Salons 1860 bis 1890</i> ..	295
Die Teerunden der großen alten Damen	295
Kunst- und Musiksalons um 1880	305

FÜNTES KAPITEL

Die Berliner Salons der Jahrhundertwende

<i>Politische Salons und Finanzsalons der wilhelminischen Zeit</i>	317
Die politischen Salons	317
Die Finanzsalons	334
<i>Die Berliner Salons zwischen Tradition und Jugendstil</i>	337
Fin de siècle und die Kultur des „alten Europa“	337
Die neuen künstlerischen und literarischen Salons	354
Das „Aussterben“ der Salons	373
<i>Die letzten Berliner Salons</i>	383
SCHLUSS	386

ANHANG:

Spaziergänge auf den Spuren der Salons in Berlin

Salonadressen-Spaziergänge	393
Spaziergänge zu den letzten Ruhestätten von Salomnièren und	
Habitués	411
Abbildungsnachweis	431

EINLEITUNG

Die Geschichte der Berliner Salons als Kultur- und Emanzipationsgeschichte

In den mehr als 90 Berliner Salons der Zeit zwischen 1780 und 1914 verkehrten Dichter und Philosophen, Theologen und Naturwissenschaftler, Politiker und Wirtschaftsleute, Prinzen und Studenten, Schauspielerinnen und Familienmütter, Maler, Bildhauer und Musiker – die Aufzählung ließe sich fortsetzen. Große und berühmte Namen begegnen uns ebenso wie viele heute zwar vergessene, aber dennoch oft hochinteressante Persönlichkeiten. Was war es, was alle diese Leute antrieb oder anzog, sich um den Teetisch einer Berlinerin oder Wahl-Berlinerin zusammenzufinden und immer von neuem zu versammeln?

Vorrangig ist die Persönlichkeit der Salon-Gastgeberin, der *Salonnière*, zu nennen. Sie war es, die man in erster Linie treffen, mit der man sich unterhalten wollte, die man verehrte, gerne leiden möchte und vielleicht auch liebte. Der Charme der Dame des Hauses, ihre Güte, ihre Fähigkeit, zuzuhören und Verständnis für die Probleme anderer zu haben, aber auch, wenn es erforderlich war, dem Gespräch einen neuen Impuls oder eine andere Richtung zu geben, ihre Klugheit, ihre Lebenserfahrung, ihre Anekdoten waren gefragt. Zum erwünschten Repertoire ihrer Rollen, die sie zu spielen und nach Bedarf zu improvisieren hatte, gehörten ebenso die jugendliche (jugendlich gebliebene) Liebhaberin wie die lebhafte, aber in Ton und Takt sichere Gastgeberin, die mütterliche Frau, die belebene Literaturkennerin, die Muse, das Orakel und, wenn es denn sein mußte, auch die Märzentante. Umgekehrt wurden von der Männerwelt die alten Ideale von Ritterlichkeit und Frauendienst, die seit dem Mittelalter immer noch hoch im Kurs standen, hier in die moderne Welt übertragen. Es war dieses historische, später auch z. T. historistische Flair aus der Minnesängerzeit und den Höfen der italienischen Renaissancefürstinnen, das auf dem Umweg über die im 17. Jahrhundert entstehende Pariser „Salon“-Geselligkeit dann im 18. Jahrhundert auch Deutschland erreichte, eben zu der Zeit, als die deutsche Nationalliteratur aufblühte. Es hat ab 1780 speziell in Berlin für mehr als ein Jahrhundert eine besondere Art von literarischer Geselligkeit hervorgebracht. Es hat den Geist der literarischen (und themenverwandten) Salons geprägt und damit zugleich in dieser Stadt eine wer-

bende, ansteckende Breitenwirkung erzeugt, wie sonst nirgends im deutschen Sprachraum, obwohl es auch in anderen Städten dann und wann einzelne bedeutende literarische Salons gab.

Salons waren die Erfindung von Frauen und dienten (auf verschiedene Weise und in unterschiedlicher Intensität) deren Freiheit und Selbstverwirklichung. Die Salons stellten unter den geltenden gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen eine der wenigen Möglichkeiten für Frauen der gehobenen Gesellschaft dar, von sich aus Zugang zur Öffentlichkeit und Bildungsöffentlichkeit zu finden, die weithin ein Monopol der Männerwelt waren. Daß die Salons ein Erfolg wurden und, nicht nur auf die Frauen bezogen, eine gesamtgesellschaftliche Bedeutung erlangten, ist alles andere als selbstverständlich und setzt voraus, daß auch der Männerwelt an der Salongeselligkeit, ihrer gesellschaftsrevolutionären „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, gelegen war und die Männer an dieser speziellen Art von Begegnung mit dem weiblichen Geschlecht und den gebildeten und geistreichen Vertreterinnen desselben Gefallen fanden. Es hat den Anschein, als hätten die Männer selbst *ihre Öffentlichkeit, ihre Bildungswelt, ihre res publica litteraria* als zu kalt empfunden und (je länger je mehr) als zu sachlich und fachlich und ergänzungsbedürftig erkannt. Die bildungsbürgerliche Männerwelt verlangte nach der ihr entsprechenden weiblichen, matriarchalischen Ergänzung. Die Analogie zu dem verstärkten und bewußten Hervortreten des Matriarchats in der Monarchie des 19. Jahrhunderts ist gegeben. Was die Salons betrifft, haben wir es demnach mit zwei gegenläufigen Bewegungen zu tun. Die bildungswilligen Frauen suchten in ihren Salons die Öffentlichkeit der Bildungswelt einzufangen, die Öffentlichkeit der Männerwelt verlangte nach der privaten, intimen Sphäre der Salons. Das Bedürfnis trat umso deutlicher hervor, als das früher die beiden Geschlechter kulturell über den Raum der Familie hinaus verbindende Band der Religion und des Kultus seine Zugkraft verlor. In gewisser Weise kann man den literarischen Salon als ästhetischen Religionsersatz, als ästhetischen Kult bezeichnen, den die beiden Geschlechter zusammen zelebrierten. Bei diesem parallelisierenden Vergleich zwischen der Salonkultur und den traditionellen Religionen kommt es weniger auf die einzelnen Inhalte hier wie dort als auf die prinzipielle Weite und Universalität, aber auch Verbindlichkeit des Geistes bzw. der Geisteshaltung in Salon und Religion, und zum anderen auf die Halböffentlichkeit der Veranstaltung selbst an. Ganz im Geiste der ästhetischen Theorien der Klassik, der Romantik und des Biedermeier war das zentrale Anliegen dieser Salons (anders als im Rokoko) *Echtheit*. Dabei sollte die Kunst lebensecht und lebenswahr sein, umgekehrt das Leben durch die Kunst geadelt werden. Diese Forderungen

standen zwar in einem gewissen Gegensatz zu traditionellen konfessionellen und moralischen Vorstellungen, waren aber weder religionsfeindlich noch amoralisch zu verstehen. Im Idealfall wurde der Salonabend zu einem improvisierten Kunstwerk der Geselligkeit, zu einem Gesamtkunstwerk menschlichen Lebens und menschlicher Gesellschaft.

Die Salonnier war gleichsam die Priesterin dieses neuen Kultes. Zum wöchentlichen *jour fixe* ihrer „Gemeinde“ waren das nächstgelegene Analogon und Vorbild die *jours fixes* des jüdischen und christlichen Gottesdienstes am Sabbat und Sonntag. Auf einen weiten gesamt-kulturellen Horizont bezogen, gab es außer den männlichen salonparallelen Treffs (Mittwochsgesellschaften und Stammtische sehr unterschiedlichen Niveaus) sonst kaum Vergleichbares. Im Unterschied dazu waren die wöchentlichen Markt- und Gerichtstage u. ä. sehr speziell auf partielle Belange des täglichen Lebens bezogene *jours fixes*. Die Audienzen der Könige, die man hier ebenfalls zum Vergleich heranziehen könnte, wurden hinwiederum zeitlich sehr verschieden gehandhabt. Es war wohl nicht ganz zufällig, daß Samstag und Sonntag von den Salonnier am seltensten, in der Spätzeit etwas häufiger, zum *jour fixe* gewählt wurden. Das konnte mancherlei Gründe haben, geschah aber sicher auch mit Rücksicht auf Sabbat- und Sonntagsruhe und Gottesdienste. Bezeichnenderweise machten die musikalischen Salons eine gewisse Ausnahme. Das Haus Mendelssohn-Bartholdy und die Schwestern Bardua veranstalteten musikalische Sonntags-Matinéen. Musik wurde als Gottesdienst verstanden. Die hervorragende Bedeutung der Kirchenmusik für den christlichen Kultus war gewissermaßen das Brückenglied.

Nur in Berlin bildete sich in der Tradition der Generationen, also im zeitlichen Längsschnitt, wie im zeitgleichen Querschnitt über die ganze Stadt ausgebreitet, eine aus Längs- und Querfäden dicht gewebte Struktur von Salonkultur heraus. Niemand hat sie so geplant und organisiert, und dennoch war sie Wirklichkeit, praktische, nützliche, beglückende Wirklichkeit, schwebende, atmosphärische, schwer dingfest zu machende, aber dennoch vorhandene Realität des Berliner kulturellen, literarischen, geistigen Lebens. So scheinbar zufällig wie die Salons selbst. Spürbar nur in den einzelnen Salons und deren Stil, war diese Salonkultur als Ganzes doch mehr als die bloße Summe der Salons. Ohne Zweifel Ausstrahlung der einzelnen Salons und ihrer Zentralfiguren, aber eine Ausstrahlung, die sich nicht einfach verlor, sondern wie ein verstärkendes Echo zurücksschallte und den einzelnen Salons Sicherheit und Stärke, Selbstvertrauen und Bedeutsamkeit verlieh, aber auch Ansporn, Maßstab und Verpflichtung bedeutete.

Salons gab es in verschiedenen Spielarten und – so kann man sagen – Preislagen. Die Salongeschichte kennt literarische, musikalische, künstleri-

sche Salons und die mannigfachsten Mischformen. Es gab aber auch Salons, die ihren Schwerpunkt in der Politik hatten. Neben diesen thematisch einigermaßen definierten und insofern elitären Geselligkeiten lassen sich zahlreiche unthematisierte Salons nachweisen bzw. z. T. nur vermuten, weil sie unterhalb der Literaturschwelle lagen und kaum jemand über sie Aufzeichnungen machte. Sie waren zahlenmäßig den geistig anspruchsvollen Salons sicher überlegen, auch was die in ihnen versammelte finanzielle Potenz betraf. Doch für die Entwicklung des Geistes und der Bildung, für den Fortschritt der Kultur und die Emanzipation der Frau spielten sie keine oder kaum eine aktive Rolle. Um historisch bedeutsam zu werden, waren sie zu statisch und trivial angelegt und partizipierten allenfalls (auf die eine oder andere Weise) an den Strukturen und Leistungen der geistigen Avantgarde der Salonkultur. Mit Tanz und Flirt, mit Kartenspiel und Tagesklatsch und ähnlichem kann man sich zwar die Zeit vertreiben, aber nicht Geschichte machen. Es hat solche Salons und, noch etwas tiefer angesiedelt, Möchte-gern-Salons auch in Berlin gegeben. Immerhin stellen sie als sekundäre historische Erscheinung und als (wertneutral betrachtetes) soziologisches Gesamtphänomen ein wichtiges Indiz dar für die Triebkraft und Strahlkraft und Attraktivität der Salon-Idee als solcher. Das heißt aber zugleich für das Selbstverständnis der Frauen von damals, die Selbsteinschätzung ihrer gesellschaftlichen Situation, ihrer emanzipatorischen Möglichkeiten und Wünsche bzw. Zielvorstellungen. Man sollte vielleicht auch nicht verkennen, daß von diesem zahlenmäßig überlegenen Randphänomen gegenläufig auch für den elitären Kern der Salonkreise eine Bestätigung ausgehen konnte, zeitgemäß und auf dem richtigen Wege zu sein, und gleichzeitig ein Anstoß und Anreiz, es im eigenen Salon besser zu machen und sich abzuheben.

Die vorliegende Untersuchung beschäftigt sich mit den kulturell anspruchsvollen Salons in Berlin, von denen sich im Zeitraum zwischen 1780 und 1914, d. h. von Anfang bis Ende der Berliner Salonkultur, über neunzig erfassen, erschließen oder vermuten lassen. Wir haben zwei Kriterien, mit deren Hilfe sich feststellen läßt, ob es sich um einen wichtigen, historisch relevanten Salon handelte oder um ein bloßes triviales Randphänomen der Salonkultur. Um es vorweg zu sagen, prinzipiell waren weder der Stand noch der Rang noch der Reichtum einer Salonnieré und ihrer Besucher dafür von Bedeutung, weder als hinreichende Begründung noch als unerlässliche Voraussetzung (*conditio sine qua non*). Alles das konnte als Akzidens hinzutreten und auf die eine oder andere Weise einem Salon Glanz verleihen. Doch wesentliche Bedeutung kam dem nicht zu. Das eine der beiden Hauptkriterien betrifft die entscheidende Frage, ob ein Salon über

seine unvermeidliche Einbettung in die Sozial- bzw. Gesellschaftsgeschichte einer Stadt oder eines ganzen Landes hinaus in die Literatur-, Musik- und Kunstgeschichte bzw. die politische Geschichte hineinragt und wesentliche Impulse von dort empfangen bzw. umgekehrt dorthin abgegeben hat. Anders formuliert: In welchem Wechselverhältnis das sozialgeschichtliche Phänomen *Salon* mit speziellen Entwicklungen in der Geisteskultur (Literatur, Musik etc.) und Politik gestanden hat. Je intensiver, je wirksamer und nachhaltiger sich diese Beziehungen gestaltet haben, desto wichtiger der Salon, desto höher das spezifische Gewicht dieses Salons als historisches Phänomen. Je höheren Ertrag für die Dichtung, Musik, bildende Kunst oder Politik die Geselligkeit eines Salons (auf welche Weise auch immer) mittelbar abwarf, desto historisch bedeutender der Salon. Nichtsdestoweniger bleibt der Salon in seinem Kern ein Thema der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte und kann nur als solches bearbeitet und beurteilt werden. Alle damit verknüpften Spezialfragen, mögen sie noch so weit nicht nur in Dichter- und Künstlerbiographien, sondern auch in Werkanalysen und Text- und Bildinterpretationen hineinreichen, sind nur (willkommenes, mitunter wichtiges) Beiwerk zur Geschichte des jeweiligen Salons bzw. zur Geschichte der Salonkultur als einem realen gesellschaftlichen Phänomen und Problem. Die Musik, die Dichtung und die bildende Kunst (wir brauchen nicht alles aufzuzählen) hatten auch in den Blütezeiten der Salons daneben stets zahlreiche andere Möglichkeiten der Begegnung mit dem (potentiellen) Publikum, Möglichkeiten der Werbung, der Inspiration und Kommunikation mit Gleichgesinnten und Andersdenkenden. Der Salon war für die Künstler, Schriftsteller und Wissenschaftler und erst recht für die Politiker und Staatsmänner nur eine von vielen Möglichkeiten, die sie damals hatten und heute – lange nach dem Ende der Salonkultur – in verschiedenen Variationen immer noch (ja sogar vermehrt) haben. Man kann also auf Seiten der Salongäste nicht ohne weiteres von einer notwendigen, unentbehrlichen und unumgänglichen Beziehung zum Salon sprechen (nur: sie gingen eben gerne hin!). Es handelte sich um eine freie, freischwebende, freiwillige Zuwendung oder Zuneigung, in der das Unverbindliche, Unterhaltsame und Erholsame, in der Amusement und Rekreation eine große Rolle spielten. Wo dieses Element des Zwanglosen und Freien und Toleranten in einem Salon fehlte oder abstorb, degenerierte er schnell zu einem Zweckverband oder zur Sekte.

Das Vorhandensein und das Ausmaß der geselligen Freiheit und des geselligen Freiraums im Salon zu erkennen und festzuhalten, ist die primäre Aufgabe des Historikers, mögen die literatur- oder kunstgeschichtlichen Verstrickungen noch so fesselnd sein. Wenn jemand angewiesen war auf

den Salon und seine Gäste, dann war es im Normalfall in erster Linie die Salonnière. Sie brauchte ein Fenster in ihrem Haus, in ihrer Wohnung zur Welt des Geistes und der Bildung und der Politik. Wenn sie an dieser Welt teilhaben und dadurch selbst sich bilden und befreien (d. h. emanzipieren) wollte, benötigte sie die Halböffentlichkeit ihres Salons, in dem jeder, der irgendwann „ein für alle Mal“ eingeladen war, kommen konnte oder auch nicht, ganz nach Belieben. Und überdies durfte er seinerseits Gäste empfehlen oder mitbringen. Ein breiter Sektor der gebildeten Öffentlichkeit hatte Zugang zu der intimen Atmosphäre in der Privatwohnung einer Salonnière. Diese sehr polare und zugespitzte Konstellation war, von den sonstigen gesellschaftlichen Strukturen und Verhältnissen des 19. Jahrhunderts her gesehen, ungewöhnlich, riskant und z. T. sogar anrüchig, was vielerlei Anlaß und Vorwand lieferte, die Salons kritisch zu betrachten, abzuwerten oder (auf verschiedenerlei Weise) lächerlich zu machen. Diese Konstellation war andererseits die spannungsreiche Voraussetzung dafür, daß auch die geistigen Funken sprühten, „der Geist explodierte“ (wie Hedwig von Olfers schrieb) und Gäste und Gastgeberin sich als Persönlichkeiten nicht nur vergnügten, sondern auch (weiter-)bildeten, daß der Geist das Leben und das Leben den Geist befruchtete.

Die Salonnière hatte Opfer zu bringen für den Betrieb solcher bildender Geselligkeit und gesellig-vergnüglicher Bildung. Aber als Gebende und Nehmende war sie die Zentralperson der Salonkultur. Ob das Geben das Nehmen überwog oder umgekehrt, war von Situation zu Situation verschieden. Selbst Rahel Varnhagen, die bedeutendste deutsche Salonnière überhaupt, war oft von der Mediokrität des Salon-Alltags frustriert, und selbst in den glänzendsten Zeiten ihres Salons verließ sie das Gefühl nicht, in ihrer Geselligkeit mehr zu geben, als von allen Gästen zusammen zurückzuerhalten. Und der Maler Wilhelm von Kügelgen, der sie erst spät aus Karl August Varnhagens Publikationen kennenlernte, schrieb am 20. Februar 1860 an seinen Bruder Gerhard: „Ich schäme mich fast, daß ich erst jetzt die Bekanntschaft dieser berühmten Rahel mache. Bis jetzt hatte mich eine Art pharisäischen Hochmuths davon abgehalten; ich dachte es wäre ein verdrehter jüdischer Blaustrumpf gewesen. Die Autorität ihrer Verehrer war keine für mich. Aber Welch einen Schatz von einem Menschenkinde habe ich da gefunden, eine wunderbar herrlich ausgestattete Menschenseele vom reinsten Adel. [...] Von ihrer Bedeutung kann man sich einen Begriff machen wenn man denkt, daß [sie] [...] die Macht hatte, allabendlich die bedeutendsten Personen aller Stände, die Berlin aufzuweisen hatte, um sich zu versammeln. [...] Alle diese Personen so wie Alle die sich zu ihr fanden, waren ihre warmen Freunde, ja ihre Schüler, lauschend den wunderbaren

Offenbarungen und Weissagungen, die von ihren Lippen strömten, sich Trost und Belehrung von ihr erbittend. Göthe und Jean Paul sind voll von Bewunderung und Verehrung gegen sie.“ Wie immer der Einzelfall gelagert war, immer stand im Mittelpunkt des Salons eine Frau. Den Mittelpunkt der Salongeschichte bildeten die Frauen, ihre Emanzipation, ihr Weg zur höheren Bildung und d. h. zugleich zur menschlichen Freiheit, ihr Weg in die Öffentlichkeit, die damals noch dominant männliche Öffentlichkeit.

Während das erste Hauptkriterium den geistigen Umsatz des jeweiligen Salon-Unternehmens zum Maßstab nimmt, sich an Einsatz und Gewinn orientiert, mit anderen Worten das Außenverhältnis zur Gesellschaft in Eingang und Ausgang in Betracht zieht, gilt das zweite Hauptkriterium dem Binnenleben des Salons selbst und seinem Niederschlag in der Brief-, Tagebuch- und Memoirenliteratur. Neben diesen wichtigsten Quellengruppen sind auch noch Schlüsselromane, musikalische, malerische und zeichnerische Salonerinnerungen als z. T. unmittelbare, z. T. auch nur mittelbare Quellen zu nennen. Wir können als Faustregel aufstellen: Je bedeutender ein Salon auf geistigem Gebiet war, umso besser ist er dokumentiert bzw. umgekehrt, je ausführlicher und eindringlicher und häufiger er in den Quellen beschrieben ist, für umso wichtiger darf er gelten. Das liegt darin begründet, daß die üppige Dokumentation als Funktion unmittelbar abzuleiten ist 1) von der Zahl interessanter, literarisch tätiger Besucher bzw. von den literarischen Aktivitäten (Briefen und Tagebüchern) der Salonnieren selbst, 2) von der Zahl interessanter, bemerkens- und festhaltenswerter Salon-Ereignisse bzw. Salon-Gespräche. Die Zahl interessanter Salongäste (1) und die Zahl interessanter Gespräche (2) bedingten sich wechselseitig. Unter diesen Voraussetzungen ist die Gefahr, einen wichtigen Salon zu übersehen, nicht groß. Andererseits lassen sich auch die über 90 Berliner Salons dank der Quantität und Qualität ihrer zeitgenössischen Dokumentation und ihres dokumentierten Nachruhms sowohl wie durch die Größe der Zahl nachweisbarer bekannter und berühmter Persönlichkeiten dort ziemlich klar in drei Klassen teilen: etwa dreißig weniger bedeutenden und vergleichsweise schwach dokumentierten Salons – quer durch den Zeitraum von ca. 140 Jahren – stehen ca. 30 wichtige und schließlich ca. 30 sehr bedeutende, den kulturellen Rang Berlins im 19. Jahrhundert mitbestimmende Salons gegenüber. Im Vergleich zu anderen Städten im deutschen Sprachraum war in Berlin die Zahl der Salons jüdischer Frauen das ganze 19. Jahrhundert hindurch (bezogen auf die Gesamtzahl der jüdischen Bürger Berlins) überproportional hoch. Dementsprechend groß war auch ihr Anteil an der Gruppe der sehr bedeutenden Berliner Salons.

Wir haben eben eine äußere Kausal- bzw. Konditionalrelation zwischen der historischen Bedeutung eines Salons und seiner literarischen Dokumentation festgestellt. Doch ist die Beziehung zwischen Brief- und Tagebuch-Schreiben und Salon noch um einiges enger und innerlicher. Die Pflege der Brief- und Tagebuch-Literatur erlebte im Deutschland des späten 18. und des 19. Jahrhunderts bis hin zum Ersten Weltkrieg eine Hoch-Zeit, zeitgleich mit der Blüte der Salonkultur. Das war nicht zufällig so. Alle drei Phänomene waren Ausdruck und Hervorbringungen des Individualismus und der Persönlichkeitskultur des Zeitalters, seiner Seelenkultur und Empfindsamkeit, seiner Geisteskultur und seiner Bildungsbestrebungen. Daß die Gewichtung dieser Elemente innerhalb des angesprochenen Zeitraums und innerhalb gewisser Toleranzgrenzen Schwankungen und Veränderungen unterlag, sei wenigstens angemerkt. Briefe und Tagebücher sind ebenso persönliche und intime wie existentielle, dem Augenblick des Lebens zugewandte Literaturgattungen. Der Salon war seinerseits eine sehr persönliche, intime, existentielle und dem Augenblick zugewandte kulturelle Erscheinung. Briefe, Tagebücher und Salons waren – alle drei – Medien individueller Selbstverwirklichung. Dazu kam ferner, daß das Salon-Gespräch in ausgedehnten Freundschaftskorrespondenzen gewissermaßen eine Fortsetzung mit anderen Mitteln erfuhr, sich brieflich das Hier und Jetzt des Salongesprächs auf räumliche und zeitliche Distanz fortsetzte, ergänzte und erweiterte. Wie eng Salon und Briefliteratur miteinander verquickt waren, erhellt nicht nur aus den in die Briefe eingegangenen Salongesprächen, sondern auch aus der Tatsache, daß in den Salons Briefe von fernen Korrespondenten vorgelesen oder in der Runde herumgereicht wurden.

Die enge Verquickung der Salonkultur mit der Briefkultur der Zeit bewirkte einen hohen (potentiellen) Bekanntheitsgrad mancher bedeutender Salons auch außerhalb Berlins und z. T. bis in das europäische Ausland. Das hatte wiederum, in einer Spirale nach oben, zur Folge, daß Reisende, die nach Berlin kamen, diese Salons ihrerseits aufsuchten, sehen und erleben wollten. Sie galten als eine Art Geheimtip. Es kursierte das Sprichwort: „Wer den Gendarmenmarkt und Madame Herz nicht gesehen, hat Berlin nicht gesehen.“ Die schöne und gebildete jüdische Arztfrau Henriette Herz hatte um 1780 den ersten Salon in Berlin gegründet. Die privaten und intimen Freundeskreise der Salonnieren wurden zu einer öffentlich bekannten Attraktion der Haupt- und Residenzstadt Berlin. Sie wurden, in einem sehr wörtlichen Sinne, zu einer halböffentlichen, medialen Institution, deren Reiz eben gerade in der Polarität von Privatwohnung, Intimität, freier, gegenüber niemandem und zu nichts (außer dem guten Ton) verpflichteter Geselligkeit einerseits und Treffpunkt andererseits vieler bekannter und

interessanter Leute aus ganz Berlin und darüber hinaus lag. Aus der Sicht einer Salonnieré sah dieses Hereinholen der Welt dann so aus: „Man braucht nur hübsch in Berlin und in seiner Stube zu bleiben, um alle Welt kennenzulernen“ (Henriette Solmar, die über 30 Jahre im oberen Stockwerk des Bankgebäudes [später Reichsbank] in der Jägerstraße 34 wohnte). Man konnte sich den Eintritt nicht durch ein Billett erkaufen, man mußte schon wer sein oder empfohlen sein. Das Gefühl, ein für alle Mal eingeladen zu sein und zu den Auserwählten dieser zwar zwanglosen, aber doch elitären Kreise zu gehören, war sicher motivierend. Ganz unabhängig davon, was sich dort an einem Abend ereignete, es war attraktiv, dabeisein und dazugehören zu dürfen, neudeutsch gesagt: „in“ zu sein. Diese (heimliche) Magnetwirkung wirkte stabilisierend und werbend für die Salonkultur über 140 Jahre hin.

Das Aufgenommensein in die Salongesellschaft (einer oder auch mehrerer Salonnieré) ist in seinem Erlebniswert vergleichbar mit der monarchischen Hofgesellschaft, zu der man auch zählte, wenn man ein für alle Mal eingeladen war. In gewisser Weise stellten die Salons eine Gegenparallel zum Hof dar. Beide Male findet die Geselligkeit im (privaten) Wohnbereich statt, der einer ausgewählten Öffentlichkeit geöffnet wird. Dort der König (oder Fürst) bzw. die Königin (oder Fürstin) als Zentralfigur, hier die Salonnieré, dort die strenge Hofetikette und das Hofzeremoniell, hier Zwanglosigkeit und „guter Ton“, oder, wie Mine Bardua ihr salonartiges Kränzchen für junge Mädchen aus den großen Familien charakterisierte, „tolles Sichgehenlassen bei feinster Sitte“. Dort Repräsentation, hier Improvisation, dort abgestufte Ordnung nach Stand und Rang, hier nichts als Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Als Jean Paul Friedrich Richter 1801 nach Berlin kam, staunte er: „Gelehrte, Juden, Offiziere, Geheime Räthe, Edelleute, kurz alles was sich an andern Orten [...] die Hälse bricht, fället einander um diese und lebt wenigstens freundlich an Thee- und Es[s]tischen beisammen.“

Zur Attraktion der Salons der ersten Generation trugen auch die Neuheit und der gesellschafts-revolutionäre Elan bei. Die jungen Salons auf einer Berlinreise zu besuchen, hatte etwas von Revolutionstourismus an sich. Die frühen Salons waren Jugendbewegung. Man wollte alte Zöpfe abschneiden, durchbrechen zu gesellschaftlicher Emanzipation (in ständischer, familiärer, religiöser und z. T. auch politischer Hinsicht), man wollte geistig und vom Gefühl her frei, gleich und brüderlich miteinander verkehren. Man wollte Mensch sein und sich zum Menschen bilden, zum geistigen Menschsein emanzipieren. Etwas von diesem jugendlichen enthusiastischen Elan hat sich bis in die Endzeit der Salonkultur erhalten. Den-

noch ist es unverkennbar, daß das Durchschnittsalter der Damen, die einen Salon gründeten, im Laufe des Jahrhunderts stetig anstieg und ein traditionalistisches, ja retrospektiv-kultisches Element sich einmischte und z. T. prägend wurde. Die späteren und späten Salongründungen waren oft weniger Ausdruck spontaner zwangloser Geselligkeit als vielmehr ein gewissermaßen dogmatisches Bekenntnis zur Idee des spontanen zwanglosen Salons. Eine Art *contradictio in adjecto*, eine Paradoxie der Geschichte, von einem tragischen Hauch umweht. In manchen Fällen (die ihrerseits wieder vorbildhaft und nachahmenswert waren) wurde im natürlichen familiären Erbgang der Salon von der Mutter an die Tochter und von dieser an die Enkelin weitertradiert (z. B. Elisabeth von Staegemann – Hedwig von Olfers – Marie von Olfers). Auch abgesehen von solchen Sondersträngen der Salongeschichte war die Tendenz vorherrschend, daß sich nicht nur die jungen Leute, sondern auch und je länger je mehr die bereits etablierten Damen, die Damen des Establishments mit den Federn der Salongeselligkeit schmückten. Die Zahl der Ehepaare- bzw. Familiensalons (bei nach wie vor dominanter Rolle der Dame des Hauses) nahm zu und damit korrespondierend das Erscheinen von Ehepaaren unter den Gästen. Auf diese Weise verschwanden allmählich die Grenzen zu anderen Formen der Geselligkeit. Die französischen Salons machten schon im 18. Jahrhundert eine ähnliche Entwicklung durch. Allerdings spielte das Establishment dort von Anfang an eine größere Rolle als in Berlin, dessen frühe Salons gelegentlich (es ist ein mit Vorsicht zu gebrauchender Vergleich) an die (spätere) Bohème streiften. Obwohl oder gerade weil in der Salonkultur Berlins im Laufe des Jahrhunderts eine starke und bewußte Tendenz vorhanden war, Tradition zu pflegen und sich am Vorbild früherer Salons (in der Zeit des „Neo-Rokoko“ auch an den französischen Salons des Ancien Régime) zu orientieren, wurde etwas anderes aus den Salons.

Daß die Gesamtgesellschaft sich änderte, der Zeitgeist sich wandelte und nicht zuletzt die Frauenfrage sich – dank der z. T. mit Hilfe der Salonnieren bereits erreichten Emanzipationserfolge – anders stellte, waren die Rahmenbedingungen, in denen sich die Salons der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu formen, zu behaupten und zu verändern hatten. Andererseits ist zu fragen, warum es überhaupt zu einer das ganze 19. Jahrhundert übergreifenden, ja bis weit über seine Ränder reichenden Salongeschichte kam. Als Gründe sind u. a. zu nennen: 1) Daß trotz manchen Änderungen die Struktur der Ständegesellschaft des Ancien Régime noch fortbestand, teils unmittelbar, teils mittelbar in der Projektion auf die kapitalistische Klassengesellschaft, so daß 2) das Bildungsbürgertum, das im wesentlichen die frühen Berliner Salons hervorgebracht hatte, seinen

gesellschaftsreformierenden Auftrag weiter zu erfüllen hatte. Betonung der menschlichen Individualität (gegen Stände- und Klassenkollektive), Bildung, Steigerung und Veredlung des Individuums zur Persönlichkeit und menschlichen Ganzheit, und zwar nicht auf dem Wege gewissermaßen mönchischer Gelehrsamkeit und Weltverachtung, sondern – zweckdienlicher – in anregender, geistreicher, freier und unterhaltsamer Geselligkeit. Die von der französischen Revolution geforderten politischen Humanitäts-Ziele „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ waren die Leitbegriffe auch der – im wesentlichen unpolitischen – kulturellen und geselligen Jugendbewegung der Salons um 1800.

Insofern in den Berliner Salonkreisen, sowohl hinsichtlich der Gesprächsthemen als auch im Blick auf die Teilnehmer, die deutsche, damals noch vergleichsweise junge und zeitgenössische Nationalliteratur eine zentrale Position einnahm, kam den Salons zumindest mittelbar auch eine national-politische Bedeutung (Stichwort: Kulturnation) zu. Nichtsdestoweniger machte das menschheitliche Interesse dort nicht an den staatlichen und sprachlichen Grenzpfählen Halt. Man dachte und fühlte kosmopolitisch, weltbürgerlich und tolerant. So gesehen war es auch kein Mangel und Verzicht, nicht unmittelbar politisch zu wirken. Der Ansatzpunkt der frühen Berliner Salons war ein philosophischer, moralischer und ästhetischer, er lag *oberhalb* der konkreten Probleme von Staat und Kirche. An der Wiege der frühen Berliner Salons standen als Genien die Aufklärungsphilosophie und der deutsche Idealismus, die Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts und die Romantik. Daß diese so geformte frühe Salonkultur eine über 100jährige Tradition begründete, lag nicht zuletzt an dem hohen und gültigen theoretischen Ansatz und seiner moralischen und geselligen Überzeugungskraft. Das 19. Jahrhundert wußte um den Wert dieses Ansatzes und Vorbildes. Das Ideal wurde in der Realität zwar nie ganz erreicht, wirkte aber doch – und das ist wichtig – stets als Korrektiv. Die Salons waren immer etwas „Utopie“. Es ist geradezu ein Klischee der Salonorberichterstattung (selbst in den interessanten Zeiten der Salons), daß der unbefriedigenden Salon-Gegenwart der Spiegel einer idealen Salon-Vergangenheit und Tradition vorgehalten wird. Jedoch gerade das utopische Element der Salonidee beflogelte die Salons, sich dem Ideal nach Kräften anzunähern: das Unmögliche anzustreben, um das Mögliche zu erreichen. Die Salons pflegten diese Leitbilder – um der Sache und des Nutzens willen, aber in der Spätzeit auch mit einem Hauch von romantischem Rückblick und Traum, (vergeblichem) Spiel und melancholischem Dennoch. Diese bis zu einem gewissen Grade historistisch zu nennende Salonromantik stand nicht allein. Die (rückwärtsschauende) Verehrung der Klassik (vor allem

Goethes), die Erinnerung an die napoleonische Zeit, die Befreiungs- und Freiheitskriege prägten das ganze Jahrhundert, nicht zuletzt auch in Berlin.

Der bürgerliche Wohnstil der Biedermeierzeit mit seiner vornehmen Einfachheit blieb das ganze Jahrhundert hindurch und hielt sich bis ins 20. Jahrhundert als die letzte einheitliche, Adel und Bürgertum gleichermaßen bedienende Einrichtung, die auch in vielen Salons zu finden war. Das Fortleben und Weiterwirken der Biedermeier- und Salonkultur stellten nicht nur äußere Zeit- und Kulturparallelen dar. Sie hatten die innere Haltung gemeinsam. Ihren geistigen und geselligen Ursprüngen und Anliegen gemäß, dem kulturrevolutionären Ziel entsprechend, waren die äußeren Erscheinungsformen dieser Geselligkeit schlicht und einfach, nonchalant und manchmal spartanisch. Die bürgerliche Einfachheit war nicht zuletzt ein provokatives, revolutionäres Bekenntnis gegen das feudalistokratische Ancien Régime und sein zwischen Natürlichkeit und Unnatur schwappendes, graziös-schwelgerisches Rokoko. Auf die Gesinnung und innere Haltung kam es an, nicht auf den Komfort. Solche Befindlichkeit zeichnete nicht nur die Räume aus, in denen man zusammenkam, und die in der Regel damals (im Gegensatz zu vielen Beispielen der späteren Zeiten) eben keine „Salons“, d. h. große Säle waren, sondern normale Zimmer in Miethäusern, und nicht immer auf der *Belle Etage*, sondern in den billigeren Wohnungen weiter oben oder sogar unter der Dachschräge (Rahel Levin-Varnhagen sprach von ihrer „Dachstube“). Dem entsprach auch die Art, wie die Salonnieren ihre „Salons“ (d. h. ihre Räumlichkeiten) und ihre „Salons“ (verstanden als die in den Räumen stattfindende Geselligkeit) selbst bezeichneten. Obwohl der Begriff „Salon“ für eine bestimmte Art von Geselligkeit (zentriert um eine Dame) seit Beginn des 19. Jahrhunderts retrospektiv in der Literatur und Geschichtsschreibung auftauchte, bezogen auf die damals schon 200 Jahre alte französische Salonkultur, sprachen die Berliner Salonnieren im 19. Jahrhundert selbst so gut wie nie von ihrem „Salon“. Wer es tat, machte sich schon allein dadurch als „Möchte-gern-Salonnière“ verdächtig.

Da die Salonnieren ihr „Haus“ meist an einem bestimmten Tag in der Woche abends oder nachmittags öffneten und sich – es war mitunter schon ein Opfer – für ihre Gäste, welche kommen oder auch wegbleiben konnten, freihielten, sprachen sie lieber von ihrem „jour fixe“, ihren „Donnerstagen“, „Freitagen“ etc., von ihrem „Kreis“, „Zirkel“ oder – besonders gern – von ihrem „Teetisch“. Die Verpflegung war – von Spöttern *bona* oder *mala fide* oft belästert – meist spartanisch, war und sollte bewußt Nebensache bleiben. Der Zeitgeist bot im übrigen die Möglichkeit, diese Salonpraxis ideell zu stilisieren und zu motivieren im Sinne von Winckelmanns klassi-

zistischem Ideal der „edlen Einfalt und stillen Größe“. Einfachheit und Sparsamkeit waren anfangs (aber auch später noch) modern. In der Tat beschränkten sich die Salonnieren meist auf Tee und Butterbrote, schon deshalb, weil sie sich eine kostspielige Bewirtung vieler Gäste oft nicht leisten, außerdem nicht absehen konnten, wieviele Gäste an diesem Abend kommen würden, und überdies so am leichtesten locker zusammensitzenden oder beieinanderstehenden Gruppen unauffällig anzubieten war, was oft die Töchter oder die vertrautesten Habitués besorgten. Im Salon bildete das Gespräch den Mittelpunkt, um das sich das leichte Divertissement der Verköstigung wie ein Ornament gruppierte. Die Mahlzeit war nie der Hauptzweck. Die Salons wollten nicht mit den Tafelrunden und Tischgesprächen Friedrichs des Großen in Sanssouci oder im Hause Immanuel Kants in Königsberg konkurrieren.

Salon hieß immer auch Improvisation. Die Gäste brauchten nicht pünktlich zu erscheinen. Es gab – ein Vorteil für das Gespräch – keine feste Sitz- oder Tischordnung. So wurden schon durch diese Vorgaben Rangordnungen vermieden und wechselnde Gesprächspartner und Gespräche ermöglicht, was vor allem bei einer größeren Zahl von Anwesenden im Salon nützlich war. Die Salons haben manche Elemente der heutigen *Parties* vorweggenommen. Die Salonnière Anna von Helmholtz, Frau des berühmten Physiologen und Physikers Hermann von Helmholtz, schrieb über die Anfänge ihres Salons Ende 1871 in Berlin: „Wir haben uns einen Abend in der Woche fest gesetzt, an dem wir zu Hause sind und haben bisher immer zehn bis zwölf Leute gehabt [...]. Es ist die bequemste Art für vernünftige Menschen, die sich mit einer Tasse Tee und etlichen Butterbroten begnügen.“ Sie kritisierte dagegen an der normalen Berliner Professorengesellschaft: „Die Gelehrtenkreise haben hier, wie an kleinen Universitäten[,] die große Unsitte der langen Souper[s] – was wohl von einer sozialen Unbeholfenheit herröhrt – so daß sie sich erst dann sicher fühlen, wenn sie ihre Gliedmaßen unter einem Tische verankert haben.“ Selbst im Salon der vornehmen alten Fürstin Marie Radziwill, die jeden Abend ab neun Uhr empfing, gab es nur Tee, Limonade und Gebäck. Was hätte sie auch jeden Abend zu vorgerückter Stunde anderes anbieten sollen? Doch bleibt festzuhalten, daß nicht immer und überall nur „Tee und Butterbrote“ gereicht wurden. Die Quellen belegen, daß es außer Tee auch Kaffee, Wein, Limonade, unter Umständen sogar Bier gab, und (neben den Butterbrot) Kuchen und anderes, was angenehm sättigte, praktisch in die Hand zu nehmen und nicht direkt abgezählt war. Nachdem die junge Marie von Olfers einmal im Juli 1854 ihre verreiste Mutter im Salon hatte vertreten müssen, erstattete sie Rapport: „Gestern hatten wir einen splendidien Donnerstag.

Mit einer Melone, die dem Hause keine Schande machte.“ Manche Salons hatten ihre originellen oder traditionellen „Spezialitäten des Hauses“. Im Olfersschen Salon war es das sog. „*Blancmanger*“, ein süßes Mandelgelée.

In der späten Kaiserzeit lockerten sich die strengen Salon-Gewohnheiten in mannigfacher Beziehung auf, auch was die Bewirtung betraf. Das Souper schlich sich ein, der Salon verquicke sich mit der Tischgesellschaft und, vor allem wenn er auf Sonntag-Mittag gelegt wurde, mit dem Diner. Das Spannungs-Verhältnis der – nennen wir es – klassischen Salonkultur zur wohlhabenden Repräsentation und Unterhaltung trat in eine neue Runde. Der von geistigen Interessen geprägte Salon des Bildungsbürgertums (und seiner adeligen Verzweigungen) wurde einerseits von den wachsenden Ambitionen des Trivialsalons und ähnlicher Gesellschaftsformen bedrängt, auf der anderen Seite verlor er selbst viele Intellektuelle an die noch zwanglosere Bohème der Cafés und Kneipen. Es ist nicht zufällig, daß in manchen späten Salons auch Bier getrunken wurde und geraucht werden durfte (was bei den älteren Salons verpönt war). Der Pianist, Komponist, Kabarettist und Schriftsteller Woldemar Sacks faßte diese komplexe Salonproblematik etwas überspitzt und flapsig, aber anschaulich zusammen. Zunächst schildert er das Phänomen der nur dem Vergnügen und der Repräsentation dienenden „Trivial-Salons“, um dann zu den zwei Arten kulturell fruchtbaren Salons zu kommen: „Jeder reiche Berliner hatte damals [in den 1890er Jahren] seinen ‚Salon‘, veranstaltete ‚jours fixes‘ in Form von Massenabfütterungen und renommierte mit irgendeinem verschuldeten Leutnantsprinzen, aber wirkliche Salons, die uns etwa an die eben versunkene Epoche der Rahel Varnhagen u. a. erinnern könnten, waren schon zu jener Zeit so selten wie echte Krokodilstränen. Zwar gab es noch z. B. den Salon der Frau vom Rath, [...] ferner den der Frau Cornelia Richter, Tochter Meyerbeers und Mutter des früh verstorbenen Leipziger Professors und Nietzscheforschers Raoul Richter oder den Salon der Frau von Lipperheide, der bekannten Kunstsammlerin und Gönnnerin Hugo Wolffs – wenn also in diesen und noch einigen anderen Zirkeln Berühmtheiten anzutreffen waren und manche wertvolle geistige Anregungen von da ausgingen, so hatte man dennoch das leise Gefühl, bei begüterten Menschen zu weilen, die es ‚sich leisten konnten‘.“ Sacks nennt aber auch ein Beispiel eines äußerlich einfachen Salons idealtypischer Prägung: „Anders bei der [Malerin Luise] Begas von Parmentier [1843–1920], die jene geheimnisvolle, angeborene Gabe besaß, alle bedeutenden Menschen jener Zeit interessieren und mit ihnen zwanglos verkehren zu können, wobei sie nur wenig Unterschied machte, ob es sich um einen mehr oder weniger bekannten Namen handelte.“

Die Salons waren im klassischen Sinne zwanglose Gesprächs- und, wie man heute sagen würde, Erlebniskreise, in denen Freunde und Bekannte, die sich gut leiden mochten, zusammenkamen. Historisch-strukturell gesehen, waren sie lockere, schwelende Gebilde, kaum Institutionen zu nennen, obschon die bedeutendsten Salons solche für die Gesamtgesellschaft darstellen konnten. Es gab keinerlei festgeschriebene Verpflichtungen, außer gebildet oder bildungswillig zu sein und den guten Ton zu beherrschen. Es gab keine Vereins- oder Club-Satzungen, keine Vereinsbeiträge, keine Mitgliederlisten, keine Tagesordnungen oder Protokolle, keine Abstimmungen und Mehrheitsentscheidungen. Jede Stimme sprach für sich und wurde gehört. Selbst der sogenannte literarische Salon war nicht auf Literatur als Zweck fixiert, der musikalische nicht auf Musik. Anders als die Literatur- und Lesevereine, die Musik-, Kunst und Museumsvereine, die historischen Vereine etc. hatten die Salons keiner Sache und keinem thematischen Außenziel zu dienen, sondern stellten selbst-genügsame Geselligkeit dar, sie waren Selbstzweck, und verwirklichen sich im geselligen, vergnüglichen, geistreichen, bildenden Beisammensein. Das Menschsein, Menschseindürfen war Anfang und Ende der Salongeselligkeit. Ein Paradies auf Erden für kurze Stunden, wenn es denn an einem solchen Abend gelang (was nicht immer der Fall war), die gesellige, kultivierte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu verwirklichen. Jedenfalls war es eine ganz existentielle Form des Zusammenlebens im Augenblick des Hier und Jetzt. Auch eine ganz existentielle und ehrliche (zumindest so intendierte) Synthese von Geist und Leben. Die Salonnieré und ihre Habitués mußten sich schon, wenn der Abend gelingen sollte, ganz einbringen und bildlich gesprochen bar bezahlen. Wechsel – im banktechnischen Sinne hier als Metapher gebraucht – wurden in der Regel nicht angenommen. Auch war es für den Salon und sein Leben und seine geistige Struktur und Effektivität belanglos, was davon nach außen mitgenommen wurde und irgendwie irgendwo weiterwirkte. Man kann mit einem Recht die Salons als eine Bühne bezeichnen, ein Theater, wo Schauspieler und Zuschauer identisch waren. Salonnieré und Gäste spielten ihre (vom Schicksal zugewiesenen) Rollen, lernten an sich und den anderen und hatten ihren Spaß daran.

Ausgehen am Abend ins Theater oder in einen Salon waren sehr nahe verwandte Vergnügungen, und nicht selten ging man nach dem Theater oder einem Ball noch in den einen oder anderen Salon. Die Pariser Salonnieré Mary Clarke-Mohl (1793-1883), Schülerin der berühmten Salonnieré Juliette Récamier und Lehrerin ihrer Nichte Anna von Helmholtz geb. von Mohl meinte: „Ich ziehe es vor, meine Freunde bei mir einzufangen, nachdem sie die großartigeren Bälle oder Empfänge verlassen haben. Dann hört

man die Bemerkungen, die Geistesblitze, die vernünftigen Ansichten und die satirischen Glossen, die sich während ihres unfreiwilligen Schweigens den ganzen Abend über aufgestapelt haben.“ Gerade auch die Berliner Salons waren berühmt und berüchtigt für ihre kritischen Zungen.

Die historischen Entwicklungstendenzen des 19. Jahrhunderts waren in vielfacher Hinsicht dem Fortbestand der Salons nicht günstig. Einige Beispiele: Hielten sich am Anfang des Jahrhunderts noch Kosmopolitismus und Nationalismus einigermaßen die Waage, verloren die kosmopolitische menschliche Weite und Offenheit der Geister und Gemüter später an Zugkraft. Je länger desto mehr, vor allem nach der Gründung des kleindeutschen Zweiten Kaiserreichs, beherrschte ein enger nationalistischer Partegeist, samt dem nach Macht und Wohlstand trachtenden Imperialismus, das Feld. Waren Religion und Konfession in der Frühzeit überstrahlt und verklärt von menschlicher Toleranz und Liebe, verhärteten sich in der späteren Zeit die Fronten durch Dogmatismus, Orthodoxie und Kirchenkampf, vom ebenso leidenschaftlichen Unglauben ganz abgesehen. Aber auch auf dem Gebiet der Allgemeinbildung verschoben sich die Verhältnisse. Der alte, immer noch einigermaßen überschaubare Bildungskanon des 18. Jahrhunderts überdehnte sich und platzte, weil immer mehr Stoff entdeckt, neue Produktionen in Literatur, Kunst und Wissenschaft hinzukamen und immer neue Fachwissenschaften etabliert wurden. Diese Vielfalt war vom einzelnen Bildungsbürger nicht mehr zu bewältigen. Die Bildungswelt wurde fragmentarisch und pluralistisch, die Verständigung im Salongespräch immer schwieriger, je mehr die gemeinsamen Voraussetzungen fehlten.

Eine ganz ähnliche Zerstreuung fand im Räumlichen statt. Während sich früher die Salonkreise im engsten Raum des alten Berlin überschnitten und die Salons meist in wenigen Minuten zu Fuß zu erreichen waren, verteilten sich die späteren Salons mehr und mehr an den Rändern (auf die Villenviertel) der wachsenden Großstadt. Zwar gab es dafür Straßenbahn und Stadtbahn und Telephon. Aber diese technischen Hilfsmittel waren für eine so spontane und urtümlich einfache Erfindung, wie sie der Salon darstellte, nicht unbedingt förderlich, eher feindlich.

Dazu kamen, die (potentiellen) Salonnieren und Salongäste unmittelbar betreffend, die Moden des Reisens und des Sports, die eine vor allem bedingt durch den in der zweiten Jahrhunderthälfte wachsenden materiellen Wohlstand, die andere ausgelöst durch die weltanschaulich-anthropologische Hinwendung zur Körperkultur. Ferner ist nicht zu übersehen, daß in Literatur und Musik und bildender Kunst ein – was die Sache betraf – effektiver, mit den Salons nicht nur konkurrierender, sondern sie weit überflügelter Kulturbetrieb trat, der die Salons als erwünschte Gelegenheiten

für Debüts mehr oder weniger überflüssig machte und selbst die mäzenatischen Hilfen der Salons (wenn es sich nicht um sehr hoch angesiedelte Protektion einflußreicher Salonnièren handelte) in Frage stellte.

Vor allem wurden die Salons als Möglichkeiten für die gebildeten bzw. bildungswilligen Frauen, einen ersten selbständigen Zugang zur Bildungswelt der Männer zu gewinnen und einen ersten Schritt in die öffentliche Bildungswelt zu tun, überflüssig, je mehr die bürgerliche Frauenbildungs- und Frauenberufsbildungs-Bewegung Fortschritte machten. Umgekehrt haben zahlreiche Salonnièren diese eben genannten Bewegungen unterstützt und gefördert und damit das zum Wesen jeder Salonnière unverzichtbar gehörende mitmenschliche, soziale Engagement unter Beweis gestellt. Dafür mag Fanny Lewald als Beweis dienen, die für die Frauen- und Frauenbildungsbewegung tätig war und sich dabei größte Verdienste erwarb, die aber trotzdem sich beschränkte auf ihre Möglichkeiten als Schriftstellerin und Salonnière und nie formelles Mitglied der Frauenbewegung wurde. Das zweite Beispiel liefert der wesentlich mit Hilfe von führenden Damen der Salongesellschaft gegründete und über Jahrzehnte hin geförderte „Verein der Künstlerinnen und Kunstmäzeninnen zu Berlin“. Das Vorhandensein der Salons und der in ihnen latent wirkenden Humanität, Mitmenschlichkeit und Mütterlichkeit war für die Entstehung der Frauenbewegung eine notwendige historische Voraussetzung. In gewisser Weise kann man sagen, daß die Salons die Wiege solcher Frauenbildungsvereine und ähnlicher sozialpolitischer Unternehmungen waren. Aber diese Bewegung machte je länger desto mehr die Salons selbst als weibliches Betätigungsfeld überflüssig. Und zwar aus zwei Gründen. Einmal aus dem äußeren Grunde, weil die emanzipatorischen Bemühungen Erfolg hatten und den Frauen die Öffentlichkeit und viele Berufsfelder erschlossen. Dann aber zweitens aus einem inneren Grunde. Durch das Engagement in der Frauenbewegung verlagerte sich z. T. die Vorstellung über Ziel und Methode der weiblichen Selbstverwirklichung. Zwar blieb auch das Leitbild der bürgerlichen Frauenbewegung vom Idealismus und der Persönlichkeitskultur geprägt wie die Zielvorstellungen des Salons. Aber der Dienst am Nächsten, die Hilfe für die sozial Schwächeren und die Jugend, die *eo ipso* zunächst zu den sozial Schwachen zählt, wiesen die Selbstverwirklichung der Damen der (potentiellen) Salongesellschaft in ganz andere Bahnen. Das altruistische und soziale Engagement trat nun sehr viel stärker in den Vordergrund als in den Salons. Zwar hatte es auch im Salon nicht gefehlt (schon gar nicht bei den Salonnièren selbst), aber daneben war das Bildungs- und Selbstverwirklichungsstreben im Salon doch sehr unmittelbar, augenblicklich und existentiell auf die eigene Person bezogen und egozentrisch. Das trat nun zurück,

aber damit auch der alte klassische Typus des Salons, als Idee und Wirklichkeit. Er machte mehr und mehr anderen (festeren) Organisationsformen der bürgerlichen Frauenbewegung Platz. Und obwohl man sich zu Idealismus und Persönlichkeitskultur weiter bekannte, änderten sich deren Inhalte und die Vorstellungen über die Wege, sie zu erreichen. Die Sozialarbeit löste tendenziell die Vorrangstellung der philosophischen Erkenntnis, der Ästhetik und der rein individualistisch konzipierten Persönlichkeitskultur ab.

Es ist für die Spätzeit der Salonkultur typisch, daß sich das verhältnismäßig einfache und gleichförmige Grundmuster der frühen Salons – äußerlich und innerlich – in viele Varianten zerlegte. Nur auf *eine* solche Variationstendenz sei hier der allgemeinen Bedeutung wegen vorweg noch hingewiesen: die Instrumentalisierung des Salons selbst für salonfremde Zwecke. Die Malerin Sabine Lepsius machte einige Zeit ihren Salon zu einem mystischen Konventikel des Stefan-George-Kultes und war in der Gefahr, ihren Salon dadurch zu zerstören. Die Schriftstellerin und Journalistin Emma Vely benutzte ihren Salon als Nachrichtenbörse. Die Fürstin Johanna Bismarck bat im Februar 1890 Frau von Boetticher, eine Ministergattin, dem Teetisch ihres Wohltätigkeits-Bazars vorzustehen. Hier wurde „Salon“ gespielt und zur Bazar-Attraktion gegen Eintrittsgeld umfunktioniert, d. h. die Idee der Salongeselligkeit einerseits als Wert unterstellt, andererseits zugleich grob mißverstanden und mißbraucht. Der innere Widerspruch und die versteckte Barbarei in diesem Pseudo-Salonunternehmen waren ihrerseits ein Verfallssymptom der Salonkultur. Wir erfahren aus den Quellen nicht, ob Frau von Boettichers „Teetisch“ Erfolg hatte. Es bleibt ergänzend anzumerken, daß weder die Fürstin Bismarck noch Frau von Boetticher jemals bei sich zu Hause einen regelrechten Salon führten.

Das Ziel der im folgenden dargelegten Untersuchungen war die systematische, möglichst vollständige Erfassung des gesamten gedruckten Quellenmaterials zur Geschichte der Berliner Salons. Das war bis dahin noch nie versucht worden und hat zunächst zu dem Ergebnis geführt, daß über die wenigen vorher schon bekannten Salons hinaus schließlich über 90 Salons nachgewiesen, beschrieben und charakterisiert werden konnten. Nicht weniger beachtlich als die Zahl selbst ist die Tatsache, daß die Salonkultur auch nach dem Zeitalter der Aufklärung und Empfindsamkeit, der Romantik und des Biedermeier weiter gepflegt wurde und bis zum Ende des Zweiten Kaiserreichs ein engmaschiges Netz von Salons aufweist. Berlin hatte mit weitem Abstand die meisten Salons von allen Städten im deutschen Sprachraum. Im internationalen Vergleich steht es nur hinter Paris, der Wiege der Salonkultur im engeren Sinne, zurück.

Die Berliner Salonkultur ist um ca. 160 Jahre jünger als die französische und unter anderen gesellschaftlichen und geistesgeschichtlichen Voraussetzungen entstanden. Sie ist letztlich dem jüdischen Aufklärungsphilosophen Moses Mendelssohn zu verdanken. Das hatte nicht nur zur Folge, daß die ersten bedeutenden Salons in Berlin von jungen jüdischen Frauen geführt wurden, sondern auch, daß der gehobene, auf Bildung und Emanzipation der weiblichen Persönlichkeit zielende Salon von Anfang an durch seine philosophischen, sowohl bildungstheoretischen wie sozialemanzipatorischen Wurzeln eine Sonderform von Salon darstellte und seinen eigenen Ansatz und seine eigene Entwicklung hatte. Dem Berliner literarischen Salon haftete insofern trotz allem stets etwas Programmatisches an. Die Pflege von Literatur (Musik und Kunst) bildete, anders als im Französischen Salon, der im übrigen auch den Berliner literarischen Salons als Muster und Vorbild galt, ein konstitutives Element des Salons. Ohne dieses (und sei es auch nur latente) philosophische, (selbst-)erzieherische Programm hätte es diese Salons nicht gegeben. Darum war die Kluft zwischen den literarischen und den Trivalsalons in Berlin (und anderen deutschen Städten) viel tiefer und prinzipieller als im 18. und 19. Jahrhundert in Frankreich. Dort war der Salon eine Erfindung adeliger Damen gewesen. Deren lockeres Bedürfnis nach Geselligkeit und Unterhaltung stand im Vordergrund. Je nach Temperament und Interesse ließ sich das Niveau der Unterhaltung steigern; der Übergang vom bloßen (trivialen) Unterhaltungssalon zum gehobenen Salon war nahtlos jederzeit und immer möglich. Literatur, Musik und Kunst waren gewissermaßen fakultative Zutaten des Konversationssalons, welche die Salonnieren und ihre Gäste mitbrachten. Sie waren erwünscht, begehrt und willkommen, aber keine *conditio sine qua non*. Anders in den Berliner literarischen, musikalischen und künstlerischen Salons. Es entsprach dies vielleicht in einem sehr tiefen Sinne einer gewissen, auch sonst bekannten Schwierigkeit, Steifheit und Verlegenheit speziell der Deutschen im geselligen zwanglosen Verkehr miteinander (Fürst Pückler hat sich darüber geäußert) und rückte den literarischen Salon – vorsichtig formuliert – doch in eine gewisse Nähe zu dem von den Deutschen im 19. Jahrhundert so geliebten Vereinswesen. Man prallte nicht unmittelbar aufeinander, sondern war abgeschirmt durch Gegenstände, über die man miteinander reden konnte.

Daraus ergaben sich dann einige weitere Konsequenzen: zum einen, daß das amouröse Element in den Berliner Salons zwar nicht fehlte, aber weniger stark hervortrat als in den Pariser Salons. Zweitens, daß es in Berlin (von wenigen Ausnahmen abgesehen) nicht eigentlich politische Salons gab. Das lag nicht nur, wenns schon auch, an den politischen Strukturen und

Rahmenbedingungen überhaupt (wir bewegen uns in einem Zirkel, vielleicht sogar *circulus vitiosus*), sondern auch daran, daß sich – etwas vereinfacht gesagt – die literarischen Salons (außer in gewissen Notzeiten) zu gut dafür waren und die Trivialsalons umgekehrt dafür fast zu schlecht und ungeeignet erschienen. Schließlich müssen wir drittens unter den eben dargelegten Konstellationen und Prämissen als Möglichkeit in Rechnung setzen, daß sich die Trivialsalons Berlins (und andernorts im deutschen Sprachraum) nicht nur die einheimischen Bildungssalons zum (unerreichbaren) Muster nahmen, sondern sich unmittelbar an den trivialen Elementen der französischen Salons des 18. und 19. Jahrhunderts orientierten, die man der kulturgeschichtlichen Populärliteratur entnehmen konnte (womit keineswegs suggeriert werden soll, als habe es in Frankreich nicht stets auch hoch- und höchstangesiedelte geistreiche literarische Salons gegeben). Es bleibt zu bedenken, daß die triviale Salonkultur oder -subkultur außer einigen Namen und indirekten Zeugnissen (in der fiktionalen Literatur und Karikatur) spurlos verschwunden ist. Doch unser Thema ist der gut dokumentierte literarische, musikalische und künstlerische Salon.

Das zur Verfügung stehende Quellenmaterial (das Literatur- bzw. Quellenverzeichnis der Originalausgabe umfaßt 50 Druckseiten) liefert Bausteine genug, um die Geschichte der Berliner Salons nachzuzeichnen und zu analysieren, die verschiedenen Epochen, Typen und Varianten zu unterscheiden und die Entwicklungstendenzen aufzuzeigen. Natürlich weist die Überlieferung da und dort Lücken auf. Aber die Menge der parallelen Zeugnisse ermöglicht es, durch Extrapolieren und Analogieschlüsse die Defizite zu überbrücken. Es ist anzunehmen, daß die ungedruckten Quellen (Briefe und Tagebücher in bekannten oder bisher unbekannten Nachlässen) noch manches interessante Detail enthalten. Doch diese Quellen zu erschließen, ist nur bei punktuellen Forschungen möglich und geboten. Wenn man bei großräumigen Themen, etwa bei Bismarck oder Goethe, warten wollte, bis der letzte Brief von ihnen entdeckt und publiziert ist, müßte man die Geschichtsforschung *ad Kalendas Graecas* vertagen. Die annähernd vollständige Auswertung des gedruckten Materials zur Salongeschichte, begleitet durch punktuelle Ergänzungen aus noch unveröffentlichten Quellen (z. B. Nachlaß Vely), hat eine erste umfassende Gesamtdarstellung der „Berliner Salons“ vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert ermöglicht. Ich bin u. a. dem verstorbenen Thomas Nipperdey sehr dankbar, daß er dies in seiner ebenso ausführlichen wie freundlichen Rezension in der Historischen Zeitschrift anerkannt hat. Auch Wolfgang Ribbe bin ich für seine verständnisvolle Förderung der ersten Auflage dieses Buches im Rahmen der Historischen Kommission zu Berlin sehr ver-

bunden. Auf einer anderen Ebene stehen detaillierte Untersuchungen über Einzelaspekte und einzelne Persönlichkeiten der Berliner Salongeschichte, die sich durch spezielle Fragestellungen oder neues Material aus ungedruckten Quellen ergeben, wie ich sie z. B. in meinem Aufsatz *Die Berliner Salons und der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin* (1992) unternommen habe.

Das Individuelle und das Allgemeine sind aufeinander zugeordnete Begriffe, in der Philosophie und Geschichtstheorie ebenso wie in den historischen Geschehnissen im allgemeinen und in der Geschichte der Salons im besonderen. Wir haben es mit wechselseitigen Relationen *ad infinitum* zu tun. Wer das 19. Jahrhundert und Berlin kennt, wird sich leichter tun, die Berliner Salons zu erkennen und zu begreifen. Wer die Berliner Salons kennt, wird das 19. Jahrhundert und Berlin besser verstehen.

Das Phänomen des literarischen Salons in der Kulturgeschichte der Neuzeit

Vorstufen und Entwicklung einer Salonkultur in Europa

Die Geschichte des literarischen Salons, der auch das Vorbild für spätere Salons mit künstlerischem oder politischem Schwerpunkt darstellte, ist älter als seine Terminologie. Daher sei ein kurzer Abriß der Entstehung salonartiger Geselligkeit vor die Diskussion des Salonbegriffs selbst mit seinen Wandlungen gestellt. Das Altertum und das frühe Mittelalter spielen in der Vorgeschichte der „Salons“ nur eine geringe Rolle, da einerseits die Geselligkeit von Männern und Frauen häufig streng getrennt war, andererseits das geistige Leben und die Kultur der Zeit hauptsächlich von Männern geprägt wurden. Wo im Altertum Frauen in das Licht der Überlieferung treten, meist als Fürstinnen oder als Ehefrauen bedeutender Männer, lassen sich kaum verlässliche Aussagen über den Charakter ihrer Geselligkeit machen. Immer handelte es sich um Ausnahmeerscheinungen wie die griechische Dichterin Sappho oder die römische Matrone Cornelia, die Mutter der Gracchen. Aspasia, die geistvolle Frau des Perikles, wird später gelegentlich Urahnnin der Salondamen genannt: Sie habe mit ihrer Bildung und Anmut die Gastlichkeit des Perikles zur glänzendsten in Athen gemacht. Solche durch Bildung und Geselligkeit wirkende Gestalten blieben jedoch bis weit ins Mittelalter hinein sehr selten, obwohl es dann und wann an den Höfen und vor allem in den Klöstern hochgebildete, gelehrtete, ja sogar dichtende Frauen wie Roswitha von Gandersheim gab.

Der literarische Salon ist ein Phänomen der europäischen Neuzeit. Seine Wurzeln sind im ritterlichen Mittelalter zu finden. Seit dem 11. Jahrhundert zeichnete sich, von Süd- und Südwestfrankreich ausgehend, eine Ver-

änderung in der Stellung und im gesellschaftlichen Ansehen der Frau ab, wenn dies auch zunächst fast ausschließlich den adeligen Frauen zugute kam. Angesichts der zahllosen Fehden des Mittelalters bemühten sich die Kleriker, durch eine nach christlichen Grundsätzen formulierte Ethik die Ritter zu disziplinieren, zur Generosität und zum Schutz der Schwachen aufzurufen. Eine gefühlbetonte Marienverehrung spielte in diesem Zusammenhang eine große Rolle. Diese Ideen bildeten auch die Grundlage der ritterlichen Minne-Ethik. Etwa gleichzeitig mit dem wachsenden Marienkult erfuhr die stilisierte liebende Verehrung einer hochgestellten irdischen Herrin einen bedeutenden Aufschwung.

In Südfrankreich entwickelte sich zuerst die Blüte der Ritter- und Troubadourkultur: Die Ethik des Rittertums und die provençalische Dichtung gingen eine erfolgreiche Verbindung ein. Der Troubadour entsprach dem neuen Ideal des Rittertums. Er war ein Ritter, der im Dienst seiner Dame sowohl in Turnieren oder ernsthaften Kämpfen focht als auch die Schönheit und Tugend seiner Herrin in Versen besang. Wenn ein Ritter sich dem Dienst einer hochadeligen, meist verheirateten Dame weihte, geschah dies in einer Zeremonie, die religiöse Elemente enthielt und zugleich an das Ritual der Ableistung eines Lehnseides erinnerte; sie wurde mit Ring und Kuß besiegt. In einer Zeit der vom Familienehrgeiz bestimmten Heiraten darf eine solche auf freier Neigung beruhende Bindung als ein Freiraum gesehen werden, in dem persönlichen und individuellen Momenten eine verhältnismäßig hohe Bedeutung zugestanden wurde.

Gleichzeitig bildete sich an einigen Höfen eine ritterliche Gesellschaft, in der adelige Männer und Frauen gemeinsam den Troubadouren zuhörten, über Dichtung sprachen oder ethische und religiöse Probleme diskutierten. Auch hier trat die Frau aus ihrem engsten häuslichen Lebenskreis heraus. Eine besondere Variante dieser Gesellschaft bildeten die „cours d'amour“. Dabei handelte es sich um ein Gesellschaftsspiel mit ernstem Hintergrund: Unter dem Vorsitz einer Dame von Rang tagten „Gerichtshöfe“, in denen Streitfragen der komplizierten Minne-Ethik erörtert wurden.

Die bedeutendste Frau der Troubadourzeit, die gesellige Kreise dieser Art sowohl in Frankreich als auch in England um sich versammelte, war Eleonore von Aquitanien (1122-1204). Ihr Vater, Wilhelm IX. Herzog von Aquitanien und Graf von Poitiers, hatte selbst zu den ersten Vertretern der Troubadourdichtung gezählt. Seine Erbtochter Eleonore war eine höchst begabte, gebildete und eigenwillige Frau; noch auf ihrem Sarkophag ist sie mit einem (Gebet[?]-)Buch in der Hand dargestellt. In erster Ehe hatte sie 1137 König Ludwig VII. von Frankreich geheiratet, den sie auf einem Kreuzzug begleitete. Eine Tochter dieser Ehe war die später durch ihre Bildung

und ihr Mäzenatentum berühmte Marie de Champagne. Nach der Scheidung vom französischen König heiratete Eleonore von Aquitanien Heinrich, den Herzog der Normandie, der 1154 als Heinrich II. den englischen Thron bestieg. Nun lebte Eleonore abwechselnd in Südwestfrankreich (Aquitaniens), in der Normandie und in England. Vor allem in Angers bildete sich um sie ein „Musenhof“, an dem der große Troubadour Bernard de Ventadours wirkte. In England machte sich die Troubadourkultur zum Beispiel in den musikalischen Interessen von Eleonores Sohn Richard, dem später romantisch verklärten König Richard Löwenherz, bemerkbar. Interessant ist ferner eine Verbindung nach Deutschland. Eleonores älteste Tochter zweiter Ehe, Mathilde, heiratete im Jahre 1168 Herzog Heinrich den Löwen. Dieser war selbst ein bedeutender Mäzen, und der Welfenhof in Braunschweig wurde damals zu einem wichtigen kulturellen Zentrum im deutschen Raum. Auch Herzogin Mathilde förderte die Troubadourdichtung; auf ihre Anregung hin wurde unter anderem nach der Vorlage eines heute verschollenen französischen Tristan und Isolde-Epos die Tristandichtung des Eilhard von Oberg geschaffen, eines der ersten Werke deutscher höfischer Epik. Es war diese höfische Kultur des Hochmittelalters, auf die sich später deutsche Salons der Romantik in ihrer Verklärung des Mittelalters beriefen.

Mit dem beginnenden Niedergang des Rittertums verminderte sich auch der Einfluß der Dichtkunst und Geselligkeitstradition der Troubadoure. Eines der wichtigsten Zentren der Troubadourkultur in Frankreich, die Provence, wurde zu Beginn des 13. Jahrhunderts durch die Albigenserkriege verwüstet. Hatte schon der Absolutheitsanspruch ritterlicher Minne an sich mit der Zeit das Mißtrauen der Kirche erregt – denn Gottesliebe, nicht menschliche Liebe sollte dominieren –, so bekämpfte die Kirche erst recht die mittelalterlichen Ketzerbewegungen, die anti-hierarchisch waren und die Stellung der Laien im Christentum aufwerteten. Die Gedanken der häretischen Waldenser fielen gerade in der Provence auf besonders fruchtbaren Boden. Ein Grund dafür könnte sein, daß hier in den adeligen literarischen Zirkeln seit Jahren nicht nur über Dichtung, sondern auch über Theologie diskutiert worden war. Das Ende der Ketzerbewegung zeichnete sich ab, als der Papst zu einem Albigenserkreuzzug aufrief, nachdem sich der Landesherr, Graf Raimund von Toulouse, geweigert hatte, gegen seine häretischen Untertanen vorzugehen. Raimund von Toulouse wurde exkommuniziert. Das reiche Land wurde in diesem Feldzug geplündert, die Ketzer wurden verbrannt und in Toulouse die Heilige Inquisition eingerichtet.

Trotz der Zerstörung dieses wichtigen Zentrums mittelalterlicher Kultur gab es im Frankreich des 14. und 15. Jahrhunderts wiederholt Versu-

che, das hochmittelalterliche Rittertum mit seinen Idealen wiederherzustellen. Besonders im reichen, aufstrebenden Burgund entwickelte sich eine Spätblüte des Rittertums, die jedoch zum Teil bereits in Verbindung trat mit einer Form kultureller Geselligkeit, die sich an den humanistisch geprägten Renaissancehöfen bildete.

Wie Johan Huizinga in seinem Buch *Herbst des Mittelalters* dargelegt hat, waren die Übergänge zwischen der spätmittelalterlichen Kultur nördlich der Alpen und der Renaissancekultur, die sich in Italien bildete, vielfach fließend. Dennoch war Italien der eigentliche Quellpunkt des Humanismus sowie einer neuen literatur- und kulturinteressierten Geselligkeit. Das Interesse an geistiger, vor allem literarischer Bildung wuchs, auch bei den aristokratischen Herren, die zuvor Bildung vielfach als „unmännlich“ abgetan hatten. Ein weiterentwickeltes (ehemals) ritterliches Ideal, das später in die Vorstellung vom „gentil homme“ oder Kavalier des 17. und 18. Jahrhunderts eingehen sollte, entstand. Es handelte sich um das Ideal des „cortegiano“, des gebildeten Hofmannes, das von Balthasar Castiglione (1478–1529) in seinem *Buch vom Hofmann* (1528) beschrieben wurde. Der Bildung wird ein entscheidender Platz eingeräumt; denn, so Castiglione, nach dem Kriterium der charakterlichen Integrität und noch vor den kriegerischen und gesellschaftlichen Qualitäten sei die Bildung für einen guten Hofmann ausschlaggebend. Auch bei der höfischen Dame werden entsprechend „Kenntnisse in Literatur, Musik und Malerei“ vorausgesetzt.

Castiglione schildert, natürlich etwas idealisiert, die vorbildliche und geistreiche Geselligkeit am Hofe der Herzogin von Urbino, Elisabeth Gonzaga (1471–1526). Die Soiréen der Herzogin und ihrer Freundin Emilia Pia zeichneten sich nach der Aussage Castigliones durch „angenehme Gespräche“ und eine „anmutige Heiterkeit“ aus: „... jedem war es erlaubt, mit wem es ihm gefiel zu sprechen, zusammenzusitzen, zu scherzen und zu lachen. Die Achtung aber, die man der Frau Herzogin zollte, war so groß, daß die Freiheit zugleich der stärkste Zügel war; und es gab niemanden, der es nicht als das größte Vergnügen schätzte, das er auf Erden haben könnte, ihr zu gefallen, und als größte Strafe, ihr zu mißfallen. Darum waren die ehrbarsten Sitten mit der größten Freiheit verbunden ...“ Erinnert einerseits die hier zum Ausdruck gebrachte Verehrung für die Herzogin von Urbino noch an die ritterliche Verehrung einer ranghohen Dame, so verweist andererseits gerade die geschilderte Freiheit des geselligen Umgangs schon auf ein Hauptcharakteristikum des späteren Salons.

Am Hofe der Herzogin von Urbino und in ähnlichen Kreisen, etwa bei der Herzogin von Mantua, Isabella d’Este (1474–1539), wurden Dichter und Künstler gefördert. Jacob Burckhardt bezeichnet jedoch zu Recht we-

niger das direkte Mäzenatentum dieser Zirkel als ihr zentrales Verdienst. Wichtiger war die Tatsache, daß hier Dichtungen und Kunstwerke vor dem Hintergrund einer von Stand und Herkunft unabhängigen Gesellschaft gleichberechtigter Geister verständnisvoll aufgenommen wurden. Inhaltlich prägten Literatur, Kunst und Wissenschaft diese höfischen Gesellschaften. Formal wurden sie bestimmt durch einen vornehmen, aber ungezwungenen und freien, nur von dem Respekt vor der Dame im Mittelpunkt dieses Kreises gezielten Umgangston. Damit waren die wesentlichen Grundlagen für die spätere Salongesellschaft gelegt.

Die Zahl der hochgebildeten Frauen, die im geistigen Leben ihrer Zeit eine Rolle spielten, nahm seit der Renaissance erheblich zu. Hier wären zum Beispiel für Italien noch Vittoria Colonna (um 1490-1547), die Witwe des berühmten Feldherrn Kaiser Karls V., zu nennen, für Frankreich beziehungsweise Navarra Margarete von Angoulême (1492-1549), Königin von Navarra, die Schwester des französischen Königs Franz I. Hauptsächlich in den Niederlanden wirkte die begabte Habsburgerin Margarete (1480-1530), Tochter Kaiser Maximilians I. und der Maria von Burgund; als Statthalterin der Niederlande entfaltete sie bedeutende kulturelle Aktivitäten. Die Tradition dieser durch hochgebildete und einflußreiche Frauen gepflegten Gesellschaft trat im frühen 17. Jahrhundert erneut zutage mit der Entstehung der eigentlichen Salons, nachdem sie durch die konfessionellen Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts, welche die Bildung freier, toleranter geselliger Kreise erschwerten, verschüttet worden war.

Seitdem das Edikt von Nantes (1598) die religiösen Konflikte in Frankreich vorläufig beendet hatte und sich das Land unter der Regierung Heinrichs IV. von den Hugenottenkriegen erholte, erfuhr auch das kulturelle Leben Frankreichs wieder einen Aufschwung. Dieser beschränkte sich keineswegs auf den Hof; vielmehr führte er gerade in den Kreisen des Adels außerhalb des königlichen Hofes zur Bildung der literarischen Salons. Um 1610 wurde in Paris der erste der klassischen französischen Salons von Catherine Marquise de Rambouillet (1588-1665) gegründet.

1588 als Tochter einer Italienerin und des französischen Botschafters in Rom geboren, vereinigten sich in ihr italienische und französische Bildungseinflüsse. Im Jahre 1600 heiratete sie Charles d'Angennes, den späteren Marquis de Rambouillet. Die Gründung ihres Pariser Salons wird im allgemeinen auf das Jahr 1610 datiert; etwa seit dieser Zeit machten sich die Empfänge im Hôtel de Rambouillet einen Namen. Die Gesellschaft der jungen Marquise unterschied sich in vielen Punkten von der des übrigen Adels; die Marquise de Rambouillet setzte sich bewußt vom Prunk des Hofes ab, ohne auf Eleganz zu verzichten. Ihr Anliegen war es, in ihrem

Hause eine geistig und gesellig angeregte Atmosphäre mit eigener Note zu schaffen. Diese wurde geprägt durch die Auswahl der Gäste, die Anordnung und Ausstattung der Empfangsräume und die geistvolle Konversation der Gastgeberin. Der „Blaue Salon“ („chambre bleue“) der Marquise de Rambouillet, kostbar ausgestattet und dennoch wohnlich, wurde schnell berühmt.

Die Marquise sah nicht nur Adelige, sondern auch bürgerliche Gelehrte und Literaten bei sich; Geist und Persönlichkeit waren die einzigen erforderlichen Voraussetzungen, um in ihrem Salon willkommen zu sein. Das Gespräch umfaßte neben anderem vor allem wissenschaftliche und literarische Themen. Geburts- und Geistesadel profitierten von diesen Zusammentreffen: Die Adeligen konnten die Bekanntschaft bedeutender Persönlichkeiten bürgerlicher Herkunft machen; die Bürgerlichen erwarben sich in dieser von aristokratischem Umgangston geprägten Umgebung gesellschaftlichen Schliff und steigerten ihr Selbstgefühl sowie ihren sozialen Rang. Für diese gesellige Kombination, die eines der wichtigsten Wesensmerkmale des Salons war, wurde die treffende Formulierung gefunden: „ce sera la fusion entre le savoir et le savoir vivre“ (Marie Gougy-François). In diesen Zusammenhang gehört auch der Begriff der „urbanité“ als gesellschaftliches Ideal. Er stammt aus dem Umkreis des Hôtel de Rambouillet, geht auf humanistische beziehungsweise antike römische Überlieferung zurück („urbanitas“) und beschreibt ein vernunftorientiertes Menschenbild, das äußere städtische Weltgewandtheit und zugleich innere Vornehmheit umschloß.

Ein anderer Aspekt des Salons der Marquise de Rambouillet war die Pflege der französischen Sprache. In der Absicht, die Sprache zu verfeinern, suchte man sie sowohl zu präzisieren als auch unschöne oder anstößige Ausdrücke durch andere zu ersetzen. Diese Bestrebungen deckten sich mit dem Ziel gewandter Konversation auf einem gepflegten Niveau. Was im Salon der Marquise de Rambouillet – in dem die tonangebenden Männer der 1635/37 gegründeten Académie Française verkehrten – ein ernsthaftes Bemühen um die Sprachpflege darstellte, verflachte in der Folgezeit zu einer Modeerscheinung. Viele Damen, wie zum Beispiel die Schriftstellerin Madeleine de Scudéry (1607–1701), ahmten das Beispiel des Kreises um die Marquise de Rambouillet nach. In der Nachahmung jedoch wandelte sich das Streben nach gewählter Ausdrucksweise in eine gezierte Manier. Dieser und den sprachlichen Exzessen der betreffenden Damen – der sog. „précieuses“ – galt der Spott Molières in seinem Stück *Précieuses ridicules*.

Nicht nur die häufige Nachahmung belegt die kulturelle Ausstrahlung des Salons im Hôtel de Rambouillet. Wer in Paris zu den geistig führenden

Kreisen gehörten wollte, mußte zu seinen Besuchern zählen. Das galt nicht nur für Literaten, spätere Salonnieren oder Mitglieder der Akademie wie François de Malherbe (1555-1628) oder François de Boisrobert (1589-1662). Auch Politiker wie der junge Richelieu (1585-1642) und der Herzog von Buckingham (1592-1628), als er sich in Paris aufhielt, suchten die Gesellschaft dieses Zirkels.

Ist die Frage, ob der Salon der Marquise de Rambouillet wirklich der erste „echte“ Salon war, in der Literatur auch etwas umstritten, so kann man doch davon ausgehen, daß die lebendige Salontradition in der Marquise de Rambouillet ihre Begründerin sah. Besonders die Salonnieren des 19. Jahrhunderts stellten sich eindeutig auf diesen Standpunkt. So schrieb zum Beispiel Mary Mohl geb. Clarke (1793-1883), die einen der bedeutendsten Pariser Salons im 19. Jahrhundert unterhielt und sich in der französischen Salongeschichte hervorragend auskannte: „Von allen bedeutenden Damen des 17. Jahrhunderts verdient die Marquise de Rambouillet den ersten Platz, nicht nur, weil sie die erste der Zeit nach war, sondern weil sie zuerst den Anstoß gab zu jener langen Reihe von Salons, die für 250 Jahre eine echte Institution gewesen sind. ... Der allgemeine Geist des geselligen Verkehrs, der im Schwange war, der große Fortschritt in der Bildung der Frauen aus den höheren Ständen, und vor allem der Geschmack an, um nicht zu sagen die Leidenschaft für ihre Gesellschaft, getragen vom allgemeinen Wohlstand unter Heinrich IV., hätten wohl in der Tat ‚Salons‘ hervorzubringen vermocht; es sind jedoch die persönlichen Vorzüge Madame de Rambouillets, denen wir die moralische Prägung der von ihr begründeten Geselligkeit verdanken, die trotz all den zweitklassigen Nachahmungen, welche noch lange danach auftauchten, der maßgebende Präzedenzfall blieb, dem man unbewußt immer folgte.“

Das allgemeine Ideal der Salonnière orientierte sich sehr stark an dem Vorbild der Marquise de Rambouillet, ihrer Persönlichkeit und Ausstrahlung. Dabei wurde stets, wie das eben bei ihr der Fall gewesen war, den charakterlichen Qualitäten ein noch höherer Rang eingeräumt als der Bildung. Auch Schönheit und Charme, Qualitäten, die bei Catherine de Rambouillet ebenfalls gegeben waren, spielten nicht selten eine beachtliche Rolle für das Gedeihen eines Salons. Manche, vor allem ältere Salonnieren, verstanden es, die Attraktivität ihres Salons dabei durch hübsche Habituées zu erhöhen.

Das Leben des Salons war immer eng mit der Literatur seiner Zeit verknüpft. So fiel die einflußreichste, die „klassische“ Epoche des französischen Salons zeitlich mit dem Jahrhundert der klassischen französischen Literatur, dem „grand siècle“, zusammen. Anzumerken ist hier, daß die literari-

schen Salons in Frankreich immer eine sehr viel stärkere Bindung an die klassische, das heißt nach anerkannten Regeln und Ordnungsprinzipien aufgebaute Literatur hatten, als das in den deutschen literarischen Salons der Fall war. Die Berliner Salons erlebten ihre größte Blütezeit zwar ähnlich in der Zeit der deutschen Klassik und den darauf folgenden Jahrzehnten, doch auch die Dichtung des Sturm und Drang, der Romantik und anderer literarischer Richtungen wurde sogar in Salons diskutiert, die als Zentren der klassischen Literatur galten.

Im 18. Jahrhundert erlebten die Pariser Salons eine zweite Blütezeit unter dem Vorzeichen der Aufklärungsphilosophie, die durch ihre Betonung der Vernunft und Kritik der publizistisch-literarischen Produktion neuen Aufschwung gab. Bemerkenswert ist, daß es nun auch bürgerlichen Frauen gelang, bedeutende Salons zu führen, so etwa der Frau eines Spiegelfabrikanten, der berühmten Madame Geoffrin (1699-1777). Das Hauptquartier der französischen Enzyklopädisten war im Salon der Marquise du Deffand (1697-1780). Im Salon ihrer Nichte Julie de L'Epinasse (1732-1776), der sich vom Salon der Tante abgespalten hatte, machte sich bereits der Einfluß der „Empfindsamkeit“ im Gefolge der Schriften Rousseaus bemerkbar.

Obgleich es bis ins 19., ja sogar bis ins 20. Jahrhundert hinein neue bedeutende Salons in Paris gab, blieben die Salons des 17. und 18. Jahrhunderts bestimmd für die Salontradition. Sie erwiesen sich auch als Orientierungshilfe und Maßstab für die Salons, die seit dem 18. Jahrhundert in anderen europäischen Ländern entstanden. Diese nahmen die französischen Salons entweder zum Vorbild oder setzten sich bewußt von ihnen ab; immer jedoch wurde ein Vergleich mit den Pariser Salons des Ancien Régime in die Diskussion um das Wesen des Salons mit eingebracht.

Auch in nichtromanischen Ländern entstanden Salons. Für England sind zum Beispiel die Londoner Salons einer Mrs. Elizabeth Montagu (1720-1800) oder einer Mrs. Vesey zu nennen; des weiteren wurden im 18. Jahrhundert im schottischen Edinburgh, einem Zentrum der britischen Aufklärung, Salons gegründet. Deutschland, das in der Entstehungszeit der französischen Salons unter dem Dreißigjährigen Krieg litt und viel später als Frankreich oder England eine Nationalliteratur entwickelte, brachte erst nach dem zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts literarische Salons hervor. In diesem Zusammenhang ist u.a. der Weimarer „Musenhof“ der Herzoginwitwe Anna Amalia (1739-1810), der Mutter des Goethefreundes Herzog Carl August von Sachsen-Weimar, zu nennen, aber diese kulturschichtlich bedeutsame Geselligkeit hatte einen zu höfischen Charakter, um im vollen Wortsinn als „Salon“ gelten zu können. Wichtiger waren in dieser Hinsicht der Salon Christiane Mariane von Zieglers (1695-1760) in

Leipzig und ebendort die Ansätze der hochgebildeten Luise Adelgunde Victorie Gottsched (1713–1762) zu einem bürgerlichen Salon. Die ersten Berliner Salons entstanden in den Jahren nach 1780. Auch sie waren vor allem literarische Salons und knüpften an die ältere Salontradition an. In wenigen Jahren wurden die Berliner Salons die wichtigsten in Deutschland. Bevor jedoch im Detail auf ihre Geschichte einzugehen sein wird, müssen noch einige Überlegungen zur Begriffsgeschichte des Salons vorgetragen werden. Während die gesellige Institution des literarischen Salons, also die Sache selbst, eine lange Geschichte und Vorgeschichte hat, ist der Begriff des literarischen „Salons“ noch recht jung.

Bemerkungen zum Salonbegriff

Die germanische Wortfamilie „Saal“ (althochdeutsch und mittelhochdeutsch „sal“, Maskulinum/Neutrum, aus „*salaz, *saliz“, Bezeichnung des germanischen Einraumhauses) war der Ursprung der entsprechenden romanischen Wortfamilien (französisch „salle“, italienisch „sala“, im Femininum). Durch Augmentierung entstand der italienische Begriff „salone“, später im Französischen „salon“, für einen großen, reich dekorierten, von Säulen getragenen Saal, der häufig zwei Stockwerke umfaßte. Das Wort „salon“ ist im Französischen erst für das Jahr 1664 nachweisbar; vorher und auch später noch empfingen die Damen ihre Gäste in Räumen, die als „cabinet“, „alcove“, „chambre“ usw. bezeichnet wurden. Den „Blauen Salon“ der Marquise de Rambouillet nannten die Zeitgenossen „chambre bleue“. Mit dem französischen Salonbegriff wurden zunächst Empfangs- und Repräsentationsräume („salons de reception“) in Schlössern belegt, und noch heute kann man in Versailles den „Salon de la Paix“ oder den „Salon de la Guerre“ bewundern. Das Zedlersche Universallexikon von 1735 übersetzt den Begriff des Salons mit der deutschen Bezeichnung „Haupt-Saal“.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde die architektonische Gestaltung der Salon genannten Räume bescheidener und intimer, wennschon nicht weniger elegant. Die Salons hießen auch nicht mehr – gewissermaßen von oben herab – „salons de reception“, sondern „salons de compagnie“ oder „salons d’assemblée“. Mit diesen Bezeichnungen wurde in der Zweckbestimmung des Raumes eine Tendenz zur gesellschaftlichen Gleichberechtigung der dort verkehrenden Personen angedeutet. Diese Art des Salons konnte auch in vornehmen bürgerlichen Häusern angetroffen werden. Wichtig ist, daß im 17. und 18. Jahrhundert der Salonbegriff für die Bezeichnung eines Orts literarischer Geselligkeit noch nicht nachweisbar ist.

Ebensowenig wurde er als Metapher beziehungsweise Synonym für die Teilnehmer an einer literarischen oder mondänen Geselligkeit gebraucht. Am Ende des 17. Jahrhunderts lassen sich dagegen bereits Begriffe wie „assemblée“, „cercle“ oder „compagnie“ nachweisen, am Ende des 18. Jahrhunderts des weiteren zum Beispiel Begriffe wie „soirée“ (1764, als „serrée“ bereits 1584), „thé“ (1779) und „réunion“ (1789).

Erst 1807, in Madame de Staëls Roman *Corinne*, wird der Begriff „Salon“ (ohne Zusatz) in einem Sinne gebraucht, der die Salons als Orte der Konversation und als gesellschaftliche Institution kennzeichnet. In diese Bedeutung ist auch der Begriff des literarischen Salons mit eingeschlossen; er stellt (neben politischen, künstlerischen Salons usw.) die wichtigste Variante des allgemeinen „Konversationssalons“ dar. Für die Anwendung des Begriffs „Salon“ auf die Gäste, die eine Salongesellschaft bilden, lässt sich erst 1829 ein Beleg in der französischen Sprache finden. Selbst wenn man in Betracht zieht, daß einige Jahre vergehen können, bis sich ein umgangssprachlicher Begriff in der Literatur niederschlägt, besagen diese Daten doch, daß man erst im 19. Jahrhundert, das heißt nur in der Retrospektive, von den großen literarischen, philosophischen und mondänen „Salons“ des 17. und 18. Jahrhunderts sprach. Eine Marquise du Deffand oder eine Madame Geoffrin bezeichneten ihre Geselligkeit niemals als „Salon“; auch ihre Gäste benutzten das Wort nicht in dieser Bedeutung. Doch im 19. Jahrhundert setzten bezeichnenderweise bereits kurze Zeit nach der Entstehung und Verbreitung dieses Salonbegriffs die Klagen über den Niedergang der – zeitgenössischen – „Salons“ ein. In seiner nachträglichen, historistischen Benennung waren mit dem Begriff des Salons Gedankenverbindungen zur sogenannten „guten alten Zeit“, zum „grand siècle“ Ludwigs XIV. und zur Rokokowelt des 18. Jahrhunderts verknüpft. Nicht zufällig setzte sich der Salonbegriff während der Restaurationszeit allgemein durch, also in einer Epoche, die an das „Ancien Régime“ anknüpfen wollte. Der bedeutendste Pariser Salon der Restaurationszeit war der – royalistische – Salon der Juliette Récamier.

Die wichtigste Zwischenstufe in der Entwicklung vom rein räumlichen Salonbegriff zum Begriff „Konversationssalon“, zum literarischen oder künstlerischen „Salon“, entstand 1737. Seit diesem Jahr fanden regelmäßig Kunstausstellungen im „salon carré“ des Louvre statt, die abgekürzt jeweils als „salon“ bezeichnet wurden. Hier verband sich (unabhängig von der architektonischen Ausschmückung des Salons) ein kultureller, ästhetischer Zweck, der des Kunsts salons, fest mit dem räumlichen Begriff. Der Begriff des Kunsts salons im Sinne einer (periodisch an derselben Stelle stattfindenden) Ausstellung trug dazu bei, den Begriff des Konversationssalons

mit seinen verschiedenen inhaltlichen Varianten (literarischer, künstlerischer Salon usw.) vorzubereiten. Einen weiteren wichtigen Fortschritt, speziell hin zum Begriff des literarischen Salons, tat dann Denis Diderot (1713–1784). Unter dem Titel *Salons* verfaßte er zwischen 1759 und 1781 regelmäßig kunstkritische Aufsätze für die *Correspondance littéraire*. In diesen Abhandlungen beschrieb Diderot seine Beobachtungen und Eindrücke, die er bei seinen Besuchen eben jener Kunst-„Salons“ im Louvre – manchmal in Begleitung von Chardin, Falconet oder Pigalle – gesammelt hatte. Als neue Elemente zur Verbindung von Salon als Raumbegriff und Salon als (jährliche, periodische) Kunstausstellung gesellen sich die – zunächst nur literarische – Diskussion und Kritik hinzu. Es sollte allerdings noch einige Jahrzehnte dauern, bis die „Salons“ nicht nur auf dem Papier, sondern auch in der Realität unter dieser Bezeichnung zu Orten literarischer und künstlerischer Reflexion und Diskussion aufrückten.

Diese Vorgeschichte des Begriffs „Salon“ lieferte auch noch zwei weitere Ingredienzien für die spätere Verwendung des Begriffs in unserem Sinne. Die Periodizität jener jährlichen Kunst-„Salons“ im Louvre erleichterte den metaphorischen Gebrauch „Salon“ für die periodischen wöchentlichen „Assembléen“ im Hause, in der Wohnung der Salonnieren. Die Periodizität der „Salon“-Geselligkeit tritt im „jour fixe“ zutage. Und neben der Periodizität, die ein ganz wesentliches Element der Salongeselligkeit darstellt und im übrigen auch immer dargestellt hatte (selbst wenn das im 17. und 18. Jahrhundert weder begrifflich noch sprachlich in Erscheinung trat), war die durch den Kunst-„Salon“ vermittelte (beschränkte) Öffentlichkeit für den Begriffsinhalt des späteren „Salons“ von großer Bedeutung. Die Salonnière führte in gewissem Sinne ein „offenes Haus“; wer einmal eingeführt war, konnte immer wieder nach seinem Belieben erscheinen.

Diese Mischung von Exklusivität und Öffentlichkeit kommt analog in einem anderen Gebrauch des Begriffs „Salon“ um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zum Vorschein, der hier nur am Rande vermerkt sei. Die Verwendung von „Salon“ in der Bedeutung „Hotelsalon“, „Friseursalon“, also als kommerzieller Empfangsraum, ist älter als die des Konversations- oder Literatursalons. Sie läßt sich bereits für das Jahr 1798 literarisch nachweisen. Anscheinend hatte sich der gleichmacherische Einfluß der Ideen der Französischen Revolution des mit höfischen und aristokratischen Konnotationen belegten Begriffs des Salons bemächtigt und ihn aus seiner exklusiven Sphäre verschleppt. Nichtsdestoweniger bediente man sich sehr gern der werbewirksamen Assoziationen des Luxus und der Eleganz des Ancien Régime im Zusammenhang mit dieser Benennung. Weitere Schattierungen des Salonbegriffs sind jünger: Seit 1883 konnte er auch die Möbel eines

Salons bezeichnen („un salon Louis XV“), seit 1898 eine Messe oder jährliche Ausstellung in verschiedenen Bereichen („Salon de l’automobile“ und so fort), womit an den Begriff „Salon“ als jährliche Kunstausstellung angeknüpft wurde.

Die deutsche Sprache nahm zuerst den räumlichen Salonbegriff als Fremdwort auf. In diesem Zusammenhang ist zu beachten, daß im 18. und frühen 19. Jahrhundert in deutschen Adelskreisen noch viel französisch gesprochen wurde. Um 1800 setzte sich, wie Henriette Herz berichtet, auch in bürgerlichen Kreisen zunehmend die (elliptische) Bezeichnung „Salon“ anstelle von „Gesellschaftszimmer“ durch.

Eine salonartige Geselligkeit konnte in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert unter verschiedene Begriffe fallen. Angehörige adeliger und großbürgerlicher Kreise führten ein „großes Haus“ oder ein „offenes Haus“; Rahel Levin setzte sich ironisch bewußt davon ab, wenn sie von ihrer „Dachstube“ sprach. In bürgerlichen Kreisen, vor allem im Bildungsbürgertum, wurde die Geselligkeit häufig in Form von „Kränzchen“ abgehalten. Diese Kränzchen waren gesellige Kreise, die sich reihum bei den Mitgliedern zusammenfanden; eine spezielle Ausprägung waren die „Lesekränzchen“, auf die später noch einzugehen sein wird. Der Begriff des Kränzchens wurde im Laufe der Zeit zur Bezeichnung verschiedener Arten von Geselligkeit. Im späten 18. Jahrhundert konnten zum Beispiel auch eine allgemeine Gesellschaft, ein Club oder ein bürgerlicher Ball in bescheidenem Rahmen unter den Begriff des Kränzchens fallen.

Von Anfang an ästhetische und literarische Konnotationen besaß der Begriff der „Theegesellschaft“, des „Theetischs“, des „Theekräanzchens“ oder kurz des „Thees“. Um 1800 waren alle diese Begriffe sehr geläufig. Der Begriff des „ästhetischen Theetischs“, den vorwiegend Kritiker und Spötter dieser Institution gebrauchten, wurde gern in Wortspiele umgesetzt („Eß-, Teetisch“). In ähnlicher Weise wurde in Frankreich der Begriff des „bureau d’esprit“ vorwiegend in ironischer Bedeutung gebraucht. Er ist wesentlich älter als der des schöngestigten „Salons“ und lässt sich bereits am Ende des 17. Jahrhunderts nachweisen.

Im 19. Jahrhundert trat neben die genannten Begriffe auch in Deutschland nach und nach die Bezeichnung des „Salons“ (in seiner geselligen Bedeutung). Wenn man von den „Salons“ sprach, meinte man in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts jedoch meist die Pariser Salons; denn für die deutsche Geselligkeit herrschten noch die älteren Begriffe des „Kränzchens“ oder des „Teetischs“ vor. Die Pariser „Salons“ erwähnte Rahel Varnhagen in einem Brief an ihren Mann vom 3. Oktober 1815. Sie schrieb über Gerüchte aus Paris, denen sie skeptisch gegenüberstand: „Ich nahm’s,

wie es ist, und nicht wie ... Talleyrand's Leute souffliert haben, durch die Salons.“ Der Begriff „Salon“ in dieser Briefstelle scheint überdies den Übergang zu markieren von der Bedeutung „Konversations-Institution“ (vgl. Madame de Staël 1807) zur Bezeichnung der Menschen selbst im Salon. Wenn Rahel hier tatsächlich die Besucher der Salons meint, geht eine deutsche Verwendung des Salonbegriffs in dieser Bedeutung dem frühesten entsprechenden französischen Beleg von 1829 (*Grand Larousse*) um vierzehn Jahre voraus. Unter diesen Umständen ist es jedoch wahrscheinlich, daß in der französischen Umgangssprache um 1815 ein „Salon“ auch schon die Gesellschaft in einem Salon meinen konnte.

Jedenfalls wurde der Salonbegriff in seiner anspruchsvollen geselligen Bedeutung in Deutschland sehr schnell geläufig. Bereits im Jahre 1833 heißt es in H. A. Pierers *Encyclopädischem Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe* unter dem Stichwort „Salon“: „1) (Bauw.), großer Saal (s. d.) in Palästen oder großen Gebäuden. 2) In Frankreich literarischer und ästhetischer Zirkel, wo man sich zu geistreichen Unterhaltungen versammelt; dann 3) auch auf Teutschland übergetragen.“ In den 1830er und 1840er Jahren wurde sowohl im wertneutralen als auch im freundlichen und im unfreundlichen Sinne der Begriff des „Salons“ auf deutsche Geselligkeit angewandt. Der Dichter Karl Immermann kritisierte die Mode, auch in Deutschland „Salons“ zu gründen, scharf, während Karl August Varnhagen von Ense einem Bericht über die Geselligkeit seiner Frau den positiv wertenden Titel „Der Salon der Frau von Varnhagen“ gab. 1840 schrieb die Herzogin von Dino und Sagan – freilich in einem französischen Brief –, sie halte den Salon der Gräfin von Perponcher für den angenehmsten von Berlin; die Gastgeberin mache liebenswürdige Konversation, habe eine sehr vornehme Haltung, bleibe jedoch einfach und natürlich.

Insgesamt blieb der Salonbegriff etwas problematisch im deutschen Sprachgebrauch. In Wien scheint es um 1840 geradezu eine „Inflation“ dieser Bezeichnung gegeben zu haben. Adalbert Stifter schrieb 1844: „Es gibt kaum ein Ding in neuester Zeit, das so vieldeutig geworden, das so verbraucht und verpönt worden als der Salon; jetzt gibt es juridische, ästhetische, politische, radikale, konservative, Damen-, Herren-, Friseur- und Schneidersalons, während ich in den glücklichen Tagen meiner Kindheit keinen andern kannte als unsfern Gartensalon, der acht hölzerne Säulen hatte und rot angestrichen war – jetzt gibt es solche, aus deren Mund man jeden Augenblick das Wort ‚fade Salonfigur‘, ‚Blasiertheit des Salonlebens‘, ‚Langeweile – Servilismus – Steifheit des Salons‘ usw. vernehmen kann, während unserem Gartensalon nur lauter Liebes und Gutes nachgesagt werden konnte ... Daß der Salon endlich gar kein Gebäude mehr bedeuten

würde, sondern nur eine Versammlung oder eine Partei und zuletzt gar ein Buch [gemeint ist Heinrich Heines *Salon*, 4 Bände, 1834-1840], das hätte mir damals freilich eine Umwälzung geschienen, die einer Staatsrevolution gleichkam ...“

Obwohl die Bezeichnung „Salon“ um die Mitte des 19. Jahrhunderts – in Berlin allerdings in geringerem Maße als in Wien – zu einem Modewort geworden war, wurde sie von den Berliner Salonnieren, vor allem, wenn sie nicht der hohen Aristokratie angehörten, eher gemieden. Das hatte mehrere Gründe. Viele Damen, die literarischen Zirkeln vorstanden, sahen es wahrscheinlich nicht ein, warum man die deutsche Nationalliteratur im „Salon“ pflegen sollte, wenn es Begriffe wie „Teegesellschaft“, „Teetisch“ oder „Kränzchen“ gab. Das romantische Gedankengut des frühen 19. Jahrhunderts stand in scharfem Gegensatz zu den Vorstellungen von den „bureaux d'esprit“ der französisch-rationalistischen Tradition. Zudem blieben nach den napoleonischen Kriegen noch lange antifranzösische Ressentiments erhalten. Die Salonnierin Hedwig von Olfers, die als Kind die Zeit der französischen Okkupation erlebt hatte, kam, bei aller Weltoffenheit und Toleranz, nicht über die Erinnerung an diese Jahre hinweg. 1815 hatte sie sich in einem „altdeutschen“ Kleid, das damals unter den patriotischen, sich gegen die französische Mode-Hegemonie auflehnenden Damen modern war, konfirmieren lassen. Als sie später, in den 1840er Jahren, einen künstlerisch-literarischen Salon in Berlin führte, fand dieser im Olfersschen „Gelben Saal“ statt. Von einem „Gelben Salon“ war nicht oder selten die Rede. Wenn Hedwig von Olfers sich auf ihre Geselligkeit bezog, sprach sie von ihrem „Teetisch“ oder, meistens, von ihren „Donnerstagen“. Der Donnerstag (zeitweise auch der Mittwoch oder der Freitag) war ihr fester Empfangstag; es war sehr bequem, die Geselligkeit einfach mit dem entsprechenden Wochentag zu bezeichnen.

Bereits in den 1820er Jahren war es üblich geworden, von den „Donnerstagen“ oder den entsprechenden anderen Wochentagen zu reden, wenn es um den „jour fixe“ einer Dame ging. Die Bezeichnung „jour fixe“ war damals allerdings noch nicht geläufig und bürgerte sich erst im zweiten Deutschen Kaiserreich ein. Den an den Wochentagen orientierten Bezeichnungen mit ihrer knappen und präzisen Aussage wurde allgemein der Vorzug gegeben; sie behaupteten sich in Berlin bis 1914 und darüber hinaus. Nur bei sehr vornehmen aristokratischen Salons wie dem der Fürstin Marie Radziwill, der jeden Abend für die Bekannten des Hauses offenstand, war eine solche Bezeichnung nicht möglich.

Die Berliner Salonnieren sprachen selten und meist verklausuliert von ihrem eigenen „Salon“; häufiger dagegen von den früheren „Salons“. Meist

bezogen sie sich dabei auf die Pariser Salons des 17. und 18. Jahrhunderts, dann später aber auch auf die Salons des preußischen „Ancien Régime“ vor 1806. Sie standen diesen Salons mit gemischten Gefühlen gegenüber. Zwar bewunderten sie die Lebhaftigkeit der Gespräche und das hohe Niveau der Konversation unter den bedeutenden Salongästen, doch sie fühlten sich auch bewogen, die Leichtlebigkeit in vielen dieser Kreise zu kritisieren. Man verband die Vorstellungen, die man von der Rokokozeit insgesamt hatte, pauschal mit dem Berlin jener Jahre und mit den „Salons“. Zwar trug die Berliner Gesellschaft, vor allem die aristokratische Welt, vor 1806 wirklich noch viele rokokohafte Züge; doch in der Rückschau kam es zu vielen unzutreffenden Verallgemeinerungen. Die feststehende Gedankenverbindung war: Salon – Rokoko – geistreiche Unterhaltung – Leichtfertigkeit; die Biedermeierzeit fügte sich nicht mehr in diesen Rahmen. Allerdings existierten auch nach 1815 noch einige Berliner Salons, die ganz im Stil des „Ancien Régime“ geführt wurden. Diese Salons wurden jedoch selten kritisiert.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verlor sich diese von der Romantik und der Restaurationszeit geprägte Einstellung zum Salon. Der „Salon“ wurde nun etwas Positiveres, und man bediente sich des Begriffs mit wachsendem Selbstbewußtsein. In den vorhergehenden Jahrzehnten hatte bei der Zurückhaltung gegenüber dem Salonbegriff wohl auch eine Rolle gespielt, daß man sich im noch immer etwas kleinstädtischen Berlin dem Vergleich mit der glänzenden Pariser Rokokogeselligkeit des 18. Jahrhunderts nicht gewachsen fühlte. Besonders die bürgerlichen Salons schreckten vor dem Salonbegriff wie vor einer Hochstapelei zurück. Das änderte sich von der Jahrhundertmitte an, vor allem seit der deutschen Reichsgründung 1871. Berlin war zur Hauptstadt eines deutschen Kaiserreichs aufgestiegen und erhielt nun auch den Charakter einer Großstadt. Man nahm am Begriff des Salons keinen Anstoß mehr, da alle Geselligkeit glänzender wurde. Berlin erlebte damals ein „zweites Rokoko“, auf das im Verlauf der vorliegenden Arbeit noch näher eingegangen wird. Vergleichen mit den französischen Salons des 17. und 18. Jahrhunderts wurde nicht mehr ausgewichen. Der Salon der Frau von Schleinitz wurde zum Beispiel in einem Zeitungsartikel des bekannten Schriftstellers und Journalisten Ludwig Pietsch aus dem Jahre 1875 ausdrücklich in die Tradition der „klassischen“ französischen Salons gestellt.

Da die Salons nun häufig elegant und aufwendig waren – es gab sogar einen mondänen Salon, in dem gespielt wurde –, fielen gelegentlich auch so boshafte oder neidische Bemerkungen, als könne nur diejenige Frau einen Salon haben, die schön sei, reich sei oder einen reichen Gönner habe. Sol-

che Äußerungen sollten nicht überbewertet werden. Sie sind jedoch ein Indiz dafür, daß sich damals Häuser mit der Bezeichnung „Salon“ schmückten, die lediglich eine elegante und kostspielige Geselligkeit übten. Als das *Berliner Tageblatt* 1902 ein Photo des Salons der Schriftstellerin Emma Vely veröffentlichte, wurde im Kommentar unterstrichen, daß es sich hier um einen „Salon‘ im alten künstlerischen Sinne des Wortes“ handele.

Obgleich um die Jahrhundertwende anscheinend noch zahlreiche Frauen davon träumten, einen Salon zu gründen, wurde die Möglichkeit, eine solche Geselligkeit in der modernen Gesellschaft aufzubauen zu können, zunehmend in Frage gestellt. 1899 erschien in der *Illustrierten Frauen-Zeitung* eine Novelle *Ihr Salon*, die von einer jungen Witwe handelte, die einen „Salon“ führen wollte. Die Novelle beginnt: „Sie hatte es sich so schön vorgestellt, einen Salon zu haben! Nicht einen Raum mit seiner mehr oder weniger unpersönlichen Eleganz, wie ihn sich jeder für Geld einrichten kann, – nein, einen geistig belebten, künstlerisch beseelten Kreis, wie er ihr aus Büchern vorschwebte und wie er sich so leicht und gern um anmuthige Frauen in bevorzugter Stellung bilden sollte.“ Die Heldin der Novelle muß jedoch feststellen, daß sich ein solcher Salon nicht mehr schaffen läßt. Nach verschiedenen Verwicklungen gibt sie ihren von der Autorin als unrealistisch eingestuften Ehrgeiz auf und verheiratet sich wieder. Ihrem „Salon“ trauert sie nicht nach. Denn, so schließt die Erzählung, sie habe „statt des Salons jetzt eine Kinderstube“. Dem gängigen wilhelminischen Frauenideal entsprach dieser Aufgabenbereich ohnehin mehr als der des Salons.

Diese Einstellung ist zwar charakteristisch für die Jahrhundertwende, sie bildet aber nur einen Standpunkt unter mehreren. In dem Anstandsbuch *Zu Hause, in der Gesellschaft und bei Hofe* (1896) von Helene Freiin von Düring-Oetken wird der Salon durchaus noch als kulturgeschichtlich bedeutsame Institution gewürdigt; es wird allerdings auch beklagt, daß es in Berlin zur Zeit keine großen und einflußreichen Salons mehr gebe. Eine dritte Perspektive bietet die Memoirenliteratur zu dieser Epoche. Hier zählen ehemalige Habitués die Berliner Salons auf, in denen sie verkehrt hatten. Der Begriff des Salons selbst wird sachlich-neutral verwendet, ohne schwärmerische oder ironische Untertöne. Wertend ist nur der Zusammenhang, in dem der Salonbegriff steht, also die explizite Würdigung des Salons. Über den politischen Salon der Fürstin Marie Radziwill heißt es etwa: „Sie hat bis zu Beginn des Weltkriegs an der Spitze des bedeutendsten Berliner Salons gestanden.“

Obwohl sich der Salonbegriff während des Kaiserreichs endgültig durchsetzte, gingen die Berliner Salonnieren selbst auch später noch stets sehr vorsichtig und zurückhaltend mit dem Begriff um. Sie neigten eher zum

„understatement“ als zur großspurigen Deklaration. Die meisten Salonnieren vermieden es, dieses Wort zu gebrauchen; sie sprachen statt dessen, wie schon erwähnt, von ihren „Donnerstagen“, „Montagen“ und so fort. Als die jüngere Elise von Hohenhausen es in einem 1873 erschienenen Buch nicht vermeiden konnte, ihren Salon zu erwähnen, drückte sie sich folgendermaßen aus: „... meine bescheidene Klause, die von den gütigen Berlinern ‚Salon‘ genannt wird.“

Möglicherweise klang „Salon“ („Haupt-Saal“) auch etwas zu kalt und ungemütlich. Selbst die prachtliebenden Pariser Salonnieren des Barock sahen ja ihre Gäste häufig lieber in kleineren Räumen oder aber in abgeteilten Bereichen oder Ecken des Empfangssaals („ruelles“, „alcoves“ usw.). Der „Teetisch“ war anheimelnder als der „Salon“. Selbst in Berliner Hofkreisen und sogar bei der Kaiserin Augusta (1811–1890) trank man gern in überschaubaren, intimen Räumen Tee und unterhielt sich. Die Benennungen gingen sehr weit in ihrer Verkleinerung und Verniedlichung, so führten die Teezimmer gelegentlich Namen wie „Teebüchse“ oder „Bonbonnière“.

Verglichen mit dem Salonbegriff ist der Begriff der „Salonnière“ relativ unproblematisch. Er ist erst für die Zeit um 1890 in der französischen Sprache nachweisbar und bezeichnete eigentlich ganz allgemein Salonsbesucherinnen, Damen, die in den Salons verkehrten. In der Sekundärliteratur zum Salon hat es sich eingebürgert, vor allem die Frauen, die selbst einen Salon führten, mit diesem Begriff zu bezeichnen. Die vorliegende Arbeit unterscheidet grundsätzlich „Salonnières“ und „Salondamen“. „Salonnières“ werden die Frauen genannt, die selbst einen Salon hatten. Da es im Deutschen keinen entsprechenden Ausdruck gibt und ständige Umschreibungen des Sachverhalts völlig unpraktikabel gewesen wären, ergibt sich diese Bezeichnung fast zwangsläufig. Um die „Salonnières“ jedoch von den Besucherinnen eines Salons (einschließlich der Salonnieren in fremden Salons) trennen zu können, werden die Besucherinnen mit dem naheliegenden Begriff der „Salondamen“ belegt. Während die Zeitgenossen wohl von den „Damen der Salons“ sprachen oder ähnliche Formulierungen gebrauchten, ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß im deutschen Sprachraum das Fremdwort „Salonnière“ sich nicht einbürgerte. Es war um 1900 nie von Berliner „Salonnières“ die Rede. Der Begriff ist eine – notwendige – Hilfskonstruktion.

Abschließend noch ein Wort zur Definition des „Salons“ in unserem speziellen Wortsinn. Sehr vage formuliert ist ein Salon eine freie, ungezwungene Geselligkeit, deren Grundlage die Konversation über literarische, künstlerische oder politische Themen bildet. Obgleich es keine festumrissene, eindeutige und allgemein verbindliche Definition „des Salons“

geben kann, weil das Salonphänomen sehr vielgestaltig ist und fließende Übergänge zu anderen Geselligkeitsformen aufweist, lassen sich einige formale Kriterien für den Salon aufstellen. Diese Kriterien kennzeichnen den Salon in seinen wesentlichen Zügen und lassen sich aus der kontinuierlichen Salontradition seit dem 17. Jahrhundert entwickeln. Folgende Gesichtspunkte dienten in der vorliegenden Arbeit als Entscheidungshilfe, ob eine Geselligkeit als Salon eingestuft werden konnte oder nicht:

1. Ein Salon kristallisiert sich um eine Frau. Er ist die „Hofhaltung“ einer Dame.

2. Ein Salon stellt eine gesellschaftliche Institution, meist mit festgesetzten Empfangstagen („jours fixes“), dar. Es ergehen keine speziellen Einladungen zu den Empfangstagen. Die näheren Bekannten und Habitués (regelmäßige Gäste) sind „ein für alle Mal“ eingeladen. Im Kaiserreich bürgerte es sich ein, bei Beginn der Saison, also im Herbst oder Winter, den Beginn der Empfangstage durch Karten den Bekannten mitzuteilen. Im Salon verkehrt ein Kreis (fast) regelmäßig anwesender Gäste, die selbst neue Gäste einführen dürfen. Daneben gibt es fluktuierende Elemente unter den Gästen der Salons, zum Beispiel durchreisende Künstler oder Gelehrte, die den Salon (eventuell mit Empfehlungen) aufsuchen. Ein Salon ist kein Club oder Verein; Mitgliederlisten und – finanzielle – Mitgliederbeiträge gibt es nicht.

3. Die Salongäste gehören im Idealfall verschiedenen Gesellschaftsschichten, Lebens- und Berufskreisen an. Unter ihnen können sich sowohl Berühmtheiten als auch völlig unbekannte Künstler oder Literaten befinden, die sich hier ein Publikum erhoffen. Junge, noch unbekannte Talente werden von der Salonnieré und den anderen Gästen häufig ermutigt und protegiert.

4. Ein Salon ist ein Schauplatz zwangloser Geselligkeit. Die Zwanglosigkeit wird nicht zur Formlosigkeit, da die Persönlichkeit der Salonnieré durch die Achtung, die man ihr zollt, Schranken setzt. Salon-Geselligkeit ist keine Bohème.

5. Die Konversation, meist über Kunst, Literatur, Philosophie, Musik oder Politik, dominiert den Salon. Es können auch Dichterlesungen, Musikvorträge, Laien-Theateraufführungen oder ähnliche Veranstaltungen im Rahmen eines Salons stattfinden. Die Bewirtung bleibt Nebensache.

6. Je nach ihrer Bedeutung üben die Salons einen größeren oder geringeren gesellschaftlichen Einfluß aus; sie verfügen über kulturelle Anziehungskraft oder Ausstrahlung.

7. Der Salon stellt einen Freiraum dar. Die Geselligkeit des Salons ist frei von Statuten, Satzungen und unantastbaren ideologischen Dogmen, sie ist tolerant. Materielle Geschäftsinteressen spielen keine Rolle, auch politi-

sche Salons werden nicht zu reinen Parteizentralen. Es handelt sich bei den Salons um eine Geselligkeit um ihrer selbst willen. Diese zweckfreie Geselligkeit hat einen idealen, geistigen Beweggrund und ein formales geselliges Ziel, das zwanglos und freiwillig verfolgt wurde: sich gegenseitig zu respektieren, zu fördern und zu bilden. Ein ästhetisches Element kann, muß aber nicht unbedingt für die Geselligkeit von Bedeutung sein (so zum Beispiel in den politischen Salons). Die Gesellschaft, das anregende Beieinandersein als solches ist Selbstzweck und schafft Freiheit.

Das erste dieser Kriterien – die Frau als Kristallisierungspunkt des Salons – ist besonders wichtig, weil dadurch die sehr häufig dem Salon ähnelnde Geselligkeit berühmter Gelehrter, Schriftsteller, Verleger, Künstler oder Staatsmänner aus der Betrachtung ausgeschieden wird. Eine Einbeziehung dieser Gruppen würde nicht nur der historischen Entwicklung des Salons aus seinen teilweise chevalresken Wurzeln widersprechen. Sie würde auch das zu untersuchende Gebiet sehr stark ausweiten und völlig unübersichtlich machen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gab es zum Beispiel die bedeutende Geselligkeit des Buchhändlers Georg Andreas Reimer in Berlin, die nicht zu den Salons zu rechnen ist, weil Frau Minna Reimer nur als gastfreundliche Hausfrau und nicht als Mittelpunkt der Gesellschaft fungierte. In anderen Fällen läßt sich jedoch nachweisen, daß nicht der Verleger oder der berühmte Gelehrte, sondern seine Frau die Geselligkeit des betreffenden Hauses prägte. In diesem Fall darf man von „Salon“ sprechen, etwa vom Salon der Lina Duncker oder der Anna von Helmholtz. Gelegentlich ist es allerdings schwierig, eine unanfechtbare Entscheidung über den geselligen Schwerpunkt innerhalb eines Hauses zu treffen. Der Ägyptologe Richard Lepsius und der Gräzist Ernst Curtius hatten zum Beispiel sehr lebhafte und gebildete Frauen. Diese gaben zwar der Geselligkeit in ihrem Hause ein Ansehen, das über dem der normalen Professoren-Geselligkeit lag, doch sie gründeten keine echten Salons, weil sie nicht stark genug neben ihren Ehemännern hervortraten.

Der Salon ist die „Hofhaltung“ einer Dame. So wie er sich im 17. Jahrhundert entwickelte, im beginnenden Zeitalter des fürstlichen Absolutismus mit seiner Tendenz, alle Bereiche der Gesellschaft auf die Residenz und die Person des Fürsten zu konzentrieren, stellte der Salon ein privates und zwangloses Analogon und Pendant zur Hofhaltung eines Monarchen dar. Er war ein intimer „Ableger“ der Hofgesellschaft. Die Analogie zwischen Salon und Hofgesellschaft reicht im übrigen sehr weit. Wer einmal eingeladen war, gehörte zur Gesellschaft des Salons und hatte Zutritt; wer einmal in die Hofgesellschaft aufgenommen war, hatte dort ebenfalls das Recht zu erscheinen. Salongesellschaft und Hofgesellschaft waren geschlossen und

offen zugleich. Beide waren gemischt aus verschiedenen Gesellschaftsschichten. Es gab „feste“ Gruppen von Mitgliedern, die ganz unabhängig von ihren Verdiensten und Qualitäten erscheinen durften: nahe Verwandte der Salonnieré im Salon und die dynastische Verwandtschaft sowie der erbliche Hofadel in der Hofgesellschaft. Die Angehörigen dieser Gruppen konnten, mußten aber nicht durch besondere Leistungen auffallen. Wer sonst noch dazugehörte, „salonfähig“ oder „hoffähig“ war, bestimmten die Salonnieré beziehungsweise der Monarch willkürlich und frei, wenn auch unter Zugrundelegung von Kriterien der Interessantheit, Berühmtheit hier, der herausragenden Verdienste dort. Salongesellschaft und Hofgesellschaft hatten ihren Hauptzweck in sich selbst, in ihrer Geselligkeit. Darin lag ihre kulturelle und im Falle des Hofes kulturpolitische Bedeutung. Gebend und nehmend beteiligten sich die Individuen daran und verwirklichten sich als gesellige Persönlichkeiten. Weder im Salon noch in der Hofgesellschaft wurden unmittelbar Politik und Geschäft gemacht. Zu diesen Bereichen des aktiven Handelns hatten Salon und Hofgesellschaft nur mittelbare Bezüge. Im Gegensatz zu den einflußreichen großen Pariser Salonnierén übten die Berliner Salonnierén auch keine Protektion bei der Vergabe einträglicher Ämter aus. (Diese waren in Preußen ohnehin nicht so dicht gesät.) Salon und Hofgesellschaft waren indes nicht nur gesellschaftlich-ständisch „gemischt“, sondern auch geistig offen und tolerant gegenüber verschiedenartigen Standpunkten ihrer Mitglieder (hier wie dort gab es freilich gelegentliche Ausnahmen). Die quasi-familiäre Struktur des Salons steht in Analogie zur quasi-familiären Hofgesellschaft; die „matriarchalische“ Mitte des Salons steht in einem analogen und in gewissem Sinne komplementär-antithetischen Verhältnis zur „patriarchalischen“ Hauptfigur des Monarchen in der Hofgesellschaft. Beide stilisierten ihre Freiheit durch Etikette, beide sublimierten ihre Geselligkeit durch Kunst, Musik, Theater und Literatur. Die Salongeselligkeit hatte im Unterschied zur Hofgeselligkeit ihren Schwerpunkt in der Regel bei der intimeren diskursiven Literatur und übernahm auch insofern gegenüber der Hofgesellschaft eine gewisse Komplementärfunktion. Und was vorgetragen, vorgestellt oder besprochen wurde, war nicht sofort „hochoffiziell“, weil Künstler und Gäste sich zunächst in einem abgeschirmten Zirkel bewegen konnten.

Nicht zuletzt ist bei dem Nachweis des inneren Zusammenhangs und der inneren Verwandtschaft darauf hinzuweisen, daß die Salongesellschaft nicht nur gleichzeitig mit der absolutistischen Hofgesellschaft (und deren spezifischen Strukturen) entstanden ist, sondern auch – in Berlin wie im gesamteuropäischen Rahmen – mit der Monarchie 1918 ihr Ende fand, was nicht zufällig ist.

Man wird darüber hinaus sagen können, daß die Gründung der ersten Berliner Salons in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts in ein hofgesellschaftliches „Vakuum“ stieß, weil es unter Friedrich dem Großen keine eigentliche Hofgesellschaft in Berlin gab. So hat hier die Salongeselligkeit zunächst auch kompensatorisch für die Befriedigung kultureller und geselliger Bedürfnisse gesorgt, die der Hof und die Adelsgesellschaft Berlins offen und unerfüllt gelassen hatten. Wenn die jungen jüdischen Salonnièren bei der Pflege ihrer, der neuen deutschen Nationalliteratur gewidmeten literarischen Salons auf französische Vorbilder zurückgriffen, befanden sie sich einerseits im Gegensatz zum literarischen Geschmack ihres Königs, aber andererseits, eben was das französische Vorbild anging, auch im Einklang. Der König war kultureller Wahlfranzose, er sprach, schrieb und dichtete französisch und holte nach Sanssouci in seine Tafelrunde (hier zu einer anderen Form anspruchsvoller Geselligkeit ausgebaut!) französische Literaten und Gelehrte. Das Fehlen einer eigentlichen Hofgesellschaft im damaligen Berlin hat sicher auch der emanzipatorischen Tendenz der jungen jüdischen Salonnièren Vorschub geleistet.

Wie stark das Bedürfnis nach einer kulturell und sittlich als Vorbild geeigneten Hofgesellschaft – angeführt von einem idealen Königspaar – war, geben die von Novalis in seinem Fragment *Glauben und Liebe oder der König und die Königin* (1798) kurz nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. geäußerten Wünsche und Hoffnungen zu erkennen. In der Zeit nach dem Tode Friedrichs des Großen hatte sich die Formierung der neuen Hofgesellschaft gleichzeitig mit dem Ausbau der Salongesellschaft und Salongeselligkeit vollzogen. Allein dieser Umstand verlieh dem Berliner Salon einen besonderen Stellenwert (wozu allerdings auch noch andere, emanzipatorische, Funktionen kamen). Die außerordentliche Rolle der Königin Luise und die tiefe Verehrung, die ihr entgegengebracht wurde, hatten sicher in ihrer Persönlichkeit und ihrer vorbildlichen Ehe ihre Hauptursache. Man darf sich aber fragen, inwieweit diese Rolle nicht auch, gerade was die Begeisterung der gebildeten Kreise für sie betraf, vorgeprägt war von dem „Matriarchat“ der Berliner Salons und ihren Leitideen. Die in den Salons angestrebten Persönlichkeitsideale der Natürlichkeit, Anmut und Vorurteilslosigkeit wurden von der Königin Luise in besonderem Maße verkörpert. Novalis vergleicht die Königin am Ende seiner Ausführungen sogar mit Natalie, einer idealen Frauengestalt aus Goethes 1795/96 erschienem Bildungsroman *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Da dieses Buch zur Lieblingslektüre der gebildeten Berliner Gesellschaft, speziell auch der Salongesellschaft zählte, braucht man sich nicht über die begeisterte Aufnahme zu wundern, die der neuen Königin zuteil wurde. Von jungen Ber-

liner Salondamen war ein Ansatz zur Neuformierung der Berliner Gesellschaft ausgegangen; die ideale Gestalt der Königin – die später sogar zu den eifrigsten Leserinnen der Romane Jean Pauls gehörte und Heinrich von Kleist zu protegieren versuchte – wurde fast automatisch zur hochgestellten Schutzpatronin der Ziele der Salongesellschaft.

Nach dem Hauptcharakteristikum des Salons: „Er kristallisiert sich um eine Frau. Er ist die ‚Hofhaltung‘ einer Dame“ sind die anderen Merkmale des Salons weniger grundsätzlicher Art. Sie bilden den kleinsten gemeinsamen Nenner der zahlreichen Salonvariationen und stecken sowohl den äußeren wie den inhaltlichen Rahmen eines Salons ab. Der feste Empfangstag fand, mit Ausnahme der Sommermonate, meistens wöchentlich statt. Manche Damen empfingen seltener, andere aber auch zweimal wöchentlich oder täglich, jeweils zu bestimmten Uhrzeiten. Die geläufigsten Termine waren die späten Nachmittagsstunden oder der Abend. Um 1900 wurden bei gesellschaftlich sehr hoch angesiedelten Salons gelegentlich sogar Notizen in die Zeitung gesetzt, wenn mit Beginn der „Saison“ oder nach längerer Abwesenheit eine Dame wieder regelmäßige Empfänge gab.

Ein möglichst breites gesellschaftliches und berufliches Spektrum des Salonpublikums war der „Idealfall“ eines Salons, dem jedoch in der Praxis immer Grenzen gesetzt waren. Die Interessen der Salonnierin und ihr gesellschaftlicher Standort wirkten sich meist auf die Zusammensetzung des Gästekreises aus und legten auch häufig das kulturelle Engagement eines Salons fest. Die Salongesellschaft setzte sich hauptsächlich aus Angehörigen des gebildeten Bürgertums und Adels zusammen. Obgleich auch aus dem Umfeld der Bohème Gäste in den Salons anzutreffen waren, blieben die Salons grundsätzlich dem gewollt Unkonventionellen der Bohème-gesellschaft fern. Auf einen Sonderfall aus der Spätzeit des Berliner Salons (den Salon der Baronin von Arnswaldt) wird später noch ausführlich eingegangen werden. Anders als in den Bohèmekreisen spielte Alkohol keine Rolle in den Salons, obwohl außer Tee, Kaffee und Limonade meist auch Wein, manchmal auch Bier angeboten wurde.

Gelegentlich gingen Salons eine Symbiose mit „Lesekränzchen“ oder mit den organisierten und mit Satzungen ausgestatteten größeren „Lesegesellschaften“ ein. In diesen Fällen überschnitten sich die Gäste- beziehungsweise Mitgliederkreise. Wenn Salonnierinnen aber zum Beispiel an Lesekränzchen teilnahmen, waren sie nur gleichberechtigte Mitglieder ohne besondere Rechte oder Verpflichtungen. Literarische Gesellschaften und Clubs unterschieden sich, ähnlich wie die politischen Parteien, durch ihre programmatiche Zielsetzung und durch den festen Kreis ihrer Mitglieder von den Salons. Zudem tagten literarische Vereinigungen häufig in öffent-

lichen Lokalen und waren fast ausschließlich männlicher Initiative zu verdanken (zum Beispiel der „Tunnel über der Spree“ in den 1850er Jahren). Es sei an dieser Stelle nochmals betont, daß sich die Salons als Orte „freier“ Geselligkeit von solchen organisierten und mit einem Programm versehenen Vereinigungen scharf abhoben.

Abgrenzungen zwischen literarischen, künstlerischen, musikalischen und politischen Salons lassen sich in der Praxis häufig nur annäherungsweise vornehmen. Die meisten Berliner Salons waren literarische Salons, die zum Teil auch künstlerisch interessiert waren, in denen musiziert wurde und in denen man natürlich auch über wichtige Tagesereignisse politischer Art sprach. Es gab Interessenschwerpunkte, die sich im Laufe der Zeit auch (wie der Kreis der Gäste) ändern konnten, aber nur selten eine strenge „Spezialisierung“ auf bestimmte Gebiete. In den Salons von Malerinnen oder der Ehefrauen von Malern wurden häufig kleine Konzerte veranstaltet: Anscheinend eigneten sich Malerateliers sehr gut dazu. Zahlenmäßig wie auch vom Einfluß her überwog in der Berliner Salongesellschaft stets der literarische Salon. Daneben gab es aber auch hervorragende musikalisch-künstlerische Salons oder Salons, die andere „Mischformen“ erfolgreich vertraten (Gelehrten- oder Diplomatensalons mit literarischem, künstlerischem oder musikalischem Einschlag, literarische Salons, in denen besonders viele Schauspieler verkehrten usw.). Am deutlichsten lassen sich die politischen Salons im Berlin des zweiten Kaiserreichs als „eigene Gruppe“, nicht nur von den Gesprächsthemen her, sondern auch soziologisch aufgrund der dort verkehrenden Gäste, erkennen und abgrenzen. Hier verkehrten besonders viele Politiker und Diplomaten; auch waren diese Salons ihrerseits wiederum eng mit manchen Salons der hohen Finanz verknüpft. Auch in den politischen Salons wurde gelegentlich über kulturelle Tagesfragen oder literarische Neuerscheinungen gesprochen. Als ständige Institution gewannen die politischen Salons erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an Bedeutung. Es hatte zwar schon seit der Zeit um 1800 Salons mit politischen Interessen gegeben, doch sie entstanden, auf konkrete Herausforderungen durch das Zeitgeschehen reagierend, entweder neu oder aus bereits existierenden (literarischen) Salons. War die Herausforderung (die französische Okkupation; die Revolution von 1848) vorbei, lösten sie sich wieder auf oder verloren ihren politischen Schwerpunkt.

Definitionen und Abgrenzungen, wie sie hier skizziert worden sind, können immer nur Anhalts- und Orientierungspunkte bieten. Bei den meisten Salons ist die Entscheidung, ob es sich wirklich um einen Salon handelt und wo die Interessenschwerpunkte des Salons liegen, nicht problematisch.

Es gibt allerdings auch schwach dokumentierte (meist unbedeutendere) Salons, die nur unter Vorbehalt zu den Salons gezählt werden können. Einige dieser mit einem Fragezeichen versehenen Salons erhalten dadurch eine besondere Bedeutung, daß in der nächsten Generation, also bei Töchtern, Schwiegertöchtern oder Nichten der Salonnière, einwandfreie Salons entstanden. Manchmal läßt sich auch ein „Absinken“ des Salonniveaus von einem bedeutenden zu einem problematischen Salon beobachten.

In der vorliegenden Arbeit wird der Salonbegriff als wertneutraler *terminus technicus* für die anspruchsvolle Geselligkeit einer Frau verwendet, sofern diese Geselligkeit – zumindest annähernd – den aufgelisteten sieben Kriterien für einen Salon entspricht. Wie im folgenden ausgeführt werden wird, entstand der Berliner Salon spät, zu einer Zeit, als die Pariser Salons bereits auf eine fast zweihundertjährige Geschichte zurückblicken konnten. Nachdem jedoch um 1780 die ersten Salons in Berlin entstanden waren, entwickelte sich die Salonkultur in der preußischen Hauptstadt sehr schnell. Die Institution des Berliner Salons blühte bereits, als sich um 1800 für eine solche Geselligkeit auch der Begriff „Salon“ einbürgerte. In außerordentlich kurzer Zeit war es Berlin am Ende des 18. Jahrhunderts gelungen, ein bedeutendes kulturelles Leben in seinen jungen Salons zu entfalten und sogar unter die führenden europäischen Salonstädte aufzurücken.

ERSTES KAPITEL

Die Gründung literarischer Salons um 1780

Entstehungsbedingungen der Berliner Salons im 18. Jahrhundert

Gegen eine mit ihrer Geschichte bis in die Römerzeit zurückreichende Metropole wie Paris, die schon jahrhundertelang eine Universität besaß und ein kulturelles Zentrum Europas darstellte, wirkte Berlin im 17. Jahrhundert klein, unbedeutend und provinziell. Im armen und durch den Dreißigjährigen Krieg schwer betroffenen Brandenburg-Preußen entwickelte sich nur langsam und unter Schwierigkeiten ein kulturelles Leben, das eine Grundlage für die Entstehung von literarischen Salons bilden konnte. Durch seine nordöstliche Randlage in Deutschland hatte Brandenburg-Preußen zusätzliche Nachteile: Es war räumlich weit von kulturell tonangebenden Städten wie Wien oder Paris entfernt. Allerdings lagen einige nordwestdeutsche Besitzungen Brandenburg-Preußens in der Nachbarschaft der Niederlande, die damals ihr goldenes Zeitalter erlebten. Niederländische, nicht französische Einflüsse prägten den ersten wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung Berlins unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1640–1688). In diesem Zusammenhang ist dessen erste Frau zu nennen, die fromme und hochgebildete Luise Henriette von Oranien (1627–1667). Einen „Musenhof“ oder einen salonartigen Zirkel konnte sie bis zu ihrem frühen Tode freilich noch nicht schaffen. Dagegen richtete sie auf ihren Besitzungen in Oranienburg Musterwirtschaften nach niederländischem Vorbild ein und kümmerte sich um die Verbesserung der Milchwirtschaft und des Gemüseanbaus.

Nachdem Brandenburg-Preußen durch den Großen Kurfürsten politisch, wirtschaftlich und militärisch gefestigt worden war, konnte sich das kulturelle Leben unter seinem Nachfolger Friedrich III. (I.) stärker entwickeln. Dessen Gemahlin Sophie Charlotte (1668–1705), seit 1701 erste preußische Königin, gehört in die unmittelbare Vorgeschichte des Berliner Salons. Sophie Charlotte war eine Tochter der bedeutenden Kurfürstin Sophie von Hannover und eine Freundin des Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz. Als Kurfürstin und Königin stand sie *eo ipso* an der Spitze der Berliner Gesellschaft; sie nahm nicht nur anmutig die Repräsentationspflichten ei-

ner Herrscherin wahr, sondern bemühte sich daneben ernsthaft um die Förderung von Kunst, Literatur und Philosophie. Ihr Mann ließ für sie das damals noch auf dem Lande gelegene Schloßchen Lietzenburg bauen, das später ihr zu Ehren „Charlottenburg“ genannt wurde. Hier veranstaltete sie gern Feste und Theateraufführungen und versammelte Literaten und Gelehrte um sich.

Ihr berühmtester Guest war seit 1698 wiederholt Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716), mit dem sie schon seit ihrer Hannoveraner Zeit eine enge Freundschaft verband, die sich in einer umfangreichen Korrespondenz niederschlug. Auf die Initiative Sophie Charlottes und einen Entwurf von Leibniz ging die im Jahre 1700 gegründete Berliner Akademie der Wissenschaften zurück, deren erster Präsident Leibniz wurde. 1702 zählte neben Gottfried Wilhelm Leibniz unter anderen der englische Aufklärer John Toland (1670-1722) zu den Gästen der Königin; auch mit ihm diskutierte sie theologische und philosophische Fragen. Als Königin Sophie Charlotte am 1. Februar 1705 im Alter von nur 36 Jahren starb, war Leibniz tief betroffen und schrieb über sie: „.... sie wollte mich oft in ihrer Nähe haben; so genoß ich häufig das Gespräch einer Fürstin, deren Geist und Menschlichkeit von keiner jemals übertroffen wurde ... Die Königin besaß eine unglaubliche Kenntnis auch auf abgelegenen Gebieten und einen außerordentlichen Wissensdrang, und in unseren Gesprächen trachtete sie danach, diesen immer mehr zu befriedigen, woraus eines Tages ein nicht geringer Nutzen für die Allgemeinheit erwachsen wäre, wenn sie der Tod nicht dahingerafft hätte.“

Die Gemahlin des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I., Sophie Dorothea (1687-1757), war ebenfalls eine geistig interessierte Welfenprinzessin. Sie vererbte ihrem Sohn, dem Kronprinzen, eine Neigung zur Poesie und versammelte in ihrem Schloßchen Monbijou einen kleinen eleganten Zirkel um sich, der keineswegs mit den spartanischen Vorstellungen ihres Mannes harmonierte. Doch ihr Einfluß auf das kulturelle Leben Berlins war gering. Die nächsten preußischen Königinnen (bis 1797) traten in der Öffentlichkeit kaum in Erscheinung und gaben mit ihren Höfen den Berlinerinnen keine Vorbilder kultureller oder gesellschaftlicher Art.

In den 46 Jahren des friderizianischen Berlin (1740-1786), in denen kein wirklicher Königshof existierte, brachten – anders als im Paris des 17. Jahrhunderts – noch nicht einmal die gegen den König „frondierenden“ Adelskreise in der Umgebung des Prinzen Heinrich von Preußen Salons hervor; Prinz Heinrich residierte weitab von Berlin und Potsdam in Rheinsberg. Allerdings gelang es einer Schwester Friedrichs des Großen, der Prinzessin Amalie von Preußen (1723-1787), in Berlin einen Bach-Kreis um sich

zu versammeln. Diesen Zirkel könnte man als Vorbereitung der späteren musikalischen Salons in Berlin bezeichnen. Seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges veranstaltete die Prinzessin kleine Konzerte und Soiréen in ihrem Palais Unter den Linden 7, später auch in einem Haus in der Wilhelmstraße. Diese Abende standen unter der Leitung ihres Lehrers und musikalischen Beraters, des Bachschülers Johann Philipp Kirnberger. Ob die spätere Salonnière Sara Levy (1761–1854), eine Bankiersfrau, die eine Schülerin Wilhelm Friedemann Bachs war und auch Carl Philipp Emanuel Bach förderte, in ihrer Jugend diesem Zirkel nahestand, kann leider nur vermutet werden. Sie war wie die Prinzessin Amalie eine große Verehrerin Johann Sebastian Bachs und besaß eine wertvolle Musikbibliothek.

Es hätte eigentlich den Damen der französischen Kolonie in Berlin nahelegen müssen, Salons zu gründen. Ihre Familien waren nach der Aufhebung des Toleranzedikts von Nantes durch Ludwig XIV. von Frankreich 1685 ihres protestantischen Glaubens wegen nach Preußen geflüchtet. Die hugenottischen Réfugiés brachten zwar französische Kultur, nicht jedoch Salons nach Berlin. Während sie von den Entwicklungen der französischen Literatur räumlich isoliert waren, trennte sie von der erst nach und nach aufblühenden deutschen Literatur die Sprache. 1697 war zum Beispiel eine literarische Zeitschrift mit dem Titel *Journal des savants dressé à Berlin* – die erste Zeitschrift dieser Art überhaupt in Berlin – gegründet worden, doch sie ging bereits nach zwei Jahren wieder ein. Die zunächst gegebene kulturelle Isolation zusammen mit dem Problem, in der neuen Heimat erst wirtschaftlich Fuß fassen zu müssen, war der Gründung von Salons nicht förderlich. Die – überwiegend – bürgerlichen Frauen der französischen Kolonie lebten bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts sehr abgeschlossen und nahmen kaum am gesellschaftlichen Leben der preußischen Hauptstadt teil; die adeligen Damen gingen meist in der Hofgesellschaft auf. Trotzdem waren die Réfugiés für das geistige Leben Berlins außerordentlich bedeutsam. Ihre Bildung und ihre Beherrschung der französischen Sprache machten sie zu bevorzugten Erziehern der Kinder adeliger und reicher bürgerlicher, auch jüdischer Familien. Selbst die preußische Königsfamilie beschäftigte Réfugiés, die allerdings adeliger Herkunft waren, in dieser Funktion. Der spätere Friedrich Wilhelm I. hatte als Kind Erzieherinnen aus der französischen Kolonie, und obgleich er später nicht viel von französischer Kultur hielt, ernannte er Marthe de Rocoulles, die ihn einst während seiner Kindheit betreut hatte, zur Gouvernante seines Sohnes Friedrich (II.). Dieser hing sehr an Madame de Rocoulles, ebenso wie an seinem auch aus der französischen Kolonie stammenden Lehrer Duhan de Jandun. Madame de Rocoulles war eine tüchtige, gebildete und dem preußischen

Königshause sehr ergebene Frau; sie unterhielt vielleicht sogar einen kleinen salonartigen Zirkel, ohne daß dieser jedoch eine breitere Ausstrahlung gehabt hätte. Sie starb 1741 im Alter von 82 Jahren.

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als sich das kulturelle Leben Berlins schon stärker entwickelt hatte und sie selbst in der dritten Generation ansässig waren, gaben die Réfugiés ihre Exklusivität zunehmend auf. Dabei mochte zudem eine Rolle spielen, daß, durch die Französische Revolution bedingt, eine neue Welle französischer Emigranten die preußische Hauptstadt erreichte. Das gesellige Leben erhielt so neue Impulse, und unter dem Einfluß des neuen Zeitgeistes rückten sich die alteingesessenen Berliner Gesellschaftskreise (einschließlich der Hugenotten) näher. 1805 entstand der erste große Salon einer Dame aus der französischen Kolonie in Berlin, und noch in späteren Jahrzehnten gab es Berliner Salonniers französischer Herkunft. Als Berlin nach der verlorenen Schlacht von Jena (1806) von den napoleonischen Truppen eingenommen wurde, bildeten die höheren französischen Beamten und Offiziere, die nun als Besatzung in Berlin stationiert waren, einen wichtigen Bestandteil mehrerer Salons. Die französischen Diplomaten in Berlin zählten schon von Anbeginn zur Berliner Salongesellschaft und gehörten bis 1914 dazu. Bis zum Ersten Weltkrieg spielten französische Salonniers und Salongäste eine verhältnismäßig große Rolle. Es gab bis 1914 in Berlin Salons, in denen man nur oder vorwiegend französisch sprach.

Viele der jüdischen Frauen, die im 18. Jahrhundert die Grundlagen der Berliner Salons schufen, hatten eine französisch geprägte Erziehung erhalten. Allerdings erwachte in den 1770er Jahren daneben zunehmend das Interesse an der aufblühenden deutschen Literatur. Aus der Verbindung von Elementen französischer Kultur und neuer deutscher Nationalliteratur bildete sich – zunächst in den Häusern jüdischer Frauen – die Atmosphäre, in der die Berliner Salons entstanden. Salongründungen christlicher bürgerlicher Frauen standen enge bürgerliche Konventionen und hausmütterliche Bescheidenheit ebenso im Wege wie ständische Schranken. Als Symptom für die beginnende soziale und geistige Emanzipation bürgerlicher Frauen in Berlin überhaupt könnte man allenfalls die Tatsache werten, daß Anna Luise Karsch (1722–1791), ein ehemaliges Hirtenmädchen, um 1770 von der Berliner Gesellschaft als Dichterin außerordentlich gefeiert wurde. Ihre Gedichte gerieten später wieder in Vergessenheit. Die „Karschin“ führte auch noch keinen literarischen Salon; sie war allerdings so berühmt, daß Goethe sie 1778 während seines einzigen Berlinaufenthaltes besuchte.

Mehrere Gründe wirkten bei der Entstehung der ersten Berliner Salons mit. Ein Aufschwung des intellektuellen Interesses von Adeligen, die zum

Teil von französischen Erziehern geprägt worden waren, aber auch der neuen deutschen Literatur aufgeschlossen gegenüberstanden, begegnete einem Bedürfnis der Intellektuellen- und Literatenkreise nach geselligem Verkehr. Die Häuser der jüdischen Frauen, die als Töchter wohlhabender Väter in vielen Fällen eine hervorragende Erziehung genossen hatten, waren geeignete Treffpunkte für Adelige wie für Intellektuelle. Zudem förderte die Mode, „aufgeklärt“ zu erscheinen, sowie eine Orientierung an den Kulturtraditionen Frankreichs die Neigung der betreffenden Damen, einen literarischen Zirkel um sich zu versammeln. Das wichtigste verbindende Element dieser Geselligkeit war das gemeinsame geistige Interesse für die Literatur der späten Aufklärung und für die Dichtung des Sturm und Drang, die damals die jungen Leute faszinierte.

Die jüdischen Frauen Berlins standen außerhalb der ständischen Gesellschaftsgliederung, und das heißt, daß sie gewisse Rücksichten, die christliche Adelige und Bürgerliche zu respektieren hatten, nicht zu beachten brauchten. Als Außenseiterinnen der Berliner Gesellschaft hatten sie im Zeitalter der Aufklärung, das die Menschen- und Bürgerrechte propagierte, mehr Freiheit als die Angehörigen der etablierten christlichen Stände – sofern sie nicht innerhalb ihrer Familien und Gemeinde selbst festgelegt waren auf jüdisch-mosaische Traditionen. Aber sie hatten nicht nur in mancher Hinsicht eine günstige Ausgangsposition. Die literarischen, egalitären Salons waren vielmehr treffend dazu geeignet, ihrerseits die Emanzipation dieser jungen Damen als Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts sowohl wie als Angehörige der jüdischen Religion zu fördern. Die Häuser der jüdischen Salonnièren boten einen geselligen Freiraum für Kontakte zwischen Angehörigen verschiedener Stände. Alle Beteiligten profitierten auf mannigfache Weise von dieser Geselligkeit. Sie verbrachten angenehme Abende mit Lektüre und Gesprächen über aktuelle Themen, sie lernten Gleichgesinnte kennen und erweiterten ihren geistigen und gesellschaftlichen Horizont. Verarmte Adelige mochten auch die Bekanntschaft einer anziehenden und vielleicht sogar reichen jungen Dame erhoffen; die anwesenden Mädchen warteten auf attraktive Verehrer und eine „gute Partie“. In vielen Fällen kam es in der Tat zu adeligen „Aufstiegsheiraten“ von Salonnièren oder Salonbesucherinnen.

Grundsätzlich bedeutete der Besuch von Salons und erst recht die Schaffung eines Salons für eine Frau die Möglichkeit, sich gesellschaftlich zu profilieren und Ansehen zu erwerben. Das Streben nach sozialer Anerkennung in weiteren Kreisen beziehungsweise in der Gesellschaft überhaupt war jedoch nur ein Aspekt des frühen Berliner Salons. In vielen Fällen war es ein spontanes und leidenschaftliches Ausbrechen aus und eine Revoluti-

on gegen Konventionen, die junge Menschen als Fesseln und unzeitgemäße Beschränkung empfanden. Auch das traf in besonderem Maße auf die jüdischen Frauen, Salonnieren und Salondamen zu, die ihre engen religiösen Familientraditionen hinter sich lassen wollten. Gerade weil die gesellschaftlichen, ständischen Strukturen und Schranken in Preußen im Unterschied zu Frankreich starrer waren, die Lebensführung gerade auch des Bürgertums (sowohl des christlichen wie auch des jüdischen) in der Regel noch steifer war, bekam die Übernahme des französischen Salon-Modells einen etwas anderen Stellenwert. Die französischen Salons waren gewissermaßen private Ableger der Hofgesellschaft gewesen, „Hofhaltungen“ schöner und geistreicher Damen, in deren Gesellschaft man sich zwanglos bewegen konnte. Sie waren luxuriöses geistiges Divertimento. In Berlin dagegen stand die Salongeselligkeit der frühen Zeit in sehr viel schärferem Gegensatz zur übrigen Gesellschaft und hatte gerade darum einen besonderen gesellschaftlich emanzipatorischen, antithetischen Grundton. In diesem Zusammenhang ist sehr wohl zu beachten, daß man sich bewußt auf ein ausländisches Vorbild, nicht auf einheimische Geselligkeitstraditionen bezog, mehr noch, daß man das Vorbild aus Frankreich holte, das mit seiner Aufklärungsliteratur der Schrittmacher Europas war, und dies zu einer Zeit, als die Revolution in Frankreich unmittelbar bevorstand beziehungsweise schon im Gange war. Nicht zuletzt ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß Salonnieren und Gäste in der Frühzeit des Berliner Salons alle jung und fast gleichen Alters waren – ein Phänomen der ersten Generation der Salons, das sich in solcher Homogenität in der Folgezeit nie mehr wiederholte.

Wie jung und emanzipatorisch diese frühen Salons waren, erkennt man vielleicht am besten daran, daß es Salonnieren und Gästen in ihrer Geselligkeit und ihren Gesprächen um „Echtheit“ des Herzens und Verstandes, und das heißt zugleich um „Wahrheit“, „Schönheit“, „Einfachheit“ und „Natürlichkeit“, um „wahre Bildung“ oder um „wahre Persönlichkeit“ ging. Hinwendung oder Rückkehr zur „Echtheit“ sind immer ein Signal für gesellschaftliche und moralische Erneuerung, sei es als Reform oder als Revolution. Die Tendenz zur „Echtheit“ ist als Leitbild und Anspruch, als Maßstab zur Selbstkritik und Selbsterneuerung in der Berliner Salongeselligkeit dann durch das ganze 19. Jahrhundert erhalten geblieben. (Die inhaltliche Füllung des formalen „Echtheits“-Postulats brauchte dabei nicht immer die gleiche zu sein.) Das Bildungsideal der deutschen Klassik lieferte „wahlverwandt“ einen Großteil des Inhalts. Aber die Aufklärungsliteratur, die Frühromantik Rousseaus und des Sturm und Drang sowie das Winckelmannsche Schönheitsideal hatten auch ihren Anteil daran. Und nicht zu-

letzt stand man mit dieser immer neu sich stellenden und neu zu verwirklichen Forderung nach Echtheit und innerer Wahrheit in einer – hier säkular gewordenen – Tradition des preußischen Protestantismus. Tatsächlich war die überwiegende Mehrzahl der Berliner Salonnieren protestantisch (die meisten jüdischen Salonnieren konvertierten zum Protestantismus), ganz abgesehen davon, daß Berlin als Stadt und Preußen als Königreich dominant protestantisch geprägt waren. Diese durchgehende Leitlinie des Postulats, „echt“, „innerlich wahr“ und „natürlich“ zu sein, zeichnet den Berliner Salon in seiner Ganzheit gegenüber anderen Salinstädten aus. Insofern kann man mit mehr Recht als anderswo den Berliner Salon auch als eine „moralische Institution“ bezeichnen. Die jungen jüdischen Salonnieren stießen in das gesellige Vakuum vor, das durch die nicht existierende (und sich nach 1786 erst langsam wieder aufbauende) Hofgesellschaft bestand. Ihr Vorbild waren die französischen Salons, doch in Berlin befanden sie sich als Jüdinnen und Verfechterinnen einer neuen deutschen Nationalliteratur und einer freien Geselligkeit in einer kolonialen Pioniersituation.

Bei den um 1760 geborenen jüdischen Berlinerinnen läßt sich eine scharfe Diskrepanz zwischen ihrer traditionellen gesellschaftlichen und innerfamiliären Stellung einerseits, und den Ansprüchen andererseits erkennen, die sie aufgrund ihrer Bildung und ihrer Lektüre an das Leben stellten. Die jüdischen Mädchen waren häufig ebenso gebildet – oder sogar gebildeter – als die christlichen, wurden aber in ihren Kreisen unter Umständen von weitaus härteren Konventionen und Traditionen als diese eingeschränkt. In den meisten Fällen wurden sie zum Beispiel als halbe Kinder von ihren Eltern verheiratet, ohne Einfluß auf die Wahl ihrer Ehemänner nehmen zu können. Selbst der Philosoph Moses Mendelssohn, der seiner ältesten Tochter eine hervorragende Bildung hatte zuteil werden lassen, verheiratete sie jung mit einem höchst ehrenwerten, aber ungeliebten Mann. Im freien, von Enthusiasmus erhitzten Klima der Salons kamen sich viele Salonbesucher persönlich nahe, und zahlreiche verheiratete Frauen der Salonkreise flohen daraufhin aus einer von ihren Eltern bestimmten Ehe, um eine Liebesheirat einzugehen. Das bekannteste Beispiel ist das der oben erwähnten ältesten Tochter Moses Mendelssohns, Dorothea Veit (1763–1839; geb. Mendelssohn). Im Salon der Henriette Herz lernte sie den Literaturkritiker Friedrich Schlegel kennen, ließ sich von ihrem ersten Mann scheiden und heiratete später Friedrich Schlegel. Als Marcus Herz seine Frau Henriette daraufhin veranlassen wollte, ihre Freundschaft mit Dorothea Veit abzubrechen, weigerte sich diese so entschieden, daß ihr Mann schließlich nachgab. Noch auf ganz anderen Gebieten machten sich die Emanzipations-

bestrebungen der gebildeten jüdischen Frauen bemerkbar. Sowohl die spätere Wiener Salonnierin Fanny Baronin von Arnstein (eine geborene Itzig aus Berlin) als auch Henriette Herz trugen nicht mehr den vorgeschriebenen, traditionellen Kopfputz der verheirateten jüdischen Frauen, und andere folgten ihrem Beispiel.

Die jüdischen Frauen waren als Frauen in den engen, patriarchalischen Strukturen der jüdischen Gemeinde stark bevormundet und eingeschränkt; außerhalb dieser Gemeinde erfuhren sie als Jüdinnen in einer christlichen Ständegesellschaft mancherlei Nachteile. Ihre Bildung einerseits und ihre doppelte Benachteiligung im gesellschaftlichen Leben andererseits machte die Freiräume einer aufgeklärten, offenen und toleranten Salongeselligkeit für sie besonders erstrebenswert. Für viele jüdische Frauen war ihre literarische Begeisterung, die Teilnahme an literarischer Geselligkeit und gegebenenfalls auch eine literarische Betätigung ein Ausweg aus einem unbefriedigten Dasein oder zumindest eine Ablenkung. Es muß an dieser Stelle allerdings ergänzend gesagt werden, daß die jüdischen Frauen Berlins auch später noch, als sich ihre Lage als Frau wie auch als Jüdin erheblich verbessert hatte, das literarische Leben und die Salons in Berlin in hohem Maße mit trugen und mit prägten.

Auffällig sind die vielen geschiedenen Frauen der frühen Berliner Salongesellschaft. In manchen Fällen führten Begegnungen in den Salons zur Scheidung und Wiederverheiratung; in anderen Fällen suchten unglücklich verheiratete oder bereits geschiedene Frauen Ablenkung und Bestätigung in literarisch-künstlerischen Interessen oder in der Gründung eines Salons. Hier sind nicht nur jüdische, sondern auch christliche Frauen zu nennen, zum Beispiel die Dichterin Elisa von der Recke oder Elisabeth (von) Staegemann, geschiedene Graun. Dabei ist wichtig, daß im 18. Jahrhundert auch die Frauen des Adels und des christlichen Großbürgertums häufig früh und unter einem standesgemäßen Versorgungsaspekt verheiratet wurden. Ehescheidungen waren sowohl im Protestantismus (und dementsprechend im Allgemeinen Preußischen Landrecht) als auch nach dem jüdischen Gesetz möglich, anders als in der katholischen Kirche. Im Berlin des späten 18. Jahrhunderts wurde häufig davon Gebrauch gemacht. Dennoch nahmen geschiedene Frauen damals – selbst im aufgeklärten Berlin – noch eine Außenseiterposition ein. Gerade diese Außenseiterposition aber machte sie, wie die jüdischen Frauen, besonders geeignet dazu, im Mittelpunkt unkonventioneller und freier literarischer Geselligkeit zu stehen.

Außer jüdischen, geschiedenen und unglücklich verheirateten Frauen lassen sich unter den frühen Berliner Salonnierinnen auch noch andere Frauen finden, die einen besonderen Status in der Berliner Gesellschaft hatten. –

Henriette von Crayen (1755-1832) zum Beispiel stammte aus der französischen Kolonie in Berlin und war eine Geliebte des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar gewesen. Andere Salonnières nahmen wegen ihres hohen Ranges als Angehörige regierender Häuser eine Außenseiterrolle ein: Sie konnten sich über Konventionen hinwegsetzen, weil sie hoch über der normalen bürgerlichen und adeligen Gesellschaft standen (Dorothea Herzogin von Kurland und Luise Fürstin Radziwill geb. Prinzessin von Preußen). Sie alle schufen (sich) Freiräume in einer – zumindest theoretisch – streng unterteilten ständischen Gesellschaft. Von ihrem Beispiel angeregt, gründeten dann etwas später (um 1800) erstmals bürgerliche Verlegersfrauen sowie bürgerliche und adelige Beamtenfrauen Salons oder eine salonartige Geselligkeit.

Einflußreiche Vorläufer der Berliner Salons wurden von berühmten „Außenseitern“ der Berliner Gesellschaft geschaffen. So erlangte zum einen Moses Mendelssohns gastfreundlicher Gelehrtenhaushalt den Charakter eines Vorbildes für die frühen Berliner Salonnières; zum andern trug auch der Kreis der Gräfin Lichtenau, geb. Enck(e), Züge der Salongeselligkeit.

Die Musikerstochter Wilhelmine Enck(e) (1753-1820) war die Geliebte und später die engste Vertraute des Prinzen und Königs Friedrich Wilhelm (II.). Sie galt als Frau des Geheimkämmerers Ritz und wurde 1796 zur Gräfin von Lichtenau erhoben. Dem schwachen und leicht zu beeinflussten Friedrich Wilhelm II. war sie eine gute und zuverlässige Freundin. Stark genug, sich gegen viele Intrigen zu behaupten, mißbrauchte sie doch ihren eigenen Einfluß auf den König nicht für egoistische oder politische Zwecke. Was ihre Geselligkeit betraf, hieß es in den Verleumdungen ihrer Feinde, sie führe ein verschwenderisches Leben und feiere Orgien in ihrem Berliner Hause. In ihrer *Apologie* aus dem Jahre 1808 weist die Gräfin Lichtenau diese und andere Beschuldigungen von sich. Sie betont, bis zu ihrer Vorstellung bei Hofe 1796 habe ihr Umgang im wesentlichen aus einem bürgerlichen „Kränzchen“ bestanden, wie es damals üblich gewesen sei. Sieben Herren mit ihren Frauen waren regelmäßige Teilnehmer dieses Kränzchens; jedes Mitglied hatte außerdem das Recht, einen weiteren Gast zu den wöchentlichen Zusammenkünften mitzubringen. Dadurch war eine gewisse Offenheit des Kreises gewährleistet und ein Schritt zur Salongeselligkeit getan, wie sie damals bereits im Hause der Henriette Herz bestand. Die Mitglieder des Kränzchens waren vorwiegend Beamte (Geheimräte und Kriegsräte), doch selbst in diesem kleinen Segment von „gutbürgerlicher“ Geselligkeit bei der späteren Gräfin Lichtenau sind Querverbindungen zur Salonwelt nachzuweisen. Unter den Teilnehmern befanden sich Geheimrat César und seine Frau Elisabeth geb. Leveaux, eine Schwester der Henriette

von Crayen. Die Césars waren die Eltern von Rahel Levin-Varnhagens Freundin Pauline Wiesel. Ein weiteres Mitglied des Kränzchens war der Tabakfabrikant Cohen aus Holland, der mit seiner Frau Jeannette zu den näheren Bekannten der Henriette Herz und der französischen Schriftstellerin Gräfin von Genlis gehörte. Seine Schwägerin Philippine Cohen führte um 1800 eine salonartige Geselligkeit, die von den Dichtern des „Nordsternbundes“ sowie Heinrich von Kleist und Adam Müller besucht wurde. Zu den zusätzlich eingeladenen und häufig anwesenden Gästen jenes Kränzchens zählten Diplomaten, Schauspieler und Schriftsteller. Außer französischer Literatur, etwa den Werken Marmontels, wurde im Zuge der damaligen Griechenbegeisterung auch Homer in deutscher Übersetzung (wohl von Johann Heinrich Voß oder Friedrich Leopold Graf Stolberg) gelesen. Der Hofpoet des Königs, Filistri, erschien; der Dichter Karl Wilhelm Ramler und der Schauspieler Ferdinand Fleck pflegten gelegentlich zu deklamieren und „zeigten sich hier Beide als Meister“. Die Gräfin Lichtenau, deren Darstellung allen Anzeichen nach zuverlässig ist, schließt die Schilderung ihrer Geselligkeit mit der spöttischen Bemerkung: „Dies war mein Hof, den ich um mich versammelte; und eines solchen Hofs würde sich, glaube ich, selbst Ludewig der Heilige nicht zu schämen haben.“

Elegantere Empfänge der Gräfin Lichtenau oder gar Feste für die Hofgesellschaft waren seltener, aber immer geschmackvoll. Der Komponist Dittersdorf, der ihr Musikverständnis lobte, zeigte sich auch sehr angetan von einer Abendgesellschaft, welche die Gräfin Lichtenau gab. Des weiteren war die Gräfin mit dem Kapellmeister Reichardt befreundet, später auch mit der Herzogin Dorothea von Kurland. Auf die bedeutenden Verdienste der Gräfin Lichtenau als Kunstmäzenin kann hier nur andeutungsweise eingegangen werden. Sie war entscheidend an der Gestaltung des Schlößchens auf der Pfaueninsel beteiligt und erteilte dem damals noch jungen und relativ unbekannten Bildhauer Gottfried Schadow den Auftrag, das Grabmal für ihren früh verstorbenen Sohn, den vom König vergötterten Alexander Grafen von der Mark, zu schaffen. Auf ihrer Italienreise 1795/96 freundete sie sich mit der Malerin Angelica Kauffmann an, wie auch mit dem Archäologen und Kunsthistoriker Alois Hirt, den sie nach Berlin rufen ließ. Die Kunstwerke, die sie im Auftrag Friedrich Wilhelms II. in Italien kaufte oder als Kopien großer Werke bestellte, kamen zum Teil erst nach dem Tode des Königs in Berlin an. Gottfried Schadow berichtet in seinen Erinnerungen, er habe den sparsamen König Friedrich Wilhelm III. klagen hören, „wie verdrießlich es sei, viel Geld ins Ausland zu schicken für die Kunstwerke, welche die Frau Gräfin Lichtenau in Italien gekauft habe“.

Der Historiker Wilhelm Dorow, ein zuverlässiger Beobachter, der die Gräfin Lichtenau seit 1811/12 kannte, schildert sie als eine lebhafte, sympathische Frau, die sich über die Zeit Friedrich Wilhelms II. sehr taktvoll und zurückhaltend zu äußern pflege. „Im Gespräch, in der Unterhaltung erschien die Gräfin als eine hochgebildete, sehr begabte Frau; reich an Gedanken und Ideen, entwickelte sie solche in dem gewähltesten Redefluß ...“, allerdings habe sie in ihren Briefen eine mehr als eigenwillige Orthographie an den Tag gelegt. Wilhelm Dorow bescheinigt ihr – als guter Kenner der Salons – die Fähigkeiten einer *Salonnière*. Wenn sie auch nach den aufgestellten sieben Kriterien noch keinen wirklichen Salon hatte, so ist sie doch an wichtiger Stelle in die Vorgeschichte des Berliner Salons einzurordnen.

Äußere Umstände, vor allem längere Abwesenheiten von Berlin und zuletzt ihre Verhaftung und Verbannung nach dem Tod Friedrich Wilhelms II. (1797) verhinderten die Entwicklung eines regulären Salons. Der Prozeß der Gräfin Lichtenau war der erste und der bei weitem krasseste Fall von Kabinettsjustiz Friedrich Wilhelms III. (Erst später revidierte dieser teilweise das hier geschehene Unrecht.) Die Außenseiterposition der Gräfin Lichtenau wird in diesem Zusammenhang besonders deutlich. Wilhelmine Gräfin Lichtenau verband künstlerische, musikalische und literarische Interessen mit ungekünstelter Geselligkeit. Sie hatte auch durch ihre besonderen Lebensumstände und ihre Erhebung in den Adelsstand niemals ihren praktischen bürgerlichen Sinn und ihren naiven, echten Enthusiasmus für Bildung und Kunst verloren.

Ist die Gräfin Lichtenau zu den Vorläuferinnen der künstlerisch-schöngeistigen *Salonnières* zu zählen, so bildete sich bei dem Philosophen Moses Mendelssohn die Struktur eines bildungsbürgerlichen Salons aus, dem nur eine Dame im Mittelpunkt fehlte. Auch Moses Mendelssohn (1729–1786) war ein Außenseiter, der die Konventionen durchbrach. Einerseits war er als nach Berlin eingewanderter Jude lange Zeit nur geduldet. Andererseits hatte er, der Autodidakt, sogar geheimhalten müssen, daß er Deutsch lernte, weil ihn sonst die jüdische Gemeinde mit Sanktionen belegt und möglicherweise ausgewiesen hätte. Trotz schlechterer Ausgangsbedingungen wurde er das anerkannte Beispiel eines Menschen, dem es gelungen war, sich selbst aus geistiger und gesellschaftlicher Unmündigkeit zu befreien. 1767 wurde Mendelssohn mit seiner klassischen Abhandlung über die Vernunftreligion, *Phaedon, oder über die Unsterblichkeit der Seele, in drey Gesprächen*, ein berühmter Mann. Obwohl er sich formell nicht von der jüdischen Religion trennte, wandte er sich in diesem Standardwerk der Aufklärung gegen jede Offenbarungsreligion, plädierte aber für die

Unsterblichkeit der Seele. Als das Ideal des aufgeklärten Weisen wurde Moses Mendelssohn das Urbild von Lessings „Nathan“. Er schloß Freundschaft mit Gotthold Ephraim Lessing und dem Berliner Buchhändler und Aufklärer Friedrich Nicolai; in christlichen wie in jüdischen Kreisen stieg er zu einer einflußreichen und geachteten Persönlichkeit auf. In Berlin hatte es nie ein Ghetto gegeben, das die Juden räumlich isolierte. Erst Mendelssohn wirkte jedoch erfolgreich darauf hin, daß die Berliner Juden sich nicht mehr selbst kulturell isolierten. Sie sollten Deutsch lernen und sich mit der deutschen Kultur auseinandersetzen; Moses Mendelssohn übertrug zudem wichtige hebräische Bücher ins Deutsche. Seine Bestrebungen wurden in ganz besonderem Maße für die jungen jüdischen Frauen bedeutsam und waren eine Voraussetzung für die Möglichkeit der Gründung ihrer späteren Salons.

Die Geselligkeit im Hause von Moses Mendelssohn entwickelte sich in wesentlich stärkerem Maße zu einem Vorläufer des bildungsbürgerlichen Salons als die weniger offene im Hause Friedrich Nicolais. Wenn sich abends Gäste einfanden, wurde nicht über streng wissenschaftliche Themen gesprochen, sondern über Gegenstände der Literatur und Kunst. Die Bewirtung war einfach. Hervorzuheben ist, daß fast alle späteren jüdischen Salonnièren und Salondamen der Zeit vor 1800 in seinem Hause verkehrten und in vielen Fällen mit seinen Töchtern, zum Beispiel mit der begabten Dorothea (Veit-Schlegel), befreundet waren. Hier sind Henriette Herz, Sara von Grotthuß, Marianne von Eybenberg oder auch die spätere Wiener Salonnière Fanny von Arnstein zu nennen. Henriette Herz war sich des Vorbildcharakters des Hauses Mendelssohn bewußt und schrieb über die Geselligkeit Moses Mendelssohns: „Selten berührte ein fremder Gelehrter Berlin, ohne sich bei ihm einführen zu lassen. Seine und der Seinigen Freunde kamen uneingeladen, daher auch die geistreichen Freundinnen der Töchter des Hauses. Fehlten alte orthodoxe Juden ebenfalls nicht, gegen welche Mendelssohn sich stets als freundlich gesinnter Glaubensgenosse erwies, so waren es doch die intelligentesten der Stadt.“

Der Einfluß Moses Mendelssohns und seiner Geselligkeit auf den frühen Berliner Salon kann kaum überschätzt werden. Auch Rahel Levin und Sara Levy kamen aus dem näheren Bekanntenkreis seines Hauses. In Verbindung mit den sozio-kulturellen Konstellationen der späten preußischen Ständesellschaft, die bereits angesprochen worden sind, schuf das Vorbild des Mendelssohnschen Hauses wichtige Voraussetzungen für die ersten Berliner Salons, welche jüdischen Salonnièren ihre Entstehung verdankten. Die jüdischen Salonnièren machten auch die zahlenmäßig größte Gruppe unter den frühen Berliner Salonnièren aus.

Am Rande sind hier auch die „großen Häuser“ reicher jüdischer Fabrikantenfamilien im späten 18. Jahrhundert zu erwähnen, die sich sehr gastfreudlich zeigten und eine glänzende Geselligkeit entfalteten. Diese Häuser sind aber insofern nicht oder nur unter Vorbehalten zu den Salons zu zählen, als hier in erster Linie Geschäftsverbindungen gepflegt wurden und repräsentiert werden sollte. Geistige und literarische Interessen spielten, wenn überhaupt, eine geringere Rolle.

Nachdem die Gedanken der Aufklärung die Grundlagen für die Entwicklung gelegt hatten, lieferten die zeitgenössischen literarischen Strömungen weitere Impulse für die emanzipatorischen Tendenzen des neuen literarischen Salons. Dabei übte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwar die französische Literatur noch immer einen beträchtlichen Einfluß auf Deutschland aus, und auch in den literarischen Zirkeln Berlins wurden noch häufig französische Autoren gelesen. Doch der Einfluß der Literaturkritik Lessings machte sich immer stärker bemerkbar. Nachdem Lessing der französischen Regelpoetik das „Naturgenie“ Shakespeare gegenübergestellt hatte, begann man in den literarisch interessierten Kreisen, die Dramen Shakespeares zu lesen. Die damaligen Übersetzungen seiner Werke waren so unzulänglich, daß das Bedürfnis und schließlich die Mode entstand, die englische Sprache zu erlernen, um Shakespeare im Urtext lesen zu können. Die jungen jüdischen Mädchen und Frauen wandten dann ihre neuen Sprachkenntnisse auch dazu an, die empfindsamen Romane von Samuel Richardson und Fanny Burney in der Originalfassung zu lesen, was ihre literarischen Schwärmereien weiter förderte.

Mit Unvoreingenommenheit und Begeisterung beschäftigten sich die jungen jüdischen Frauen mit der Literatur; die verheirateten unter ihnen öffneten ihr Haus für einen geselligen literarischen Verkehr, der sich bald nicht mehr auf jüdische Kreise beschränkte. Der Geist dieser Kreise, so Henriette Herz, sei ein „eigentümlicher“ gewesen. Er sei *aus* der Literatur der damaligen Zeit hervorgegangen, aber die *Saat* dieses Geistes sei auf „einen ganz ursprünglichen, jungfräulichen Boden gefallen“. „Hier fehlte jede Vermittlung durch eine Tradition, durch eine von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende, mit dem Geist und dem Wissen Schritt haltende Bildung; aber auch jedes aus einem solchen Bildungsgange erwachsende Vorurteil.“

Ganz besonders lebhaften Anteil nahm man am Aufschwung der deutschen Literatur. Die Aufsätze Moses Mendelssohns in den *Briefen, die neueste Literatur betreffend* und in der *Allgemeinen Deutschen Bibliothek* sowie die literaturkritischen Schriften Lessings lenkten das Interesse auf die deutsche Dichtung. Henriette Herz berichtet: „Man suchte sich mit der

deutschen schönen Literatur in ihrem ganzen Umfange bekannt zu machen, und eine besondere Gunst des Geschickes wollte, daß die Blütezeit derselben eben damals begann.“

Die jungen Frauen und die jüngere Generation insgesamt begeisterten sich für den jungen Goethe und die Literatur des Sturm und Drang. Es handelte sich um eine „Jugendbewegung“; denn die älteren Intellektuellen dieser Kreise, denen rationale Durchsichtigkeit wichtiger war als Enthusiasmus, blieben weitgehend skeptisch. Dieser Antagonismus zwischen Aufklärung und Sturm und Drang prägte die Entstehung der Berliner Salons mit.

Der Lese-Eifer, der die späteren Berliner Salonnieren in jungen Jahren erfaßte, ist aufschlußreich für die geistige Atmosphäre Berlins in den 1770er Jahren. Besonders charakteristisch sind in diesem Zusammenhang die Bildungserfahrungen der Sara von Grotthuß (damals noch Sara Meyer). An der Erziehung der jungen Bankiers- und Unternehmerstochter war Moses Mendelssohn als Mentor beteiligt. Über ihrer *Werther*-Lektüre, die mit einer Liebesschwärmerie unmittelbar verknüpft war, kam es zum offenen Konflikt zwischen „Aufklärung“ beziehungsweise „Rationalismus“ und dem „Sturm und Drang“. Die Episode fiel in das Jahr 1776, und Sara von Grotthuß schrieb zwanzig Jahre später darüber an Goethe: „Ich war im 13ten Jahre als ich einen empfindsamen Roman, mit einem Hamburger Kaufmannssohn, einem sehr hübschen guten und unterrichteten jungen Menschen hatte. Einst schickte er mir den Trost der unglücklich Liebenden, den göttlichen Werther; nachdem ich ihn verschlungen, schickte ich ihn mit 1000 unterstrichenen Stellen und einem sehr glühenden Billet zurück.“

Buch und Brief wurden vom Vater aufgefangen, die Tochter erhielt Stubenarrest, und der ohnehin für Literaturfragen zuständige Moses Mendelssohn wurde hinzugezogen. Dieser hielt Sara von Grotthuß eine Strafpredigt, „nahm den lieben W.[erther], das unschuldige Corpus Delicti und warf ihn (nachdem er mir über jede angestrichene Stelle wacker den Text gelesen) aus dem Fenster“. Den Hamburger Kaufmannssohn sah Sara von Grotthuß nicht wieder.

Kurze Zeit nach diesem *Werther*-Drama kam Lessing zu Besuch nach Berlin und brachte der völlig niedergeschlagenen Sara, als er von ihrem Mißgeschick hörte, ein neues Exemplar des Romans. Er tröstete sie, indem er sich sehr positiv über den jungen Goethe aussprach und ihn in eine Reihe mit dem verstorbenen, von ihm selbst sehr verehrten englischen Schriftsteller Laurence Sterne stellte. Mit Mendelssohn, so Sara von Grotthuß, habe sich Lessing fast wegen dieser Angelegenheit gestritten.

Hier zeigt sich ein wichtiger Beleg für die Aufgeschlossenheit Lessings der nachaufklärerischen Literatur gegenüber. Moses Mendelssohn erscheint

in diesem Zusammenhang in einem weniger günstigen Licht. Man muß ihm jedoch zugute halten, daß die Darstellung Sara von Grotthuß' nicht ganz ohne Ressentiments geschrieben ist. Die tatsächlich etwas überspannte Veranlagung der jungen Dame rechtfertigte vielleicht sogar die drastische Konfiszierung des Romans als pädagogische Maßnahme. Andererseits scheint Moses Mendelssohn auch Anteil an der wenig später erzwungenen Verheiratung Saras gehabt zu haben. Noch viele Jahre später schrieb Sara von Grotthuß, sie sei „durch Moses [Mendelssohns] und der Mutter Zwang an einen Elenden“ verheiratet worden, der ihre „Existenz 10 Jahre lang zur Höllen Qual“ gemacht habe. Die Rolle, die Moses Mendelssohn bei dieser Eheschließung spielte, ist nicht ganz geklärt; es spricht nichts gegen die Richtigkeit der Angaben der Sara von Grotthuß; denn Moses Mendelssohn verheiratete sogar seine eigene Tochter Dorothea ungestraft.

Der Gegensatz zwischen Aufklärung und Sturm und Drang ist offensichtlich, darf aber nicht zum Klischee verabsolutiert werden. Im Zeitraum zwischen 1775 und 1805 verschwimmen in Berlin die Übergänge zwischen Aufklärung und Sturm und Drang, Klassik und Romantik. Aus der um 1730 geborenen Aufklärer-Generation, die in Berlin wirkte, und der Mendelssohn, Lessing und Nicolai angehörten, starb Lessing bereits 1781, Mendelssohn 1786, während Nicolai noch bis 1811 lebte. Nicolai und Mendelssohn lehnten Goethe ab, doch Lessing schätzte ihn, von einzelnen Kritikpunkten abgesehen, außerordentlich. Moses Mendelssohn bewunderte Kant, konnte dem „alles zermalmenden“ Königsberger jedoch in erkenntnistheoretischer Hinsicht nicht mehr folgen, wie es Mendelssohns jüngerer Freund, der Kantschüler Marcus Herz tat oder zumindest versuchte. Dennoch ist Herz noch den Aufklärern zuzurechnen; er hielt auch nicht viel von der Dichtung des Sturm und Drang, doch er war andererseits eng befreundet mit dem Schriftsteller und Kunsttheoretiker Karl Philipp Moritz, der ein wichtiger Vertreter der Sturm-und-Drang-Epoche in Berlin war.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, daß das Gedankengut der Aufklärung mit seinem emanzipatorischen Potential den Frauen, den Juden und vor allem den jüdischen Frauen zugute kam. Es schuf die Voraussetzungen für die Entstehung der Salons. Dem wachsenden Bildungseifer der jüdischen Frauen gesellte sich ein außerordentliches Interesse an schöngestiger Literatur hinzu. Der Standort der jüdischen Frauen außerhalb der ständisch gegliederten Gesellschaft eignete sich besonders gut dazu, literarisch interessierte Angehörige verschiedener Stände in deren Salons zusammenzuführen: Die literarischen Salons in Berlin bildeten gesellige und intellektuelle Freiräume.

Als inhaltlicher Impuls war für die ersten Berliner Salons die Begeisterung wichtig, welche die Dichtung des Sturm und Drang in den Jahren um 1780 in Deutschland auslöste. Junge Salonnièren versammelten andere junge Leute um sich und lasen mit ihnen, wenn auch nicht ausschließlich, die Werke junger Dichter. Die Berliner Salons waren also eine Jugendbewegung. Sie blieben es auch noch, als die Epoche des Sturm und Drang längst vorbei war – bis ins frühe 19. Jahrhundert hinein. Erst seit der Biedermeierzeit stieg das Durchschnittsalter der Salonnièren erheblich und stetig an, bis die Berliner Salons um 1900 schließlich zu einer Domäne älterer und alter Damen geworden waren. Der fast revolutionäre Charakter der frühen Berliner Salongesellschaft ging im Laufe der Zeit weitgehend verloren.

Die Anfänge der Berliner Salons

Die Gründung des ersten Salons durch Henriette Herz

Henriette
Herz

Der bereits angesprochene Dualismus zwischen Aufklärung und Sturm und Drang sowie das Element der „Jugendbewegung“ in den Salons machten sich sehr stark bei der Gründung des ersten Berliner Salons bemerkbar. Die junge Henriette Herz (1764-1847) begeisterte sich für die neue Dichtung, während ihr Mann, der siebzehn Jahre älter war als sie, noch zur späten Aufklärung zu rechnen ist. Im Dezember 1779 hatte Henriette de Lemos den Kant-Schüler und Lessing-Freund Marcus Herz (1747-1803) geheiratet, der ein ebenso angesehener Philosoph, Schriftsteller und Naturwissenschaftler wie tüchtiger Arzt war. Marcus Herz billigte die Neigung seiner Frau zur Lektüre; weil sie aber vorwiegend empfindsame Romane las, bemühte er sich, vom didaktischen Eifer der Aufklärer beseelt, ihr auch ernsthafte Schriften nahezubringen. Diese Umorientierung gelang, weil sich Henriette Herz freute, nicht mehr, wie zuvor im Elternhaus, prinzipiell in ihrem Leseeifer gebremst zu werden. Auf Anregung ihres Mannes las sie zum Beispiel die anspruchsvollen *Briefe an eine deutsche Prinzessin* des berühmten Mathematikers Leonhard Euler (1707-1783), die physikalische und philosophische Fragen behandelten. Marcus Herz förderte auch ihr Interesse an Fremdsprachen, wobei sich eine ganz außerordentliche sprachliche Begabung Henriettes offenbarte. Henriette Herz erkannte ihrerseits die überlegene Bildung ihres Mannes an. Der Philologe und Archäologe Karl August Böttiger bemerkte, sie sei „zu ihrem eigenen Vortheile“ stärker von den Anschauungen ihres Mannes beeinflußt worden als „die gewöhnlichen schöngeisterischen Weiber“. Gelegentlich half Henriette Herz ihrem Mann sogar bei der Durchführung physikalischer Experimente.

Marcus Herz hielt in seiner Wohnung regelmäßig philosophische und physikalische Gesprächs- und Vortragsabende ab, an denen Studenten und Gelehrte teilnahmen, aber auch seine Frau. Damals wurde das allgemeine Bedürfnis nach Bildung durch die Tatsache gefördert, daß, wie Henriette Herz es ausdrückte, die „Pedanterei“ der orthodoxen Aufklärer langsam einer „freieren Bewegung“ zu weichen begonnen habe. So sei es zu wertvollen Gesprächen zwischen Gelehrten und Laien gekommen. Wenngleich Henriette Herz später schrieb, die Gäste hätten sie für klug gehalten, weil sie hübsch gewesen sei, bekannte sie doch, großen Nutzen aus den Unterhaltungen dieser Abende gezogen zu haben: „... es waren größtenteils gescheite Leute, die sie führten, und konnten sie auch nicht immer *mit* mir sprechen, so sprachen sie doch *zu* mir.“ Henriette Herz, die damals erst etwa sechzehn Jahre alt war, lernte bei diesen Abenden. Sie erkannte die Überlegenheit der anwesenden Wissenschaftler an, wurde aber gerade dadurch möglicherweise dazu gebracht, sich auf einem anderen Felde zu betätigen und sich aktiv mit der modernen Literatur zu beschäftigen. Auf diesem Gebiet konnte es keinen überragenden Wissensvorsprung der Gelehrten geben, zumal diese es meist verschmähten, sich auf die stürmische und schwärmerische Dichtung der Wertherzeit näher einzulassen.

So spaltete sich die Geselligkeit im Hause Herz in zwei, allerdings nicht streng und grundsätzlich unterschiedene Gruppen. Im Zimmer von Marcus Herz waren – in dichtem Tabakrauch, wie Gottfried Schadow beobachtete – die Gelehrten versammelt, zum Beispiel Geheimrat Selte, der Leibarzt des Königs, oder Gottlob Johann Christian Kunth, der Erzieher der Brüder Humboldt. Manche Freunde des Hausherrn, so zum Beispiel der einflußreiche David Friedländer, spotteten als Rationalisten über die gefühlsbetonte Dichtung der jüngeren Autoren und suchten mitunter absichtlich schwer verständliche Stellen heraus, um sich über die Verfasser lustig zu machen. Als Marcus Herz einmal auf eine dunkle Stelle in einem Goethe-Gedicht angesprochen wurde, meinte er nur: „Gehn Sie zu meiner Frau; die versteht die Kunst, Unsinn zu erklären!“ In späteren Jahren standen ihm die Romantiker noch ferner. Henriette Herz berichtet in ihren Erinnerungen: „Mit dem Auftauchen der romantischen Schule steigerten sich nun vollends meine ästhetischen Leiden“; denn ihr Mann pflegte sie gern mit den Gedichten zu necken. Bei einem Novalis-Gedicht, das er von Henriette Herz erklärt haben wollte, mußte sie schließlich zugeben, es nicht in allen Punkten verstanden zu haben. Ihr Mann fragte sie daraufhin „mit einem sehr sarkastischen Lächeln“, ob sie denn wohl meine, daß Novalis selbst es verstanden habe. Insgesamt zeigte sich Marcus Herz aber sehr tolerant gegen die literarischen Vorlieben seiner Frau und ließ sie gewähren.

Wenn Marcus Herz mit seinen Freunden wissenschaftliche Gespräche führte, versammelten sich die Jünger der Literatur im Nebenzimmer zum Tee bei Henriette Herz. Hier wurde die Dichtung des Sturm und Drang, später auch der Klassik gelesen und besprochen. Nicht nur die literarische Begeisterungsfähigkeit, sondern auch die Schönheit und Attraktivität der Hausherrin führten viele in ihren Kreis. Das Ehepaar Herz sah, wie Gottfried Schadow berichtet, zweimal wöchentlich Gäste bei sich, und um Henriette Herz bildete sich ein literarischer Salon: „Im Salon der Hausfrau ... waren zugleich mehrere jüngere Männer, der deutschen Dichtkunst ergeben, das hierin Neuerscheinende beibringend, besprechend, recitirend und critisirend. Von den vielen Namen sind wenige in der Erinnerung geblieben: der Schwede Brinkmann, von dem Verse im Druck erschienen; Woltmann, auch Geschichtsschreiber, einer namens Meyer, Almanach versifax; Meierink; v. Kleist und die Brüder Grafen Dohna, der ältere Graf wurde Staats-Minister, der jüngere bekleidete mehrere Gesandtschaften. Der berühmte Schleiermacher kam mehrere Jahre später erst hinzu.“

Der Salon der Henriette Herz war zum Teil aus der Konkurrenz zu den gelehrten Gesellschaften ihres Mannes entstanden. Das hieß aber nicht, daß kein Dialog zwischen den beiden Gesellschaften im Hause Herz stattgefunden hätte: Die Kreise der Gäste überschnitten sich. Auch der Bildhauer Gottfried Schadow, der eine Büste von Henriette Herz schuf und seit spätestens 1783 in ihrem Hause verkehrte, scheint beide Gruppierungen kennengelernt zu haben.

Ein wichtiger Vermittler zwischen beiden Zirkeln war der Schriftsteller und Gelehrte Karl Philipp Moritz (1756-1793), ein enger Freund von Marcus Herz, der den berühmten, vom Sturm und Drang beeinflußten Entwicklungsroman *Anton Reiser* (1785-1790) schrieb. In literarischen Fragen war er ein Verbündeter der Henriette Herz gegen spottende Aufklärer. Moritz hatte in Italien Goethe kennengelernt und setzte sich in Berlin, vor allem im Salon der Henriette Herz, für dessen Werke ein. Die junge Rahel Levin, die Moritz dort traf, empfing von ihm Impulse für ihre eigene Auseinandersetzung mit den Schriften Goethes. Im Salon der Henriette Herz hielt die GoetheVerehrung auch unvermindert an, als der Dichter die Wendung zur Klassik vollzog. Goethe-Anhänger und Bekannte Goethes waren stets besonders willkommen. Als Karl August Böttiger 1797 Berlin besuchte, berichtete er über Henriette Herz: „Goethe ist ihr Liebling. Beständig kam sie auch in ihren Unterredungen mit mir auf ihn zurück, und sie war sichtbar unzufrieden, als ich ihr, durch mein Wort gebunden, die Aushängebogen von Goethe's Hermann und Dorothea nicht mittheilen konnte.“

Neben dem eigentlichen literarischen Salon der Henriette Herz sind zwei damit in Zusammenhang stehende Erscheinungen von Bedeutung, die wiederum auf ihren Salon zurückwirkten: die aufblühenden Lesekränzchen und Lesegesellschaften sowie der „Tugendbund“ um Henriette Herz. So wohl Henriette als auch ihr Mann waren Mitglieder mehrerer in den 1780er und 1790er Jahren entstehenden literarischen Kränzchen, die manchmal für kürzere Zeit, manchmal über Jahre bestanden. Um 1782 bildete sich ein solches Kränzchen bei Henriette Herz Freundin Dorothea Veit (-Schlegel), 1783 eines bei der Hofrätin Bauer. In den späten 1780er Jahren entstand ein sogenanntes „Teekränzchen“, das wahrscheinlich abwechselnd bei den Mitgliedern stattfand und ebenfalls literarische Interessen pflegte.

Die bedeutendste Lesegesellschaft, der das Ehepaar Herz angehörte, war die 1796 von Ignaz Aurelius Feßler (1756-1839) gegründete „Mittwochs-Gesellschaft“, die, mehrfach wiederbelebt, bis ins 20. Jahrhundert Bestand hatte. Zu den ersten Mitgliedern gehörten unter anderen der Kunsthistoriker Alois Hirt, der Schauspieler Ferdinand Fleck und Gottfried Schadow. Neben der gemeinsamen Lektüre wurden hier auch Vorträge aus den verschiedenen Fachgebieten der Mitglieder gehalten, die allerdings, wie Henriette Herz einräumt, gelegentlich nur mäßig ausfielen. Manchmal mußte man also selbst hier „hinsichts der geistigen Kost ... genügsam sein; immer aber hinsichts der leiblichen, denn man aß nach dem Lesen ungemein schlecht“ in dem Tagungslokal. „Aber keiner war anspruchsvoll, keiner tat vornehm, und so störten uns denn diese Äußerlichkeiten nicht.“

Hier taucht zum ersten Mal der Topos der Beschränkung auf geistige Nahrung auf, der häufig im Spott über die Berliner Salons („dünner Tee und dünne Butterbrote“) wiederkehrt. Die Lesegesellschaften verschiedener Ausprägung waren grundsätzlich wichtig für die Entwicklung des Salons der Henriette Herz. Diese betont zum Beispiel im Zusammenhang mit der Mittwochs-Gesellschaft: „Mehrere Teilnehmer an der Feßlerschen Gesellschaft kamen in unser Haus, so wie fast jeder an Geist bedeutende Fremde es besuchte. Unter so günstigen Umständen bildete sich unser Haus, von welchem ich ohne Übertreibung sagen kann, daß es in nicht langer Zeit eines der angesehensten und gesuchtesten in Berlin wurde.“ Tatsächlich überschnitten sich die bedeutendsten Angehörigen der genannten Lesegesellschaften mit den Besuchern des Salons der Henriette Herz. Zu ihnen gehörten unter anderen der Prinzenerzieher und spätere Minister Ancillon, der dänische Diplomat Graf Bernstorff (später preußischer Außenminister), Wilhelm und Alexander von Humboldt, Carl von La Roche, der Sohn der Schriftstellerin Sophie von La Roche, die mit Henriette Herz in Briefwechsel stand, und der Schriftsteller und Diplomat Christian Wilhelm von Dohm.

Die Lesegesellschaften dienten vor allem der Geistesbildung. Um 1787 fand sich aber bei Henriette Herz noch ein anderer Kreis zusammen, der in erster Linie der Herzensbildung und sittlichen Vervollkommenung der Mitglieder dienen sollte. Diese Vereinigung bestand aus Freunden der Henriette Herz, von denen die meisten auch in ihrem Salon verkehrten, und aus korrespondierenden Mitgliedern in anderen Städten. Dorothea Veit(-Schlegel), deren Schwester Henriette Mendelssohn, Wilhelm und Alexander von Humboldt sowie Carl von La Roche gehörten zu diesem Kreis, ferner Schillers Schwägerin Caroline von Wolzogen, die Schriftstellerin Therese Forster-Huber, Caroline von Dacheröden, die spätere Frau Wilhelm von Humboldts, und andere. Henriette Herz faßte die Zielsetzung der Vereinigung folgendermaßen zusammen: „Der Zweck dieses Bundes, einer Art Tugendbund, war gegenseitige sittliche und geistige Heranbildung sowie Übung werktätiger Liebe.“ Statuten und Chiffren wurden für den „Tugendbund“ entworfen, und in mancher Hinsicht erinnerte dieser an freimaurerische Zirkel. Einige Elemente, wie das „Tatchristentum“, die Seelenerforschung und die gegenseitige moralische Stärkung, scheinen auch aus dem Pietismus gekommen zu sein. Die Mitglieder duzten sich, schrieben sich lange Briefe und gelobten, keine Geheimnisse voreinander zu haben; sie berieten sich auch in ihren Herzensangelegenheiten.

Schon nach ein bis zwei Jahren stellte sich heraus, daß der „Tugendbund“ in der Praxis nicht bestehen konnte. Bei allem guten Willen, den die Mitglieder aufrichtig hatten, waren sie sich nicht über ihre unterschwellig vorhandenen Interessen am Tugendbund im klaren. Bei den jungen Mädchen und Frauen spielte eine backfischhafte Neigung zur Vertraulichkeit und zur Spielerei mit der Formulierung edler „Statuten“ zwecks Weltverbesserung mit; mehrere der männlichen Mitglieder, so Wilhelm von Humboldt und Carl von La Roche, hegten anfangs wärmere Gefühle für die schöne Henriette Herz, als sie sich in ihrem Freundschaftskult selbst eingestehen mochten. Henriette Herz sonnte sich wohl auch etwas in der Verehrung, die ihr von den jungen Herren entgegengebracht wurde. Nach einiger Zeit mußte sie jedoch feststellen, daß deren Schwärmerei nachließ, und damit auch das Interesse am Tugendbund. Am deutlichsten wird das in den Briefen Wilhelm von Humboldts. Zu Beginn des Tugendbundes, um 1787, sind seine Briefe an Henriette Herz enthusiastisch und verehrend. Dann lernte er durch den Tugendbund Caroline von Dacheröden kennen und verliebte sich in sie. Seitdem ließ seine Begeisterung für den Tugendbund nach, und von 1790 an warf er in Briefen an Caroline von Dacheröden seinem ehemaligen Idol Henriette Herz häufig Eitelkeit und Launenhaftigkeit vor. Ein gewisser Konvertiteneifer spielte bei diesen Äußerungen mög-

licherweise eine beträchtliche Rolle. In den Jahren 1790 bis 1792 löste sich der Tugendbund wieder auf, doch viele der Freundschaften, die durch ihn geschlossen worden waren, erwiesen sich als dauerhaft.

Rahel Levin(-Varnhagen) schloß sich dieser Vereinigung nicht an. Karl August Varnhagen von Ense urteilte später hart: „Rahel, in allen Dingen nur auf das Wesen blickend, erkannte in allem, was die Herz mitteilte, nur empfindsames Tändelwerk, eitles Schönthun, und lehnte es ab, Mitglied zu werden.“ Diese Beurteilung ist insofern etwas ungerecht, als es sich bei dem Bund um eine zwar späte, aber echte Blüte der „Empfindsamkeit“ handelte. Zudem waren die Aktivitäten dieses Kreises von ehrlichen und ernsten Bemühungen gekennzeichnet. Bei aller Utopie der Zielsetzung und der praktischen Durchführung ging es um mehr als um ein empfindsames Schäfer-Spiel. Die Tugendbündler strebten nach einer geistigen und sittlichen Bildung, wie sie einige Jahre später in Goethes Bildungsroman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96) beschrieben wurde. Dort nimmt sich eine tugendbundähnliche und freimaurerhafte Verbrüderung der Erziehung des jungen Wilhelm Meister an.

Der Tugendbund war ein Experiment. Es scheiterte, weil es auf längere Sicht undurchführbar war. Zudem entwickelten sich die jugendlichen Mitglieder der Vereinigung weiter und auseinander. Manche Äußerungen Varnhagens erwecken den Eindruck, als sei Henriette Herz als einzige dieses Kreises nicht gereift. Doch das trifft mit Sicherheit nicht zu. Ihr Gedankenaustausch und ihre Freundschaft mit Schleiermacher seit 1797 belegen, daß auch sie sich weiterentwickelte.

Die Begeisterung, die um 1780/90 in Berlin für Lesekränzchen, Lese- gesellschaften oder eine Vereinigung wie den „Tugendbund“ existierte, beweist, daß der erste Berliner Salon nicht zufällig und nicht isoliert entstand. Er entwickelte sich in einer Zeit des wachsenden literarischen Interesses, die ein Bedürfnis nach einer Institution wie der des literarischen Salons fast notwendig hervorbrachte. Lesegesellschaften und der utopische Tugendbund mit seinen praktischen Problemen konnten der Anforderung nicht gerecht werden, eine völlig freie und ungebundene, aber dennoch regelmäßige und anspruchsvolle Geselligkeit zu sein. Nur der Salon vereinigte beide Vorzüge, weil er inhaltlich frei und formal nur an die Person einer gebildeten Salonnière gebunden war. In einen Salon ging man nur, wenn man Zeit und Lust dazu hatte. Man erwartete kein bestimmtes „Programm“. Der Reiz dieser Geselligkeit lag gerade in ihrer Spontaneität und in der Zufälligkeit ihrer Zusammensetzung.

Das Verdienst der Henriette Herz lag vor allem darin zu zeigen, daß in Berlin eine anspruchsvolle literarische Geselligkeit in der Form eines „Sa-

lons“ (wie sie später genannt wurde) möglich war. Die zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten, die seit den 1780er Jahren in ihrem Hause verkehrten, und die Tatsache, daß sie schon bald als eine Berliner „Sehenswürdigkeit“ galt, bestätigten ihren bedeutenden Rang als erste Berliner Salongründerin. Das Beispiel des ersten literarischen Salons machte Schule. Als sich der Salon der Henriette Herz um 1806 auflöste, war er nur noch einer unter mehreren, wenn auch ein typisches Beispiel des „bildungsbürgerlichen Salons“.

Grundtypen deutscher Salons im 18. Jahrhundert

Nachdem die Entstehungsbedingungen und die Anfänge der Berliner Salons geschildert worden sind, müssen wenigstens kurz andere Ansätze zur Salongesellschaft im deutschen Raum skizziert werden. Es lassen sich zwei Grundtypen deutscher Salongesellschaft im 18. Jahrhundert unterscheiden. Einerseits gab es den aristokratisch geprägten Rokokosalon nach französischem Vorbild, in dem häufig noch französisch gesprochen wurde, andererseits entstanden bildungsbürgerliche Salons unter dem Einfluß der deutschen Aufklärung. Im folgenden werden als Beispiele zu den beiden Richtungen je ein bedeutender Salon in Leipzig und in Königsberg betrachtet. Diese Salons sind insofern für die Berliner Salongeschichte besonders relevant, als beide Salonnieren, Henriette von Crayen und Elisabeth von Staegemann (geschiedene Graun), im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts nach Berlin zogen und dort Salons gründeten.

*Henriette
von Crayen*

In der Gestalt der Henriette von Crayen (1755–1832), die aus der angesehenen bürgerlichen Hugenottenfamilie Leveaux stammte, greift die französische Kolonie Berlins in die Salongeschichte ein. Ein anderer Nachfahre der Réfugiés, Theodor Fontane, setzte Henriette von Crayen in seiner „Frau von Carayon“ aus dem Roman *Schach von Wuthenow* ein dichterisches Denkmal. Die Figur der Frau von Carayon ist zwar im ganzen frei nachempfunden worden, trägt aber doch einige charakteristische Züge des Urbildes. Der Roman spielt 1806, und bezeichnenderweise versieht Theodor Fontane seine Frau von Carayon mit dem Vornamen der charmanten französischen Kaiserin Josephine. Karl August Varnhagen von Ense schildert die reale Henriette von Crayen noch 1811, als sie Mitte fünfzig war, als eine der „witzigsten und unterhaltsamsten Frauen“, als ein jung gebliebenes Stück Rokoko: „Sie hatte noch alle jugendliche Lebhaftigkeit des Geistes, und das thätige Gedächtniß, welches ihrer Erzählungsgabe und ihrem Witz unerschöpfliche Stoffe und Bezüge lieh; jeder leiseste Anstoß erregte ihren satirischen und pikanten Humor, der seine Wirkung nie verfehlte,

und eben so beliebt als gefürchtet war. Sie stand in freundschaftlichem Briefwechsel mit den geistreichen Herzögen von Gotha und Weimar und mit dem auch im hohen Alter noch lebensfrohen Fürsten von Ligne ...“

Der Salon der Henriette von Crayen war ein Verbindungsglied zwischen französischen und deutschen Salons, zwischen Ancien Régime, Revolutionszeit und Restauration. 1755 in Berlin geboren und etwa gleichaltrig mit der Gräfin von Lichtenau und Königin Marie Antoinette von Frankreich, ist sie die älteste der „echten“ Berliner Salonnièren. Wie es in wohlhabenden Hugenottenkreisen üblich war, erhielt Henriette von Crayen – damals noch Henriette Leveaux – eine ausgezeichnete französisch orientierte Erziehung. Zudem wurde sie wegen ihrer Schönheit und Lebhaftigkeit in Berlin sehr bewundert und zählte auch den damaligen Prinzen und späteren König Friedrich Wilhelm II. von Preußen zu ihren Verehrern.

Im Jahre 1777 heiratete Henriette Leveaux den (1788 geadelten) Bankier, Kammerrat und preußischen Konsul Crayen in Leipzig. Sie führte dort ein glänzendes Haus, in dem viele hochgestellte Persönlichkeiten verkehrten. Die Offenheit und Kultiviertheit dieses Hauses rechtfertigen es, von einem „Salon“ zu sprechen. Hier verkehrten die internationale Aristokratie, Literaten, Diplomaten und Politiker, wie zum Beispiel der polnische Staatsmann Ignaz Graf Potocki (einer der Väter der polnischen Verfassung von 1791), der französische Politiker und Amerika-Veteran Alexandre Graf de Lameth, der Diplomat Marquis de Bonnay und der Abenteurer Graf Tilly. An deutschen Gästen sind unter anderen der Komponist Johann Friedrich Reichardt, Jean Paul Friedrich Richter, Johann Wolfgang von Goethe sowie Herzog Carl August von Sachsen-Weimar und Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg zu nennen.

Der Schriftsteller Jean Paul Friedrich Richter, der überdies später eine ihrer Großnichten, Karoline Mayer aus Berlin, heiratete, unterhielt sich sehr gerne mit ihr, schätzte ihre Schlagfertigkeit und verzieh ihr, daß sie „keine Zeile“ von ihm gelesen hatte, weil sie die deutsche Sprache nicht genügend beherrschte. Literaten trafen bei Frau von Crayen mit dem kosmopolitischen europäischen Adel zusammen; neben ernsten Gesprächen pflegte man mit Vergnügen eine schillernde Konversation voller Anspielungen und Spötteleien. Außerdem wurde in ihrem Salon sogar noch gespielt: eine Rokokotradition, die bereits im frühen 19. Jahrhundert in den Berliner Salons sehr selten war und bald ganz ausstarb.

Im Stil der leichtlebigen Rokokozeit durchlebte Frau von Crayen auch eine ganze Reihe von Liebesaffären, die insofern nicht als Privatsache ignoriert werden können, als es sich bei ihren Liebhabern um Fürsten oder um andere bekannte Persönlichkeiten handelte. Diese Beziehungen waren auch

für die gesellschaftlichen Verbindungen und den gesellschaftlichen Einfluß der Frau von Crayen nicht ohne Bedeutung. Als „sicher verbürgt“ führt Ferdinand Chevalier de Cussy, der in späteren Jahren mit Henriette von Crayen befreundet war, folgende Herren an: König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, Herzog Carl August von Sachsen-Weimar, Herzog Friedrich IV. von Sachsen-Gotha, den Fürsten von Ligne, den Herzog von Richelieu, den Fürsten von Waldeck, den russischen Grafen Rostoptschin, den französischen Gesandten Marquis de Bonnay, den galanten Dichter Stanislas Marquis de Boufflers und den Baron Krüdener, den Ehemann der berühmten Freundin des Zaren Alexander I. Mögen hier auch Übertreibungen der Klatschsucht mit im Spiel sein, so dürfte doch als erwiesen gelten, daß Frau von Crayens 1785 geborener Sohn Charles Marc Antoine, der später in der Weimarer Armee diente, ein Sohn des Herzogs Carl August war.

Auch ein weitgereister Mann, wie der amerikanische Diplomat Gouverneur Morris, war von der geistreichen Frau von Crayen beeindruckt. Sein Bericht ist insbesondere deshalb bemerkenswert, weil er belegt, daß Frau von Crayen auch in ihrer Leipziger Zeit engen Kontakt zur Berliner Gesellschaft hielt. Sie war häufig auf Besuch im Hause ihrer Schwester Elisabeth César (der Mutter Pauline Wiesels) anzutreffen und blieb eine bekannte Persönlichkeit in Berlin. Als sich Gouverneur Morris 1797 im Anschluß an seinen Besuch in Leipzig auch in Berlin aufhielt, wurde er von der Gräfin Lichtenau auf seine Bekanntschaft mit Frau von Crayen angeprochen. Es ist daher verständlich, daß Henriette von Crayen 1805, nach dem Tode ihres Mannes, wieder nach Berlin zog und dort ebenfalls einen Salon gründete. Sie gehörte zu den Kreisen um den Prinzen Louis Ferdinand und ihre Nichte Pauline Wiesel, hatte gute Beziehungen zu den anderen Berliner Salons und stand bis in ihr hohes Alter ihrem eigenen Salon vor.

Der zweite, der bildungsbürgerliche Typus deutscher Salons im 18. Jahrhundert entstand nur zögernd, obgleich es in Deutschland damals literarisch aufgeschlossene, ja sogar literarisch tätige Frauen gab. Die meisten dieser Frauen kamen aus dem gebildeten Mittelstand; ihre Väter und Ehemänner waren vorwiegend Beamte und Offiziere, die ihren Töchtern bzw. Frauen Bildung und Muße bieten konnten. Schriftstellerinnen wie Friederike Lohmann und Sophie von La Roche zeigen, daß solche Frauen oft aus kleinen Residenz- und Universitätsstädten kamen und aus ihrem engen Wirkungskreis von Ehe und Familie auszubrechen suchten. Solche Bestrebungen ähnelten den emanzipatorischen Zielen der frühen Berliner Salonièren. Es war aber für bürgerliche Frauen anscheinend einfacher, sich in

der Publizistik und Literatur eine anspruchsvolle Beschäftigung zu verschaffen als in dem vielerlei Standesschranken und Restriktionen unterworfenen gesellschaftlichen Sektor. Die „gelehrten“ und die „empfindsamen“ Schriftstellerinnen des 18. Jahrhunderts wurden Wegbereiterinnen des weiblichen Selbstbewußtseins in Deutschland. Indirekt förderten sie durch ihre literarische Tätigkeit auch die Entstehung literarischer Salons.

Das wichtigste Beispiel einer „gelehrten“ Frau in Deutschland stellt Luise Gottsched (1713-1762) dar. Es ist zudem das früheste im Zusammenhang mit dem deutschen Zeitschriftenwesen. Die Arzttochter Luise Adelgunde Victoria Kulmus, die 1735 den Leipziger Professor Gottsched heiratete, hatte eine ausgezeichnete Erziehung erhalten. Sie betätigte sich als Mitarbeiterin ihres Mannes, als Übersetzerin, Dichterin, Herausgeberin sowie als Journalistin mit ausgeprägter satirischer Begabung. Die „Gottschedin“ war eine der wenigen literarisch tätigen Frauen, die zugleich ein sehr geselliges Haus führten. Insofern gehört Luise Gottsched auch unmittelbar in die Geschichte des Salons.

Aufgeklärte-gelehrte und empfindsame Elemente mischten sich in den Werken der Schriftstellerin Sophie von La Roche (1730-1807), die im Rheinland, so zum Beispiel mehrere Jahre in Koblenz, eine salonartige Geselligkeit unterhielt. Sophie von La Roche war die Jugendliebe Christoph Martin Wielands, die Mutter der von Goethe verehrten Maximiliane von La Roche und die Großmutter von Clemens und Bettine Brentano. Durch ihren empfindsamen Roman *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771) wurde sie berühmt. Sophie von La Roche war aber auch als Publizistin sehr einflußreich. 1783/84 gab sie die damals bedeutendste Zeitschrift für Frauen, *Pomona*, heraus. Diese Zeitschrift wies nicht nur empfindsame Züge auf, sondern vermittelte auch praktische Ratschläge und Informationen; sie stand also fest auf dem Boden der didaktisch orientierten aufgeklärten Traditionen. Einen wichtigen Platz in der *Pomona* nahmen die regelmäßig erscheinenden *Briefe an Lina* ein. In ihnen erzieht Sophie von La Roche ein Mädchen „nach den Prinzipien empfindsamer Lebenshaltung in seltsamer Mischung von hausbackener Nüchternheit und überschwenglichem Gefühlskult. Sie gibt nicht nur gute Lehren für die geistige und sittliche Erziehung, sondern auch genaue Anweisungen über Einrichtung und Führung von Küche, Keller und Speisekammer.“

Es bestanden viele Querverbindungen zwischen schriftstellernden Frauen und Berliner Salondamen. Sophie von La Roche korrespondierte viele Jahre lang mit Henriette Herz. Friederike Helene Unger (1751-1813) – ein weiteres gutes Beispiel einer schriftstellernden Frau – gehörte selbst in den Umkreis der frühen Berliner Salons. Sie verfaßte Romane und Zeitschriften-

artikel und gab eine 1783 in Berlin erscheinende Zeitschrift *Vermischte Erzählungen und Einfälle* heraus. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts stieg die Zahl der literarisch tätigen Frauen sprunghaft an, also genau in der Zeit, in der auch die ersten Lesekränzchen und literarischen Salons in Berlin entstanden.

In der preußischen Hauptstadt blühte das kulturelle Leben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts deutlich auf, doch die Tatsache, daß Berlin noch keine Universität besaß, wirkte sich möglicherweise verzögernd auf die Entwicklung bildungsbürgerlicher Salons aus. Die Universitätsstadt Königsberg entfaltete damals trotz ihrer ungünstigen geographischen Randlage ein reges musikalisches, literarisches und geselliges Leben, das der Entwicklung bürgerlicher Salons außerordentlich förderlich war. Das kann am Beispiel des Salons von Elisabeth Graun (der späteren Berliner Salonnière Elisabeth [von] Staegemann, geschiedenen Graun) veranschaulicht werden.

Elisabeth
Graun-
Staegemann

Die 1761 geborene Kaufmannstochter Elisabeth Fischer stammte mütterlicherseits aus der angesehenen Königsberger Buchhändlerfamilie Hartung. Neunzehnjährig wurde sie in Königsberg mit dem Justizrat Graun verheiratet, der ein Sohn des damals bereits verstorbenen Komponisten und Kapellmeisters Friedrichs des Großen, Carl Heinrich Graun (1704-1759) war. Die Ehe wurde unglücklich, weil der pedantische Jurist kein Verständnis für die musischen Interessen seiner schönen Frau aufbrachte und ihrem Wesen völlig fremd blieb. Elisabeth Graun war musikalisch hochbegabt, hatte eine schöne Stimme, zeichnete und malte mit beachtlichem Talent und besaß literarische Neigungen, ohne zu ihren Lebzeiten mit ihren Schriften an eine breitere Öffentlichkeit zu treten. Sie bewegte sich zwischen aufgeklärtem Rationalismus in Religionsfragen und überschwenglicher Empfindsamkeit in ihrem Bedürfnis nach Freundschaft und Harmonie. Stellte Henriette von Crayen die mondäne Grazie eines aristokratischen Rokokosalons dar, so war die Königsbergerin Elisabeth Graun die „sittliche Grazie“, wie der Diplomat Karl Gustav von Brinckmann sie in einem Gedicht nannte. Als sich der Herzog Friedrich Carl von Holstein-Beck in sie verliebte und sich scheiden lassen wollte, um sie zu heiraten, rang sich Elisabeth Graun aus Pflichtbewußtsein zur Entzagung durch, obgleich sie seine Neigung von ganzem Herzen erwiderte.

Wie bei vielen Frauen erwies sich auch bei Elisabeth Graun die unglückliche Ehe als förderlich für ihre Talente. Sie wirkte als Solistin bei zahlreichen Amateuraufführungen, unter anderem Opern und Oratorien, in Königsberg mit. Im Jahre 1783 lernte sie den jungen Studenten Friedrich Gentz kennen, der sich ihr eng anschloß. Sie übte anscheinend einen positiven

Einfluß auf ihn aus und korrespondierte mit ihm bis 1791. Im Laufe seiner weiteren Entwicklung wurde Friedrich Gentz ihr jedoch sehr fremd.

Seit etwa 1788 entstand im Hause Elisabeth Grauns eine Geselligkeit, die schon als Salon bezeichnet werden kann. Es handelte sich um einen musikalischen und bildungsbürgerlichen Salon, in dem sich die wichtigsten Vertreter des künstlerischen und intellektuellen Königsberg versammelten. Zwar legte Elisabeth Graun in ihrem Salon großen Wert auf die Pflege der Musik, doch fanden auch angeregte Unterhaltungen statt, oder es wurde vorgelesen. Zu den Gästen zählten die bedeutenden Musiker Benda, Castellieri und Righini sowie der junge Student E. T. A. Hoffmann. Mit dem Komponisten Johann Friedrich Reichardt (1752-1814) war Elisabeth Graun eng befreundet, ebenso mit dem Juristen, Schriftsteller und Königsberger Bürgermeister Theodor Gottlieb Hippel (1741-1796), der unter anderem durch sein Buch *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber* bekannt wurde. Auch mit zahlreichen Gelehrten war Elisabeth Graun bekannt, zum Beispiel mit dem Philosophen Johann Georg Hamann, der freilich schon 1788 starb, und mit Immanuel Kant (1724-1804). Kant gehörte zu den regelmäßigen Gästen im Salon von Elisabeth Graun. Er unterhielt sich besonders gern mit ihr über Kunstfragen und urteilte anerkennend über ihre Porträtskizzen: „Der Geist der Dargestellten spricht uns aus ihnen an.“

Als sich ihr Salon bildete, lebte Elisabeth Graun allein mit ihrer Mutter und ihren beiden Kindern in Königsberg. Justizrat Graun, der an das Kammergericht nach Berlin berufen worden war, hielt es nicht für nötig, seine Frau und seine Kinder dorthin nachkommen zu lassen. Erst nach mehreren Jahren entschloß er sich, seine Familie nach Berlin zu rufen (1795). Elisabeth Graun stellte in Berlin schon nach kurzer Zeit fest, daß sie mit ihrem Mann, der immer unduldsamer und tyrannischer wurde, nicht mehr zusammenleben konnte; sie mußte sich zur Scheidung entschließen. Im folgenden Jahr, 1796, heiratete sie in Königsberg einen langjährigen treuen Verehrer, den Juristen, Dichter und späteren Staatsrat Friedrich August Staegemann, der ihre musischen Interessen teilte, und mit dem sie eine sehr harmonische Ehe führte.

Ihr Salon in Königsberg bestand seit ihrer Rückkehr (1796) fort; Elisabeth Staegemann schrieb bescheiden an Reichardt: „Ein kleiner aber gewählter Zirkel von guten Freunden ist oft um uns versammelt, und Gesang und Lektüre sollen das Einförmige unsern langen Winterabenden nehmen ...“ Oft dächte sie auch an Reichardt und seine Familie in Berlin, wenn sie und ihre Freunde „um den Theetisch, oder den wärmenden Punschnapf in geselliger Eintracht“ säßen. Der Punschnapf scheint ein Indiz dafür zu

sein, daß damals im herbstlichen Königsberg Vorstufen einer „Serapionsrunde“ erprobt wurden. E. T. A. Hoffmann, der ja ebenfalls aus Königsberg stammte und in seiner Jugend im Hause Elisabeth Grauns verkehrt hatte, schuf seiner Berliner Serapionsrunde (um 1818) durch *Die Serapionsbrüder* ein literarisches Denkmal. Solche Punschrunden waren im 19. Jahrhundert eine verbreitete Variante der Teetisch-Geselligkeit; sie eigneten sich besonders für Winterabende und das Erzählen von unheimlichen Geschichten.

In der letzten Zeit des Königsberger Salons der Elisabeth Staegemann (vor 1806) gehörte der Dichter Heinrich von Kleist zu den Gästen. Seine Bewunderung für sie ließ ihn auch später noch – in Berlin – sehr gern ihren Salon aufsuchen. Wichtig ist, daß der Königsberger Salon Elisabeth Staegemanns als bildungsbürgerlicher Salon bereits zu einer Zeit blühte, als die bürgerlichen Beamten- und Verlegersfrauen in Berlin noch nicht mit den jüdischen und aristokratischen Salonnieren gleichgezogen hatten.

1806 wurde Friedrich August Staegemann als Geheimer Oberfinanzrat nach Berlin berufen. Doch kaum war seine Familie dorthin umgezogen, zwangen die unglücklichen Kriegsereignisse im Herbst den Hof und die Regierung zur Flucht nach Ostpreußen. Auch Staegemanns kehrten dorthin zurück, so daß der Berliner Salon Elisabeth Staegemanns erst von 1809/10 an zu datieren ist.

Diese kurze Skizze von Salonansätzen in anderen deutschen Städten verdeutlicht, daß es sich bei der Entstehung der Berliner Salons um kein isoliertes Phänomen handelte. In vielen Residenzen und Universitätsstädten entstanden Salons und ähnliche anspruchsvolle gesellige Zirkel. In diesem Zusammenhang wären zum Beispiel noch der Salon der Schriftstellerin Johanna Schopenhauer (1766–1838; Mutter des Philosophen) in Weimar und der sehr exklusive Jenaer Romantikerkreis zu nennen. – Mit einer ganzen Reihe bedeutender Salons setzte dann in Berlin um 1800 die „klassische“ Epoche der dortigen Salons ein.

ZWEITES KAPITEL

Die klassische Epoche der Berliner Salons

Die Berliner Salons um 1800

Die Salons des preußischen „Ancien Régime“ vor 1806

Das preußische Bürgertum verfolgte am Ende des 18. Jahrhunderts mit Interesse die Ereignisse erst der Amerikanischen, dann der Französischen Revolution. Gebildete Berliner widmeten sich der Zeitungslektüre und bemühten sich, informiert zu sein. Damit meldeten sie, längerfristig gesehen, auch Ansprüche an, mündige Bürger zu werden. Preußen war damals zwar noch ein absolutistischer Staat, doch der Monarch mußte zwangsläufig Verwaltungsaufgaben delegieren. Das Bürgertum hatte Zugang zur Beamtenchaft; im Verwaltungs- und Justizdienst lag – wenn man in diesem Zusammenhang den kirchlichen Bereich und die Gelehrten ausklammerte – der wichtigste Handlungsspielraum des Bildungsbürgertums. Damit existierten, wenn auch begrenzte, politische Einfluß- und Aufstiegsmöglichkeiten für Bürgerliche; es gab Zulassungsexamina für höhere Beamte; Mißbräuche wie Ämterkauf waren in Preußen vergleichsweise selten. All dies stärkte nach und nach das Selbstbewußtsein und die Bildungsbestrebungen der dünnen Schicht des städtischen Bürgertums. Man betrachtete die Prinzipien der Rechtsgleichheit als Grundpfeiler bürgerlicher Freiheit; selbst viele aufgeklärte Adelige in Preußen teilten diesen Standpunkt. Schließlich bestand in der weitgehenden Gleichheit aller vor dem Gesetz die wichtigste Errungenschaft des preußischen aufgeklärten Absolutismus.

Im Salon der Henriette Herz, also in einer bildungsbürgerlichen Randzone der Gesellschaft mit Verbindungen, die sich bis in die Adelskreise erstreckten, nahm man die Anfänge der Französischen Revolution mit Sympathie zur Kenntnis. Neben die rationale Einsicht in die Notwendigkeit von Reformen in Frankreich trat dabei auch eine empfindsame Schwärmerei für die ersten humanitären Errungenschaften der Revolution und die „so schöne und romantische Feier des Bundesfestes auf dem Marsfelde“. Die Berliner Salons hatten selbst einen gewissen „revolutionären“ Charakter in der preußischen Ständegesellschaft des späten 18. Jahrhunderts gehabt. Seit 1791 wandte man sich in Berlin jedoch zunehmend von der Französi-

Henriette
Herz

schen Revolution ab. „Aus enthusiastischen Anhängern wurden wir erbitterte Feinde der Revolution“, schreibt Henriette Herz. Man sei sich darüber einig gewesen, daß die Gewalttaten der Französischen Revolution nicht durch das Interesse des Fortschritts gerechtfertigt würden. „Wir hatten uns ja ganz wohl und behaglich gefühlt in unseren ästhetischen Kreisen, und wurden mitunter Wünsche für das Gemeinwesen wie für einzelne Stände des Vaterlandes in uns rege, um den Preis, den Frankreich zahlte, hätten wir ihre Erfüllung nicht begehr.“ Aus der Enttäuschung über die Entwicklung der Französischen Revolution resultierte ein beträchtlicher Rückgang des politischen Interesses in der Berliner Gesellschaft.

Auch der Kontakt mit zahlreichen französischen Emigranten, die nach Berlin kamen, trug zum Umschwung der Stimmung bei. Hier begegnete man direkt Betroffenen. In den 1790er Jahren hielt sich zum Beispiel die Schriftstellerin Gräfin von Genlis in Berlin auf, die die Erzieherin der Kinder des Herzogs von Orléans (Philippe Égalité) gewesen war. Sie verdiente sich ihren Lebensunterhalt durch ihre literarische Tätigkeit und indem sie Musik- und Konversationsstunden gab. Henriette Herz, die einige Zeit lang bei der Gräfin von Genlis ihre Französischkenntnisse weiter ausbaute, freundete sich mit ihr an und lud sie in ihren Salon ein.

Man beschäftigte sich dort damals mit den Werken der deutschen Klassiker, den Ideen der Frühromantik und den Gedanken des Neuhumanismus. Henriette Herz selbst fand um 1797 in ihren Freundschaften mit Alexander Graf von Dohna (1771-1831), dem späteren preußischen Innenminister, und mit dessen ehemaligem Lehrer, Friedrich Daniel Schleiermacher (1768-1834), zur Reife, zu ihrer eigenen „Klassik“. Die glücklichsten Jahre ihres Lebens waren die späten 1790er Jahre und die Zeit um die Jahrhundertwende, bis 1802/03 Graf Dohna und Schleiermacher Berlin für einige Zeit verließen und Marcus Herz starb. Während Henriette Herz' Freundschaft mit Alexander Graf von Dohna, der ihr nach dem Tode von Marcus Herz einen Heiratsantrag machte, die stärkeren seelischen Bande knüpfte, war für ihre geistige Entwicklung ihre Freundschaft mit Schleiermacher noch wichtiger. Schleiermacher war damals Prediger an der Charité und sehr häufig im Hause Herz zu Gast. Gemeinsame Lektüre, gemeinsames Fremdsprachenstudium und lange Gespräche brachten Henriette Herz und Schleiermacher einander näher. Schleiermacher sprach damals alle seine schriftstellerischen Arbeiten mit ihr durch; er ermutigte sie auch, sich selbst an literarische Versuche und Übersetzungen aus dem Englischen zu wagen. Henriette Herz profitierte sehr von dem Einfluß, den Schleiermacher auf sie ausübte, doch dieser fand seinerseits im Hause Herz ein ihm zusagendes geistiges Klima und Impulse für sein literarisches und theologisch-philosophisches Schaffen.

Wichtig war für Schleiermacher damals auch seine Arbeitsgemeinschaft mit dem Literaturkritiker Friedrich Schlegel, der ebenfalls im Salon der Henriette Herz verkehrte. Schlegel lernte hier Henriettes Freundin Dorothea Veit geborene Mendelssohn kennen, seine spätere Frau. Als Dorothea Veit ihren Mann verließ, um Friedrich Schlegel zu folgen, waren es vor allem Henriette Herz und Friedrich Schleiermacher, die sich für sie einsetzten. Sie verteidigten sie in der Berliner Gesellschaft und vertraten den Standpunkt, daß eine Ehe ohne Liebe unmoralischer sei als die Scheidung einer gescheiterten Ehe.

Um 1800 war der Herzsche Salon immer noch der bekannteste von Berlin. 1799 griff ihn der alte Aufklärer Friedrich Nicolai in verschlüsselter Form in seinen *Vertrauten Briefen von Adelheid B. an ihre Freundin Julie S.* wegen seiner romantischen Tendenzen an. Das Ehepaar Herz sah zu dieser Zeit noch zahlreiche Gäste und durchreisende Berühmtheiten bei sich, so zum Beispiel Jean Paul (1801) und Madame de Staël (1804). Durch Leopold Friedrich Günther von Goeckingk lernte Henriette Herz die Dichterin Elisa von der Recke kennen sowie deren Halbschwester, die Herzogin Dorothea von Kurland, und den Dichter Christoph August Tiege. Im November 1802 kam der junge Ludwig Börne als Student und Logiergast in das Herzsche Haus. Er verliebte sich in die Hausherrin und unternahm zwei Selbstmordversuche, so daß ihn Henriette Herz schon nach einigen Monaten an die Universität Halle schicken mußte.

Für Henriette Herz stand in diesen Jahren ihr Salon nicht mehr im Mittelpunkt ihres Interesses. Sie war von ihren engeren Freunden sowie von der Sorge um die Gesundheit ihres Mannes in Anspruch genommen, der dann 1803 starb. Der Salon der Henriette Herz löste sich nach dem Tode ihres Mannes zwar nicht völlig auf, sie begann jedoch, ihre Geselligkeit weiter einzuschränken. Vielleicht wirkte es sich sogar negativ aus, daß der anregende Gegensatz zwischen den wissenschaftlichen Kreisen, die Marcus Herz um sich versammelte, und dem literarischen Zirkel, der sich um sie selbst zusammenfand, nun nicht mehr bestand.

Es gab zwar immer noch anregende Teegesellschaften bei der verwitweten Henriette Herz, doch diese schloß sich nunmehr lieber den geselligen Kreisen ihrer Bekannten, zum Beispiel ihrer Freundin Sara Levy, an. Auch finanzielle Gründe mögen dabei eine Rolle gespielt haben. Das Angebot, die Erziehung einer kleinen preußischen Prinzessin zu übernehmen, mußte Henriette Herz ablehnen, weil sie in diesem Fall offiziell zum Christentum hätte übertreten müssen. Dies verbot sich aber aus Pietät gegenüber ihrer Mutter, die damals noch lebte und orthodox an ihrem Glauben hing. Allerdings gab Henriette Herz der jüngsten Tochter der Herzogin

Dorothea von Kurland nun regelmäßig Englischunterricht. Die Herzogin von Kurland lebte seit 1803 in Berlin, und als ihr Salon in ihrem Palais Unter den Linden entstand, zog sie Henriette Herz mit in ihren Gesellschaftskreis hinein. Diese lernte dort unter anderen Prinz Louis Ferdinand von Preußen und seine Schwester, die Fürstin Luise Radziwill, kennen.

Die Ereignisse des Jahres 1806 setzten den Resten der Salongeselligkeit, die damals noch im Hause von Henriette Herz bestanden, vorläufig ein Ende. Die Auszahlung ihrer kleinen Witwenpension wurde nach dem preußischen Zusammenbruch zeitweise ganz eingestellt, und Henriette Herz sah sich schließlich gezwungen, als Hauslehrerin zu einer befreundeten Familie nach Rügen zu gehen. Nachdem sich die preußischen Finanzen und ihre eigenen wieder stabilisiert hatten, kehrte Henriette Herz nach Berlin zurück und begann erneut, beliebte Teegesellschaften zu geben (um 1810). Diese Geselligkeit war jedoch nicht mehr so weitläufig wie früher.

Im folgenden Jahrzehnt unternahm Henriette Herz zahlreiche Reisen, die sie unter anderem nach Wien führten, wo sie bei Fanny von Arnstein und Dorothea Schlegel zu Gast war. 1817/18 reiste sie nach Italien, wo sie in Rom gemeinsam mit Caroline von Humboldt und Dorothea Schlegel einen angeregten deutschen Salonzirkel bildete. Ihren Berliner Salon belebte Henriette Herz nicht wieder; sie lebte seit den 1820er Jahren vor allem für ihren engeren Freundeskreis und verschiedene karitative Aufgaben. Sie unterrichtete zum Beispiel kostenlos unbemittelte Kinder und unterhielt einmal in der Woche einen Freitisch für bedürftige Studenten. Hochbetagt starb Henriette Herz 1847. Ihr Leben spielte sich fast genau zwischen dem Hubertusburger Frieden und der Revolution von 1848 ab. Sie war im friderizianischen Berlin aufgewachsen und als kleines Mädchen der Prinzessin Amalie von Preußen vorgestellt worden, als diese das Laubhüttenfest der Berliner Juden besuchte. Am Ende ihres Lebens erhielt sie noch den Besuch König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, der ihr auf Bitten Alexander von Humboldts eine Pension aussetzte. Die Bedeutung der Henriette Herz liegt vor allem in dem Pioniercharakter ihrer Salongründung, in ihren bedeutenden Freundschaften und in ihrer vermittelnden Position zwischen verschiedenen Epochen, Literaturströmungen und Gesellschaftskreisen. Sie war sicher eine weniger bedeutende *Salonnière* als die leidenschaftliche, originelle Rahel Varnhagen, doch sie wurde gerade im Vergleich mit Rahel häufig ungerecht beurteilt. Karl August Varnhagens abwertende Beschreibungen trugen dazu ebenso bei wie die Vorstellung, Henriette Herz habe ihre Gäste allein durch ihre Schönheit, nicht durch ihren Geist gefesselt. Da Rahel Varnhagen keineswegs hübsch war, lag diese Kontrastierung nahe. Sicherlich hatte Henriette Herz nicht die genia-

lische „Originalität“, wie sie die Romantiker an Rahel Varnhagen schätzten, doch sie war gebildet und beherrschte mehr als ein halbes Dutzend lebende und tote Sprachen. Es gab Beobachter, wie die Schauspielerin Karoline Bauer, die das zurückhaltende, überlegte Urteil der Henriette Herz den sprudelnden, manchmal aber auch etwas gewollten Aperçus einer Rahel Varnhagen vorzogen.

Zurück zu den Berliner Salons um 1800. Im Salon der Henriette Herz hatte der Berliner Goethe-Kult begonnen, und andere Salons setzten ihn fort. In diesem Zusammenhang ist vor allem der Salon der Sara Baronin von Grotthuß (1763–1828) zu nennen, die aus der Bankiers- und Unternehmerfamilie Meyer stammte, und deren jugendliche Abenteuer mit Goethes *Werther* bereits geschildert worden sind. Nach ihrer erzwungenen ersten Ehe (1778–1788) mit dem Kaufmann Lipmann Wulff, die unglücklich wurde, kehrte sie in ihr Elternhaus zurück; 1797 heiratete sie den livländischen Baron von Grotthuß, mit dem sie eine sehr gute Ehe führte. Noch vor ihrer Wiederverheiratung lernte sie Goethe persönlich kennen; sie traf ihn in Karlsbad, wohin sie ihrer angegriffenen Gesundheit wegen mit ihrer Schwester Marianne Meyer, der späteren Frau von Eybenberg, gereist war. Die böhmischen Bäder waren damals nicht nur Erholungsorte, sondern auch wichtige Treffpunkte der eleganten Welt. Im Sommer versammelten sich dort die internationalen Kreise des Adels und des aufstrebenden Großbürgertums. Goethe freundete sich schnell mit den beiden schönen Schwestern an und führte einen jahrelangen Briefwechsel mit ihnen.

Die direkten Verbindungen der Sara von Grotthuß zu Goethe sowie auch zu anderen bedeutenden Persönlichkeiten machten ihren Berliner Salon, den sie spätestens seit 1797 führte, zu einem besonders interessanten Treffpunkt. Selbst der kritische Varnhagen, der Frau von Grotthuß für selbstgefällig und eitel hielt, mußte ihre Gutmütigkeit und ihren literarischen Geschmack zugeben. Nicht ganz ohne Neid schrieb er: „Sie hörte in ihrer Jugend Schmeicheleien von Lessing, in späterer Zeit von Herder, dann standen Frau von Genlis, der Fürst von Ligne und Goethe mit ihr im freundlichsten Verkehr.“ Die Beziehungen der Sara von Grotthuß zu Herder kamen wahrscheinlich durch ihren Verkehr im Mendelssohnschen Hause zustande. Die Gräfin von Genlis gehörte in den 1790er Jahren zu ihrem Kreis, und Frau von Grotthuß stand in Briefwechsel mit dem Fürsten von Ligne, den sie auch häufig während ihrer Aufenthalte in den böhmischen Bädern sah.

Henriette Herz urteilt etwas zu hart und vielleicht nicht frei von Eifersucht, wenn sie schreibt, die nahen Beziehungen der Frau von Grotthuß zu vielen bedeutenden Zeitgenossen seien vor allem auf die Aufmerksamkeiten zurückzuführen gewesen, die sie den Berühmtheiten erwies, „für wel-

Sara von
Grotthuß

che diese, als von einer hübschen Frau ausgehend, nicht unempfänglich waren“. Goethe erhielt zum Beispiel Delikatessen und selbstverfertigte Handarbeiten von ihr. Doch der Enthusiasmus, den Sara von Grotthuß für die Literatur an den Tag legte, war zweifellos echt und keineswegs nur Ausfluß oder Folge von Geltungssucht. Durch ihre exaltierte, aber dennoch aufrichtige Anteilnahme an seinen Werken fühlte sich Goethe wohl stärker geschmeichelt als durch Geschenke. Die „Empfindsamkeit“ des späten 18. Jahrhunderts wurde von Sara von Grotthuß in besonders hohem Maße verkörpert. Sie verlor sehr schnell ihr seelisches Gleichgewicht. Im Dezember 1796 berichtet sie Goethe von ihrem geradezu ekstatischen Erlebnis der ersten Lektüre von *Wilhelm Meisters Lehrjahren*. Sie hätte, schreibt sie, den Roman am liebsten „kniend“ gelesen, und man habe ihr schließlich das Buch wegnehmen müssen, weil sie beim Tod der kleinen Mignon völlig „in Thränen zerfloß“ und man „Krämpfe“ befürchtete.

Goethes Antworten auf Sara von Grotthuß’ Briefe fallen stets sehr herzlich aus. Einmal bemerkt er, ein Schriftsteller fühle sich „sehr getröstet, wenn seine Arbeit einmal bey einem gebildeten Individuo als Naturprodukt“ wirke. Es lohnte sich für Goethe, die „Badereisen-Bekanntschaft“ mit Sara von Grotthuß weiter zu pflegen, da diese in den 1790er Jahren noch die einzige Berliner Salonnière war, die er bereits näher kennengelernt hatte. Goethe war sehr daran gelegen, daß man in Berlin – und das bedeutete für ihn vor allem im Salon der Sara von Grotthuß – mit seinen neuesten Werken auf dem laufenden blieb. Er kündigte zum Beispiel in einem Brief vom 9. Februar 1797 – ohne den Titel zu nennen – ein neues episches Gedicht an und wünschte seinem Werk „gute Aufnahme“ im „Zirkel“ der Frau von Grotthuß. Es muß sich der Entstehungszeit nach um *Hermann und Dorothea* handeln.

Goethe schickte auch seine nach Berlin reisenden Bekannten mit Empfehlungsbriefen zu Sara von Grotthuß, zum Beispiel das berühmte Schauspielerehepaar Amalie und Pius Alexander Wolff (1783–1851 und 1782–1828). Solche Besuche dienten indirekt – und im Interesse aller Beteiligten – dazu, neue Arbeiten des Dichters publik zu machen. So scheute sich Goethe nicht, Frau von Grotthuß gegenüber offen für seine Werke zu werben; er schrieb ihr ganz unbefangen: „Zum Schlusse will ich nicht vergessen, Sie auf eine kleine Arbeit von mir, Pandora, aufmerksam zu machen. Es ist ein etwas abstruses Werkchen, welches durch mündlichen Vortrag gehoben werden muß. Herr Wolff und seine Frau werden sich ein Vergnügen daraus machen, Sie einen Abend damit zu unterhalten.“

Sara von Grotthuß war ihrerseits in der Lage, ihren Freunden dadurch einen Dienst zu erweisen, daß sie ihnen die Bekanntschaft Goethes vermit-

telte. Gemeinsam mit ihrer Schwester Frau von Eybenberg konnte sie zum Beispiel dem alten Fürsten Karl Joseph von Ligne (1735–1814) den Wunsch erfüllen, ihn in Teplitz dem Dichter vorzustellen. Der Fürst von Ligne verehrte Frau von Grotthuß ganz außerordentlich, schrieb ihr schmeichelhafte Briefe und sah sie regelmäßig bei seinen Aufenthalten in den eleganten böhmischen Bädern. Allerdings beschränkte er sich nicht darauf, nur einer einzigen hübschen Dame den Hof zu machen, sondern huldigte unter anderen auch Sara von Grotthuß' Berliner „Salonkollegin“ Henriette von Crayen.

Die weitverzweigten gesellschaftlichen Verbindungen der Frau von Grotthuß gaben ihrem Salon einen besonderen mondänen Reiz. Einen eigenen Anziehungspunkt bildete ihre schöne und kluge Schwester Marianne (um 1765–1812), die später in Wien eine salonartige Geselligkeit aufbaute. In Berlin verliebten sich der sächsische Gesandte, Graf Geßler, und der dänische Gesandte, Graf Bernstorff (1769–1835; der spätere preußische Außenminister) in sie. Marianne Meyer heiratete schließlich den österreichischen Botschafter, Fürst Heinrich XIV. Reuß (1749–1799). Nach dessen Tod verlieh ihr der Kaiser den Titel einer Frau von Eybenberg.

Nicht nur Diplomaten, Schriftsteller und Schauspieler zählten zu den Gästen des Salons der Sara von Grotthuß, auch Prinz Louis Ferdinand von Preußen fand sich hier ein. Der Salon war ein Treffpunkt der Berliner „jeunesse dorée“ der späten 1790er Jahre. Das nüchterne und etwas puritanische 19. Jahrhundert neigte dazu, die glänzenden Feste dieser Kreise und den lockeren Lebenswandel vieler ihrer Mitglieder streng zu beurteilen. Die Schriftstellerin und Salonnierin Fanny Lewald schrieb zum Beispiel 1849: „Die Toleranz des Egoismus, welcher Duldung gewährt, um sie für sich zu erhalten, verband Männer und Frauen in Liebe und Freundschaft zu einer gesonderten Gesellschaft.“ Man habe sich in den mondänen Zirkeln Berlins, zu denen auch der Salon der Baronin von Grotthuß zählte, im Gewand des Ästhetizismus und des Subjektivismus einem „Kultus der Selbstsucht“ überlassen. Andererseits konnte sie nicht umhin, jene Epoche zu bewundern. Sie respektierte die geistige Beweglichkeit und die Fähigkeit zu leidenschaftlichem Engagement bei vielen Vertretern dieser Zeit; die Geselligkeit sei damals geistreicher und interessanter gewesen als später im 19. Jahrhundert.

Die Augenzeugin Henriette Herz beschreibt rückschauend jene Kreise als leichtlebig, aber keineswegs als egoistisch. Die Liebes- und Freundschaftsfähigkeit sei damals sehr groß gewesen, und es habe weniger Heuchelei gegeben als in späteren Jahrzehnten. Es muß betont werden, daß dem Salon der Sara von Grotthuß kein Vorwurf gemacht werden konnte, der

nicht die gesamte elegante Welt Berlins und anderer Städte in den 1790er Jahren getroffen hätte. Dieser Salon zeichnete sich gerade dadurch aus, daß die Gastgeberin es verstand, den glänzenden Rahmen ihrer Geselligkeit mit literarischen Interessen zu füllen. Besonders für die Goethe-Rezeption in den gehobenen Gesellschaftskreisen Berlins spielte der Salon der Frau von Grotthuß eine große Rolle.

In den Umkreis der Berliner Salons an der Wende zum 19. Jahrhundert gehört auch das Haus des Unternehmers Ephraim (seit 1800 Ernst Wilhelm Gustav) Cohen. Es handelte sich um eine Mischung aus einem glänzenden Salon und einem Geschäftshaushalt, der in großem Stil Gastfreundschaft übte. Neben Geschäftsleuten und Diplomaten verkehrten hier auch Künstler und Literaten. Die Hausherrin Philippine Cohen (geb. Bernhardt, um 1776 – nach 1804) war eine gebildete, literarisch interessierte, aber sehr zurückhaltende Frau. Sie konnte sich gegenüber ihrem kultivierten, aber zur Leichtfertigkeit, Verschwendug und Selbstüberschätzung neigenden Mann nicht durchsetzen. Wenn ihre Schwester Wilhelmine von Boye bei ihr zu Gast war, erhielt die Geselligkeit im Hause Cohen stärker den Charakter eines literarischen Salons; allerdings trat Philippine Cohen zu diesen Zeiten völlig in den Hintergrund. Wilhelmine von Boye, die Frau eines schwedischen Offiziers, war eine temperamentvolle, weitgereiste und mit zahlreichen Schriftstellern befreundete Frau, die Karl August Varnhagen, der als Hauslehrer der Cohenschen Kinder angestellt war, außerordentlich beeindruckte. Die Dichter des „Nordsternbundes“, zu dem Varnhagen zählte, verkehrten viel im Cohenschen Hause; zu den näheren Freunden gehörten Adelbert von Chamisso und Heinrich von Kleist. Im Jahre 1804 fand die Geselligkeit bei Philippine Cohen ein abruptes Ende. Nach einem fahrlässigen, wahrscheinlich sogar betrügerischen Bankerott ging ihr Mann außer Landes. Er ließ seine Frau und seine Schwiegermutter, deren Vermögen er veruntreut hatte, in dürftigen Verhältnissen in Berlin zurück.

Außer Geschäftshäusern, wie dem Cohenschen, pflegten auch Berliner Verlegerhaushalte eine umfangreiche Geselligkeit. In diesem Zusammenhang ist das Haus des Berliner Buchhändlers Johann Friedrich Unger (1750–1804), eines Verlegers von Goethe und Schiller, zu nennen. Die sogenannte „Ungersche Fraktur“ wurde von ihm erfunden. Seine Frau Friederike Helene Unger (1751–1813) war die Tochter des preußischen Generals von Rothenburg und eine erfolgreiche Schriftstellerin und Journalistin. Sie wurde mit ihrem moralisierenden Roman *Julchen Grünthal, eine Pensionsgeschichte* im Jahre 1784 bekannt. Wie Sara von Grotthuß zählte Friederike Helene Unger zu den Verehrerinnen Goethes in Berlin. Im Jahre 1796 bildete der gemeinsame Freund Carl Friedrich Zelter (1758–1832) den An-

Philippine
Cohen

Friederike
Helene
Unger

knüpfungspunkt eines Briefes an Goethe. Frau Unger sandte Goethe Kompositionen und ein Billet von Zelter und schloß ihr Begleitschreiben mit der Versicherung ihrer unaussprechlichen Verehrung: „Seit ich zu den denkenden und fühlenden Wesen gehöre, seit der erste Funke Ihres herrlichen Geistes in mein so empfängliches Herz fiel, wünschte ich mir die Veranlassung, Ihnen Hochverehrter Mann, meine so warme und innige Verehrung zu erkennen zu geben. Schon der selige [Karl Philipp] Moritz versprach es mir, wenn er durch seine Gespräche ... über Sie, diesen Wunsch aufs neue anregte, mich ... gegen Sie zu nennen ...“ Goethe, der nie in engeren Kontakt mit Frau Unger trat, dankte ihr sehr freundlich für ihren Brief und bat sie, seiner in ihrem geselligen Kreise zu gedenken. Der Ton ist etwas distanzierter, aber ähnlich werbend wie in Goethes Briefen an Frau von Grotthuß. – Obgleich das Ungersche Haus zur frühen Berliner Goethe-Gemeinde zu zählen ist, entwickelte es sich nicht zu einem wirklichen literarischen Salon. Die Geselligkeit bei Ungers überschritt kaum den normalen gesellschaftlichen Verkehr eines Buchhändlerhauses, wie er zum Beispiel auch bei Friedrich Nicolai stattfand. Friederike Helene Unger soll zwar – nach nicht näher genannten Quellen des Schindelschen Schriftstellerinnenlexikons – eine geistvolle Frau gewesen sein, doch bereits im Jahre 1798 bezeichnet Schleiermacher sie als eine kränkliche und „grämliche“ ältere Dame. Eine Salonnierenpersönlichkeit war Frau Unger also nicht oder zumindest damals nicht mehr. Überdies sprach sich Friederike Helene Unger in ihren Briefen *Über Berlin*, die im gleichen Jahr (1798) in *den Jahrbüchern der preußischen Monarchie* erschienen, sehr abfällig über die Berliner Geselligkeit im allgemeinen und über die Geselligkeit der jüdischen Häuser im besonderen aus. Ihre Kritik richtete sich – ohne daß sie Namen nannte – auch gegen die damaligen Berliner Salons, in deren literarischen und intellektuellen Interessen sie lediglich ein modisches Blendwerk sah. Ob nun gesellschaftliche Eifersucht oder eine grundsätzliche Abneigung gegen Juden dabei eine Rolle spielte – Friederike Helene Unger distanzierte sich scharf von der Berliner Salongeselligkeit um 1800. Sie verkörperte sozusagen das Mißtrauen der traditionellen bürgerlichen Kreise gegen die neuen, freien, von klugen jüdischen Frauen initiierten und insgesamt noch etwas „unheimliche“ Salongeselligkeit, obwohl oder gerade weil sie selbst literarische Interessen hatte, aber keinen „Salon“.

Ein weiteres wichtiges Buchhändlerhaus in Berlin war das von Georg Andreas Reimer (1776–1842), eines engen Freundes von Schleiermacher und Ernst Moritz Arndt. Von einem Reimerschen Salon kann allerdings ebenfalls nicht gesprochen werden. Seine Frau Minna Reimer (1784–1864), eine Predigerstochter, trat neben ihrem Mann ganz in den Hintergrund. Sie

Minna
Reimer

wurde zwar von den Freunden des Hauses als das Muster einer guten Hausfrau verehrt, doch war sie von ihrem großen Haushalt mit vielen Kindern voll in Anspruch genommen.

Sophie
Sander

Die erste Berliner Verlegersfrau, die einen „echten“ Salon führte, war Sophie, die Gattin des Buchhändlers und Schriftstellers Johann Daniel Sander (1759–1825). Die Initiative, das Sandersche Haus zu einem Treffpunkt für Berliner Gelehrte und Literaten zu machen, ging zwar auf ihren Mann zurück, doch es stellte sich schon bald heraus, daß die hübsche, lebhafte und schlagfertige Sophie Sander (1768–1828) den Mittelpunkt des Sanderschen Salons bildete. Zwischen 1800 und 1806, dann erneut um 1810, war dieser Salon von großer Bedeutung für die Berliner Frühromantik. Sophie Sanders Salon war der erste bildungsbürgerliche Salon, den eine Frau unterhielt, die nicht jüdischer Herkunft war. Doch die Gäste dieses Salons und der jüdischen Salons überschnitten sich; Sophie Sander lagen die antijüdischen Vorurteile der Frau Unger fern. Häufig war Rahel Levin bei Sanders anzutreffen. Varnhagen, Chamisso und andere junge Dichter des „Nordsternbundes“, die auch im Cohenschen Haus verkehrten, kamen zu Sophie Sander; weitere Gäste waren die Brüder Schlegel, Wilhelm von Humboldt, Johann Gottlieb Fichte, Johannes von Müller, Heinrich von Kleist und Zacharias Werner. Zu den – freilich nicht persönlich bei der Taufe anwesenden – Paten der 1801 geborenen Emilie Sander zählten Goethe, den Sophie Sander in Leipzig kennengelernt hatte und mit dem sie einige Zeit korrespondierte, und Jean Paul, der in Berlin ihr Gast gewesen war und sie sehr schätzte.

Der Schriftsteller Friedrich Laun schildert Sophie Sander als aufmerksame, taktvolle und freundliche Gastgeberin, die jeden Tag zur Teezeit ohne großen Aufwand ihre Bekannten empfing. Sie sei gewandt im Gespräch gewesen, ohne zuviel zu reden, und in Diskussionen habe sie die Waffe der Ironie geschickt gehandhabt. Die schelmische Anmut der Sophie Sander zog auch anspruchsvolle Salonbesucher an. Rahel Levin berichtet zum Beispiel, an einem Abend Heinrich von Kleist, Achim von Arnim, Clemens Brentano, die Dichterin und spätere Salomnière Amalie von Helvig sowie Adam Müller bei Sophie Sander getroffen zu haben. Der Staatswissenschaftler Adam Müller (1779–1829) war ein elf Jahre jüngerer Cousin Sophie Sanders, der diese sehr verehrte und deshalb gelegentlich als ihr Liebhaber bezeichnet wurde. Fundierter waren die Berliner Gerüchte über Sophie Sander und den bekannten Theologen Franz Theremin. Hier kann von gegenseitiger Liebe die Rede sein; doch die beiden mußten sich schließlich zum Verzicht durchringen. Die Beziehung war lange Zeit Stadtgespräch und gehörte noch ein halbes Jahrhundert später zum Anekdotenrepertoire der Berliner Salonunterhaltungen. Es wurde zum Beispiel zitiert, was Franz

Theremin, der Prediger der französisch-reformierten Gemeinde war, bei der Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Jena (1806) geäußert hatte: Nun habe die französische Kolonie wenigstens einen anderen Gesprächsstoff als ihn und die Sander.

Wie Henriette Herz zwanzig Jahre zuvor, verdankte Sophie Sander die Anfänge ihres Salons den beruflichen Beziehungen ihres Mannes. Die erste unverheiratete Frau, der es gelang, eine Salongeselligkeit zu entfalten, war die berühmteste Berliner Salonnière überhaupt, Rahel Levin (1771-1833). Obgleich sie weder hübsch noch außergewöhnlich gebildet war, wurde ihr Salon in den 1790er Jahren zum wichtigsten Zentrum der Berliner Frühromantik. Rahel Levin bezauberte durch Originalität. Ihre große, sie auch belastende Begabung war eine Hypersensibilität, die sie zur „Egeria“ der Berliner Frühromantiker machte. Rahel besaß ein erstaunliches Einfühlungsvermögen für Menschen und Probleme. Sie ging auf ihre Gesprächspartner ein und besaß für Literatur und Musik eine Intuition, die ihre Zeitgenossen faszinierte. Häufig gelang es Rahel, ihre Eindrücke blitzschnell, treffend, aphoristisch und paradox zu formulieren und den „Esprit“ des Rokokozeitalters mit romantischer Mystik zu verbinden. Ihr langjähriger Stammgast, der schwedische Diplomat und Dichter Karl Gustav von Brinckmann (1764-1847), ein wichtiger „introducteur“ (zu deutsch „Einführer“) und Verbindungsmann der Berliner Salons, urteilte über ihre Gaben: „.... alles versteht sie, alles empfindet sie, und was sie sagt, ist in amüsanter Paradoxie oft so treffend wahr und tief, daß man es sich noch nach Jahren wiederholt, und darüber nachdenken und erstaunen muß.“

Karl August Varnhagen (1785-1858) schildert ausführlich den tiefen Eindruck, den Rahel Levin bereits zu Beginn ihrer Bekanntschaft auf ihn machte: „Zuvörderst kann ich sagen, daß ich in ihrer Gegenwart das volle Gefühl hatte, einen ‚ächten Menschen‘, dies herrliche Gottesgeschöpf mit seinem reinsten und vollständigsten Typus vor Augen zu haben, überall Natur und Geist in frischem Wechselhauche, überall organisches Gebild, zuckende Faser, mitlebender Zusammenhang für die ganze Natur, überall originale und naive Geistes- und Sinnesäußerungen, großartig durch Unschuld und Klugheit, und dabei in Worten wie in Handlungen die rascheste, gewandteste, zutreffendste Gegenwart. Dies alles war durchwärm't von der reinsten Güte, der schönsten, stets regen und tätigen Menschenliebe, der lebhaftesten Theilnahme für fremdes Wohl und Weh.“

Varnhagen beschreibt das „romantische“ Wesen Rahels, das Naturgebilde. In dem Begriff des echten Menschen, den er gebraucht, spielt nicht nur der Humanitätsgedanke eine Rolle, sondern auch das seit der Zeit Rousseaus immer wieder aufgegriffene Ideal des unverbildeten Naturwesens

Rahel
Levin

oder Naturgenies, das in Berlin zuerst in der Hirtendichterin Anna Luise Karsch gefeiert worden war. Rahel Levin vereinte mit ihrer „Ursprünglichkeit“ auch ein Streben nach Harmonie in ihren Äußerungen; gleichzeitig wurde „Wahrheit“ im Sinne von Echtheit beziehungsweise Sich-Selbst-Treu-Bleiben als Schlüsselwort für ihre Persönlichkeit angesehen.

Rahel habe im Gespräch, so Karl August Varnhagen, auch Belanglosigkeiten „einen Reiz des Lebens, einen Karakter von Wahrheit und Ursprünglichkeit“ abgewinnen können. Doch schon sein erstes Gespräch mit Rahel sei bald zu bedeutenderen Dingen, zu Büchern und gemeinsamen Bekannten übergegangen. „Wir sprachen von Friedrich Schlegel, von [Ludwig] Tieck, von Frau von Staël, von Goethe, theils in litterarischer, theils in gesellschaftlicher Hinsicht, und unsere eigne Sinnesweise konnte sich an diesen bedeutenden Anknüpfungspunkten sehr gut entfalten und ungewöhnliche Bekenntnisse mit vieler Freiheit wagen, ohne die Zurückhaltung einer ersten Bekanntschaft zu überschreiten.“ Kurz darauf seien weitere Gäste bei Rahel Levin eingetroffen, und es habe eine Gesellschaft „in größter Freiheit und Behaglichkeit“ stattgefunden. Jeder habe sich geben können, wie er wollte, und Rahels „Geist der Wahrheit und des Geltenlassens“ hätte ungestört gewaltet.

Der Salon der jungen jüdischen Juwelierstochter wies ein breites gesellschaftliches Spektrum auf. Schauspieler, Literaten, Gelehrte, Diplomaten, Adelige und Prinzen fanden sich in der Jägerstraße in Rahels Wohnzimmer oder in ihrer „Dachstube“ zusammen. Lediglich „gutbürgerliche“ Frauen waren hier selten anzutreffen. Sie bildeten damals jedoch insgesamt nur einen kleinen Teil der Salongäste in Berlin, weil ihr geselliger Verkehr sich im allgemeinen in engeren, konventionell festgelegten Bahnen bewegte. Adelige Frauen hingegen hatten keine Bedenken, in Rahels Salon zu erscheinen und eventuell mit Frauen von – für damalige Verhältnisse – zweifelhaftem Ruf in Kontakt zu kommen, zum Beispiel mit Pauline Wiesel, der bildschönen Geliebten des Prinzen Louis Ferdinand.

Einen Abend in Rahels Salon, Ende 1801, beschrieb der Diplomat Graf Salm, der von Karl Gustav von Brinckmann dort eingeführt worden war (die etwas problematische Überlieferung ging über Ignaz Kuranda und Varnhagen). Zu den anwesenden Gästen zählten weitere Diplomaten, so der spanische Graf Casa-Valencia und Don Raphael d'Urquijo, der später kurze Zeit mit Rahel verlobt war, und eine Reihe von Offizieren. Der Kritiker Friedrich Schlegel war anwesend, ferner Rahels Bruder, der Schriftsteller und Satiriker Ludwig Robert (1778–1832) und der von freimaurerischen Gedanken geprägte Romancier Friedrich von Meyern (1762–1829; Verfasser des Romans *Dya-Na-Sore*). Zu den versammelten Stammgästen

zählten nicht zuletzt auch die berühmte Schauspielerin Friederike Bethmann-Unzelmann, Prinz Louis Ferdinand von Preußen und sein Schwager Fürst Anton Radziwill. Die beiden letzteren ragten nicht nur durch ihren hohen Stand, sondern auch durch ihre außergewöhnliche musikalische Begabung unter den Anwesenden hervor.

Den Besucher beeindruckte vor allem die Virtuosität, mit der es Rahel Levin gelang, sich jedem ihrer so unterschiedlichen Gäste besonders zuzuwenden, seine Interessen anzusprechen, bei Spannungen im Gespräch ausgleichend zu wirken und plötzlich entstehende Verlegenheiten oder Peinlichkeiten geschickt zu überbrücken. Rahel sagte jedem, selbst dem Prinzen Louis Ferdinand, „Dachstubenwahrheiten“ ins Gesicht. Sie verhielt sich offen und unkompliziert gegen alle ihre Gäste, gleich welchen Standes – dafür tolerierte sie auch deren Eigenheiten und Schwächen. Bei aller grundsätzlichen Unverblümtheit wurde jedoch ein hohes Maß an echter Höflichkeit als Ausdruck der Achtung vor der Persönlichkeit des Gegenüber strikt gefordert. Dies unterschied den Salon Rahels (und die anderen Salons) von der prinzipiellen und radikalen Unkonventionalität einer Bohème gesellschaft. Rahel erklärte, sie lasse jede mögliche Toleranz walten: „Nur die [Rücksicht] der geselligen Sitte fordere ich, denn das *darf* ich nicht erlassen.“ Nur durch dieses regulierende Element war eine Geselligkeit mit so vielen unterschiedlichen und zum Teil recht dominierenden Persönlichkeiten möglich. Jeder durfte sich geben, wie es ihm gefiel, aber unter Achtung und Respektierung der anderen.

Ein Kontinuum in Rahels erstem wie in Rahels zweitem Salon blieb ihre Goetheverehrung; die Werke des Dichters wurden hier auf einem anspruchsvollen Niveau diskutiert. Rahel selbst bildete ihre Persönlichkeit entscheidend an Goethe weiter. Um 1800 stand Rahel vor allem unter dem Einfluß des Goethe der klassischen Zeit und des romantischen Fichte. Die zwei persönlichen Begegnungen zwischen Rahel und Goethe blieben allerdings flüchtig und oberflächlich, weil Rahel durch äußere Umstände und die tiefe Ehrfurcht vor ihrem Idol völlig verschüchtert war. Erst rückblickend betrachtete sie diese Zusammentreffen mit Stolz. Goethes Werke hingegen stellten ein unerschöpfliches Gesprächsthema für Rahel dar.

Immer wieder setzte sie sich mit den Fragen nach „Wahrheit“ und „Individualität“ auseinander; bei Goethe und Fichte fand sie damals Antwort und Anregung. Rahels Lektüre und ihr Salon mußten sie um 1800 über zwei zerbrochene Verlobungen, die eine mit dem preußischen Grafen Finckenstein, die andere mit dem spanischen Diplomaten Don Raphael d'Urquijo, hinwegtrösten. Zwar war Rahel nicht so ehrgeizig, das Scheitern ihrer „Aufstiegsheiraten“ in den Adel zu bedauern, aber die mensch-

liche Enttäuschung wog schwer. Ihr Salon profitierte eher davon: Ihre eigenen Lebenserfahrungen befähigten sie, eine selbstlose Freundin und Vertraute anderer zu werden.

Der Krieg im Jahre 1806 bereitete Rahels Salon ein plötzliches und gewaltsames Ende, förderte jedoch zugleich die Legendenbildung um diesen Kreis. Rückblickend beschrieb Rahel später selbst die einzigartige Atmosphäre in ihrem ersten Salon als „Konstellation von Schönheit, Grazie, Koketterie, Neigung, Liebschaft, Witz, Eleganz, Kordialität“ und „Drang die Ideen zu entwickeln“. Solche „Sternstunden“ des Salons konnten freilich nicht unbegrenzt verlängert werden. Für den Nachruhm dieses Salons war es vielleicht günstiger, daß er auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung abgebrochen wurde und erst nach vielen Jahren unter anderen Rahmenbedingungen wiedererstand. 1814 heiratete Rahel den Schriftsteller Karl August Varnhagen von Ense, folgte ihm nach Wien und begleitete ihn auf eine diplomatische Mission nach Karlsruhe. Erst 1819 kehrten beide ins biedermeierliche Berlin zurück.

Die Berliner Salons um 1800 fanden im Salon Rahel Levins ihren Höhepunkt. Damals waren diese Salons immer noch eine „Jugendbewegung“, eine Geselligkeit junger, aufgeschlossener Frauen jüdischer Herkunft oder des aufstrebenden christlichen Bildungsbürgertums. Auch dies erklärt die freie und bis zu einem gewissen Grade unkonventionelle Geselligkeit in jenen Salons. Inzwischen bemühten sich jedoch auch Damen der Aristokratie, eine Geselligkeit zu begründen, in der literarische und musische Neigungen gepflegt wurden, und in der Standesschranken und exklusive Etikette keine Rolle mehr spielen sollten. Der Geist, nicht die Herkunft der Gäste stellte das Auswahlkriterium in dieser für die Berliner Aristokratie neuen Geselligkeit dar.

Es waren zuerst Frauen des höchsten Adels, die es sich – ohne sich etwas zu vergeben – leisten konnten, Gäste der verschiedensten Stände bei sich zu empfangen: die junge Fürstin Luise Radziwill geborene Prinzessin von Preußen (1770–1836) und die Herzogin Dorothea von Kurland (1761–1821). Vielleicht ist es kein Zufall, daß beide – erstere zumindest durch ihre Heirat – dem osteuropäischen, baltischen Adel angehörten und auch insofern einen Sonderstatus in der Berliner Gesellschaft hatten. Jeder der beiden von ihnen gegründeten Salons war eine Art internationaler Freiraum: Ost- und westeuropäischer Adel, Diplomaten, die Berliner Hofgesellschaft, Gelehrte, Künstler und Literaten verschiedener Herkunft waren dort anzutreffen.

*Luise Fürstin
Radziwill*

Die Fürstin Luise Radziwill war eine Enkelin König Friedrich Wilhelms I. von Preußen, eine Tochter des Prinzen Ferdinand und Nichte Friedrichs des Großen. 1796 hatte die sechsundzwanzigjährige Prinzessin bei König Fried-

rich Wilhelm II. mit diplomatischem Geschick ihre nicht hausgesetzmäßige Heirat mit dem musikalisch hochbegabten Fürsten Anton Radziwill, einem litauischen Adeligen, durchgesetzt. Seitdem führte sie ein großes Haus in Berlin. Obgleich die Fürstin Radziwill weiterhin in der Berliner Gesellschaft „Prinzessin Luise“ war, Hofdamen hatte und im Palais ihrer Eltern wie auch bei Hofe nach wie vor eine Rolle spielte, führte sie neben diesem „offiziellen“ höfischen Leben noch ein weniger höfisch geprägtes Privatleben. Künstler, Gelehrte, Musiker und Adelige waren bei den Radziwills zu Gast, es „herrschte das Leben eines großartigen Privathauses, in dem ziemlich ausgedehnte Kreise frei aus- und eingingen“, wie berichtet wird. Den teilweise recht „bürgerlichen“ Vorstellungen der Fürstin Radziwill entsprach es auch, daß sie die erste Prinzessin war, die stets ihre Kinder um sich hatte. Das quirlige Leben in ihrem Hause tat ihrer Würde keinen Abbruch, ja sie interessierte sich sogar für die pädagogischen Reformideen, die der Pestalozzischüler Zeller in Königsberg vertrat. Ganz ähnlich wie die etwas jüngere Königin Luise (1776–1810) wirkte die Fürstin Luise Radziwill damit auf eine Revolution der Anschauungen über Kindererziehung und Familienleben in höfischen Kreisen hin.

Ungezwungenheit bedeutete indes bei ihr keineswegs Formlosigkeit. Es wird ihr bescheinigt, sich nichts durch ihren Lebensstil vergeben zu haben; denn sie habe mit ihrer Natürlichkeit eine höchst kultivierte Haltung verbunden: „Mit dem ausgezeichnetsten Talent zur Konversation begabt, wußte sie oft einen ganzen Salon, voll der heterogenen und bisweilen nicht unterhaltenden Elemente zu beleben.“ Damit wurden der Fürstin Radziwill Qualitäten, wie sie auch die großen französischen Salonnieren des 18. Jahrhunderts besessen hatten, zugesprochen. „Sie war vielleicht die letzte Frau unseres Landes, die eine *conversation de salon* alter Art zu machen verstand: mehr durch schlagende Auffassung, Lebendigkeit des Ausdrucks und der Darstellungsweise, als gerade durch Behandlung tiefgehender Gegenstände“ (Caroline von Rochow).

Die Fürstin Luise Radziwill verkehrte auch im Salon ihrer Freundin, der Herzogin Dorothea von Kurland, deren jüngste Tochter Dorothea, die spätere Herzogin von Dino und Sagan, ihr Patenkind war. Die Herzogin von Kurland war ihrerseits häufig im Radziwillschen Palais in der Wilhelmstraße anzutreffen, des weiteren erschienen zum Beispiel die Brüder der Fürstin Luise Radziwill, die geistreichen Prinzen Louis Ferdinand und August von Preußen. Letzterer wurde später ein glühender Verehrer der französischen Salonnière Juliette Récamier, einer Freundin der berühmten Schriftstellerin Germaine de Staël (1766–1817). Prinz August hatte Madame de Staël wahrscheinlich Anfang 1804 im Salon seiner Schwester ken-

nengelernt, als Madame de Staël während ihres Berlinaufenthaltes dort gern und häufig zu Gast war; später besuchte er sie und Madame Récamier auch in Coppet am Genfer See. Germaine de Staël schrieb anerkennend aus Berlin über die Fürstin Luise Radziwill, diese lebe in einem mit französischen Stilmöbeln eingerichteten Hause, sie sei sehr geistvoll und mit einem trockenen Humor begabt. Ihr bemerkenswertes Talent zum komischen Vortrag stehe in auffallendem Kontrast zu ihrem offensichtlichen Selbstbewußtsein als Prinzessin. Die Fürstin Radziwill blieb noch längere Zeit in Briefwechsel mit der französischen Schriftstellerin; sie korrespondierte auch mit anderen bedeutenden Zeitgenossen, so mit dem Freiherrn vom Stein und mit dem Historiker Niebuhr.

Die Radziwills waren es der Hofgesellschaft allerdings schuldig, außer ihrer zwanglosen Geselligkeit auch glanzvolle Veranstaltungen für den Hof zu inszenieren. Es wurden zum Beispiel häufig „Tableaux“, lebende Bilder meist allegorischen Inhalts, gestellt. Nicht nur die Aufführungen selbst, sondern bereits die Proben mit ihren amüsanten Aufregungen waren in der Hofgesellschaft beliebt. Gelegentlich wurden sogar Theaterstücke aufgeführt, etwa im April 1805 Beaumarchais' *Barbier von Sevilla* in der französischen Originalfassung. Zu den agierenden Amateurschauspielern zählte auch Fürst Anton Radziwill. Die Königin Luise von Preußen war bei dieser Vorstellung anwesend und schrieb vorher vergnügt an ihren Bruder, den Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz: „... [ich] rolle nach Berlin, putz' mich, wasch' mich und renne mit majestätschem Anstand zu Radziwills, wo Komödie sein wird.“ Der *Barbier von Sevilla* erhielt viel Beifall; anschließend folgte noch ein Ballett, an dem auch die Radziwill-Kinder teilnahmen. Ein deutsches Stück bildete den Abschluß des Abends.

Einen ähnlichen fürstlichen Salon im Berlin von vor 1806 schuf die Herzogin Dorothea von Kurland 1803 Unter den Linden. Die Herzogin Dorothea war die Witwe des bis 1795 souveränen Herzogs Peter von Kurland (1724-1800), der sein Land gegen eine Abfindung an Rußland abgetreten hat. Die Herzogin, eine geborene von Medem, stammte nur aus dem niederen Adel: Ihre Familie war erst anlässlich der bevorstehenden Heirat Dorotheas mit dem Herzog von Kurland vom Kaiser in den Reichsgrafendstand erhoben worden. Dorothea von Kurland hatte keine Standesvorurteile; durch ihre Schwester, die Dichterin Elisa von der Recke (1754-1833), besaß sie zudem direkte Verbindungen zu verschiedenen literarischen und künstlerischen Zirkeln in Deutschland. So war sie zum Beispiel bereits mit dem Dresdener Kreis um den Schiller-Freund Christian Gottfried Körner in Kontakt gekommen. Auch in Berlin hatte sie nichtstandesgemäße Freunde, etwa ihren ehemaligen Hauslehrer Friedrich Parthey, der inzwischen

schen in die Buchhändlerfamilie Nicolai eingehiratet hatte und die Herzogin in ihren Finanzangelegenheiten beriet.

Ohne über herausragende Talente zu verfügen, war die Herzogin von Kurland eine interessierte, liebenswürdige und gesellschaftlich gewandte Frau. Sie war eng befreundet mit der Fürstin Luise Radziwill und fühlte sich – wie diese – ebenso in der Gesellschaft der preußischen Königsfamilie wohl wie im Umgang mit Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern. Interessanten bürgerlichen Persönlichkeiten stand ihr Salon immer und grundsätzlich offen; auch Henriette Herz, die der Herzogin durch deren Schwester Elisa von der Recke vorgestellt worden war, zählte zu den regelmäßigen Gästen. Henriette Herz war eine sachkundige Augenzeugin des Salons der Herzogin von Kurland und äußerte sich mit uneingeschränktem Lob: „In der Tat kann man sich die Annehmlichkeiten, welche das Haus der Herzogin in dieser [das heißt in geselliger] Hinsicht bot, nicht groß genug denken. Schon die liebenswürdige, geistvolle Dame des Hauses hätte es zu einem anziehenden machen müssen. Aber die Herzogin war die erste Frau eines so hohen Standes und ist vielleicht die einzige in Berlin geblieben, welche die Ansicht, daß in der Gesellschaft der Geringste dem Stande nach dem Höchsten gleichzusetzen sei, wenn er den Erfordernissen einer höheren Geselligkeit entspreche, praktisch durchführte, und überhaupt so durchzuführen imstande war. Denn es war hierzu erforderlich, daß das Haus von jemandem gemacht wurde, welcher die höchsten Personen zu sich einzuladen berechtigt war.“

Tatsächlich war der Salon der Herzogin von Kurland noch offener für Bürgerliche als der der Fürstin Radziwill, die zwar gemessen an ihrer Herkunft Gäste aus ungewöhnlich breiten Kreisen in ihrem Hause empfing, aber dennoch nie ganz auf Etikette und einen gewählten Gästekreis verzichtete. Die Herzogin von Kurland als hochgestellte Außenseiterin der Berliner Gesellschaft war noch freier in ihrer Geselligkeit; sie legte sehr viel Wert auf eine gemischte Gesellschaft, ohne darum ihrerseits „feine gesellige Formen“, „Geist“ und „Urbanität“ zu vernachlässigen. Es hätten sich im Salon der Herzogin Umgangsformen gebildet, die zugleich natürlich und angenehm gewesen seien, berichtet Henriette Herz.

Bei Tisch setzten sich die Anwesenden im kurländischen Palais ohne Rücksicht auf ihren Stand zueinander. Eine Trennung in „bürgerliche“ und „adelige“ Tische fand nicht statt: „... mit großer Feinheit wußte die edle Wirtin ... eine ihr erwünschte Mischung der Stände zu bewirken“; zum Beispiel saß Henriette Herz häufig neben der Fürstin Luise Radziwill. Von den sonstigen Gästen im Salon der Herzogin führt Henriette Herz unter anderen den Historiker Johannes von Müller, den Prinzen Louis Ferdinand

und den holländischen Gesandten Dedel auf. Daneben zählten auch Caroline von Berg – die Freundin der Königin Luise –, August Wilhelm Schlegel, Rahel Levin, die Gräfin von Genlis, der Publizist Friedrich Gentz, Wilhelm von Humboldt, der Maler Genelli, die Sängerin Milder-Hauptmann, der Schauspieler und Theaterleiter Iffland sowie die Dichter Goeckingk und Tiedge zu diesem geselligen Kreis.

Einen Höhepunkt des Salons der Herzogin von Kurland stellte zweifellos der Besuch Madame de Staëls im Frühjahr 1804 dar. Die französische Schriftstellerin erhielt durch den Salon der Herzogin von Kurland noch mehr als durch den der Fürstin Luise Radziwill Zugang zu den interessanteren Persönlichkeiten der Berliner Gesellschaft, von denen sie August Wilhelm Schlegel als Hauslehrer ihrer Kinder mit nach Coppet nahm. Henriette Herz schreibt, der Verkehr im Salon der Herzogin von Kurland habe Madame de Staël auf einfache Weise zur Bildung eines eigenen geselligen Kreises für die Zeit ihres Berlinaufenthaltes verholfen. Jeden Freitag gab Madame de Staël eine Soirée, und „sie wählte eben die Personen dazu, welche sie im kurländischen Palais kennengelernt hatte.“ Allerdings muß hier erwähnt werden, daß bei der Herzogin von Kurland eben auch viele Gäste des Radziwillschen Salons anzutreffen waren. Henriette Herz stellt in ihren Erinnerungen die Bedeutung des kurländischen Salons – vielleicht etwas auf Kosten des Radziwillschen – in den Vordergrund, weil sie diesen Salon aus eigener Erfahrung kannte. Daß Gäste eines Salons, wie hier von Henriette Herz beschrieben, an eine befreundete Dame „ausgeliehen“ wurden, kam zwar selten vor, doch in etwas modifizierter Form war dieses Phänomen häufig anzutreffen. Vielen Salonnieren wurde die Gründung eines Salons durch ihre Freundschaft mit anderen Salonnieren, die bereits seit längerer Zeit einen Salon führten, erleichtert. Die Bekanntschaften, die im Salon einer Freundin gemacht wurden, konnten für den eigenen Salon nützlich sein. Eklatante Fälle von Abwerbungen berühmter Habitués durch konkurrierende Salonnieren scheint es nicht oder nur sehr selten in den Berliner Salons gegeben zu haben. Vielmehr unterstützten die „etablierten“ Salonnieren damals und auch später noch gern die Geselligkeit einer jungen oder erst kürzlich in Berlin angekommenen Salonnière. Die Gästekreise vieler Berliner Salons überschnitten sich erheblich.

Ein interessantes Randphänomen ist der kleine „Salon“, den die jüngste Tochter der Herzogin von Kurland, Dorothea (1793–1862), die kaum im Backfischalter stand, zu führen unternahm. Sie stand in einem sehr herzlichen Verhältnis zur preußischen Königsfamilie, war mit den etwa gleichaltrigen Prinzen und Prinzessinnen befreundet und schwärzte für die Königin Luise. In ihrem – eigenen – Haushalt ging es sehr lebhaft zu. Henriette

Herz gab ihr Englischunterricht, der berühmte Pianist Franz Lauska erteilte ihr Klavierstunden, und zu ihren Besuchern zählten der Prinzenerzieher und spätere Minister Ancillon, die Schauspielerin Bethmann-Unzelmann, der Theaterdirektor Iffland sowie Friedrich Schiller, als er nach Berlin kam. Obgleich in diesem „Salon“ sicher auch die Gouvernante der Prinzessin, ein Fräulein Hoffmann, an der Leitung der Geselligkeit beteiligt war, sollten die gesellschaftlichen Fähigkeiten der jungen Dorothea nicht unterschätzt werden. Man ist versucht, von einem „Puppenstuben“-Salon zu sprechen. Die Prinzessin Dorothea eiferte, noch halb spielerisch, dem Vorbild ihrer Mutter und ihrer Patentante, der Fürstin Radziwill, nach. Sie lernte dabei, selbst mit Grazie einen Salon zu führen. Diese Qualifikation war für eine hochadelige junge Dame, die in der Gesellschaft einmal eine Rolle spielen wollte, nicht unwichtig. „Kindersalons“ dieser Art gab es später nicht mehr, obgleich viele Töchter von Salonnieren bereits als Kinder im Salon ihrer Mutter anwesend sein durften. Ein eigener Salon setzte einen eigenen Haushalt voraus, den im 19. Jahrhundert höchstens die kleinen Prinzessinnen regierender Häuser hatten. Alte und neue Prinzipien der Kindererziehung scheinen sich in diesen Kindersalons zu begegnen. Neu war die liebevolle Zuwendung der Erwachsenen zu den Kindern, alt das „Erwachsene-Spielen“ der Kinder, wie es im 18. Jahrhundert üblich war. Die kleine Prinzessin Charlotte von Preußen (die spätere Zarin) gab zum Beispiel Tee-Empfänge, zu denen Erwachsene eingeladen waren. Berühmt wurden um 1800 vor allem die „Kinderbälle“, welche die Königin Luise für ihre Kinder veranstaltete, und die noch in der Biedermeierzeit in der Berliner Hofgesellschaft eine feste Institution waren. Die Kinder wurden auf diese Weise auf ihre späteren gesellschaftlichen Pflichten vorbereitet. Die Prinzessin Dorothea von Kurland belegt sehr eindrucksvoll, wie erfolgreich eine solche Erziehung sein konnte. Als Gräfin von Périgord und spätere Herzogin von Dino, Talleyrand und Sagan spielte sie jahrzehntelang eine hervorragende Rolle in der höfischen und diplomatischen Gesellschaft von Paris, Wien, London und Berlin. In ihren Memoiren äußerte sie sich später sehr positiv über ihre Jugend in Berlin. Sie hob besonders die Bedeutung des gebildeten niederen Adels und des Bürgertums hervor. Gelegentlich habe sich zwar noch etwas gelehrte Pedanterie und Unsicherheit in den geselligen Formen gezeigt, doch das geistige Leben sei bedeutend und der gesellschaftliche Umgang angenehm gewesen: „... à Berlin, la haute bourgeoisie offre une société pleine de savoir et de talent.“ Als typischer Repräsentant des gebildeten Berlin erschien ihr Wilhelm von Humboldt.

Die Salons des preußischen „Ancien Régime“ vor 1806 bildeten eine junge und freie Form der Geselligkeit in einer sich wandelnden Gesell-

schaft. Der überschwengliche Enthusiasmus für Dichtung und Gefühlskult, wie er bis in die 1790er Jahre in den Berliner Salons herrschte, hatte sich um 1800 etwas beruhigt, doch die Fähigkeit blieb, sich für etwas zu begeistern, neue Ideen zu diskutieren und neue gesellige Kreise zu bilden. Die Berliner Salongesellschaft um 1800 hatte noch immer den Impetus einer „Jugendbewegung“, während sie dann im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr zu einer traditionellen und konservativen Gesellschaft wurde. Um 1800 galt es noch, aus alten, ständischen Beschränkungen auszubrechen und den neuen, bildungsbürgerlichen Humanitätsidealen zum Sieg zu verhelfen, die selbst für Teile des Adels attraktiv waren.

Die bildungsbürgerlichen Ideale der Persönlichkeitskultur als Charakteristika der Berliner Salons

Der frühe Berliner Salon wäre nicht möglich gewesen ohne die ihn prägenden geistigen Elemente: Aufklärung, Sturm und Drang, deutsche Klassik. Die philosophischen, ästhetischen und literarischen Zeitströmungen standen ihrerseits in mannigfachen Wechselbeziehungen zu den sozialen und politischen Tendenzen der Zeit. Eine verbesserte Bildung des Bürgertums untermauerte die Forderung nach Anerkennung und Gleichberechtigung, nach Toleranz und gesetzlicher Integration bisher abseits stehender Gruppen, nach Kulturnation und Staatsnation, nach Verfassung und Mitbestimmung und so fort. Mit vielen dieser Ideen war der Berliner Salon eng verknüpft. Insbesondere die von der Aufklärung geförderte Emanzipation der Frauen und Juden war konstitutiv für Sinn und Wesen der frühen Berliner Salons. Die von der Aufklärung und den ihr nachfolgenden geistigen Bewegungen auf- und ausgebaute Gesellschafts- und Bildungstheorie kann als theoretische Grundlage und Legitimation für den Salon gelten.

Die Aufklärung förderte die Neigung, den „Geistesadel“ der bürgerlichen Gelehrten- und gebildeten Beamtenkreise neben den alten Geburtsadel zu stellen. Während einerseits hohe bürgerliche Beamte geadelt wurden, nahmen viele Vertreter des in Preußen vergleichsweise armen niederen Adels bildungsbürgerliche Züge an, vor allem wenn sie in Beamtenstellungen tätig waren. Die Adeligen des Offizierskorps erwiesen sich dagegen als weitaus standesbewusster, obgleich es auch dort, vor allem unter den führenden Militärs der preußischen Reformzeit, viele gebildete, vorurteilslose Persönlichkeiten gab. Wenn nun bürgerliche Frauen in Berlin Salons eröffneten, artikulierten sie damit ein neues bürgerliches Selbstwertgefühl. Ein ursprünglich adeliges Verhaltensmuster französischer Herkunft wurde für ihre eigene Geselligkeit adaptiert.

Am meisten hatten assimilationsbereite jüdische Kreise, vor allem jüdische Frauen, von dem emanzipatorischen und humanitären Gedankengut der Aufklärung zu erwarten, da es sie zugleich von überholten jüdischen Restriktionen und von christlichen Vorurteilen und Benachteiligungen aller Art zu befreien versprach. Durch die Bemühungen Moses Mendelssohns um die deutsche Kultur und sein Ziel, auch seine Glaubensgenossen zur Annahme dieser Kultur zu bewegen, erhielt die Frage der Integration des Berliner Judentums in das gesellschaftliche und intellektuelle Leben der Stadt einen besonderen Stellenwert. Die Beschäftigung mit der Frage der Emanzipation der Juden wurde damals zu einem wichtigen Anliegen der Aufklärer gleich welchen Glaubens. Nach dem Tode Moses Mendelssohns war es vor allem der gebildete David Friedländer (1750-1834), der sich um die jüdische Integration verdient machte. Es kann an dieser Stelle nicht ausführlich auf die Geschichte der Juden in Berlin eingegangen werden. Eine Reforminitiative im unmittelbaren Umkreis eines Berliner Salons verdient jedoch erwähnt zu werden. Es handelt sich um die Idee eines reformierten Judentums, die der Fabrikant Jacob Herz Beer (1769-1825), der Vater Giacomo Meyerbeers, vertrat. Jacob Herz Beer und seine Frau Amalie (1767-1854), die in der Biedermeierzeit einen bedeutenden Salon in Berlin führte, auf den noch einzugehen sein wird, bemühten sich auf eine bewunderungswürdige Weise, einen anderen Weg zur Integration als die häufig ohne Überzeugung vorgenommene Taufe zu finden. Beide setzten sich zugleich für eine jüdische Religion mit reformiertem, zeitgemäßem Ritus ein und standen fest auf dem Boden der Aufklärung, der Toleranz und der Humanität. Das Ehepaar Beer verband seinen jüdischen Glauben mit deutschem Kulturbewußtsein und preußischem Patriotismus, den es in der Zeit der Befreiungskriege unter Beweis stellte. Amalie Beer erhielt um 1815 als Anerkennung für ihre Verdienste um die Verwundeten den preußischen Luisenorden.

Für die Frauen, ob sie nun jüdischer oder christlicher Herkunft waren, öffnete die Möglichkeit zur Bildung zugleich ein Stück Weg in Richtung Emanzipation. Ihr neues Selbstverständnis machte sich darin bemerkbar, daß sie als gleichberechtigte Gesprächspartner zunächst auf literarischem Gebiet auftreten konnten. Die Literatur der Empfindsamkeit und des Sturm und Drang wurde insofern besonders wichtig, als sie das weibliche Selbstbewußtsein durch die Aufwertung des Gefühls gegenüber dem Verstand hob. Zuvor waren nur wenige Frauen, so die begabte Luise Gottsched, in der Lage gewesen, mit der rationalen und etwas trockenen Gelehrsamkeit der Aufklärung und der anspruchsvolleren, nicht zur Trivialliteratur zählenden Aufklärungsliteratur Schritt zu halten. Der Sturm und Drang bot vielen gefühlvollen Leserinnen die Chance, zu Parteigängerinnen der litera-

rischen Avantgarde zu werden. In der Bildungs- wie in der Literaturtheorie führte der Weg vom Rationalismus über eine Aufwertung des Gefühlsmäßigen zum klassischen Ideal der Harmonie der Seelenkräfte.

Henriette Herz erinnerte sich später, Goethes *Götz von Berlichingen* und *Werther* hätten einen „Wendepunkt in der schönen Literatur“ bezeichnet und eine allgemeine Parteinahme für oder gegen die modernen Dichter bewirkt. Sie selbst, die „junge, mit lebhafter Phantasie begabte Frau“ (* 1764), habe alles zu Goethe hingezogen, während ihr Mann (* 1747), der älter und mit Lessing persönlich befreundet war, alles zurückgewiesen habe, „was nicht mit Lessingscher Klarheit und Durchsichtigkeit geschrieben war“. Auf diesen bereits angesprochenen Zusammenhang brauchte gar nicht mehr eingegangen zu werden, wenn es sich bei Marcus Herz' Stellungnahme nur um den apriorischen Widerstand der Aufklärung gegen den Sturm und Drang gehandelt hätte. Das war jedoch nicht der Fall. Marcus Herz setzte sich vielmehr intensiv mit dem Phänomen des Sturm und Drang auseinander und betrachtete diese literarische Bewegung bereits von einem spätaufklärerischen, klassizistischen Standpunkt aus, der gewisse Positionen der Klassik und des Neuhumanismus vorwegnahm. Mehr noch, er hat damit seinen Beitrag zu dem die Salonkultur prägenden Menschenbild und indirekt auch zur Salontheorie der Zeit geleistet.

Marcus Herz interpretiert in seiner Schrift *Versuch über den Geschmack und die Ursachen seiner Verschiedenheit* aus dem Jahre 1776 unter anderem die Erscheinung des Sturm und Drang. Zwei Jahre zuvor war Goethes *Werther* erschienen, und im gleichen Jahr wie Marcus Herz' Abhandlung wurde Maximilian von Klingers Schauspiel, das der Epoche den Namen gab, publiziert. Marcus Herz führt aus, im Schaffen eines jugendlichen dichterischen Genies sei eine „unproportionirte lebhafte“ Kraft wirksam, die auf Kosten der übrigen Kräfte und Neigungen entwickelt werde: „... und dazu sind die Jahre am besten, da der Geist noch frey von allen Schranken wirkt, und die Schwierigkeit, die aus dem Bedürfnisse, auch die übrigen Fähigkeiten zu bearbeiten, entspringt, nicht fühlt oder nicht achtet; da geht denn das Genie seinen Weg ungestört fort und thut Wunder.“ Diese Art der Dichtung wird von Herz als bedeutende schöpferische Leistung anerkannt, nicht jedoch als Kunst, die gradlinig zur größtmöglichen Vollendung führe. „Zum reifen und gründlichen Geschmack hingegen wird schon der weise proportionirte Gebrauch mehrerer Kräfte, genauere Kenntniß der Welt und der menschlichen Seele ... erfordert“, also die harmonische Ausbildung möglichst vieler Kräfte.

In seiner Erörterung über den Geschmack geht Marcus Herz, ein Schüler des frühen Kant, in Anknüpfung an Lessing und an Herders *Ursachen*

des gesunden Geschmacks bey den verschiedenen Völkern da er geblüht, sein Thema ganz systematisch an. Sein Grundschema gehört in den Zusammenhang der damals geläufigen Vermögenspsychologie. Die Faktoren des Geschmacksurteils sind für ihn die Vernunft (zur Erkenntnis einer „Einheit“ im Dargestellten), die Einbildungskraft (zur Vorstellung einer „Manigfaltigkeit“) und das Gefühl der „Haltung“, worunter er einen Sinn für Ausgewogenheit und Proportionen versteht. Schönheit wird gesehen, wenn mit Hilfe der drei Faktoren des Geschmacksurteils in einem Gegenstand ein richtiges Verhältnis bzw. eine richtige Proportion seiner Eigenschaften erkannt wird.

Von der harmonischen Ausbildung und Übung aller drei Erkenntniskräfte hänge das Niveau des Geschmacks eines Menschen ab. Der unberechenbarste Faktor sei dabei das Gefühl der „Haltung“, also das Proportionsgefühl, weil dieses mit dem Charakter des Menschen zusammenhänge und individuell verschieden sei. Auch bestehe die Gefahr, daß eine harmonische Entwicklung des Geschmacks durch Affekte oder Nützlichkeitserwägungen gestört werden könne. Hier kann nicht die ganze Argumentation von Marcus Herz wiedergegeben werden; festzuhalten ist jedoch, daß seine Ideen über eine harmonische Ausbildung der seelischen Faktoren des guten Geschmacks in der gebildeten Öffentlichkeit auf reges Interesse und Zustimmung stießen. Es ist kein Zufall, daß 1791, also zur Zeit des aufblühenden Neuhumanismus, eine zweite Auflage dieser Schrift erschien. Karl Philipp Moritz, der als Schriftsteller die Zeit des Sturm und Drang repräsentierte, als Kunstkritiker und Freund Goethes aber bereits die Klassik mit prägte, war sehr angetan von der Abhandlung. Er zog sofort die Verbindungsleitung zur allgemeinen Bildungstheorie: „In so fern nun die eigentliche Bildung des Menschen selbst in seiner harmonischen Entwicklung aller seiner Kräfte besteht, kann man sich die Bildung des Geschmacks nicht als etwas für sich Bestehendes, sondern muß man sie sich bloß als eine Folge der Bildung des Menschen überhaupt denken“; denn das Schönheits- und Proportionsgefühl entspreche eben der Ausbildung der eigenen Seelenkräfte. Bei Marcus Herz taucht der Begriff der „Harmonie“ noch nicht wörtlich auf, doch Karl Philipp Moritz übersetzt seinen Haltungs- und Proportionsbegriff zutreffend mit dem Harmoniebegriff.

Es ist aufschlußreich, mit Marcus Herz' Proportionsbegriff das Bildungsideal zu vergleichen, das Wilhelm von Humboldt, der wie Karl Philipp Moritz ein häufiger Gast bei Marcus Herz und im Salon der Henriette Herz war, im Jahre 1792 formulierte: „Der wahre Zweck des Menschen – nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt – ist die höchste und pro-

portioni[e]rliechste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen.“ Hier wird deutlich, wie eng die Aufklärung mit dem Gedankengut des Neuhumanismus und der Klassik verbunden ist. Auch Humboldt beruft sich auf die „Vernunft“, wie die Aufklärung sie propagiert hatte. Der Harmonie- und Proportionsgedanke war in den Idealen der Aufklärung bereits vorgeprägt.

Marcus Herz nahm in Anlehnung an Winckelmann und Herder, den er sehr schätzte, auch die Griechenlandbegeisterung der Neuhumanisten und Klassiker vorweg. Er beschrieb die Auswirkungen der äußeren Lebensumstände auf die Ausbildung des Geschmacks bei den Völkern und kam zu dem Ergebnis, daß im antiken Griechenland optimale Bedingungen geherrscht hätten. Die Griechen seien frei gewesen, hätten in einem günstigen Klima gelebt und hätten keine fanatische Religion gehabt. Auch ihre sonstigen Lebensbedingungen seien gut gewesen. Nachdem Marcus Herz bereits an früherer Stelle den Zusammenhang zwischen Tugend und Schönheit angesprochen hatte, der auch für die Griechen wichtig war, redet er diese an: „In eurer Seele wohnte die Menschlichkeit, die Empfindsamkeit, die Gastfreyheit, die Geselligkeit. Und euren schönen Seelen glichen [!] eure schönen Körper.“ Es habe ein sinnvoller, ausgewogener Zusammenhang zwischen Staat, Kunst, Wissenschaft, Dichtung, Musik und Sitte geherrscht, der in späterer Zeit nie wieder erreicht worden sei.

Die ästhetische Theorie von Marcus Herz, die in erster Auflage freilich mehrere Jahre vor seiner Verheiratung und vor der Entstehung des literarischen Salons seiner Frau publiziert worden war, ist wohl auch später noch in seinem Hause diskutiert worden. Viele der von ihm formulierten Gedanken wurden von Wilhelm von Humboldt aufgegriffen und ausgebaut. Allerdings steht bei Humboldt nicht die Ästhetik, sondern die allgemeine Bildungstheorie im Mittelpunkt. Er geht so über seinen Vorgänger hinaus und äußert sich ausführlich über Geselligkeit und bildenden Gedankenaustausch.

Für die Erreichung seines Bildungsideals seien „Freiheit“ und „Mannigfaltigkeit der Situationen“ nötig, welche die verschiedenen Kräfte des Menschen weckten. In der Geselligkeit müsse jeder von den Begabungen und Erfahrungen seines Gegenüber lernen, es müsse „einer den Reichtum des andren“ sich zu eigen machen. An einer anderen Stelle heißt es bei Wilhelm von Humboldt, die „letzte Aufgabe unseres Daseyns“, nämlich „den Begriff der Menschheit in unserer Person“ mit dem größten möglichen Inhalt zu versehen, lasse sich nur „durch die Verknüpfung unseres Ichs mit der Welt zu der allgemeinsten, regesten und freiesten Wechselwirkung“ lösen. Die von Humboldt formulierten Gedanken zur individuellen Bildung und zur bildenden Geselligkeit standen auch in Wechselbeziehung

zu den in den 1790er Jahren häufig (u. a. von Johann Friedrich Reichardt) ausgesprochenen Ideen einer deutschen Kulturnation. Diese sollte, ähnlich wie das antike Griechenland, trotz staatlicher Zersplitterung durch Leistungen in den Künsten und Wissenschaften ausgebaut und zur Blüte geführt werden.

Auch die Entstehung der ersten bildungsbürgerlichen Salons in Deutschland (in der Form von anspruchsvollen „Teetischen“ und „Kränzchen“) wurde als Zeichen einer aufblühenden deutschen Kultur und des Vorhandenseins einer Kulturnation bewertet. Der Komponist und Schriftsteller Johann Friedrich Reichardt (1752-1814), der anfangs ein Bewunderer der Französischen Revolution gewesen war und die gefestigte „Staatsnation“ in Frankreich kennengelernt hatte, wollte als Deutscher seinen Stolz in die „Kulturnation“ setzen. Im März 1797 schrieb er an Elisabeth Staegemann, zu deren „Kränzchen“ in Königsberg Immanuel Kant (1724-1804), der Staatswissenschaftler Christian Jakob Kraus (1753-1803) und andere bedeutende Gelehrte sowie der Schriftsteller und Kriegsrat Johann George Scheffner (1736-1820) gehörten, er beneide sie fast um ihren geselligen Kreis. Mit den Namen der Gäste sei alles in seinem „Herzen aufgereg“ worden, was die Elemente seiner Vaterlandsliebe ausmache; „... und ich fühle darin mit edlem Stolze“, schreibt er weiter, „daß dieser [Stolz] beßrer Natur ist als [der Stolz] jener, deren Patriotismus nur Friedericianismus ist.“ Der liberale Reichardt zog die geistigen Errungenschaften seiner Zeit entschieden der oberflächlichen Verherrlichung der vorhergehenden Generation und ihres Herrschers vor, zumal ihm angesichts der Französischen Revolution der einst fortschrittliche friderizianische Staat nicht mehr zeitgemäß erschien. Die Deutschen sollten vor allem geistigen Lorbeer erwerben.

Bezeichnenderweise hatten Goethe und Schiller in den *Xenien* für das Jahr 1797 geschrieben: „Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens. / Bildet, ihr könnt es, dafür freyer zu Menschen euch aus.“ Die anzustrebende Vollendung des einzelnen unter dem Ziel der Humanität beschäftigte die Denker dieser Jahre vor allem; viele Bewunderer der Anfänge der Französischen Revolution hatten durch deren Verlauf eine Abneigung gegen politische Angelegenheiten überhaupt und staatliche Ämter entwickelt. Wilhelm von Humboldt schrieb 1792 einen Aufsatz über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates; er verließ den Staatsdienst, um seiner eigenen Bildung nachzugehen. Schiller machte sich in seiner Schrift *Über Anmut und Würde* (1793) Gedanken über die „Schöne Seele“, und Goethe schuf mit *Wilhelm Meisters Lehrjahren* 1795/96 den klassischen deutschen Bildungsroman. In den Berliner Salons nahm man regen Anteil

an diesen Bildungsgedanken, und Goethes *Wilhelm Meister* wurde zum „Katechismus“ vieler Mitglieder der Berliner Salongesellschaft.

Hervorzuheben ist, daß die Theorie bildender Geselligkeit dem Salon eine wichtige Funktion in der Bildungstheorie der deutschen Klassik und des Neuhumanismus zuwies. In diesen Zusammenhang gehört neben Humboldts Bildungstheorie der *Versuch einer Theorie des geselligen Betragens* (1799/1800) von Friedrich Schleiermacher, das Fragment einer Abhandlung, die ihrerseits aus der Erfahrung der Berliner Salons hervorgegangen war. In dieser Schrift werden die Bedingungen für die Möglichkeit idealer bildender Geselligkeit untersucht: Es geht um eine „freie, durch keinen äußeren Zweck gebundene und bestimmte Geselligkeit“. Bildungstheorie wird hier sehr unmittelbar – auch – zur Salontheorie.

Schleiermacher vertritt den Standpunkt, die Geselligkeit müsse im Idealfall einen geselligen Zustand zwischen den beiden grundlegenden Bereichen des häuslichen Lebens einerseits und des bürgerlichen (bzw. des staatlichen und beruflichen) Lebens andererseits darstellen. Er meint einen Zustand, „der diese beiden ergänzt, der die Sphäre eines Individui in die Lage bringt, daß sie von den Sphären Anderer so mannigfaltig als möglich durchschnitten werde, und jeder seiner eigenen Grenzpunkte ihm die Aussicht in eine andere und fremde Welt gewähre, so daß alle Erscheinungen der Menschheit ihm nach und nach bekannt, und auch die fremdesten Gemüter und Verhältnisse ihm befreundet und gleichsam nachbarlich werden können. Diese Aufgabe wird durch den freien Umgang vernünftiger sich untereinander bildender Menschen gelöst.“

Die zuvor bei Humboldt angesprochenen Gedanken der freien Ausbildung der Individuen, durch „mannigfache Situationen“ und den Kontakt mit anderen Menschen bewerkstelligt, greift Schleiermacher in ähnlicher Weise auf. Auch der Begriff der Humanität unter dem Aspekt, alles Menschliche kennenzulernen zu wollen und dadurch die eigene Menschlichkeit zu bilden, sowie das umfassende Motiv des bildenden Umgangs kommen zur Sprache. Der sittliche Zweck der Geselligkeit ist für Schleiermacher wie für Humboldt die individuelle Bildung. Obwohl sich Schleiermacher darüber im klaren ist, daß die von ihm formulierte bildende Geselligkeit ein Ideal darstellt, hofft er, durch seine Theorie den Bestrebungen zu dienen, diesem Ideal näherzukommen.

Zweck und Form sind in der Geselligkeit eng miteinander verbunden. Daher weist Schleiermacher darauf hin, daß „Bilden und Unterhalten“ in der Gesellschaft nicht getrennt werden können, sondern „als eines“ gedacht werden müssen. Nicht jedes Beisammensein mehrerer Menschen stelle Geselligkeit im engeren Sinne dar, da Geselligkeit eine Wechselwirkung

unter den Teilnehmern enthalten müsse, wie sie zum Beispiel innerhalb des Publikums in einem Theater-Zuschauerraum nicht stattfinde. Die „Wechselwirkung“ der Teilnehmer einer Gesellschaft müsse, so Schleiermacher, ein „freies Spiel von Gedanken und Empfindungen“ sein, „wodurch alle Mitglieder einander gegenseitig aufregen und belehren“. In dieser Wechselwirkung findet Schleiermacher zugleich das Prinzip der geselligen Form und das Prinzip des geselligen Zwecks, die zusammen das „Wesen“ der Gesellschaft ausmachen.

Nach allgemeineren Bemerkungen zur bildenden Gesellschaft weist Schleiermacher darauf hin, daß jede gesellige Zusammenkunft ihren eigenen, individuellen Charakter habe. Er stellt das „Gesetz“ auf, daß man den speziellen Charakter oder das Profil einer Gesellschaft beim eigenen Verhalten innerhalb dieser Gesellschaft beachten müsse. Diese Bestimmung steht in einem bewußten Gegensatz zu der anderen wichtigen Forderung Schleiermachers, daß das Individuum sich in einer freien Gesellschaft selbst zur Geltung bringen müsse und so auch zur Bildung anderer beitragen könne. Schleiermacher formuliert diesen Widerspruch folgendermaßen: „Ich soll meine Individualität, meinen Charakter mitbringen, und ich soll den Charakter der Gesellschaft annehmen; beides soll in demselben Moment geschehen, soll eins und mit meiner Handlungsweise vereinigt sein.“ Er löst das Problem schließlich in der Weise, daß er zwischen der persönlichen, individuellen „Manier“ eines Gastes und dem „Stoff“, dem Charakter der Gesellschaft (den er auch als „Ton“ bezeichnet) unterscheidet. Während man sich dem „Ton“, also zum Beispiel den Gesprächsthemen einer Gesellschaft anpassen müsse, dürfe man, um das Individuelle nicht aus der Runde zu verbannen, durchaus die eigene „Manier“, also eine sehr persönliche Sicht der Dinge beisteuern.

Natürlich sei es, auch um des „Tones“ willen, wesentlich einfacher, sich in einer homogenen Gesellschaft zu bewegen. Berufsstände neigen zum Beispiel dazu, sich „gleichsam unwillkürlich durch chemische Ähnlichkeit“ zu „krystallisieren“ und eigene gesellige Kreise zu bilden, in denen die Gesprächsthemen mehr oder minder vorgeschrieben seien. Eine dem Schleiermacherschen Ideal entsprechende Gesellschaft kann sich jedoch nicht mit einer so eng begrenzten Sphäre zufriedengeben. Denn obwohl die Probleme einer gemischten Gesellschaft nicht gering sind, wird die Anregung durch eine solche Gesellschaft als wesentlich wertvoller eingeschätzt.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang ein ausführlicher Querverweis Schleiermachers auf die Gesellschaft, die sich um Frauen bilde. Schleiermacher vermutet, daß sich die Gesellschaft „unter den Augen und auf Betrieb der Frauen“ eher einer allgemeinen Sphäre und damit der interes-

santeren „freien“ Geselligkeit widme als die von Männern initiierte, oft berufsbezogene Geselligkeit. Männer sprächen miteinander auch deshalb gern über berufliche Dinge, weil sie daneben noch eine andere, freie, und zwar die häusliche Sphäre hätten. Bei den Frauen fielen jedoch der „berufliche“ und der „häusliche“ Bereich zusammen, sie mußten daher bei einer Unterhaltung über diese Dinge „alle ihre Fesseln fühlen“. Daher blieben die Frauen nicht unter sich, sondern suchten die Gesellschaft der Männer. (Schleiermacher vereinfacht hier um seiner Argumentation willen sehr. Er läßt z. B. außer acht, daß bildungshungrige Frauen an einer anspruchsvollen Geselligkeit mit Männern auch insofern interessiert waren, als diese meist eine bessere Bildung hatten als der Durchschnitt ihrer Geschlechtsgenossinnen.) Da die Frauen vom „bürgerlichen Leben“, von Berufs- und Staatsangelegenheiten nicht oder kaum berührt würden, sei die von ihnen gestiftete Geselligkeit mit Männern und Frauen auf einen dritten Bereich zwischen dem häuslichen und dem bürgerlichen ausgerichtet. Dieser dritte Bereich sei die gebildete literarische Sphäre: „... eben dadurch, daß sie [die Frauen] mit ihnen [den Männern] keinen Stand gemein haben, als den der gebildeten Menschen“, würden die Frauen die „Stifter der besseren Gesellschaft“. „Stand“ ist in diesem Zusammenhang vor allem als Berufsstand aufzufassen. Die durch keine Berufsinteressen gebundenen bürgerlichen und adeligen Frauen konnten sich dem freien Gebiet schöpferischer Lektüre und literarischer Geselligkeit zuwenden. Das traf auch auf die frühen Berliner Salonnieren wie Henriette Herz und Rahel Levin zu. Selbst in späteren Jahrzehnten blieben unter den Salonnieren erwerbstätige Frauen in der Minderzahl.

Diese Charakterisierung einer sich um Frauen gruppierenden Geselligkeit ist, wenn auch nicht explizit, Schleiermachers Interpretation der Berliner Salongeselligkeit seiner Zeit, die er sehr gut kannte. Schleiermacher weist der „allgemeinen“ Sphäre des Gesprächs, die bei der „freien“ Geselligkeit anzustreben sei, den Bereich der Lektüre und der literarischen Konversation zu und überhaupt alle musischen Interessen von der Dichtung über Malerei und Musik bis hin zu Angelegenheiten der Theaterwelt. Tatsächlich waren dies die wichtigsten Gesprächsthemen in den Salons. Schleiermacher steht wie Humboldt auf dem Standpunkt, daß nicht nur wissenschaftliche Gespräche, sondern auch Unterhaltungen über allgemeine kulturelle Themen „bildend“ seien. Die Berliner Salons dürften den Schleiermacherschen Anforderungen an eine anspruchsvolle Geselligkeit vergleichsweise nahe gekommen sein.

Auf alle sonst von Schleiermacher angesprochenen Einzelprobleme kann in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden; sie verändern die

bisher dargestellte Grundposition Schleiermachers nicht. Bemerkenswert ist indes hier noch ein Abschnitt, in dem sich Schleiermacher erneut mit den zwei widersprüchlichen Forderungen des Einbringens der individuellen Auffassungen in die Geselligkeit und der Unterordnung unter den allgemeinen Charakter der Gesellschaft befaßt. Schleiermacher weist darauf hin, daß, wenn sich jeder nur dem vorherrschenden Ton der Geselligkeit anpassen würde, nicht nur seine eigenen, sondern auch die versteckten Interessengebiete und Talente seiner Gesprächspartner nie zutage gefördert würden. Um die Möglichkeit einer Ausdehnung der Gesprächsbereiche offenzuhalten, betont Schleiermacher die Berechtigung einer zweiten, indirekten Gesprächsebene. Selbst „Anspielung und Persiflage“ seien erlaubt, weil nur eingestreute Nebenbemerkungen kritischer oder humorvoller Art sowie sonstige Anknüpfungspunkte für eine Erweiterung des Gesprächs den engen, einmal vorgegebenen Rahmen der Unterhaltung sprengen könnten. Die Gesprächspartner sollen also nach Gelegenheiten suchen, neue Fäden des Gesprächs vorsichtig anzuspinnen, ohne das Thema ungeschickt zu wechseln und sich damit der Gefahr auszusetzen, auf kein Interesse zu stoßen. Gute Konversation durfte leichte, geistreiche Causerie sein; vor allem sollte das Gespräch flexibel bleiben: „Alle gesellschaftlichen Äußerungen müssen demzufolge eine doppelte Tendenz, gleichsam einen doppelten Sinn haben, einen, den ich den gemeinen nennen möchte, der sich unmittelbar auf die Unterhaltung bezieht, und seinen Zweck notwendig und unmittelbar erreicht, und einen andren gleichsam höheren, der nur aufs ungewisse hingeworfen wird, ob ihn etwa jemand aufnehmen, und die darin enthaltenen Andeutungen weiter verfolgen will.“

Zuletzt geht Schleiermacher in seinem Fragment noch auf die Zusammenstellung der Gäste einer Gesellschaft ein. Der Gastgeber müsse durch die Auswahl seiner Gäste die Geselligkeit fördern, nicht behindern. Bei zu vielen und zu unterschiedlichen Gästen sei eine für die Gesellschaft wenig wünschenswerte Gruppenbildung fast unvermeidlich. Schleiermachers Ideal war das allgemeine Gespräch, d. h. ein einziges umfassendes Gespräch, an dem sich nacheinander in freiem Wechselspiel alle Gäste beteiligen. Er sah aber ein, daß dies nicht immer möglich sein würde. Überhaupt könne das Ideal einer Geselligkeit, wie er es in seiner Schrift dargestellt habe, in einer realen Gesellschaft nur in einigen glücklichen Momenten erreicht werden. Aus dieser Erkenntnis Schleiermachers läßt sich vielleicht erklären, daß er niemals den angekündigten zweiten Teil seiner Theorie des geselligen Betragens erscheinen ließ.

Schleiermachers Geselligkeitstheorie übertrug die Fragestellungen und Ideale der neuhumanistischen Bildungstheorie auf den konkreten Bereich der

geselligen Beziehungen; sie lässt sich direkt auf die Berliner Salons anwenden. Wenn Schleiermacher sein Thema auch nicht erschöpfend behandelte, formulierte er doch wichtige Grundgedanken. Er weist der Geselligkeit, zu der die Salons gehören, eine wichtige bildende Funktion zu durch den freien Gedankenaustausch zwischen Mitgliedern verschiedener Gesellschaftskreise mit gemeinsamen intellektuellen, vor allem literarischen Interessen. Für Friedrich Schleiermacher hängen Kultur und Lebenskunst eng zusammen; beide prägten auch die Salons. Schleiermachers bedeutender Biograph Wilhelm Dilthey fasste dessen Kulturideal zusammen: „Hier entsteht die Vollendung des Lebens, die eine Art ritterlicher Virtuosität ist; an sie ist die höchste Lebensfreudigkeit gebunden, sie ermöglicht die harmonische Gestaltung des Lebens, in ihr verwirklicht sich die unbedingte Souveränität des Geistes.“

Wenn Wilhelm von Humboldt für die neue, 1810 gegründete Universität von Berlin das Programm einer Synthese von Forschung und Lehre aufstellte und es ihm dabei um die Schaffung einer freien, diskutierenden, Erkenntnis und Persönlichkeitsbildung anstrebbenden Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden ging, so fand diese Zielsetzung ihre zeittypische Analogie in dem gesellschaftlichen und geistigen Miteinander der „freien“ Geselligkeit des bildungsbürgerlichen Salons (man vergleiche oben die Kennzeichen des Salons).

Die hier vorgestellten und zum Teil aus den damaligen Salons abgeleiteten Bildungs- und Salontheorien Humboldts und Schleiermachers blieben für den Berliner Salon bis 1914 einflussreich und prägend. Andere Salonstädte – auch des deutschen Kulturkreises, mit Ausnahme Weimars – wurden weitaus weniger als Berlin von diesem Gedankengut beeinflusst. Die bildungsbürgerlichen und geistesaristokratischen Elemente des Berliner Salons konnten sich auf verschiedene Weise entfalten und mannigfache andere Verbindungen eingehen, auch mit den Traditionen der französischen Adelssalons des 18. Jahrhunderts – so vor allem bei den Berliner Salons der hohen Aristokratie (etwa der Sophie Gräfin von Schwerin). Es gab sehr wohl auch romantische und biedermeierliche Akzente des Berliner Salons mit Betonung des „Gemüts“ gegenüber dem kühlen „esprit“ in der Konversation. Doch das änderte nichts an der wesentlichen Fundierung des Berliner Salons im idealistischen Bildungs- und Persönlichkeitsbegriff. Noch um 1900 bildeten die Werke der deutschen Klassiker eine bevorzugte Lektüre der älteren Angehörigen der Berliner Salons, und selbst junge, der modernen Literatur gegenüber aufgeschlossene Salonnieren und Habitueés blieben der klassischen Dichtung meist eng verbunden.

Die Ideale der Bildung, der Persönlichkeitskultur und der Kulturnation waren für die Berliner Salons um 1800 als einigendes geistiges Band von

grundlegender Bedeutung. Verschiedene Stände, verschiedene Bildungs- und Geselligkeitstraditionen wurden von den Bildungsgedanken der Klassik ideell überwölbt. Die aufgeschlossenen, kosmopolitischen jüdischen und adeligen Gesellschaftskreise fanden sich mit dem aufstrebenden, an Selbstbewußtsein gewinnenden (christlichen) Bildungsbürgertum in den Salons zusammen. Das geistige Leben Berlins profitierte davon. Berlin wurde zwischen 1795 und 1815 zu einer Stadt, die – wenn man vom kleinstädtischen Weimar absieht – einen kulturellen Führungsanspruch in Deutschland anmelden konnte. Die Gründung der Universität Berlin im Jahre 1810 zog zusätzlich bedeutende Gelehrte in die preußische Hauptstadt. Der kulturelle Rang Berlins mit seinen literarischen Salons und sein kraftvolles geistiges Leben, der Eindruck, den die preußischen Reformen und später die preußischen Verdienste in den Befreiungskriegen machten, waren Voraussetzungen für den Gedanken, daß Preußen auch politisch an die Spitze Deutschlands treten könnte.

Für die individualistische Klassik lag der Gedanke an einen politischen Salon noch fern; zumindest finden sich keine Belege dafür in Berlin. Diese Sachlage ist insofern einleuchtend, als die politische Diskussion gemessen an dem Programm einer allgemeinen Bildung zur Humanität noch ein sehr spezielles Thema war. Allerdings wurde von den hier erläuterten Theoretikern Herz, Humboldt und Schleiermacher sehr wohl die „Freiheit“ als Grundlage der Bildung und der gebildeten Geselligkeit genannt und eine prinzipielle, naturrechtliche bürgerliche Gleichberechtigung vorausgesetzt. Die ersten Ansätze zu politischen Salons in Berlin entstanden dann nach dem preußischen Zusammenbruch von 1806 als patriotische Salons. Neben das Weltbürgertum der Klassik traten nun die Ideen der patriotischen Romantik, welche durch die kulturellen Gedanken des späten 18. Jahrhunderts vorbereitet worden waren. Auch Humboldt und Schleiermacher wirkten in ihren Ämtern im patriotischen Sinne auf eine Reorganisation Preußens und die Befreiung von der Fremdherrschaft hin.

Die Salons der patriotischen Romantik (1807-1815)

Während um 1800 eine pro-französische Partei in Berlin zur Kooperation mit Napoleon riet, warnte eine andere politische Gruppierung, zu der die Fürstin Luise Radziwill zählte, vor einer blinden Anlehnung an Frankreich. Etwas übereilt taten sich die Damen ihrer Umgebung mit scharfen Worten und spöttischen Bemerkungen gegen den „Emporkömmling in Frankreich, der sich Kaiser nannte“, hervor. 1805 versäumte Preußen, sich rechtzeitig Österreich und Rußland gegen Frankreich anzuschließen, und nach dem

französischen Sieg bei Austerlitz beging es den Fehler, Napoleon einige von diesem besetzte preußische Gebiete gegen das Kurfürstentum Hannover abzutreten, wodurch es sich die Feindschaft Englands zuzog. Bereits im folgenden Jahr bot Napoleon der britischen Regierung Hannover gegen einen Friedensschluß an. Daraufhin setzte sich in Berlin die Kriegspartei durch. In einem denkbar ungünstigen Moment mußte Preußen Frankreich den Krieg erklären, wenn es nicht völlig zur Marionette Napoleons werden wollte.

Der Krieg begann im Oktober 1806. Gleich zu Beginn fiel der Bruder der Fürstin Luise Radziwill, Prinz Louis Ferdinand; dann verloren die Preußen und Sachsen die Schlachten bei Jena und Auerstedt. Napoleon zog in Berlin ein, und der preußische Hof sowie die preußische Regierung flohen nach Königsberg. Nach der unentschiedenen Schlacht bei Preußisch-Eylau, bei der es den verbündeten Preußen und Russen nicht gelang, die Franzosen aufzuhalten, und nach seinem Sieg über die Russen bei Friedland konnte Napoleon 1807 in Tilsit einen Frieden diktieren, durch den Preußen die Hälfte seines Gebietes verlor und Kriegskontributionen zu zahlen hatte, die es an den Rand des Ruins brachten. Berlin blieb vorläufig von den Franzosen besetzt.

Der Krieg wirkte sich auch auf die Berliner Salons aus. Es gab finanzielle Probleme und französische Einquartierungen; noch schlimmer war, daß die Kriegsereignisse die Salongesellschaft auseinandergerissen hatten. Viele Stammgäste der Salons hatten Berlin verlassen, viele hielten sich in Ostpreußen auf, andere waren gefallen oder in Kriegsgefangenschaft geraten. Von den acht Salons, die zu Beginn des Jahres 1806 bestanden, lösten sich die meisten unter dem Druck der Ereignisse auf: Nur zwei blieben um 1807 noch übrig (die Salons Kurland und Levy, möglicherweise als dritter der Salon Crayen). Erst von 1808 an erhielt die Salongeselligkeit wieder einen Aufschwung, und bis 1812 wurde dann das zahlenmäßige Vorkriegsniveau von acht Salons wieder erreicht (außer den zuvor genannten drei Salons gab es die Salons Voß, Radziwill, Sander, Staegemann und Beguelin; ferner fanden sich kurzzeitig wieder Teezirkel um Henriette Herz und Rahel Levin zusammen, wenn diese sich in Berlin aufhielten). Für die Zeit unmittelbar nach dem preußischen Zusammenbruch sind jedoch mit Sicherheit nur die Salons der Herzogin von Kurland und der Bankierswitwe Sara Levy zu nennen, die sich mit der französischen Besatzung arrangierten; die französischen Offiziere und Verwaltungsbeamten wiederum wußten diese Salons zu schätzen.

Die Herzogin Dorothea von Kurland war nach Berlin zurückgekehrt, sobald sich die Verhältnisse etwas beruhigt hatten, und führte ihren Salon

dort bis zum Jahre 1808/09 weiter. Das fiel ihr nicht schwer, weil sie Napoleon verehrte. Ihre Freundin, die preußisch-patriotische Fürstin Luise Radziwill, konnte diese Haltung nicht nachvollziehen. Sie schrieb später, die Herzogin sei zwar gutmütig und edel, aber nicht besonders klug gewesen. Vor allem war die Herzogin von Kurland eine – unpolitische – Kosmopolitin. Viele hohe französische Offiziere, so etwa der Kommandant von Berlin, General Hulin, verkehrten damals im kurländischen Palais.

Auch der Salon der Bankierswitwe Sara Levy (1761–1854) bestand in diesen Jahren weiter und wurde sowohl von Franzosen als auch von Berlinern aufgesucht. Sara Levy war – wie die Herzogin von Kurland – noch stark von der französischen Kultur des 18. Jahrhunderts geprägt worden. Schon vor dem Krieg hatte sie gute Beziehungen zu französischen Diplomaten unterhalten, auch zu dem Gesandten Bignon, der 1806 zum Gouverneur von Berlin ernannt wurde. Wie Henriette Herz schrieb, ersetzte Bignon im Salon Sara Levys „den Teil der deutschen Gesellschaft, welchen er nicht wieder vorfand, durch die Crème der Franzosen, namentlich von der Verwaltung, welche der Krieg nach Berlin geführt hatte“. Das gesellschaftliche Entgegenkommen Sara Levys, die diesen Beamten und Offizieren ihren Salon öffnete (wozu sie wahrscheinlich keine konkreten Nützlichkeitserwägungen trieben), wirkte sich positiv für Berlin aus. Louis Pierre Edouard Bignon (1771–1841), der ein kultivierter Mann und Mitglied der Académie Française war, bemühte sich um eine akzeptable Verwaltung der Stadt. Henriette Herz berichtet, daß sich die im Salon Sara Levys verkehrenden Franzosen „in ihrem amtlichen Verkehr mit den Eingeborenen“ als „freundlich und human erwiesen“ hätten. Die patriotischen Kreise in Berlin, so Schleiermacher, Zelter und von 1810 an das Ehepaar Staegemann, schätzten den Salon Sara Levys weiterhin; im Dezember 1810 fand im Garten der Madame Levy die inoffizielle Verlobung von Bettine Brentano und Achim von Arnim statt. Auf die musikalische Bedeutung des Salons von Sara Levy wird im folgenden noch einzugehen sein.

Ein Teil des kulturellen Lebens, soweit davon noch die Rede sein konnte, verlagerte sich 1806/07 nach Königsberg, wohin der preußische Hof und die Verwaltung geflohen waren. Dort bildete sich der wichtige literarisch-musikalische Zirkel um Fürst und Fürstin Radziwill und die mit ihnen befreundeten und ihrerseits miteinander verschwägerten Familien Staegemann und Schwinck (letztere war eine angesehene Königsberger Kaufmannsfamilie). Zu den Mitgliedern zählten der schwedische Diplomat Karl Gustav von Brinckmann – eine zentrale Gestalt der Berliner Salons vor 1806 –, Prinz August von Preußen, der Historiker Wilhelm Dorow, der zeitweise ein Mitarbeiter Hardenbergs war, Achim von Arnim und Kapell-

Sara
Levy

Elisabeth
Staegemann

meister Reichardt. Wilhelm Dorow berichtet von kleinen Hauskonzerten, bei denen Elisabeth Staegemanns erwachsene und verheiratete Tochter Antoinette von Korff sang. Sie hatte die schöne Stimme ihrer Mutter geerbt und wurde bei ihrem Vortrag häufig vom Fürsten Radziwill am Klavier begleitet. Daß die Musik gegenüber der Etikette den Vorrang hatte und die Standesschranken den Fundamentalgesetzen der Höflichkeit untergeordnet wurden, belegt folgende Episode. Johann Friedrich Reichardt ärgerte sich einmal darüber, daß sich Prinz August während eines schönen Musikvortrags lebhaft und störend unterhielt; er sprach den Prinzen unverblümt und ziemlich ungehalten darauf an. „Befehlen Ew. Königliche Hoheit die Unterhaltung zu machen, so wollen wir den Gesang ruhen lassen“, meinte er. Reichardt stellte durch diese Bemerkung die allgemeine Aufmerksamkeit wieder her, ohne daß der Prinz es ihm übelgenommen hätte. Die Exilsituation trug wohl das Ihre zur Überwindung der Standesschranken bei.

Diese Königsberger Gesellschaft wurde freilich mehrfach durch die Kriegsereignisse 1807 gestört, so als der Hof nach der Schlacht von Preußisch-Eylau weiter nordwärts nach Memel fliehen mußte. In den geselligen Zirkeln, die sich auch in Memel und später wieder in Königsberg zusammenfanden, verfolgte man gespannt die – vorläufig nur unerfreulichen – politischen Ereignisse. Bei den Radziwills, Staegemanns und bei Caroline von Berg (der Freundin der Königin Luise und des Freiherrn vom Stein) setzte man allerdings große Hoffnungen in das preußische Reformwerk. Im März 1808 hielt sich Staatsrat Staegemann, der zu einem engen Mitarbeiter Hardenbergs aufgerückt war, mit diesem in Berlin auf, wo sie sich um die Sanierung der erschöpften preußischen Finanzen und um die Aufbringung der an Frankreich zu zahlenden Kriegskontributionen kümmerten. Nach eineinhalb Jahren fortwährender Krise schwankte die Stimmung zwischen Galgenhumor und vorsichtigem Optimismus. Elisabeth Staegemann schrieb damals aus Königsberg an ihren Mann über eine Tee gesellschaft, die sie gegeben hatte: „Man erkundigte sich sehr nach Dir und sagte mir auf den Kopf zu, ich müsse durchaus sehr erfreuliche Nachrichten von Dir erhalten haben, sonst würde ich nicht bei so guter Laune sein und so viel Kuchen geben. Als noch dazu einige Tassen Eis zum Vorschein kamen, meinten sie, es wäre außer allem Zweifel, daß wir die glänzendsten Hoffnungen hätten. So mußte ich mich noch für meinen guten Willen necken lassen.“ Über die Stimmung im allgemeinen an diesem Nachmittag schreibt Elisabeth Staegemann im gleichen Brief: „Bei meinem ... Tee war es sehr froh. Die Großen wurden bei dem Jauchzen der Kinder [der Staegemannschen und Radziwillschen Kinder sowie der kleinen preußischen Prinzen und Prinzessinnen] selbst wieder Kinder. Es fehlte nicht viel,

so hätten sie sich bei der ‚blindnen Kuh‘ die Augen verbinden lassen. Die beiden Exzellenzen v. Goltz, die Kanzlerin Schrötter und Frau von Berg waren gar nicht mehr auf dem Sofa zu halten und tummelten sich unter dem kleinen Volk herum ... Fürst Radziwill sprang auf einem Fuß herum und teilte Plumpsäcke aus. Er hatte die kleine Elisa mitgebracht, die ein wahrer Engel ist [die spätere Jugendliebe Kaiser Wilhelms I.].“

Hier wird wieder deutlich, wie sehr die Ausnahmesituation nach dem Zusammenbruch die Gesellschaftsschichten hatte zusammenrücken lassen. Fürsten, Adel und bürgerliche Beamtenfrauen konnten unbefangen und fast gleichberechtigt miteinander verkehren. Kinder und Erwachsene waren im Königsberger Exil ebenfalls in engerer Fühlung als in „normalen“ Zeiten – wozu schon die räumliche Enge beitrug. Die Kinder durften häufiger als sonst an der Geselligkeit der Erwachsenen teilnehmen, die sich gern von der relativen Sorglosigkeit der Kleinen ablenken und anstecken ließen; man entwickelte Verständnis für kindliche Impulsivität. Als die Staatsrätin Staegemann und ihre kleine Tochter Hedwig der Königin auf einem Spaziergang begegneten, stürmte Hedwig Staegemann der Königin mit einem Blumenstrauß, den sie gerade gepflückt hatte, entgegen. Elisabeth Staegemann wollte sie bremsen, doch die Königin lachte nur, sie sei in ihrer Kindheit selbst ein Wildfang gewesen. Daß die königlichen Kinder häufig mit den Staegemannschen Kindern spielten, war damals eine Selbstverständlichkeit.

Das Alltagsleben spielte sich allerdings nicht immer so heiter ab. Es gab für jeden zahllose private finanzielle und organisatorische Probleme, von den großen politischen Sorgen ganz abgesehen. Um so mehr waren alle Betroffenen, die Königsfamilie, Hof und Verwaltung erleichtert, als sich die Verhältnisse wieder etwas beruhigt hatten und die königliche Familie im Dezember 1809 nach Berlin zurückkehrte. Wichtig ist, daß jene Mitglieder der königlichen Familie, welche diese Jahre erlebt hatten, auch später noch ziemlich ungezwungen mit Bürgerlichen und dem niederen Adel verkehrten.

Seit ungefähr 1808 hatten sich in Berlin Salons mit patriotischer Tendenz etabliert. Vor allem im Salon der achtundzwanzigjährigen Luise Gräfin von Voß (1780–1865) wurde recht offen eine preußische Erhebung befürwortet. Luise von Berg, die im Jahre 1800 den Grafen August Ernst von Voß auf Groß- und Klein-Giewitz geheiratet hatte, verfügte über eine bedeutende gesellschaftliche Stellung in Berlin. Ihre Mutter, die bereits erwähnte, mit Königin Luise befreundete Caroline von Berg (1760–1826), war eine politisch und literarisch interessierte Frau, die den Freiherrn vom Stein bei Hof protegierte. Die Großmutter des Grafen Voß war die alte Oberhofmeisterin der Königin Luise, Sophie Marie Gräfin von Voß (1729–

*Luise
Gräfin Voß*

1814), die selbst schon ein Stück preußischer Geschichte verkörperte. Sie war ein halbes Jahrhundert zuvor als junges Fräulein von Pannwitz die große Liebe des Prinzen August Wilhelm von Preußen (1722–1758) gewesen, des Großvaters Friedrich Wilhelms III.

Die junge Gräfin Voß war eine Verehrerin Herders und der Romantik, und schon vor 1806 stand sie mit dem Schweizer Historiker Johannes von Müller sowie mit dem Publizisten und Staatsrechtler Adam Müller in Verbindung. In ihrem Berliner Salon trafen sich seit 1808 die Literaten der Romantik sowie Hofleute, hohe Offiziere und Staatsbeamte. Luise Gräfin von Voß galt, wie die Fürstin Luise Radziwill, die nach ihrer Rückkehr nach Berlin ebenfalls einen patriotischen Salon unterhielt, als Mitglied des „Tugendbundes“.

Diese Vereinigung hatte nichts mit dem ebenfalls so genannten „Tugendbund“ um Henriette Herz im späten 18. Jahrhundert zu tun. Der neue Tugendbund war in Königsberg zur moralischen Wiederaufrüstung Preußens, weniger zum unmittelbaren aktiven Widerstand gegen die Franzosen gegründet worden und gab sich selbst den Namen „Sittlich-wissenschaftlicher Verein“. Man mußte ja auch gegenüber den Franzosen vorsichtig sein. Der Bund wurde im Juni 1808 vom König genehmigt, und es wurde viel über seine einflußreichen Mitglieder spekuliert. Die Franzosen fürchteten in ihm eine Geheimgesellschaft, die einen Aufstand vorbereite. Schließlich nahmen die Gerüchte so sehr überhand, daß der König den „Tugendbund“ verbot. Der nüchterne General Yorck (von Wartenburg) schrieb, eine solche Vereinigung mit Statuten und Geheimnistuerei sei absurd. Wenn die jungen Patrioten in ihren Ämtern ihre Pflicht täten, würde ihnen keine Zeit mehr für solche Schwärmerien übrigbleiben. Die Gerüchte, die über den Tugendbund kursierten, standen in keinem Verhältnis zu seinen Aktivitäten.

Der Tugendbund wurde meist mit dem Salon der Gräfin Voß in Verbindung gebracht. Dieser galt als eines der Hauptquartiere der Vereinigung und als Treffpunkt der patriotischen Partei in Preußen. „Politik“ und „ästhetisch-künstlerische Bildung in der Unterhaltung“ hätten, wie es in den Erinnerungen der Caroline von Rochow heißt, den Salon der Gräfin Voß geprägt. Eine weitere zuverlässige Memoirenschreiberin dieser Zeit, Sophie Gräfin von Schwerin, berichtet über den Salon der „Gräfin V...“, womit ohne Zweifel die Gräfin Voß gemeint ist, er habe in scharfem Gegensatz zu den frankophilen Kreisen der preußischen Hauptstadt gestanden. Die Patrioten sahen mit Verachtung auf die leichtlebige „Eleganz“ (wie die Frankophilen genannt wurden) herab; diese wiederum revanchierte sich durch die „Erfindung der beißendsten und treffendsten Spötttereien

über ihre Antipoden“: „In den geheimen Versammlungen, so hieß es, würden politische Pläne geschmiedet, Verbindungen mit dem Auslande unterhalten und den Mitgliedern des [Tugend-]Bundes die vielfachen Rollen ausgeteilt. Nur verkleidet käme man in diese Gesellschaften, und einer der Hauptzwecke derselben wäre die Übung der Damen im Schießen mit der Pistole. Ja, man wollte die Gräfin V ... mit ganzen Ladungen belgischer Tschakos und Gewehre, von ihren Gütern nach Berlin hereinkommend, gesehen haben.“ Solche boshaften Berichte waren übertrieben, trafen aber doch die Tendenz im Salon der Gräfin Voß. Der Salon diente vor allem als Treffpunkt und Nachrichtenzentrale, wo interessante politische oder militärische Neuigkeiten besprochen und weitergegeben wurden.

Eine Freundin der Gräfin Voß, Marie Gräfin von Brühl, schildert die Freude und Erwartung, die das Eintreffen der Nachricht von der Schlacht bei Aspern am 21. und 22. Mai 1809 im Salon der Gräfin Voß auslöste. In dieser Schlacht war es dem österreichischen Erzherzog Karl zum ersten Mal gelungen, Napoleon zu schlagen. Die Gräfin Voß, die kurz darauf nach Mecklenburg zu ihren Gütern reiste, nahm noch eine Abschrift der Siegesmeldung, die erst am folgenden Tage gedruckt publiziert wurde, mit zu ihren dortigen Freunden.

Marie Gräfin von Brühl (1779-1836), die sowohl eng mit der Gräfin Voß als auch mit der Fürstin Radziwill befreundet war, hatte wichtige Verbindungen zu den hervorragenden Offizieren in Preußen. 1810 heiratete sie Carl von Clausewitz (1780-1831), ihre früh verstorbene Schwester war die Frau des Generals Ludwig von der Marwitz (1777-1837), und ihr Bruder heiratete eine Tochter Gneisenaus. Auch die Mutter Marias, Sophie Gräfin von Brühl, verkehrte in diesen Zirkeln, führte selbst ein großes Haus, hatte politische Interessen und gehörte zusammen mit der Fürstin Radziwill und Frau von Berg zu den wichtigsten Korrespondentinnen des Freiherrn vom Stein aus der Berliner Hofgesellschaft.

In einem Brief an ihren Verlobten Clausewitz beschreibt Marie Gräfin von Brühl bereits im März 1809 den Salon der Gräfin Voß als einen Treffpunkt bedeutender Persönlichkeiten, obgleich die Geselligkeit damals noch nicht so lebhaft war wie einige Monate später. Es heißt über die Gräfin Voß: „Jetzt ist sie alle Abend zu Hause und ich gehe ebenso regelmäßig alle Abend gegen neun Uhr zu ihr, und da sie mehrere Männer ein für allemal eingeladen hat und auch täglich einige hinkommen, so wäre es ganz natürlich, wenn Du dasselbe thätest. Von den Frauen kommt niemand hin als Friederike [Gräfin von Moltke, Hofdame der Prinzessin Ferdinand], Julie [Gräfin von der] Goltz und zuweilen, doch nur selten, Pauline [Gräfin von Néale, Hofdame der Fürstin Radziwill]. Mein Vetter und Schill, dessen

nähere Bekanntschaft Dich gewiß interessieren würde, sind tägliche Gesellschafter; ab und zu kommen die beiden Arnim, besonders der Dichter (der im gesellschaftlichen Umgange so einfach und angenehm ist, daß man ihn gar nicht für den Autor so toller Schriften halten sollte), der Graf Arnim, der junge Goltz, W[ilhelm] von Humboldt, Kettenburg u.s.w.“ An diesem Bericht ist bezeichnend, daß anscheinend auch die Regelmäßigkeit, mit der die Gräfin Voß jeden Abend „zu Hause“ war, zur Attraktivität ihres Salons beitrug. Man kam nicht „zu Besuch“, sondern die Bekannten gingen einfach abends dorthin, wenn sie nichts anderes vorhatten. Ein wöchentlicher „jour fixe“ konnte mit einer solchen Geselligkeit nicht konkurrieren. Die hier erwähnte Gräfin von der Goltz war die Frau des preußischen Außenministers August Graf von der Goltz; die Gräfin von Néale war jahrzehntelang eine rege Besucherin der Berliner Salons. Interessant ist ferner nicht nur die Bestätigung, daß Wilhelm von Humboldt und Achim von Arnim damals bereits dort verkehrten. Es ist auch wichtig für die Charakteristik dieses patriotischen Salons, daß dort besonders viele Militärs erschienen. Aber ganz allgemein war der Anteil der Offiziere unter den Salongästen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts höher als danach. *Signa temporis!*

In den zeitgenössischen Memoiren wird die Gräfin Voß nicht nur mit dem Tugendbund, sondern stets auch mit dem gescheiterten Schillschen Aufstand in Verbindung gebracht, da Schill ein Habitué in ihrem Salon war. Im April 1809 stand neben der Anteilnahme am Kampf Österreichs gegen Napoleon vor allem die Gestalt des bereits zum Volkshelden avancierten preußischen Majors Ferdinand von Schill im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses in Berlin. Achim von Arnim schrieb damals bewundernd: „Ich seh ihn jetzt fast täglich. Seine Lebendigkeit läßt noch viel erwarten; aber seine Wunden haben ihn geschwächt ...“ Wahrscheinlich lernte Arnim den Major von Schill im Salon der Gräfin Voß kennen, den der Dichter vor allem als politischen Salon, nicht als literarischen Zirkel charakterisiert: „Die letzten Wochen war ich meist Spätabend von 10 Uhr an in einem gar artigen politischen Kreise bei einer Gräfin Voß ... der von einer sogenannten eleganten Gesellschaft die ästhetische [Gesellschaft] genannt wird, sehr lächerlich, wir haben fast immer nur von Saragossa und niemals von Schlegel und Kotzebue gesprochen ...“ Auch angesichts des spanischen Freiheitskampfes wurden Hoffnungen auf den unerschrockenen Schill gesetzt. Seine Tapferkeit und seine nicht ganz abwegigen Überlegungen zu einem Aufstand im Bündnis mit Österreich standen seinen etwas unklaren Vorstellungen über die nötigen vorbereitenden Schritte gegenüber. Er überschätzte vor allem die Signalwirkung eines von ihm geführten Aufstandes für eine allgemeine deutsche Erhebung. Den Zeitgenossen fiel es schwer, ein ruhiges Urteil über

ihn zu fällen. Vor und während der Aktion Schills überwogen Wunschdenken und vager Optimismus; nach dem Scheitern des Aufstandes war es leicht, immer schon pessimistisch gewesen zu sein und Schill für einen Abenteurer gehalten zu haben. Ein recht ausgewogenes Bild zeichnete die Gräfin Sophie Schwerin von Schill, die nicht an seinem guten Willen zweifelte, ihn aber als „Opfer der Stimmung, die er selbst erregte“, beschrieb. Man habe ihn voreilig zum „Idol der Nation“ erhoben und ihn sogar „in rotem Zucker“ „auf den neuesten Kaffeekuchen geprägt“. Daß sich ein Mann, auf dem eine so große Hypothek von Hoffnungen lastete, schließlich zum Handeln entschloß, erscheint verständlich.

Über die Ereignisse, die Schill letztlich veranlaßten, den Aufstand zu wagen, gibt es verschiedene Überlieferungen. Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß die Gräfin Voß, die in ständigem Kontakt mit Schill stand, von den Vorbereitungen zum Aufstand wußte und sie auch unterstützte. Eine Version berichtet sogar von einer Initiative der Königin Luise, die sich damals noch in Ostpreußen aufhielt. Die Situation spitzte sich dadurch zu, daß die Franzosen einen Kurier mit Papieren aufgegriffen hatten, die Schill stark belasteten – eine Situation wie in *Wallensteins Tod*. Es ging in diesen Unterlagen um eine Koordinierung des Aufstandes mit einer westfälischen Erhebung; die Verhaftung Schills stand unmittelbar bevor. Schill habe nun „aus der nächsten Umgebung des Königs“ einen Zettel erhalten: „Der König schwankt, Schill, ziehen Sie mit Gott!“ und bei seinem Auszug aus Berlin seinen Husaren eine goldgestickte Brieftasche gezeigt, die er von der Königin erhalten habe. Als Schill erklärt habe, er werde sich dieser Gnade würdig erweisen, seien seine Truppen begeistert gewesen.

Die Legende hat immer die Königin Luise mit Schill in Verbindung gebracht, ohne daß es dafür einen Beweis gäbe. Der kurze Brief aus der „Umgebung des Königs“ bleibt mysteriös. Man könnte in diesem Zusammenhang auch an die Freundin der Königin, Frau von Berg, also die Mutter der Gräfin Voß denken.

Eine zweite Darstellung der Ereignisse, die Sophie Gräfin von Schwerin von einer engen Freundin der Gräfin Voß erfahren hatte und in ihren Memoiren wiedergibt, scheint eher den Tatsachen zu entsprechen. Die Gräfin Schwerin berichtet, Schill habe weder eine Marschorder noch eine Brieftasche von der Königin Luise erhalten: „Diese kleine Brieftasche nun war Schills eigene, die er wenige Tage vor seinem Ausmarsch der Gräfin Voß mit der Bitte überreicht hatte, etwas hineinzuschreiben. Sie schrieb jene bekannten Worte von Schiller: ‚Wer nicht das Leben setzt ein, – Dem kann nicht das Leben gewonnen sein!‘ und unterschrieb mit ihrem eigenen Taufnamen: ‚Luise‘.“

Da die Gräfin Voß nur mit ihrem Vornamen unterschrieb und wie die Königin „Luise“ hieß, konnte leicht das Gerücht entstehen, die Königin habe Schill zu seinem Vorgehen ermutigt. Vielleicht lag dies sogar in der Absicht der Gräfin Voß, die sich über die Zweideutigkeit der Unterschrift im klaren sein mußte. Und Schill selbst scheint das Seinige zum Erfolg dieser Zweideutigkeit beigetragen zu haben.

Marie Gräfin Brühl berichtete gerührt an Carl von Clausewitz über den letzten Besuch Schills vor seinem Ausrücken (wahrscheinlich fand die Begegnung im Salon der Gräfin Voß statt): „Der gute Schill! Er wußte wohl, welchen herzlichen Antheil wir an ihm nehmen und mit welchen aufrichtigen Segenswünschen wir ihn begleiten würden!“ Wie sie dachten viele Berliner Patrioten. Während der König sich von Schill distanzieren mußte und einen Haftbefehl ausstellen ließ, wartete man in Berlin, das Beispiel des spanischen Aufstands vor Augen, auf Erfolgsnachrichten, die jedoch ausblieben. Das Unternehmen schlug fehl, die Kooperation mit anderen Aufständischen in Preußen und Norddeutschland scheiterte; eine allgemeine Erhebung fand nicht statt. Am 31. Mai 1809 fiel Schill bei Kämpfen in Stralsund. Seine Freischar wurde teils zerstreut, teils gefangen genommen oder getötet, und im September wurden elf seiner Offiziere in Wesel erschossen. Schills Freunde in Berlin, so auch Achim von Arnim, waren tief deprimiert.

Der Salon der Gräfin Voß erreichte im folgenden Jahr, 1810, wahrscheinlich seinen größten Einfluß in der Berliner Gesellschaft. Achim von Arnims Freund Clemens Brentano, der inzwischen nach Berlin übersiedelt war, schrieb Ende Januar 1810 einen begeisterten Brief an seinen Schwager Savigny über die Berliner Salongesellschaft im allgemeinen und den Salon der Gräfin Voß im besonderen. Friedrich Carl von Savigny lehrte zu dieser Zeit noch in Landshut, sollte aber an der neuen Berliner Universität die Professur für Römisches Recht übernehmen. Brentano schrieb ihm: „Zuerst mußt Du bedenken, daß Du hier mit allen Menschen, die anderwärts [in Bayern] Montgelas und Zent[n]er heißen, in der genauesten Verbindung stehen würdest, da hier die Stände gar nicht so getrennt sind, indem sie eine allgemeine Berührung haben entweder in einem wahren oder Modeinteresse an der Kunst oder durch das allgemeine Unglück des Landes, das sie auf der Flucht oder in fremden Städten zusammengedrängt und vertraut gemacht hat, und es ist vielleicht nirgends so leicht, sich einen offnen Zirkel Abends täglich oder an bestimmten Tagen zu bilden, wo alles durcheinander ein- und austritt und sich ernsthaft oder scherzend unterhält; dazu gehört nichts als daß der Diener Tee herumträgt, der im Vorzimmer gemacht wird.“ Brentanos Einschätzung, daß viele Standesschranken

durch die Notsituation Preußens gefallen seien, ist zutreffend. Die hier so lobend hervorgehobene Offenheit in der Berliner Gesellschaft hat sich allerdings im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht durchweg erhalten. Die politischen, die gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse wandelten sich.

Der Salon der Gräfin Voß wird von Brentano als repräsentatives Beispiel für die ungezwungene Geselligkeit im damaligen Berlin aufgeführt: „.... man geht um acht oder neun Uhr hin, die Frauen, geistreiche Hofdamen oder sonst Staatensmenscher sitzen um den Tisch auf Sophan und stricken und plaudern. Allerlei Menschen, Offiziere, Prinzen, Doktoren, Minister, Nobels und Abgesandte, auch Poeten unterhalten sie oder sich. Manchmal liest irgend ein großes Talent etwas vor, und der Bediente reicht einem ein Glas Punsch, und das dauert bis gegen zwölf Uhr. Ich habe dort den Fürsten Radziwill, des Königs Schwager [sic!], einen herrlichen Musiker, der wie Bettine den Faust komponiert, aber schon vollendet hat, den Prinzen August, den Minister Dohna und den Prinzen Solms schon gefunden.“ Die von Brentano namentlich erwähnten Gäste gehörten alle der Hofgesellschaft und den politischen Kreisen Berlins an. Übrigens war der Fürst Radziwill, dessen Faustmusik in der Tat berühmt wurde, nicht der Schwager, sondern ein angeheirateter Onkel zweiten Grades von König Friedrich Wilhelm III. Der Minister Dohna, den Brentano sah, war Alexander Graf von Dohna-Schlobitten, 1808–1810 preußischer Innenminister, ein enger Freund der Henriette Herz und Zögling Friedrich Schleiermachers. Bei dem Prinzen Solms handelte es sich um Friedrich Prinz zu Solms-Braunfels, der mit einer Schwester der Königin Luise, der Prinzessin Friederike, verheiratet war.

Die Gäste im Salon der Gräfin Voß, ob sie nun Beamte, Offiziere, Adlige oder Prinzen waren, und auch die Dichter und Schriftsteller, die hier verkehrten, zeichnete aus, daß sie zum großen Teil sowohl den preußischen Reformerkreisen nahestanden, als auch fast alle leidenschaftliche Patrioten waren. Im Umkreis des Salons der Gräfin Voß bildete sich 1811 eine Gesellschaft, die noch stärker als dieser Salon selbst von der patriotischen Romantik geprägt war. Stellte der Voßsche Salon einen informellen, offenen Treffpunkt dar, so war diese neue Vereinigung ein reines Männerkollegium mit festem Mitgliederkreis. Es handelte sich um die „Christlich-Deutsche Tischgesellschaft“, die auf Initiative Achim von Arnims und Adam Müllers Anfang 1811 gegründet worden war. Die meisten Mitglieder waren Stammgäste im Salon der Gräfin Voß, so nachweislich Achim von Arnim, Adam Müller, Clemens Brentano, Heinrich von Kleist und Friedrich August Staegemann. Der Philosoph Fichte war Mitglied der Tischgesellschaft, aber wohl kein Habitué des Salons der Gräfin Voß. Außerdem zählten Graf Voß

selbst, Zelter, Reichardt, Savigny, Clausewitz, der Verleger Reimer und andere zu diesem patriotischen Club. Die Elemente freier Salongeselligkeit fehlten hier, die Tischgesellschaft gab sich vielmehr exklusiv und intolerant. Wie der Name bereits andeutete, waren Franzosen und Juden ausgeschlossen, aber auch Frauen und „Philister“. In dem kreuzritterlichen Eifer, eine deutsche patriotische Gesellschaft mit christlich-romantischen Idealen zu schaffen, wurde man unduldsam. Allerdings waren manche Mitglieder der Tischgesellschaft selbst skeptisch gegen viele der hochtrabenden Phrasen ihrer Vereinssatzungen. Friedrich August Staegemann spottete, die Tischgesellschaft habe trotz ihrer Überheblichkeit genügend „Philister“ in den eigenen Reihen. Übrigens verkehrten die Angehörigen der Tischgesellschaft weiterhin gern in den Berliner Salons, auch in denen der jüdischen Frauen.

Elisabeth
Staegemann

Der patriotische Salon der Fürstin Luise Radziwill glich, was die politische Akzentsetzung anging, dem der Gräfin Voß. Einen anderen Charakter hingegen hatte der Salon Elisabeth Staegemanns, die dafür sorgte, daß Literatur und Musik über den Tagesereignissen nicht vernachlässigt wurden, obwohl ihr Salon ebenfalls zum Umkreis der Christlich-Deutschen Tischgesellschaft gehörte. Es zählten hohe Staatsbeamte, Diplomaten und Militärs zu den Gästen. Hier wären zum Beispiel die Minister Beyme und Schrötter, der Reformer Theodor von Schön (aus Ostpreußen), der Polizeipräsident Justus von Gruner und die Generäle und Heeresreformer Boyen, Gneisenau und Clausewitz zu nennen. Elisabeth Staegemann hatte patriotische Gefühle, aber keinen politischen Ehrgeiz, und die Musik sowie die literarischen Gespräche in ihrem Salon waren interessant genug, um viele bedeutende Persönlichkeiten anzuziehen. Ein häufiger Gast war Heinrich von Kleist, der Staegemanns bereits aus Königsberg kannte; er zog jedoch den Salontabenden Gespräche mit Elisabeth Staegemann unter vier Augen vor. Kleist schätzte die „Staatsrätin“ und ihr literarisches Urteil; sie war zudem eine Freundin seiner Vertrauten, Marie von Kleist geb. von Gualtieri (1761–1831).

Elisabeth Staegemann und ihr ebenfalls dichtender Ehemann zeigten viel Verständnis für Heinrich von Kleist, der gelegentlich in ihrem Hause aus seinen Werken vorlas. Hedwig von Olfers geb. Staegemann, damals ein zehnjähriges Kind, erinnerte sich später noch lebhaft an die Dichterlesungen Heinrich von Kleists, wie sie dem Kleist-Biographen Otto Brahm mitteilte: „... er begann meist zaghaft, fast stotternd, und erst allmählich ward sein Vortrag freier, feuriger.“ Die *Penthesilea* und der *Prinz von Homburg* wurden im Staegemannschen Salon von ihm vorgelesen.

Der Selbstmord Kleists erschreckte Staegemanns, wie alle seine Freunde, zumal Kleist noch am 20. November 1811, also einen Tag vor seinem

Tod, Elisabeth Staegemann hatte besuchen wollen. Er war von Hedwig Staegemann abgewiesen worden, weil ihre Mutter krank war und niemanden empfangen konnte. Natürlich machte sich Elisabeth Staegemann später Vorwürfe, daß sie ihn nicht trotz ihrer Krankheit gesehen hatte. Kleist wurde tief betrauert; Freunde, die ihn im Salon der Staatsrätin Staegemann kennengelernt hatten, schrieben dieser besorgte Briefe, als sie die Nachricht vom Tode Kleists in der Zeitung lasen. Kapellmeister Reichardt fragte beunruhigt an, ob es sich bei dem Genannten um den ihm bekannten Heinrich von Kleist handle, den „Dichter jener interessanten Erzählungen, deren angenehme Lectüre ich Ihnen verdanke und mit dem ich selbst so manchen frohen Abend in Ihrem Hause zubrachte?“

Andere Literaten, die im Salon Elisabeth Staegemanns verkehrten, waren Achim von Arnim und seine Frau Bettine, Clemens Brentano, Carl von La Roche mit seiner Frau und die Wiener Schriftstellerin und Salonnière Regina Frohberg, dazu Gelehrte wie Friedrich August Wolff, Friedrich Carl von Savigny, der Kunsthistoriker Alois Hirt und der Philosoph Johann Gottfried Kiesewetter.

Schließlich muß aus dieser Zeit noch ein sehr kleiner und exklusiver, aber sehr einflußreicher politischer Salon genannt werden: der Salon der Staatsrätin Amalie von Beguelin (1778–1849), einer engen Freundin des Staatskanzlers Fürst Hardenberg. Während die Politik im Staegemannschen Salon keine große Rolle spielte und die Salons der Fürstin Radziwill und der Gräfin Voß mehr im patriotisch-konspirativen Sinne politisch waren, entsprach der politische Teetisch der Frau von Beguelin zwar nicht ganz dem Kriterium eines gemischten und offenen Salons, hatte aber hohen staatspolitischen Rang. Amalie von Beguelin, die Tochter eines Hofrats Cramer aus Glogau, war mit Stein, Hardenberg und Gneisenau freundschaftlich verbunden. Sie wurde in die Vorbereitungen der preußischen Erhebung eingeweiht, und in ihrem Hause fanden wichtige politische Zusammenkünfte statt.

Ihr Mann, Heinrich von Beguelin (1765–1818), war der Sohn des aus Neuenburg stammenden Gelehrten Nicolaus von Beguelin, der Hofmeister des späteren Königs Friedrich Wilhelm II. und Leiter der Philosophischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Berlin gewesen war. Heinrich von Beguelin wurde Staatsrat und einer der tüchtigsten preußischen Finanzbeamten; er war Mitglied des „Generalaccise-, Zoll-, Handlungs- und Fabrikendepartements“, das seit 1804 von dem Freiherrn vom Stein geleitet wurde. Dieser beauftragte Beguelin mit der Errichtung eines „Statistischen Bureaus“ für die preußische Staatswirtschaft und stand in lebhaftem Meinungsaustausch mit ihm. Zusammen mit Gneisenau war der Freiherr

*Amalie von
Beguelin*

vom Stein Pate des 1807 geborenen ältesten Sohnes von Heinrich und Amalie von Beguelin. Mit Gneisenau waren Beguelins seit 1803 bekannt, zu näherer Freundschaft kam es allerdings erst um 1807.

Nach der Niederlage von Jena waren auch Beguelins mit der preußischen Verwaltung nach Königsberg und schließlich nach Memel geflohen. Dort arbeitete Beguelin einige Zeit als Sekretär des Freiherrn vom Stein; er wollte diesen unselbständigen Posten aber nicht über längere Zeit ausüben und schied daher aus dem Staatsdienst aus. Unter Hardenberg kehrte Beguelin dann 1810 als Mitglied einer von diesem eingesetzten Finanzkommission in den Staatsdienst zurück. Er hatte sich nun – ähnlich wie Friedrich August Staegemann – unter anderem mit den preußischen Staatschulden und den an Frankreich zu leistenden Zahlungen zu befassen. In dieser Angelegenheit reiste er 1810 nach Paris, wo ihn seine Frau Anfang 1811 besuchte, die dabei auch als politischer Kurier eingesetzt wurde. Vor ihrer Abreise bat sie der preußische Gesandte in Paris, einen Brief an Hardenberg mit nach Berlin zu nehmen und persönlich zu überbringen. Für ihren Mann, der sie nicht noch mit einem zweiten politischen Brief belasten wollte, lernte sie einen Bericht an den Staatskanzler auswendig.

Amalie von Beguelin erreichte Berlin ohne Zwischenfall, überbrachte den Brief und referierte, was ihr Mann Hardenberg mitteilen wollte. Über ihre weitere Bekanntschaft mit Hardenberg schreibt Amalie von Beguelin in ihren Erinnerungen: „Bis dahin hatte ich den Staatskanzler nur sehr selten in Gesellschaften und nach Zwischenräumen von einigen Jahren gesehen; jetzt besuchte er mich und gab mir Aufträge für Beguelin, und dieser wiederum sandte mir die Antwort für den Staatskanzler.“ Bei diesen Manövern spielte offensichtlich die Furcht vor einer Überwachung der Korrespondenz Hardenbergs eine Rolle. Frau von Beguelin fährt fort: „So lernten wir uns näher kennen und er fing an zu glauben, daß er mit mir über die wichtigsten politischen Angelegenheiten sprechen könne, nachdem ich ihm versprochen hatte, darin verschwiegen zu sein.“ Dieser Gedankenaustausch zwischen dem Staatsmann und der Beamtenfrau war bemerkenswert, wenn auch keine Einzelerscheinung in der damaligen Zeit, wenn man etwa an den Briefwechsel des Freiherrn vom Stein mit mehreren klugen Damen der preußischen Hofgesellschaft denkt.

Die eigentliche Bedeutung der Rolle, die Amalie von Beguelin auf politischem Gebiet spielte, bestand jedoch darin, daß sich an ihrem Teetisch preußische Politiker und Militärs trafen, die hier ungestört über die politische Lage sprechen konnten. Vor allem das Gespräch zwischen Hardenberg und Gneisenau war wichtig. Beiden stand zwar das gleiche Ziel, die Verbesserung der traurigen Lage Preußens, vor Augen, aber sie waren sich über

den Weg dazu nicht einig. Hardenberg dachte wesentlich vorsichtiger und diplomatischer als Gneisenau, der auf eine preußische Erhebung gegen Napoleon hinarbeitete und dazu neigte, die Schwäche des preußischen Staates zu übersehen.

Amalie von Beguelin berichtet über die Zusammenkünfte in ihrem Hause: „In meinem Zimmer verhandelten beide Männer [d. h. Gneisenau und Hardenberg], wie einst Beguelin und Herr v. Stein, oft die wichtigsten Gegenstände, und es war vielleicht nicht weise, einer einfachen Frau so viel einzuräumen. Sie bildeten sich und auch wohl mir ein, daß ich Beurtheilung und politische Combinationsgabe besäße. Meine Worte wurden gehört und meine Ansichten geprüft.“

Dem vorsichtigen Hardenberg gegenüber plädierten Gneisenau und das Ehepaar Beguelin für eine Koalition und einen Feldzug gegen Napoleon. Besonders Frau von Beguelin machte sich zu einem temperamentvollen Anwalt antifranzösischer Politik. Sie berichtet in ihren Erinnerungen über ein Gespräch mit Hardenberg im Jahre 1811: „Einst, als ich dem Kanzler in höchster Begeisterung alles vorstellte, wie das Gefühl der gerechten Sache Muth einflößen und was ein glücklicher Krieg gegen Napoleon bewirken würde, wie wenig selbst kriegerische Nachtheile unsere trostlose Lage verschlimmern könnten, da schien es mir, als gäbe Gott selbst mir die Worte ein und als spräche ich klüger, als ich je zu denken fähig gewesen wäre.“

Der Appell an Hardenberg, daß selbst im ungünstigsten Fall einer erneuten Niederlage gegen Napoleon Preußen „das eigene Bewußtsein und die Hochachtung aller Edlen“ erhalten bleiben würden, beeindruckte Hardenberg so sehr, daß er sich zu der ritterlichen Antwort veranlaßt sah: „Nun wohl, ich will stehen oder fallen, aber Ihrer Achtung werth sein. Von nun an gehe ich dreist drauf los, und die Sache soll auch durch mich kräftig gefördert werden.“ Ganz wörtlich darf man diese Versicherung freilich nicht nehmen; denn mit ritterlichen Szenen ließ sich keine Politik machen. Immerhin war es Amalie von Beguelin gelungen, Hardenberg ihren und vor allem Gneisenaus Standpunkt eindrücklich klarzumachen. Nachdem Amalie von Beguelin Gneisenau den Verlauf der Unterredung mitgeteilt hatte, sah dieser ziemlich optimistisch in die Zukunft.

In der älteren Forschung wurde die „patriotische Tat“ der Frau von Beguelin stilisiert und gefeiert, doch sollte dabei nicht übersehen werden, daß Amalie von Beguelin wahrscheinlich auf Argumente Gneisenaus zurückgriff, die sie mit ihrem persönlichen Enthusiasmus verband. Bald sah Frau von Beguelin selbst ein, daß Gneisenaus Hoffnungen im Jahre 1811 noch verfrüht gewesen waren. Ohne das Ziel einer Befreiung von den Konsequenzen des Tilsiter Friedens aus den Augen zu verlieren, mußte zunächst

dem Druck der französischen Politik nachgegeben werden. Eine Fülle von Schwierigkeiten verschiedenster Art stellte sich ein. So öffnete zum Beispiel auch die preußische Polizei Briefe, und Gneisenaus Gegner in Preußen versuchten, ihn als „Jacobiner“ bei Hardenberg verdächtig zu machen. Es war anscheinend wieder Frau von Beguelin, deren Einfluß es gelang, Hardenberg von der Zuverlässigkeit Gneisenaus zu überzeugen.

Andererseits trübte eine diplomatische Mission Heinrich von Beguelins in Paris Anfang 1812 vorübergehend das Verhältnis der Beguelins zu Gneisenau, da dieser das unter dem Druck der Verhältnisse abgeschlossene Bündnis, die sogenannte Februarkonvention mit Frankreich, strikt ablehnte. Frau von Beguelin berichtet: „Beguelin war wegen seiner in Paris geschlossenen Convention angefeindet, verleumdet und verhaftet. Nur wenige glaubten, er habe nicht anders handeln können ... Man sah nur die harten Opfer und nicht die harte Notwendigkeit.“ Auch die Fürstin Luise Radziwill beklagte dieses Bündnis sehr. Sie empfand es als besonders deprimierend, daß Preußen Frankreich Soldaten zur Verfügung stellen mußte. Auf einen hoffnungslosen Brief der Fürstin hin schrieb der Freiherr vom Stein, das napoleonische Gewaltsystem müsse schließlich früher oder später zusammenstürzen. Er deutete sogar vorsichtig an, es könnte sich bei der Februar-konvention nur um eine vorübergehende, politisch unumgängliche Maßnahme handeln. Allerdings räumte er ein, daß die Lage der Militärs nicht zu beneiden sei. Während höhere Offiziere die Möglichkeit hatten, Preußen zu verlassen und in russische Dienste zu gehen (Carl von Clausewitz z. B. machte davon Gebrauch), hatte das Gros der Soldaten keine Wahl. Der Freiherr vom Stein war sich bewußt, daß die preußischen Soldaten ihr Blut für die Unterdrückung ihres Vaterlandes vergießen mußten, wenn sie gezwungen waren, gegen diejenigen zu kämpfen, die sie als ihre Befreier ansehen konnten. Durch diese Situation und durch dieses Dilemma wurde bereits damals die zur Jahreswende 1812/13 von General Yorck (von Wartenburg) mit den Russen geschlossene Konvention von Tauroggen als mögliche logische Konsequenz vorbereitet. Preußische Truppen würden, wenn es sich nur irgendwie machen ließ, nicht gegen die russische Armee kämpfen, bei der sich zudem viele preußische Offiziere aufhielten, die aus Protest gegen das preußische Bündnis mit Frankreich ihren Dienst quittiert hatten. Zur Zeit der Konvention von Tauroggen hielt sich der Freiherr vom Stein als einflußreicher Berater in der Umgebung des russischen Zaren auf.

Vorerst war das Bündnis Preußens mit Frankreich, das nicht zu vermeiden gewesen war, eine Tatsache. Indes bemühte sich Hardenberg nun, neben seiner offiziellen profranzösischen Politik noch eine Geheimpolitik zu treiben. Gneisenau befand sich im Sommer 1812 mit seiner Billigung in

London, um mit den Engländern über eine mögliche Koalition zu verhandeln. Ein chiffrierter Brief, den Gneisenau am 29. August aus London nach Berlin schickte, wurde gleich nach seiner Ankunft gemeinsam von Hardenberg, Heinrich und Amalie von Beguelin entziffert. Das Verhältnis Gneisenaus zu den Beguelins hatte sich damals bereits wieder freundschaftlich normalisiert. Bis zum Ausbruch der Befreiungskriege blieb das Haus der Beguelins eine wichtige Vermittlungsstelle, und Amalie von Beguelin korrespondierte weiter mit Gneisenau. Über ihre Freundschaft mit Hardenberg kursierten viele Gerüchte. Doch da dem Staatskanzler unzählige Liebschaften nachgesagt wurden, spielt es keine Rolle, ob seine Beziehungen zu der hübschen Amalie von Beguelin über das Konventionelle hinausgingen. Die Bedeutung Amalie von Beguelins liegt wesentlich in der Zusammenführung Hardenbergs und Gneisenaus in ihrem Salon und in dem beachtlichen Beitrag, den sie zur Annäherung von deren Standpunkten geleistet hat.

Friedrich Meinecke schätzte die Erinnerungen der Frau von Beguelin nicht nur als „eine der schönsten Perlen“ der deutschen Memoirenliteratur, sondern auch als sachliche und zuverlässige Quelle, die sich in der Schilderung der Zeitgenossen bemühe, „zu einer gerechten Totalansicht der Persönlichkeit zu gelangen“. In Amalie von Beguelins Freundschaft mit Gneisenau, den sie Hardenberg politisch näherbrachte, hätten „das persönliche und das große geschichtliche Moment“ zusammengewirkt.

Während der Befreiungskriege 1813/14 trat die Bedeutung der Berliner Salons völlig hinter das karitative Engagement der Salondamen für die Soldaten und die Verwundeten zurück. Die Schirmherrschaft über diese Aktivitäten übte die Prinzessin Marianne von Preußen aus, eine Schwägerin des Königs, die auch eine enge Vertraute der verstorbenen Königin Luise gewesen war. Die Berlinerinnen beteiligten sich nach ihren Kräften und Möglichkeiten an den Hilfsmaßnahmen. Im Palais der Fürstin Luise Radziwill wurde ein Lazarett eingerichtet, organisatorisch begabte Damen, wie die spätere Salonnière Sophie Gräfin von Schwerin, kümmerten sich um die sehr schwierige Verteilung und Versendung von Hilfsgütern, und vor allem Amalie Beer, eine energische und vermögende Frau, setzte sich selbstlos ein. Henriette Herz, die inzwischen nach Berlin zurückgekehrt war, erteilte Kriegswaisen und anderen mittellosen Kindern kostenlosen Unterricht.

Als Anfang März 1813 die russischen Truppen in Berlin einmarschierten, empfing die Fürstin Luise Radziwill erfreut den russischen General Benkendorff und den berühmten Marschall Kutusow in ihrem Hause. Das Bündnis des preußischen Königs mit dem Zaren wurde dann am 15. März bekanntgegeben. Im Gefolge des Zaren Alexander, der selbst nach Berlin

kam, befanden sich viele Freunde der Fürstin Radziwill, die sie in ihren Erinnerungen erwähnt. Es ist anzunehmen, daß damals die alten Bekannten wie Stein und Clausewitz wieder im Salon Radziwill verkehrten. Das volle gesellschaftliche Leben setzte in Berlin aber erst 1814 langsam wieder ein; die interessanteren Salons befanden sich nach dem ersten Pariser Frieden zunächst in Wien, wo die Neuordnung Europas nicht nur an den Konferenztischen, sondern auch in den Ballsälen und in den Salons einflußreicher Frauen besprochen wurde. Einer der glänzendsten Salons war der des französischen Außenministers Talleyrand, dem die Frau seines Neffen Edmond vorstand. Diese war Dorothea, die jüngste Tochter der Herzogin von Kurland, die sich schon im Kindesalter in Berlin als *Salonnier* hatte betätigen dürfen und der das Vorbild ihrer Mutter vor Augen stand. Auch ihre ältere Schwester Wilhelmine, die Herzogin von Sagan (eine enge Freundin Metternichs und des Zaren Alexander), führte einen Salon in Wien und besaß großen Einfluß. Die Mitglieder der preußischen Delegation beim Wiener Kongreß waren besonders häufig bei der Baronin Fanny von Arnstein anzutreffen, einer geborenen Itzig aus Berlin. Frau von Arnstein war mit führenden Persönlichkeiten der Berliner Salons verwandt, bekannt oder befreundet, und sie war bestrebt, die Bemühungen der preußischen Kongreßdiplomatie zu unterstützen. In vielen Briefen berichteten die Mitarbeiter Hardenbergs, so vor allem Staegemann und Varnhagen, über das elegante gesellschaftliche Leben in der Kongreßstadt. Berlin konnte zu dieser Zeit nichts Ähnliches bieten.

Während des Winters 1814/15 wurde auch in Berlin der Frieden gefeiert. Im Dezember 1814 gab Fürst Anton Radziwill ein großes Fest für den Zaren, der sich damals in Berlin aufhielt, und die Fürstin Radziwill ließ eine kostümierte allegorische Quadrille aufführen, in der man den Frieden szenisch darstellte. Viele Damen der Berliner Hofgesellschaft und der Salons wirkten bei dieser Vorführung mit. Doch der Frieden war noch nicht gesichert. Napoleon kehrte im März 1815 von Elba zurück und entfesselte einen Krieg, der neue Sorgen und neue Trauer mit sich brachte. Auch die Berliner *Salonnieren* hatten in diesem Krieg noch viele Opfer zu beklagen, so verlor Henriette von Crayen, deren jüngster Sohn in weimarischen Diensten auf Napoleons Russlandfeldzug gefallen war, nun ihren zweiten Sohn, einen preußischen Offizier. Der Ehemann der Sophie Gräfin von Schwerin, der 1814 vom preußischen König als offizieller Siegesbote von Paris nach Berlin geschickt worden war, fiel in der Schlacht von Waterloo.

Der zweite Pariser Frieden beendete die napoleonischen Kriege endgültig, doch die ereignisreichen und in vieler Hinsicht schmerzlichen Kriegsjahre klangen noch lange in den Unterhaltungen der Berliner Salons nach.

Im Salon der Frau von Crayen wurde 1816 der ehemalige Gouverneur Moskaus, Graf Rostoptschin, bestaunt, der 1812 den Befehl gegeben haben soll, die alte russische Hauptstadt in Brand zu stecken. Langsam blühten die Salons in Berlin wieder auf. Die Salonkreise der Zeit vor den Befreiungskriegen fanden sich, soweit ihre Mitglieder in Berlin bzw. überhaupt noch lebten, wieder zusammen, und mehrere neue bedeutende Salons entstanden.

Die Salons im biedermeierlichen Berlin

Die Salons unter dem Vorzeichen der Restauration

Während sich die literarischen, musikalischen und künstlerischen Salonzirkel Berlins seit 1814/15 – zum Teil sogar in ähnlicher Zusammensetzung wie vor 1813 – wieder zusammenfanden und das kulturelle Leben im biedermeierlichen Berlin aufblühte, kam es nach den Befreiungskriegen in Preußen auf politischem Gebiet zu Enttäuschungen, welche die Kreise der ehemaligen patriotischen Salons hart trafen. Mit dem Wiener Kongreß, der Restauration der Bourbonen in Frankreich, der Heiligen Allianz zwischen dem Zaren, dem Kaiser von Österreich und dem König von Preußen sowie mit der Gründung des Deutschen Bundes, der an die Stelle des 1806 aufgelösten Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation trat, begann die Ära Metternich. Der österreichische Staatskanzler war die dominierende Gestalt der politischen Bühne Deutschlands. Auch Preußen geriet schnell ins Fahrwasser der österreichischen Politik; die preußischen Reformen wurden nicht weitergeführt, statt dessen zum Teil sogar abgebaut. Die ehemaligen Reformer verloren an Einfluß, und selbst der Staatskanzler Fürst Hardenberg wurde seiner reformerischen Vergangenheit wegen angegriffen. Am schwersten wog, daß König Friedrich Wilhelm III. von Preußen sein Verfassungsversprechen nicht einlöste. Da das politische Klima in den Jahren nach 1815 zunehmend schlechter wurde, resignierten viele Mitglieder der Berliner Salongesellschaft, die den Reformerkreisen nahegestanden hatten. So hatten die Ansätze zu politischen Salons keine Chance, sich weiterzuentwickeln; eine legitimistische, christliche Romantik löste die reformerische Romantik und die Ideen des Neuhumanismus ab.

Noch im Sommer 1815 hofften manche Reformer und Patrioten, so auch Luise Gräfin Voß, auf eine „innere Reorganisation“ Preußens nach der siegreichen äußeren Befreiung. Am 27. August 1815 schrieb sie an Gneisenau in Paris: „Aeußere Sicherheit ist das unentbehrlichste Gut, was unsere Siege sich erwerben müssen, damit endlich einmal mit Ruhe und Besonnenheit an dem Werke unserer inneren Reorganisation kann gearbei-

tet werden: denn das thut noth! Nur indem alle angeregten Elemente sich von innen heraus durch lebendige Kraft des Geistes zu einer wahren Nationalität verbinden, können wir hoffen, daß von uns ein wahrer Segen für die Menschheit ausgehe, und daß wir den Platz in der Geschichte einnehmen werden, der uns durch die große Masse von Kräften, die bei uns in Anregung gebracht ist, offenbar von der Vorsehung angewiesen worden.“ In dieser Betrachtung, die sich, wohlgemerkt, nicht auf Deutschland, sondern auf Preußen und seinen Führungsanspruch innerhalb Deutschlands bezieht, wird, nach den militärischen Erfolgen Preußens in den Befreiungskriegen, auch ein gewisses politisches Sendungsbewußtsein angedeutet. Zunächst müßten freilich, so die Gräfin Voß, die preußischen Reformen abgeschlossen werden: „das Innere“ müsse, „wie früher die Armee, als Phönix aus seiner Asche“ wieder erstehen.

Diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung. Zwar wurde damals in Preußen ein Ausschuß gebildet, dem u. a. Hardenberg und Wilhelm von Humboldt angehörten und der sich mit der Vorbereitung einer Verfassung für Preußen befassen sollte; ferner wurden auch in den einzelnen Provinzen Befragungen über die dortigen Verfassungszustände und -wünsche durchgeführt. Doch alle diese Bemühungen blieben ergebnislos, weil sie sich zu lange hinzogen. Inzwischen gewannen anti-konstitutionelle Freunde und Berater immer stärkeren Einfluß auf den König, der sich seit 1819 vollends ins Schlepptau Metternichs nehmen ließ.

Auch Adam Müller, der Staatstheoretiker und alte Freund der Gräfin Voß, war ins Metternichsche Lager übergewechselt. Er versuchte in seinen Briefen Einfluß auf sie zu nehmen, konnte sie aber weder zum Katholizismus, zu dem er selbst übergetreten war, noch zu seinen strengen Anschauungen über eine hierarchische politische Welt nach Gottes Willen bekehren. Immerhin freute sich Müller, daß der stark von der katholischen Romantik geprägte Joseph Maria von Radowitz, der später als einflußreicher Politiker und Freund König Friedrich Wilhelms IV. eine wichtige Position einnahm, der Schwiegersohn der Gräfin Voß wurde.

Wie schnell das um 1815 noch relativ liberale politische Klima in Berlin durch politische Intrigen verändert wurde, veranschaulichen die Berichte des Diplomaten und Schriftstellers Karl von Woltmann, der als Agent Metternichs klatschsüchtig und gehässig über Berliner Persönlichkeiten berichtete, denen liberale oder nationale Neigungen nachgesagt wurden. Auch Caroline von Berg und die Fürstin Luise Radziwill wurden scharf von ihm angegriffen. Letzterer warf er vor, sich – mit Billigung ihres Freundes Gneisenau – auf den polnischen Thron setzen zu wollen. Zum damaligen Zeitpunkt war eine solche Anklage absurd; es hatte lediglich viele Jahre

zuvor, unter ganz anderen Konstellationen, Überlegungen in dieser Richtung gegeben, die aber keine feste Gestalt gewannen. Daß der König trotz mancher Meinungsverschiedenheiten volles Vertrauen in die Radziwills hatte, zeigte sich darin, daß er den Fürsten Anton Radziwill zum Statthalter in Posen ernannte.

Schon 1816 bat Gneisenau, der als „Jakobiner“ unter vielen Verdächtigungen zu leiden hatte, um seine Entlassung. Die Fürstin Luise Radziwill und Marie von Clausewitz hatten vergeblich versucht, ihn von diesem Entschluß abzuhalten. Auch im Salon Staegemann, in dem viele preußische Reformer verkehrten, war man mit der innenpolitischen Entwicklung unzufrieden; nicht zuletzt der Hausherr selbst. Staatsrat von Staegemann, der 1816 geadelt worden war und vom Staatskanzler Hardenberg hoch geschätzt wurde, geriet in eine recht schwierige Situation, als er Ende 1818 zum Leiter der neuen *Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung* berufen wurde, deren erste Nummer am 2. Januar 1819 erschien. Staegemann stand als Reformfreund diesem Amt skeptisch gegenüber, da er den geringen finanziellen und politischen Spielraum, über den er verfügte, sehr wohl kannte. Karl August Varnhagen, später selbst zeitweise ein Mitarbeiter der Staatszeitung, bemerkte – wohl im Sinne Staegemanns – zu dessen neuen Aufgaben: „.... gebundene Schreibweise heißt sonst in Versen, hier ist es Prosa.“ Die Zensurvorschriften wurden nach der Ermordung Kotzebues und den Karlsbader Beschlüssen verschärft; in Preußen erhielt der damalige Polizeidirektor Kamptz Vollmacht, gegen verdächtige liberale Persönlichkeiten, potentielle „Revolutionäre“, vorzugehen. Sogar die Staatszeitung wurde unter strenge Kontrolle gestellt, und vergeblich protestierte Staegemann dagegen, daß sie zu einem Werkzeug der publizistischen „Demagogenverfolgung“ gemacht wurde. In einem offenen Gespräch mit Hardenberg hielt Staegemann diesem vor, auch er müsse doch die Karlsbader Beschlüsse mißbilligen, worauf ihm der Staatskanzler nur resigniert zu verstehen gab, daß ihm die Hände gebunden seien. Hardenberg wußte, daß Staegemann sein Amt würde abgeben müssen: Dieser war nicht zum Mitglied des Zensurkollegiums ernannt worden, weil er, wie der Staatskanzler ihm sagte, „für einen Liberalen gelte“. Da sich zunächst kein Nachfolger für Staegemann fand, blieb der Staatsrat allerdings noch bis 1820 unter unerfreulichen Bedingungen auf seinem Posten.

Die Situation Friedrich August von Staegemanns war symptomatisch für viele Reformer, ebenso sein Verhalten angesichts des reaktionären Kurswechsels in Preußen. Man distanzierte sich nicht entschieden von dieser Politik, weil man sich nicht seiner eigenen, wenn auch geringen Einflußmöglichkeiten begeben und einem möglicherweise ultrakonservativen Nach-

folger Platz machen wollte. Im Salon Elisabeth Staegemanns klagten die liberalen Freunde und Kollegen ihres Mannes über die Zensurvorschriften und die wachsende politische Unfreiheit, doch sie resignierten. Sie gingen nicht in die Opposition, ließen sich aber um so lieber durch die Musik und die literarischen Gespräche im Staegemannschen Salon von ihren politischen Sorgen ablenken.

Manche ehemalige Reformer und Besucher der patriotischen Salons gerieten 1819 als „Liberale“ in ernsthafte Schwierigkeiten. Schleiermacher wurde bespitzelt, und das Haus seines Schwagers Ernst Moritz Arndt in Bonn wurde durchsucht. Augenzeugin war Henriette Herz, die sich auf der Rückreise von Italien dort aufhielt. Einer ähnlichen Aktion wurde der liberale Buchhändler Reimer in Berlin unterworfen, und bei ihm gefundene Briefe Gneisenaus wurden beschlagnahmt. Die Fürstin Luise Radziwill erfuhr davon und schrieb empört an Gneisenau, der ihr versicherte, er selbst habe diesen Vorfall mit Gleichmut zur Kenntnis genommen. Niemals habe er etwas geschrieben, das gegen ihn sprechen könnte. Er halte zwar eine Verfassung für das Wohl des preußischen Staates für erforderlich und gelte deshalb als „Jakobiner“, doch er sei ein Legitimist und ein Antirevolutionär. Gneisenau befand sich wie viele seiner Freunde in dem Dilemma, zugleich konstitutionell und königstreu eingestellt zu sein. Damit hatte er die reaktionären Junker und absolutistischen Beamten in Preußen und die Agenten Metternichs gegen sich, obwohl er selbst sich gleichzeitig über die Möglichkeit eines Übergreifens radikaler revolutionärer Strömungen, die vor allem von Frankreich ausgehen konnten, sehr sorgte.

Politisch engagierte Salons gab es in diesem Klima, im Gegensatz zur Zeit der Vorbereitung des Kampfes gegen Napoleon und zur Zeit des Aufbruchs, in Berlin nicht mehr. Es existierten wohl noch Salons der Diplomatie und der hohen Bürokratie; der Salon der Frau von Crayen ist hier als aufschlußreiches Beispiel zu nennen. Man diskutierte dort keine politischen Geschäfte und Theorien, aber da häufig leitende Staatsmänner, z. B. der berüchtigte reaktionäre Innenminister von Schuckmann, anwesend waren, versuchte man sich der Hilfe oder Protektion einflußreicher Männer zu versichern, etwa bei der Jagd nach Stellen und Ämtern.

Auch die Mitglieder der neuen bourbonischen Gesandtschaft Frankreichs suchten den – französischsprachigen – Salon der Frau von Crayen gern auf; schon deshalb, weil sie die dortige, an das Ancien Régime erinnernde Atmosphäre schätzten. Ferdinand Chevalier de Cussy, ein Gesandtschaftssekretär der französischen Botschaft, berichtet, man habe Frau von Crayen dort nur „Ninon de Lenclos“ genannt, weil sie zugleich liebenswürdig und vornehm gewesen sei. Ihr Salon habe eine Schule des guten Tons

dargestellt und ihre zahlreichen Liebhaber seien zu treuen Freunden geworden, ganz wie bei der berühmten französischen Salondame.

Auch die jüngere Elise von Hohenhausen bestätigt, man habe die ganze „vornehme Welt“ Berlins bei Frau von Crayen antreffen können, vorwiegend jedoch Herren; „namentlich liebten es die ernstesten Staatsmänner, sich dort von der witzigen, bösen Zunge der Dame erheitern zu lassen.“ Sie verglich sie mit der geistreichen, sarkastischen Marquise du Deffand und hob damit ihre boshaf-witzige Art hervor.

Der Staatskanzler Hardenberg, der Frau von Crayen sehr schätzte, erschien zwar nicht selbst in ihrem Salon, weil er schwerhörig und meist überarbeitet war. Doch viele Persönlichkeiten aus seiner näheren Umgebung, so sein Schwiegersohn, der Fürst Pückler-Muskau, der später als Schriftsteller und Gartenbaukünstler berühmt wurde, und Hardenbergs Arzt und Berater David Ferdinand Koreff nahmen daran teil; ferner Diplomaten und Schriftsteller. Frau von Crayen verkehrte bei Hof und sah ihrerseits die Hofgesellschaft in ihrem Salon; auch mit ihrem alten Verehrer, dem Herzog-Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar stand sie bis zu dessen Tod 1828 in freundschaftlichem Kontakt. Joachim Kühn bezweifelt in seinem Aufsatz über Frau von Crayen die Aussage des Chevalier de Cussy, auch preußische Prinzessinnen im Salon der Henriette von Crayen getroffen zu haben: Es seien damals keine Töchter des Königs in ausgehäftigem Alter in Berlin gewesen. Diese Argumentation ist aber insofern nicht schlüssig, als man auch an die Schwägerinnen des Königs denken könnte oder an die Fürstin Luise Radziwill, die weiterhin ihren preußischen Prinzessinnentitel führte.

Der politische Standort Frau von Crayens lässt sich nicht eindeutig bestimmen, da sie Freunde in allen politischen Lagern hatte. Daß böse Zungen, die Varnhagen zitiert, aber nicht namentlich nennt, behaupteten, Frau von Crayen sei „Herrn von Schuckmann’s besoldeter Spion, sie bekomme förmlich Geld für ihre Zuträgereien“, ist wohl aus der Verschwörungs- und Überwachungshysterie des Jahres 1821 heraus zu verstehen, die sich auch durch andere Bemerkungen Varnhagens belegen lässt. Frau von Crayen war wahrscheinlich keine Anhängerin des Metternichschen Systems, und noch weniger teilte sie die Ansichten der Kreise der ehemaligen Christlich-Deutschen Tischgesellschaft, wo immer stärker moralisiert und zudem eine hierarchische Staatsordnung vertreten wurde. Als sie einmal mit Savigny, Brentano und anderen bei dem späteren konservativen Politiker Ludwig von Gerlach eingeladen war, wurde über Staat und Kirche, Katholizismus und Papst, die moderne Zeit und die allgemeine Sittenverderbnis gesprochen. Clemens Brentano fing in diesem Zusammenhang an, von der

christlichen Ordnung des katholischen Mittelalters zu schwärmen, doch Frau von Crayen bemerkte nur ironisch, es sei in der Tat „christlich“ gewesen, die Sünder, wie häufig geschehen, zugrundegehen zu lassen. „Brentano war sehr erbaulich“, meinte sie, „ – was fehlt uns aber? Das Christentum, nicht der Papst.“

Henriette von Crayen hatte auch ihre Schwächen; so pflegte sie z. B. gelegentlich ihren Gästen aus den Liebesbriefen ihrer berühmten Verehrer vorzulesen. Sie besaß ein ganzes Archiv davon, ihr „musée d’amour“, wie sie es nannte. Man übersah ihre Schwächen und liebte sie. Varnhagen berichtet im März 1827: „Frau von Crayen hat Abends beim Nachhausefahren durch Umschlagen des ... Wagens den Arm gebrochen. Sie ist über 70 Jahre alt, und die Theilnahme für sie ist allgemein; der König schickt täglich zu ihr, und hat ihr Küche und Keller anbieten lassen.“

Der Salon der Henriette von Crayen (1755-1832), der eine Brücke zwischen dem 18. und dem 19. Jahrhundert bildete, war ohne Zweifel der interessanteste Beitrag, den die französische Kolonie zu den Berliner Salons lieferte. Auch Frau von Crayens Tochter Victoire von Crayen (1786 oder 1787 - nach 1862) war bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein ein wichtiges und beliebtes Mitglied der Salongesellschaft in Berlin – ein Beispiel für die Familiengeschichte in Salonkreisen.

Die Zügelung der konstitutionellen Bestrebungen, überhaupt die konservative Luft der Restaurationszeit ließen die politischen Interessen in Berlin vorerst ermatten, zumal nach den Kriegsjahren ohnehin ein allgemeines Ruhebedürfnis bestand. Erst um 1830 kam es wieder häufiger zu interessanten politischen Gesprächen in den Berliner Salons, wie später noch näher erläutert werden wird. Davon unberührt, wuchs die Zahl der Berliner Salons zwischen 1815 und 1830. Gebildete und kunstinteressierte adelige und bürgerliche Kreise fanden sich in „Teezirkeln“ zusammen, und der „ästhetische Teetisch“ wurde, die früheren Usancen der Berliner Salons vor Napoleon aufgreifend, zunehmend zur Modeerscheinung, die zum Klischee erstarrte und schnell ihre Kritiker und Spötter fand. Die Zeit nach 1815 wurde – und das kam vielen Salons zugute – von einem Rückzug ins Private, in den engeren Freundeskreis und in die Literatur oder Musik gekennzeichnet. Dieser Rückzug ist nicht ausschließlich als „Flucht“ vor den unerfreulichen politischen Tagesereignissen zu bewerten. „Berliner Biedermeier“ bedeutete auch die bewußte Kultivierung „innerer“, d. h. geistiger, seelischer und ästhetischer Werte – bei einer „äußerer“ Anspruchslosigkeit, welche durch die allgemeine Verarmung der preußischen Bevölkerung in den Jahren 1806 bis 1815 für viele ohnehin notwendig wurde.

Literarische Salons und „ästhetischer Teetisch“

Die tatsächlichen und die erfundenen Exzesse der Mode „ästhetischer“ Teezirkel in Berlin wurden von den zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern mit Genuss verspottet. Dem populären Klischee gemäß entfalteten elegante Damen in langweiligen Teestunden einen von Sachkenntnis ungetrübten Enthusiasmus für die Reimereien verkannter Genies. Doch eine ganze Reihe bedeutender literarischer Salons brauchte sich bei solchen Angriffen nicht angesprochen zu fühlen. Salons wie die von Elisabeth von Staegemann, Amalie von Helvig, Elise von Hohenhausen und Rahel Varnhagen waren Mittelpunkte des spätromantisch-biedermeierlichen literarischen Lebens und einer anspruchsvollen, kultivierten Geselligkeit. Der schwedische Dichter und Literaturhistoriker Per Daniel Amadeus Atterbom (1790-1855), der sich 1817 und 1819 längere Zeit in Berlin aufhielt, schrieb über seine dortigen Erfahrungen und besonders im Hinblick auf den Salon der Frau von Helvig: „Es ist mir ein ganz neues Schauspiel, eine zahlreiche Versammlung zu besuchen, in der es zum guten Ton gehört, etwas anderes als langweilig zu sein; wo beide Geschlechter, ohne daß sie über ein Nichts schwatzen oder einander boshafte Mustern, mit ebenso großer Vertraulichkeit wie Lebhaftigkeit zum eigenen und allgemeinen Vergnügen beitragen; wo man anderen Zeitvertreib als Kartenspielen, Essen und Tanzen gleich einem Tagewerk sucht; wo angenehme Erzählungen, scharfsinnige Reflexionen, Gedichte, Ansehen von Malereien und Kupferstichen die Stunden beflügeln und wo jedes Mitglied es wagt und vermag, sich als ein Individuum mitzuteilen, welches nicht unablässig durch Aufführung und Phrasenschwall eine alltägliche, auswendig gelernte Lektion wiederholt.“ Dieser Bericht belegt, daß es in Berlin im Jahre 1817 Salons gab, welche die Tradition der großen Salons um 1800 weiterführten, wennschon die Geselligkeit nicht überall in Berlin diesem Niveau entsprach. Nach mehrwöchigem Aufenthalt in Berlin ließ auch Atterboms Begeisterung etwas nach; im August 1817 äußerte er einschränkend: „... die berühmte superfeine Kultur kam mir, als ich ihr erst näher den Puls gefühlt hatte, nicht selten ebenso oberflächlich und trocken vor wie der Sand, aus dem sie hervorgewachsen war.“ Dies wollte er jedoch nicht auf alle geselligen Kreise Berlins bezogen wissen; namentlich klammerte er seine Freundin, die Salonnière Amalie von Helvig (1776-1831), als „Priesterin des Schönen und Wahren“ von solcher Oberflächlichkeit aus. Auch andere Literaten urteilten nicht in Bausch und Bogen. Vor allem diejenigen Salons, in denen sie selbst freundschaftlich verkehrten und ein positives Echo fanden, wurden von der Kritik ausgenommen.

Daß das kulturelle Leben in Berlin nach den Befreiungskriegen einen großen Aufschwung erlebte, läßt sich an den Berliner Salons schon rein zahlenmäßig belegen. Zwischen 1808 und 1812 hatte es in Berlin acht große Salons gegeben, doch während des Kriegsjahres 1813/14 kam das Salonleben wieder weitgehend zum Erliegen. Zwischen 1815 und 1830 gab es dann zwölf bedeutende Salons in Berlin, die z. T. über viele Jahre bestanden. Hier sind die Salons der Fürstin Luise Radziwill, der Luise Gräfin Voß, der Sara Levy, der Henriette von Crayen, der Amalie von Helvig, der Elisabeth von Staegemann, der Rahel Varnhagen, der Albertine von Waldow, der Amalie Beer, der Schwestern Bardua, der Elise von Hohenhausen geb. von Ochs und des Hauses Mendelssohn-Bartholdy/Hensel zu nennen..

Aus dem „Randgebiet“ der Salons ließen sich noch vier weitere Namen hinzufügen: Bettine von Arnim (1785-1859), die mit ihrer musikalischen Geselligkeit damals noch nicht den Salonnieren zuzurechnen ist, Caroline von Humboldt (1766-1829), die sich immer nur vorübergehend in Berlin aufhielt, Elise Gräfin Bernstorff (1789-1867), die eine anspruchsvolle Diplomatengeselligkeit pflegte, und die Dichterin Elisa von der Recke (1754-1833), der es um 1815 nicht gelang, im kurländischen Palais den Salon ihrer Schwester, der Herzogin Dorothea von Kurland, wiederzubeleben.

*Elisabeth von
Staegemann*

Für die Jahre nach 1815 hob der Schriftsteller und Historiker Wilhelm Dorow besonders die Bedeutung des Salons der Elisabeth von Staegemann (1761-1835) hervor, der freitags, zeitweise anscheinend auch donnerstags seinen „jour fixe“ hatte. Bekannte „Fremde und Einheimische“ hätten ihn gern aufgesucht und im Umgang mit der Geheimen Staatsrätin und ihrer hochmusikalischen Tochter aus erster Ehe, Antoinette von Horn (geb. Graun; 1785-1859), einen außerordentlichen geselligen „Genuß für Geist und Herz“ gefunden. Der General Ernst von Pfuel (1779-1866), ein Freund Heinrich von Kleists und jahrzehntelanger wichtiger Habitué der Berliner Salons, verkehrte hier; ferner traf man Dichter und Schriftsteller wie Wilhelm Müller (1794-1827) oder Helmina von Chézy (1783-1856; eine Enkelin der Karschin), die das Libretto zu Carl Maria von Webers Oper *Euryanthe* (1823) schrieb. Zu den Gästen zählten auch häufig Amalie von Helvig, Henriette von Crayen sowie seit 1819 wieder Karl August Varnhagen von Ense, nun mit seiner Frau Rahel. Es handelte sich bei dem Staegemannschen Salon um keinen mondänen Salon im Sinne aufwendiger, glänzender Geselligkeit. Man unterhielt sich über verschiedene Themen, spielte gelegentlich Karten oder musizierte, oft handarbeiteten die Damen, und die Herren lasen dazu vor. Besonders beliebt waren die Werke des romantischen Dichters Friedrich Baron de la Motte-Fouqué (1777-

1843), der 1811 mit seinem Feenmärchen *Undine* sehr berühmt geworden war.

Die hohe preußische Beamtenchaft war durch manche ihrer Vertreter, so die Schulreformer Süvern und Nicolovius, im Salon Elisabeth von Staegemanns zugegen. Humboldts erschienen, wenn sie in Berlin waren, und es fanden auch regelmäßige „Kränzchen“ der Ministerialbürokratie bei Staegemanns statt. Gemäß der Tradition des 18. Jahrhunderts stellte man im Hause Staegemann gelegentlich noch Spieltische auf, es wurde jedoch nicht mehr von allen gespielt, und die Konversation dominierte. Es ging bürgerlich und bildungsbürgerlich zu; man sprach weniger über Politik als über andere „aktuelle“ Themen, wie z. B. Spiritismus und animalischen Magnetismus. Einmal führte die Frau des Innenministers von Schuckmann das Wort und „debattierte [d. h. verteidigte] in einem Gespräch über Magnetismus die Grundsätze ihres Mannes“, während der Direktor im preußischen Polizeiministerium und spätere Justizminister Karl Christoph Kamptz „die Ehre dieser Heilmethode retten“ wollte und sich auf eine ausführliche, aber schleppende Widerlegung der Ausführungen Frau von Schuckmanns einließ. David Ferdinand Koreff (1783–1851), ein Schriftsteller, Arzt und Magnetiseur, der als Berater Hardenbergs sehr einflußreich war (bis er von dem Medium Friederike Hähnel gestürzt wurde), zählte zu den Bekannten der Familie Staegemann und gab möglicherweise sogar Anlaß zu diesem Gespräch. Das Berlin der Spätromantik war von psychischen Phänomenen wie dem Magnetismus der Mesmerschen Schule, von Medien und ähnlichem fasziniert, was sich in vielen Erzählungen E. T. A. Hoffmanns wider-spiegelt, der Kammergerichtsrat in Berlin und ein Freund Koreffs war.

Achim von Arnim und seine Frau Bettine sowie deren Bruder Clemens Brentano gehörten zu den Stammgästen des Staegemannschen Salons. Clemens Brentano verließ zwar Berlin bald wieder, aber zwischen den Familien von Arnim und von Staegemann entwickelte sich für drei Generationen ein enger Verkehr. Bettine von Arnim freute sich, wenn ein Werk ihres Mannes im Salon Elisabeth von Staegemanns gute Aufnahme fand, und schrieb z. B. im Juni 1818 an Achim von Arnim: „Die Staegemann hat mir heute morgen Deine *Kronenwächter* wiedergebracht und mir versichert, daß nie ein Buch sie und die ganze Gesellschaft, der sie es vorgelesen, mehr interessiert habe wie dies, alle Menschen ihrer Bekanntschaft, die dies Buch gelesen, warten mit Ungeduld auf den zweiten Band.“ Auch der Bruder Achims, „Pitt“ von Arnim, der Obermundschenk des Königs, las im Salon der Staatsrätin Staegemann ein von ihm verfaßtes Trauerspiel vor, nachdem er der ebenfalls anwesenden Bettine vorher das Versprechen abgerungen hatte, sein Stück in jedem Fall zu loben, ob es ihr gefalle oder nicht.

Auch die jüngere Tochter Elisabeth von Staegemanns, Hedwig (1799-1891), begann um 1815 im Salon ihrer Mutter eine Rolle zu spielen. Angeregt durch das Vorbild ihres dichtenden Vaters hatte Hedwig von Staegemann damals bereits eine Reihe von Gedichten verfaßt, von denen einige anonym in der *Vossischen Zeitung* erschienen waren. Durch sie und ihre jungen Freundinnen erhielt der Staegemannsche Salon einen zusätzlichen Reiz. Gelegentlich kam Hedwigs Cousine Auguste von Wißmann (geb. Schwinck; 1792-1831) zu Besuch, welche die Frau des Oberpräsidenten von Frankfurt an der Oder war, dort selbst einen Salon führte und wegen ihrer Schönheit die „deutsche Récamier“ genannt wurde. Eine weitere Freundin war Laura Gedike (1799-1864), die Tochter des bekannten Pädagogen und spätere Frau des liberalen Schriftstellers und Historikers Friedrich Förster (1791-1868), die sehr gebildet und musikalisch war, aber auch den Berliner Dialekt perfekt beherrschte und sich als Matrone den Ruf eines liebenswürdigen Originals erwarb.

Schließlich ist noch Luise Hensel (1798-1876) zu nennen, die als Dichterin geistlicher Lieder bekannt wurde. Wahrscheinlich wurde sie durch ihren Bruder, den Maler Wilhelm Hensel (1794-1861), der ein Freund Friedrich Försters war, im Staegemannschen Hause eingeführt, wo sie sich eng an die gleichaltrige Hedwig von Staegemann anschloß. Im Staegemannschen Salon fand 1816 auch Luise Hensels schicksalhafte Begegnung mit Clemens Brentano statt. Der unruhige und suchende Dichter war von der Persönlichkeit des jungen Mädchens beeindruckt, und es gelang der frommen protestantischen Pfarrerstochter, ihn nach inzwischen schon fixierter Romantikertradition zur katholischen Kirche zurückzuführen, von der er sich einst abgewandt hatte. Luise Hensel konvertierte einige Zeit später selbst zum Katholizismus, doch brachte sie keineswegs ein bigottes Element in den Staegemannschen Kreis. Hedwig von Olfers geb. von Staegemann schrieb später über ihre Freundin, sie hätte niemals die Heiterkeit der anderen verachtet und habe ihre Frömmigkeit „mit Grazie, wie ein leichtes Kleid“ getragen. Luise Hensel zeichnete sich durch Menschenkenntnis und eine seltene Anziehungskraft auf andere aus.

Ihre Begegnung mit dem Generalstabschef von Gneisenau im Salon Elisabeth Staegemanns ist ebenfalls bemerkenswert. Gneisenau war ein häufiger Gast dort und eng mit dem Ehemann von Elisabeth von Staegemanns älterer Tochter, dem Major Friedrich von Horn, befreundet. Sehr gern nahm Gneisenau an den Pfänderspielen teil, die von Hedwig von Staegemann und ihren Freunden in einem Nebenzimmer veranstaltet wurden. Einmal gewann Luise Hensel eine Wette gegen Gneisenau, forderte ihm im Scherz zunächst seinen höchsten Orden ab, bat ihn statt dessen dann aber,

ihr aus seiner Jugend zu erzählen. Gneisenau versprach es ihr, scheute sich jedoch vor den zahlreichen Anwesenden. Einige Tage später nahm er eine Gelegenheit wahr, nur Luise Hensel und ihrer Freundin Hedwig von Staegemann von seiner harten und traurigen Kindheit zu berichten; beide mußten ihm versprechen, darüber zu schweigen. Erst ein halbes Jahrhundert später zeichnete Luise Hensel ihre Erinnerungen an dieses Gespräch auf; Pertz hat sie dann in seiner großen Gneisenau-Biographie verwertet.

Es herrschte allerdings nicht immer eine biedermeierliche Idylle im Staegemannschen Salon; das Verhältnis Elisabeth von Staegemanns zu Rahel Varnhagen war häufig gespannt. Während Karl August Varnhagen die um ein Vierteljahrhundert ältere, aber auch im Alter schöne Elisabeth von Staegemann verehrte und sich ihres Geburtstages noch zwanzig Jahre nach ihrem Tod wehmütig zu erinnern pflegte, hielt Rahel, die vielleicht etwas eifersüchtig war, die Königsbergerin für kühl und unnahbar. Diese Antipathie führte zu gelegentlichen Reibereien. Einen kleinen Eclat im Staegemannschen Salon löste die Verlobung von Elisabeths Tochter Hedwig mit dem jungen Diplomaten Ignaz von Olfers im Jahre 1823 aus. Rahel Varnhagen war verärgert, daß sie erst spät und formlos im Salon Elisabeth von Staegemanns von der Verlobung erfuhr. An Varnhagen in Bonn schrieb sie darüber, sie habe von Frau von Crayen „am runden Tisch“ die Aufforderung erhalten, Ignaz von Olfers zu gratulieren: „... sie sprach scherzend von Geburtstag, und ich ging ernst darauf ein. Kurz die Brautschaft wurde deklariert. Auf's *gaucheste!* dumme Entschuldigungen wegen des Annoncirens: ‚Der Mann sei abwesend. Nur Wenigen (??!) hätte sie's angesagt‘, und dann, seit *sechs* Wochen sei es. Ich machte es ihr durch Nicht-appuyiren noch saurer. Zu dumm *darf* man nicht sein. Sie sagte laut, zu allen Menschen gerichtet, als entschuldigende Anrede: es sei so lange her, daß sie eine Tochter verheirathet, daß sie gar nicht mehr wisse, wie man sich betrüge! Hear him! ‚Die Neuheit – sagte ich auch laut, für alle antwortend – sei für alle der Schmelz der ganzen Begebenheit‘; Beifallbrummen ward mir.“ Hier zeigt sich, daß auch unter den bedeutenden Frauen der Berliner Gesellschaft nicht immer ein guter Ton herrschte: hatte Elisabeth von Staegemann aus uns nicht näher bekannten Gründen einen Verstoß gegen die übliche Form und die Rechte der Neugier der Berliner Gesellschaft begangen, indem sie die Verlobung erst verspätet bekanntgab, so spielte sich Rahel Varnhagen, die sich wohl zurückgesetzt fühlte, zur Richterin über einzuhaltende Konventionen auf, ohne auf die einlenkenden Bemerkungen ihrer Gastgeberin zu reagieren. Erst mit dem Triumph eines anerkannten Bonmots gab sich Rahel zufrieden. Eine gewisse Animosität zwischen Rahel und Elisabeth von Staegemann verhinderte nicht, daß die ältere Tochter

Elisabeths, Antoinette von Horn, später eine enge Freundin Rahels wurde und daß diese gegen Ende der 1820er Jahre auch Hedwig von Olfers schätzten lernte.

In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre verschlechterte sich der Gesundheitszustand der Staatsrätin von Staegemann (gest. 1835) so sehr, daß sie sich von der Geselligkeit in ihrem Hause weitgehend zurückziehen mußte. Ihr Platz wurde zeitweise von Hedwig von Olfers eingenommen, die ihren Mann nicht auf eine diplomatische Mission in Brasilien begleiten konnte und daher vorübergehend wieder ins Elternhaus zurückkehrte (1826–1831). So wurden schon damals die Grundlagen des späteren Olfersschen Salons in Berlin geschaffen. Während dieser Zeit gestalteten sich die Beziehungen des Staegemannschen Salons besonders eng mit der Familie von Kleist, der Majorin Marie von Kleist (1761–1831), der schon erwähnten Freundin des Dichters Heinrich von Kleist, und ihren Kindern Adolph und Luise. „Lulu“ von Kleist (1802–1855; verehelichte Gräfin von Stosch), die Hedwig von Olfers besonders nahestand, war eine Vertraute der Prinzessin Elisa Radziwill. Elisa Radziwill ihrerseits kannte Hedwig von Olfers bereits seit ihrer Kindheit in Königsberg (1807/08). Durch diese engen Verbindungen erlebte Hedwig von Olfers das Liebesdrama zwischen dem Prinzen Wilhelm von Preußen (dem späteren Kaiser) und der Prinzessin Elisa Radziwill aus nächster Nähe. Die Prinzessin Elisa Radziwill war nicht ebenbürtig nach dem Hausgesetz der Hohenzollern, so daß die Liebenden zur Entzagung gezwungen waren. Auf einem Hofball Ende Januar 1827 bemerkte Prinz Wilhelm zu Hedwig von Olfers, auf den Brasilienaufenthalt ihres Mannes anspielend, sie habe es weitaus besser als er selbst, da sie nur unter einer vorübergehenden Trennung zu leiden habe.

*Amalie
von Helwig*

In regem Austausch mit dem Staegemannschen Salon stand der Salon der Amalie von Helvig geb. von Imhoff (1776–1831), einer Nichte der durch ihre Freundschaft mit Goethe bekannten Charlotte von Stein. Vor ihrer Heirat mit dem schwedischen Oberst Karl Gottfried von Helvig war Amalie von Imhoff Hofdame in Weimar gewesen und hatte zum literarischen Zirkel der Herzoginwitwe Anna Amalia gehört. Mit Goethe und Schiller stand Amalie von Imhoff in engem Kontakt und wurde von beiden Dichtern in ihren eigenen literarischen Produktionen ermutigt und gefördert. Seit 1815 lebte Amalie von Helvig mit ihrem inzwischen in preußische Dienste übergetretenen Mann in Berlin, wo sie ebenfalls über hervorragende Verbindungen verfügte. Gneisenau und die Prinzessin Marianne von Preußen waren die Paten ihrer 1818 geborenen Tochter Dorothea. Der Salon der Frau von Helvig gehörte bald zu den bedeutendsten der preußischen Hauptstadt. Noch 1829 schrieb sie bescheiden an ihren Vetter Fritz von Stein über ihre

Geselligkeit, sie sehe ihre Bekannten „in der Regel Montags“ bei sich, „wo ohne gebeten zu werden sich ein durch den Zufall oft recht passend zusammentreffender Kreis gebildeter und sich bilden wollender Menschen sammelt, denn auch einige jüngere Menschen gehören dazu ...“.

Ihr Salon vertrat – stärker noch als zuvor die Salons von Henriette Herz, Sara von Grotthuß und Rahel Levin – die Weimarer Klassik in Berlin. Zu ihren Gästen gehörten August und Ottilie von Goethe während ihres Berlin-aufenthaltes 1819. Doch der Salon wurde auch von den literarischen Vertretern der Spätromantik besucht, auch verkehrten Angehörige der hohen preußischen Beamten- und Offizierskreise hier. Zu den wichtigsten Stammgästen der damals etwa vierzigjährigen Amalie von Helvig gehörten um 1815 außer ihrem langjährigen Korrespondenten und Freund Gneisenau auch die Brüder Gerlach – der spätere Präsident Ludwig von Gerlach und der spätere General Leopold von Gerlach, ein Freund Friedrich Wilhelms IV. – und Clemens Brentano, die an ihrem Teetisch über Politik und Revolution, Romantik und Mittelaltersehnsucht sprachen (1818). Auch der liberale Verleger Georg Andreas Reimer sowie Ernst Moritz Arndt, wenn er in Berlin war, zählten zu den Besuchern, Fouqué, Chamisso, die Arnims und die meisten der wichtigen Berliner Salonnieren. Es wurde vorgelesen, man musizierte und sah sich Graphiken und Aquarelle an, da auch viele bildende Künstler – weitaus mehr als in den Berliner Salons der Frühzeit – im Salon der Frau von Helvig verkehrten. Die Bedeutung der bildenden Kunst in den Berliner Salons nahm seit der Biedermeierzeit stetig zu und erreichte während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. einen Höhepunkt.

Es wurden im Salon der Amalie von Helvig sogar regelrechte „Kunsttees“ veranstaltet, die nach dem Urteil Ludwig von Gerlachs zwar gelegentlich langweilig waren, an anderen Abenden – nach der Mitteilung des Komponisten und Musiktheoretikers Adolph Bernhard Marx und der Schwedin Malla Montgomery-Silfverstolpe – aber hochinteressant ausfielen. Die unterschiedlichen Beurteilungen können darauf zurückgehen, daß es sich um Abende mit verschiedenen Bildern und verschiedenen Gästekreisen handelte, doch das Interesse der Berichterstatter für künstlerische Dinge spielte in diesem Zusammenhang möglicherweise auch eine Rolle bei der Bewertung. Große Bewunderung im Salon der Amalie von Helvig erregten indische Malereien, Peter von Cornelius' Zeichnungen zum Goetheschen *Faust* sowie Wilhelm Hensels graphische Darstellung der „Lebenden Bilder“, die am preußischen Hof nach dem Gedicht *Lalla Rookh* von Thomas Moore aufgeführt worden waren – mit der Prinzessin Elisa Radziwill in der Hauptrolle als „Peri“.

Durch ihre guten Verbindungen nach Schweden erhielt Amalie von Helvig häufig ausländischen Besuch. Der Dichter Per Daniel Amadeus Atterbom ist schon erwähnt worden; der Historiker, Dichter und Philosoph Erik Gustav Geijer (1783–1847), der sich längere Zeit in Berlin aufhielt, zählte zu den Gästen, auch der Komponist Adolf Fredrik Lindblad (1801–1878) und die mütterliche Freundin der beiden letztgenannten, die verwitwete Malla Montgomery-Silfverstolpe, deren Tagebuch über ihren Berlinaufenthalt 1825/26 eine wertvolle Quelle für die Geselligkeit im Hause der Frau von Helvig darstellt.

Die Lektüre und das Gespräch über Literatur nahmen noch vor den musikalischen und künstlerischen Interessen den ersten Platz im Salon Amalie von Helvigs ein. Zur Zeit des griechischen Befreiungskampfes (1821–1829) setzte Amalie von Helvig ihre eigenen dichterischen Talente für die Sache der Griechen ein; ihr Gedicht *Für Griechenland* wurde zuerst in ihrem Salon vorgelesen (1825) und dann auch veröffentlicht.

Frau von Helvig war die wichtigste Repräsentantin der Weimarer Klassik in Berlin; die Lektüre der Werke Schillers und Goethes spielte eine große Rolle in ihrem Salon. Malla Montgomery-Silfverstolpe notierte im September 1825: „Wir lasen Schillers und Goethes Briefe aus der Zeitschrift ‚Kunst und Altertum‘. Im Anschluß daran erzählte Amalie von ihren Weimaraner Zeiten.“ Die Beziehungen der Amalie von Helvig zur Familie Schiller, die sich auch über den Tod des Dichters hinaus erhielten, machten ihren Salon zusätzlich interessant; so schrieb Hedwig von Olfers im November 1827: „Frau von Helvig ist wieder hier, Fräulein Schiller, ein hübsches Mädchen, Tochter des Dichters, ist mit ihr gekommen ... Die Helvig hat mich zu ihren Montagen eingeladen, und ich werde gern zuweilen hingehen.“

In den 1820er Jahren wurden die deutschen Klassiker, vor allem Goethe, auch dank der tatkräftigen Beteiligung der Berliner Salonnieren, so Rahel Varnhagens und Bettine von Arnims, zu literarischen Halbgöttern erhoben; doch in den Erzählungen der Amalie von Helvig, die Goethe wahrscheinlich am besten von allen Berlinerinnen kannte, erschienen auch unsympathische oder mit den gängigen Vorstellungen kollidierende Verhaltensweisen Goethes. Das tat dem Geniekult der Salonkreise allerdings keinen Abbruch. Man war bereit, nicht nur einen großen Dichter, sondern auch einen großen Menschen zu feiern, und räumte dem „Olympier“ größere Freiheiten ein als anderen.

Neben den Klassikern gab auch die romantische Dichtung im Salon der Frau von Helvig häufig einen Gesprächsgegenstand ab; sie war durch die Gäste Achim von Arnim, Clemens Brentano, Adelbert von Chamisso und Ludwig Tieck vertreten. Volkslieder, Sagen, ja sogar Spukgeschichten bil-

deten einen häufigen Gesprächsstoff, worin sich wiederum die Neigung der Zeit zu Spiritismus und Parapsychologie bemerkbar machte. Die Literatur des Sturm und Drang war keineswegs vergessen – Brentano las (1818) Jakob Michael Reinhold Lenz' *Soldaten* vor –, und die Begeisterung der Romantiker für Shakespeare schlug sich in diesem Salon in der Lektüre seiner Dramen nieder. Außerdem befaßte sich das Salongespräch so häufig mit der damals noch ganz jungen Sprachwissenschaft, daß Malla Montgomery-Silfverstolpe kopfschüttelnd in ihr Tagebuch schrieb: „Im übrigen redet man hier so viel von Sprache und der Art zu sprechen, daß einem schier die Lust zum Reden wie zum Hören vergeht.“ Dieser Bemerkung lag weniger die Tatsache zugrunde, daß Deutsch für Malla Montgomery-Silfverstolpe eine Fremdsprache war, als ihre Abneigung gegen diese Mode des Analysierens und Sezierens.

Neu hinzukommende Salongäste brachten häufig neue Anregungen in die Gesellschaft. Über den Abend des 28. Februar 1826 berichtet Malla Montgomery-Silfverstolpe ausführlich. Zunächst sei Bettine von Arnim erschienen und habe die Anwesenden zu einem Hauskonzert eingeladen. Dann kam der bedeutende Philologe Karl Lachmann (1793–1851), der eben damals bei Georg Andreas Reimer seine berühmte textkritische Ausgabe des Nibelungenliedes veröffentlichte (das Vorwort trägt das Datum des 5. Februar 1826). Nun las man gemeinsam die schwedische *Frithjofs-Sage* von Tegnér, wahrscheinlich in der ausgezeichneten Übersetzung von Amalie von Helvig selbst. Die Lektüre wurde durch die Ankunft der Caroline von Berg unterbrochen, der Mutter der Gräfin Voß und damaligen Oberhofmeisterin der Herzogin Friederike von Cumberland. Frau von Berg stand Amalie von Helvigs engster Freundin Henriette von Bardeleben (1780–1852) nahe, die an diesem Abend wahrscheinlich auch anwesend war und in deren Wohnung sich sonst häufig die ganze Salongesellschaft der Amalie von Helvig zusammenfand. Zuletzt stellten sich noch der Maler Geseller, ein Schüler des Peter von Cornelius, Adolf Lindblad und Adelbert von Chamisso ein. Malla Montgomery-Silfverstolpe beschreibt letzteren nicht nur als Dichter, sondern auch als einen großen „Botanikus, der die Welt durchzogen und viele fremde Länder gesehen hat“. Das Gespräch war während des ganzen Abends sehr angeregt; man unterhielt sich über die „Lage Frankreichs“, über Theater, Schauspieler und über Literatur. Solche Abende erhielten allein schon durch die bunte, zufällige Mischung der Gäste – durch Maler, Musiker, Gelehrte, Angehörige der Hofgesellschaft und einen Weltreisenden – ihren Reiz.

Amalie von Helvig selbst war nicht nur eine gute Gastgeberin und Gesprächspartnerin, sondern trat auch mit zahlreichen Dichtungen und Über-

setzungen hervor, sie schrieb für Almanache und Zeitschriften. Ihr einflussreichstes Werk blieb die oben erwähnte Übersetzung von Tegnér's *Friðjofs-Sage* (1826), die, wie Detlev von Liliencron in seinem Aufsatz in der *Allgemeinen Deutschen Biographie* über Amalie von Helvig bemerkte, ein „classisches Übersetzungswerk“ darstellte und bis 1879 acht Auflagen erreichte.

*Elise von
Hohenhausen
geb. von Ochs*

Während der Berliner Salon der Amalie von Helvig eine Verbindung zur Weimarer Klassik und zur schwedischen Romantik knüpfte, nahm sich der Salon der Dichterin, Schriftstellerin und Übersetzerin Elise Freifrau von Hohenhausen geb. von Ochs (1789–1857) der englischen Romantiker an, die in den 1820er Jahren mit wachsendem Interesse in Deutschland gelesen wurden. Elise von Hohenhausen war, als sie 1820 nach Berlin zog, bereits eine bekannte Übersetzerin, die u. a. Werke Sir Walter Scotts und Lord Byrons ins Deutsche übertrug. Sie beeinflußte den jungen Heinrich Heine, der sich von den englischen Dichtern anregen ließ und in seiner Berliner Zeit (seit Mai 1821) gern im Salon der Frau von Hohenhausen verkehrte. Er hatte sie bereits 1818/19 in Hamburg kennengelernt. Obgleich Elise von Hohenhausen nur vier Jahre, von 1820 bis 1824, in Berlin lebte, gelang es ihr, mit ihren „Diensttagen“ einen der bedeutendsten Berliner Salons der Biedermeierzeit zu schaffen. Sie berichtete aus Berlin für die Gesellschaftsspalten mehrerer Zeitungen, wodurch sie nicht unbeträchtlich zum Lebensunterhalt ihrer Familie beitrug. Ihr Mann, Leopold Freiherr von Hohenhausen, der ebenfalls schriftstellerisch tätig war und zu den Mitbegründern des *Mindener Sonntagsblattes* gehörte, verbrachte seine Zeit indessen weitgehend in der Konditorei Stehely oder mit erfolglosen Versuchen, in Berlin eine ständige Anstellung als Regierungsbeamter zu erhalten.

Elise von Hohenhausen schloß sich eng an Rahel Varnhagen an, in deren unmittelbarer Nachbarschaft sie zeitweise wohnte. Sie verkehrte auch bei Elisabeth von Staegemann, Amalie von Helvig und Henriette von Crayen. Ihre Verbindungen kamen ihrem Salon wie auch ihrer journalistischen Tätigkeit zugute. Sie wurde bei Hof vorgestellt, lernte den Kronprinzen, den späteren König Friedrich Wilhelm IV., kennen und beschrieb das berühmte Fest mit den Lebenden Bildern nach *Lalla Rookh* für das Cottasche *Morgenblatt*. Bei diesem Fest begegnete sie dem französischen Dichter Chateaubriand, der damals an der Botschaft seines Landes in Berlin tätig war. Er erwähnt Elise von Hohenhausen in seinen *Mémoires d'outre tombe*.

Da die Hohenhausens häufig in Geldverlegenheiten waren, ging es, was die Bewirtung anbetrifft, im Salon der Elise von Hohenhausen sehr sparsam zu. Doch es stellten sich dort trotzdem Mitglieder der Hofgesellschaft ein, Gelehrte wie der Jurist Eduard Gans oder der Philosoph und Mathematiker

Lazarus Bendavid. Vor allem trafen sich die Dichter und Schriftsteller Berlins bei ihrer Zunftgenossin, die sie schnell akzeptiert hatten; Adelbert von Chamisso, der Maler Wilhelm Hensel, der damals auch dichtete, Friedrich Baron de la Motte-Fouqué, Helmina von Chézy, Bettine von Arnim und heute fast vergessene Literaten wie Franz Horn, H. Clauren (Carl Heun), Friedrich von Uechtritz, Apollonius und Gotthilf August Freiherrn von Maltitz.

Beim Tee wurden literarische Gespräche geführt, und mitunter durften die Kinder der Dichterin, darunter die später ebenfalls schriftstellerisch tätige jüngere Elise von Hohenhausen (1812–1899), Gedichte aufsagen, etwa von Karl Immermann, der damals gerade beliebt wurde. Bei aller Verehrung Goethes wurde in diesem Salon kein Kult mit ihm getrieben. Besonders wichtig war, daß Heinrich Heine hier ermutigt wurde, sich mit der englischen romantischen Literatur auseinanderzusetzen: Damals war gerade Elise von Hohenhausens Übertragung des *Korsaren* von Byron erschienen (1820) und wurde wohl auch in ihrem Salon diskutiert. Die jüngere Elise von Hohenhausen berichtete später stolz, durch die Vermittlung ihrer Mutter hätte Heine Lord Byron erst wirklich entdeckt, dessen Gedichte einen „Gleichklang in seiner Seele“ weckten. Obschon solchen Bemerkungen gegenüber einige Vorsicht geboten ist, steht außer Frage, daß der Verkehr im Hohenhausenschen Salon Heines Begeisterung für Byron förderte. Elise von Hohenhausen war die erste, die Heine in ihrem Salon zum deutschen Erben Byrons erklärte, womit sie in der literarischen Öffentlichkeit allerdings vorerst noch auf Skepsis stieß.

Heine las in ihrem Salon aus seinen frühen Werken vor, den *Almansor*, den *Radcliff* und wahrscheinlich aus seiner *Harzreise*. Im allgemeinen fand er dort Beifall und Ermutigung, wurde allerdings bei sehr sentimentalnen Wendungen gelegentlich auch ausgelacht. An dem positiven Urteil der hübschen Elise von Hohenhausen lag Heine sehr viel, er schätzte sie als Übersetzerin hoch ein und traute ihr einen sicheren Geschmack zu. In seiner *Harzreise* lobt Heine ihre Byron-Übersetzungen, und in seinen *Briefen aus Berlin* erklärt er zu ihrer in Vorbereitung befindlichen Übersetzung von Sir Walter Scotts *Ivanhoe*, daß diese wohl noch besser ausfallen dürfte, „da in dem sanften, für reine Ideale empfänglichen Gemüthe der schönen Frau“ die malerischen Figuren Scotts noch getreuer „abgespiegelt“ werden könnten als die „Höllenbilder“ Byrons. „In keine schönern und zartern Hände konnte die schöne, zarte Rebecka gerathen, und die gefühlvolle Dichterinn braucht hier nur mit dem Herzen zu übersetzen.“ Der Kontakt zwischen den Hohenhausens und Heine riß nicht ab, nachdem sie Berlin verlassen hatten. Gelegentlich wurden Briefe und Bücher ausgetauscht, 1825 war

Heine zu Gast bei der Familie von Hohenhausen in Minden, und noch im Jahre 1852 besuchten Elise von Hohenhausen und ihre Tochter Elise Rüdiger während eines Parisaufenthaltes den kranken Dichter.

So erfolgreich sich der Salon der Elise von Hohenhausen in Berlin erwies, so enttäuschend blieb die Suche ihres Mannes nach einer höheren Beamtenstellung; er scheint ein nicht untalenterter, aber auch – vor allem in finanziellen Dingen – unzuverlässiger Mann gewesen zu sein, der trotz mancherlei Beziehungen keinen wirklichen Fürsprecher fand. Seine Tochter schrieb diesen Mißerfolg später einer Salonintrige zu. Um den Staatskanzler Fürst Hardenberg für sich zu interessieren, habe sich Leopold von Hohenhausen an dessen Berater Koreff gewandt, der seinerseits nicht abgeneigt gewesen sei, der von ihm verehrten Frau von Hohenhausen einen Gefallen zu erweisen. Die Möglichkeit einer Anstellung habe sich jedoch hinausgezögert, und nach Hardenbergs Tod habe sich diese Protektion sogar negativ ausgewirkt. Im Verlauf einer privaten Fehde zwischen Koreff und Frau von Crayen, welche die Hohenhausens in die Intrigen ihres Feindes verwickelt glaubte, habe diese nämlich ihren Einfluß bei dem preußischen Innenminister von Schuckmann geltend gemacht, um eine Anstellung zu verhindern. Diese Schilderung ist nicht durch andere Quellen abgesichert. Jedenfalls sah sich 1824 selbst der optimistische Baron von Hohenhausen gezwungen, seine Hoffnungen aufzugeben. Elise von Hohenhausen bereitete wahrscheinlich sehr erleichtert die Abreise der Familie aus dem kostspieligen Berlin vor, wo sie in gesellschaftlicher Hinsicht zwar Anregung und Anerkennung gefunden hatte, wo ihre Finanzen jedoch in Unordnung geraten waren.

In den 1820er Jahren gab es im Umkreis der hier bereits genannten Salons noch weitere, die weniger bekannt sind, deren Gäste sich aber zum Teil mit den hier angesprochenen Kreisen überschnitten. Albertine von Waldow (1774–1854), die in erster Ehe mit dem Dichter Franz von Kleist (1769–1797) verheiratet gewesen war und später die Schwiegermutter des Schriftstellers Alexander von Ungern-Sternberg wurde, führte einen solchen Salon, und die Malerin Caroline Bardua (1781–1864) entfaltete mit ihrer Schwester Wilhelmine (1798–1865) eine auf einen kleinen Kreis beschränkte, aber von vielen Künstlern und Schriftstellern geschätzte biedermeierliche Gastlichkeit. Ein anderer Treffpunkt war um die Mitte der 1820er Jahre das von Schinkel umgestaltete Schlößchen Tegel der Familie von Humboldt, das etwa eine Wagenstunde von Berlin entfernt lag. Hier stand die hochgebildete Caroline von Humboldt (1766–1829) einer kultivierten Geselligkeit vor.

Rahel Varnhagen

Den bekanntesten Berliner Salon führte damals erneut Rahel Levin-Varnhagen (1771–1833). Sie hatte nach dem Tode ihres Freundes Alexan-

der von der Marwitz schließlich 1814 Karl August Varnhagen von Ense geheiratet und ihn auf diplomatischen Missionen in Wien und Karlsruhe begleitet. Erst 1819 kehrte sie nach Berlin zurück – mehr als ein Jahrzehnt nach dem Ende ihres ersten Salons. Im November 1819 klagte die nun fast fünfzigjährige Rahel in einem Brief an ihren alten Habitué Karl Gustav von Brinckmann über den Verlust ihres alten Salons, über das Ende des genialen, geistreichen und leichtsinnigen Berlin der Zeit vor 1806, das durch Gestalten wie Prinz Louis Ferdinand von Preußen und Pauline Wiesel verkörpert worden war. Die Leichtigkeit des Tons und der Sitten hatte etwas Freies und Emanzipatorisches, das durch seine Offenheit und Spontaneität entwaffnete und durch Geist und Schönheit bezauberte. Rückblickend schrieb Rahel traurig: „Die ganze Konstellation von Schönheit, Grazie, Koketterie, Neigung, Liebschaft, Witz, Eleganz, Kordialität, Drang die Ideen zu entwickeln, redlichem Ernst, unbefangenem Aufsuchen und Zusammentreffen, launigem Scherz, ist zerstiebt.“ Es sei zwar noch ein bedeutendes geselliges Leben vorhanden, das die Zirkel anderer Städte übertreffe, doch es sei eben nicht mehr die alte Salongesellschaft: „Es sind unendlich viele gescheidte Leute hier: und ein Rest von Geselligkeit, der in Deutschland einzig ist. Aber *Meine* sind weg. Die da sind, sind veraltet.“

Die Erinnerung an tote Freunde, eigene Altersbeschwerden – sie halte keine langen Teeabende mehr aus – und ihre Unzufriedenheit mit dem allgemeinen politischen Klima in Deutschland nach den Karlsbader Beschlüssen trugen zu Rahels elegischer Stimmung bei. Das „ubi sunt ...“-Motiv ist deutlich erkennbar. Schon bald berichtete Rahel allerdings wieder über anregende Abende. Auch ihr zweiter Salon wurde eine Berliner Institution, und in den 1820er Jahren waren Heinrich Heine, Alexander von Humboldt, Leopold von Ranke und die Juristen Friedrich Carl von Savigny und Eduard Gans im Salon Rahels anzutreffen. Ferner stellten sich auch Fürst Pückler, Bettine von Arnim und Salonnieren wie Elise von Hohenhausen, Henriette Solmar (die nach Rahels Tod deren Salontradition fortsetzte), Amalie von Helvig, Hedwig von Olfers und die junge Generalswitwe Minna von Zielinski aus Frankfurt an der Oder (die spätere Salonnière Minna von Treskow) gern in ihrem Salon ein.

Im Februar 1829 berichtete Rahel an Varnhagen, der sich gerade in Kassel aufhielt, über einen Abend, an dem u. a. ihr Bruder, der Schriftsteller Ludwig Robert, der Stuttgarter Verleger Freiherr von Cotta mit seiner Frau, die Fürstin Adelheid Carolath – eine Enkelin Hardenbergs –, Bettine von Arnim und Elisabeth von Staegemanns ältere Tochter Antoinette von Horn bei ihr zu Gast waren. „Einen schönern Abend hat man wohl jetzt nicht so leicht in Deutschland“, schrieb Rahel stolz. Wenn ihr

zweiter Salon einiges von der Spontaneität und Ungezwungenheit ihres ersten Salons eingebüßt hatte, so widmete sich Rahel doch auch jetzt mit Eifer der Aufgabe, die ungezwungene, aber anspruchsvolle Konversation in Deutschland zum Blühen zu bringen; sie hatte bereits 1816 geschrieben: „Wir, die Deutschen, haben noch keine Sprache, so durch alle Geselligkeitsröhren getrieben, wie es die französische ist: ... Es liegt aber eine solche in unserer bereitet da; man braucht sie nur fertig zu machen, nur die Wortstücke dazu auszusuchen – auch ich kann dergleichen, weil das Tagesleben, wie bei den Franzosen, mein Kunststoff ist.“ Die Gestaltung der Tagesereignisse in der abendlichen Konversation zur „Lebensgeselligkeit“ sei auch in Deutschland möglich, wo bisher die Kanzelrede fast die einzige Gelegenheit zum öffentlichen Sprechen gewesen sei. „Lebensgeselligkeit“ bedeutete für Rahel eine Geselligkeit, in der man versuchte, die Ereignisse und Eindrücke des täglichen Lebens, des Alltags im öffentlichen wie im privaten Bereich in der abendlichen Konversation gleichsam auf eine höhere Ebene zu bringen. Nicht das „gelehrte Gespräch“ sollte kultiviert werden, sondern die anspruchsvolle Unterhaltung über allgemeine Dinge des Lebens. Das Leben selbst und das Zusammensein sollten bewußt gemacht und zum Kunstwerk geformt, zur Schönheit sublimiert werden. Existentieller Idealismus oder idealischer Existenzialismus waren das Anliegen. Es war ein alternativ-antithetisches Anliegen zur religiösen Lebensgestaltung. Daß sich Rahel in diesem Zusammenhang ausdrücklich auf die französische Lebensart und Konversation beruft, beweist den Vorbildcharakter der französischen für die deutschen Salons auch in der Zeit der Romantik. Zugleich beinhaltet Rahels Ideal der „Lebensgeselligkeit“ und Konversation das Ziel einer Emanzipation der deutschen Sprache vom bis dahin häufig dominierenden Einfluß der Theologie. Auch außerhalb der Kanzelrhetorik sollte auf eine gewandte und ausdrucksvolle Sprache Wert gelegt werden.

Rahel konnte zuhören, sprach aber selber gern und fesselnd. Daß ihr Gespräch im Alter nichts von seinem Zauber einbüßte, sondern häufig auch Skeptiker mitriß, belegt der bekannte Bericht des österreichischen Dichters Franz Grillparzer (1791–1872), der sich 1827 in Berlin aufhielt, ohne Interesse an den berühmten literarischen Zirkeln zu zeigen. Nachdem er von dem Dichter Fouqué in die Berliner Mittwochsgesellschaft eingeführt worden war und dort Varnhagen und Chamisso kennengelernt hatte, wollte ihn Varnhagen abends noch seiner Frau vorstellen. Grillparzer war zunächst erleichtert, als es hieß, Rahel sei nicht zu Hause. „Als wir aber die Treppe hinuntergingen, kam uns die Frau entgegen und ich fügte mich in mein Schicksal. Nun fing aber die alternde, vielleicht nie hübsche, von Krankheit zusammengekrümmte, etwas einer Fee, um nicht zu sagen Hexe,

ähnliche Frau zu sprechen an, und ich war bezaubert. Meine Müdigkeit verflog, oder machte vielmehr einer Art Trunkenheit Platz. Sie sprach und sprach bis gegen Mitternacht, und ich weiß nicht mehr, haben sie mich fortgetrieben, oder ging ich von selbst fort. Ich habe nie in meinem Leben interessanter und besser reden gehört.“

Der Verlauf eines Abends im März 1830 ist ausführlich überliefert; man diskutierte lebhaft über kulturelle und politische Tagesereignisse und kam dabei Rahels Ideal der „Lebensgeselligkeit“ sehr nahe. Varnhagen, Ludwig Robert und der Rechtsphilosoph Eduard Gans sprachen über die sich damals abzeichnende wachsende Intoleranz in religiösen Fragen sogar im traditionell großzügigen Berlin. Vor allem beklagten sie die zunehmend starre, dogmatische Haltung der protestantischen Orthodoxie in Preußen bei gleichzeitigem Aufblühen eines neuen, oft engstirnigen Pietismus, während sie auf katholischer Seite ein Wiedererstarken der Jesuiten registrierten. Viele der Salongäste Rahels hatten einen liberalen Standpunkt und äußerten scharfe Kritik am protestantischen und katholischen Eiferertum. Die konfessionellen Spannungen in Deutschland verschärften sich in den folgenden Jahren, während gleichzeitig der Antiklerikalismus liberaler Kreise wuchs, wie am Beispiel einiger Salonnieren noch erläutert werden wird.

Eine etwas exotische Gestalt in Rahels Salon war an diesem Abend der spanische Gesandte General Cordova, der zeitweise ein Günstling des spanischen Königs Ferdinand VII. gewesen war, sich nun jedoch auf seinem Berliner Gesandtenposten anscheinend mehr mit Theater, Mode, Kartenspiel und Musik beschäftigte als mit Politik. Er war ein enthusiastischer Parteidünger des Komponisten Spontini. Rahels Salongesellschaft verblüffte er dadurch, daß er – als erklärter Absolutist – einen von ihm selbst verfaßten Artikel aus einem französischen Oppositionsblatt, dem *Courrier français*, vorlas. Diese Zeitung stand ihm durch Freunde als Publikationsorgan offen, und es kümmerte ihn wenig, welche politische Richtung sie sonst vertrat.

Schließlich entwickelte sich ein Streitgespräch zwischen Cordova und dem liberalen Eduard Gans über die „Eide und Versprechungen“ eines Fürsten seinem Volk gegenüber: eine aktuelle Frage drei Monate vor Ausbruch der französischen Julirevolution – und wichtig nicht zuletzt auch für Preußen. Eduard Gans errang zum Vergnügen seiner Zuhörer einen eleganten rhetorischen und sachlich-argumentativen Sieg über seinen Kontrahenten, übrigens in französischer Sprache. Mit großzügiger Geste kam Gans dem ultraroyalistischen Spanier insofern entgegen, als er „zum Schlusse alles in die unerwartete Behauptung zusammenfaßte, es sei von Haus aus Unrecht, einem König dergleichen Eide zuzumuthen oder solche Verspre-

chungen abzufordern, die er ja freiwillig nie schwören oder geben würde“. Seiner Folgerung, den Monarchen im Konfliktfall daher gleich dem Zwang auszusetzen und sich nicht mit verbalen Versprechungen zu begnügen, konnte der General Cordova freilich nicht zustimmen.

Die Diskussion, die „wie ein improvisiertes Schauspiel von beiden Seiten recht schicklich aufgeführt worden“ war, wurde durch gelegentliche Zwischenbemerkungen Rahels und ihres alten Habitués General von Pfuel aufgelockert und in einem freundschaftlichen Ton gehalten. Der General regte einzelne technische Betrachtungen an, die abkühlend auf die Hitze des Gefechts wirkten, und Rahel baute die unvermeidlichen Spannungen der Diskussion durch „rasche Blitze eines leichten Humors“ ab; sie habe die „Härte der Berührungen durch Scherz zu mildern“ gewußt und dadurch selbst sehr treffende Anregungen gegeben.

Es wurde an diesem Abend auch musiziert. Einige Damen, unter ihnen auch die bekannte Sängerin Anna Milder-Hauptmann, trugen Lieder vor, und es ergaben sich musikalische Gespräche, die sich vor allem um die Sopranistin Henriette Sontag (1806–1854) und den Komponisten Gaspare Spontini (1774–1851) drehten. Rahel Varnhagens Gabe, im Gespräch auf ihre Gäste einzugehen, zeigte sich in einer längeren Unterhaltung über die auch von ihr verehrte Henriette Sontag. Diese war von Angelica Catalani, der großen Sängerin der vorhergehenden Generation, mit den Worten charakterisiert worden, sie sei in ihrem Genre – dem vorwiegend heiteren – vollkommen, doch ihr Genre sei klein.

Da Rahel bemerkt hatte, daß Eduard Gans während der allgemeinen musikalischen Diskussion zunehmend unruhig geworden war, übernahm sie die Aufgabe, dem Juristen das Phänomen Henriette Sontag „als politisches Ereignis“ zu erklären. Seit dem Ende der napoleonischen Zeit und der Befreiungskriege, seit der Restauration der Bourbonen in Frankreich sei „das Große und Erhabene geschwunden, das Mäßige, das Anmuthige“ sei an seine Stelle getreten. Das Außerordentliche sei dem Menschen auf Dauer unerträglich, er wolle nicht erschüttert und fortgerissen, sondern freundlich angesprochen werden. Auch im Künstlerischen sei, wie in der politischen und sozialen Landschaft Europas, ein „Gemisch von allem“ (hier taucht ein Polybios-Gemeinplatz auf) attraktiv: „.... ein artiges Betragen, gefällige Eleganz, sittsame Zurückhaltung bei gehöriger Lebhaftigkeit“. Henriette Sontag verkörpere dies alles, „und so ist sie denn“, schloß Rahel, „ein Ausdruck des politisch-sozialen Eklektizismus unserer Zeit, die Künstlerin, wie unsere Zustände sie hervorbringen, tragen, erlauben.“

Gegenüber den großen Zügen des Absolutismus sowohl als auch der nachfolgenden Revolution und des Empire Napoleons erschien Rahel der

politische und soziale Zustand der Restauration als eklektischer Kompromiß. In ihrer Argumentation verschmolz Rahel sehr geschickt die politische und musikalische Biedermeierzeit, und Eduard Gans erklärte auf ihre temperamentvolle Darstellung hin vergnügt, er wundere sich, daß er nicht selbst auf diesen Vergleich gekommen sei. Vielleicht war es nicht nur ein Vergleich, sondern vielmehr die halb im Scherz und halb im Ernst vorgetragene Einsicht in den strukturellen Zusammenhang der Geschichte, die Bedingtheit künstlerischer Leistungen auch durch die politischen und gesellschaftlichen Verfassungsgegebenheiten.

Das Gespräch endete bei der Diskussion der politischen Zustände im Frankreich Karls X.; es zeichnete sich damals bereits ab, daß das ultra-royalistische Ministerium Polignac früher oder später einen revolutionären Widerstand heraufbeschwören würde. Die meisten Anwesenden glaubten an ein nahe bevorstehendes Ende der Bourbonenherrschaft in Frankreich. Eduard Gans meinte, das liberalere Haus Orléans werde die ältere Bourbonenlinie dauerhaft ersetzen können, doch dem widersprach Rahel mit der Begründung, daß die Franzosen, die bereits einmal eine Republik gehabt hätten, immer zu ihr zurückkehren würden: „Allen Franzosen ... liegt die Republik in den Gliedern, und Republik werden sie werden. Ob ihnen zum Heil oder Unheil, das ist hier gleich; ich halte auch die Konstitutionen, nach denen alles verlangt und strebt, in ihrem Erfolge für gar nicht so gewiß, sie können vielleicht das größte Unheil sein, aber das hindert nicht, daß wir hinein und hindurch müssen, es ist kein anderer Weg in die Zukunft. Wie für uns die Konstitution ist für die Franzosen, die ja immer voraus sind – mein Vorvolk, wie ich sie nenne, – [die] Republik unvermeidlich.“

Rahel schloß zwar nicht aus, daß das Haus Orléans einmal zur Herrschaft kommen würde, bezweifelte jedoch, ob dies von Dauer sein könne. Ihr überlegenes, souveränes historisches Urteil wird hier sehr deutlich. Sie denkt in großen geschichtlichen Zusammenhängen, erkennt die Tendenzen der Zeit als wirksam und unvermeidlich, jenseits der Wertung von Gut und Böse, von Glück und Unglück.

Diskussionen wie diese in Rahels Salon wiesen über die Julirevolution in Frankreich hinaus und nahmen bereits einzelne Fragen der europäischen Revolutionen von 1848/49 vorweg. Mehr als alle anderen Berliner Salons jener Zeit nahm der späte Salon Rahel Varnhagens gelegentlich den Charakter eines politischen Salons an – lange vor den politischen Salons im Berlin der Revolutionszeit 1848/49. Rahel stand allen neuen Ideen und politischen oder sozialen Theorien offen, aber auch kritisch gegenüber. In ihrem Salon wurden die Gedanken des frühsozialistischen Saint-Simonismus, die aus Frankreich herüberkamen, besprochen und interessiert ver-

folgt. Gleichzeitig stand sie mit Konservativen wie dem Historiker Leopold von Ranke und dem Fürsten Pückler in freundschaftlichen Beziehungen.

Trotz einer gewissen liberalen Offenheit und der Einsicht, daß es in Preußen früher oder später eine Verfassung geben werde, hing sie doch an der preußischen Monarchie. Sie verehrte Friedrich den Großen und schrieb noch 1832 über Friedrich Wilhelm III., der seit dreißig Jahren ihr König war, sein Geburtstag bedeute einen lieben Festtag für sie: „Ein König, unter dem wir leben, ist geradezu ein Blutsverwandter. Von je war sein Glück und Unglück unseres: seine Ambition, unsre. Und ein *braver* König fühlt gewiß auch so für uns Landsleute alle. Man gibt ihm Vorschub und Respekt wie einem Vater: und er uns allen Liebe, Sorge, Nachsicht, wie an Kindern.“ Die Auseinandersetzung mit fortschrittlichen Gedanken bei gleichzeitiger Wertschätzung traditioneller Einrichtungen befähigte Rahel, einen Salon zu unterhalten, in dem sehr verschiedene politische Anschauungen diskutiert werden konnten.

Obgleich sich Rahels Salon bis zu ihrem Tod auf seinem hohen Niveau hielt, darf jedoch nicht übersehen werden, daß der berühmte Salon auch eine Belastung für die alternde und kranke Frau darstellte. Rahels Gäste fanden meist ihre Erwartungen an die Geselligkeit erfüllt, doch Rahel selbst kam sich manchmal unverstanden und isoliert vor. „Daß mich mein ganzer Kreis nicht kennt, ist eine alte, herbe, verhärtete Privation“, klagte sie im Herbst 1831 der Generalin von Zielinski, „.... und dürft' ich es sagen, so würde ich Ihnen sagen: es weiß keiner aus ihm [d. h. dem Kreis], daß es eine solche Person *giebt*, wie ich eine bin. Nicht von Geist, oder Güte; oder Talenten, und Verstand: aber von solchem Zusammenhänge in Gemüth und Überzeugung.“ Rahel wußte sich als geistreiche Unterhalterin anerkannt, sah sich aber in ihrer innersten Individualität nicht verstanden und sehnte sich nach wirklich gleichgestimmten Seelen.

Kritischen Beobachtern fiel auf, daß Rahel unter dem „Erfolgszwang“ stand, geistreich zu sein. Die Schauspielerin Karoline Bauer, die dem „Feuerwerk“ von Rahels Geist durchaus Bewunderung zollte, beanstandete, die berühmte Salonnier sei sich ihrer „Geistreichigkeit und Originalität“ zu sehr bewußt geworden und habe ein „Metier“ daraus gemacht, mit bedeutenden Äußerungen zu glänzen, weil ihr Mann sie ständig dazu antrieb. Manchmal habe es ihr, Karoline Bauer, geradezu leid getan, die blasse und müde Rahel am Teetisch sitzen zu sehen wie die Pythia auf ihrem Dreifuß, während der „Oberpriester Varnhagen“ ihr immer neue „Lorbeerblätter“ zum Kauen gegeben habe und die versammelte Gesellschaft gespannt auf neue geistreiche Orakelsprüche wartete, die sie schließlich produzieren mußte. Karoline Bauer machte aus ihrer Abneigung gegen Karl August

Varnhagen keinen Hehl, doch ihre satirisch zugespitzte Schilderung bestätigt, daß Rahel zumindest zeitweise unter dem Druck ihrer Berühmtheit – und nicht zuletzt ihres ehrgeizigen Mannes – stand.

Es ist bemerkenswert, daß Rahel in ihren letzten Lebensjahren eine enge Freundschaft mit der genialen, völlig unkonventionellen Bettine von Arnim schloß, die sich niemals ähnlichen Zwängen unterwarf. Auch Bettine fasizierte ihre Bekannten durch ihren Geist und ihre Lebhaftigkeit, es machte ihr jedoch sehr großen Spaß, die Gesellschaft zu schockieren oder zu provozieren. Als Rahel Varnhagen 1833 starb, gehörte Bettine zusammen mit Henriette Solmar und später Ludmilla Assing zu den „Erbinnen“ des berühmtesten Berliner Salons, ohne sich jedoch mit der Geselligkeit in ihrem Hause den formalen Regeln des Salons zu beugen.

Bevor im folgenden auf die Berliner Salons der Jahrhundertmitte, nach dem Tod der „klassischen“ Berliner Salonnière Rahel Varnhagen, eingegangen werden wird, bietet es sich an, den biedermeierlichen Musiksalons in Berlin einen eigenen Abschnitt zu widmen. Denn gerade in dem Zeitraum zwischen 1815 und 1830 erfuhr das Musikleben in Berlin eine bemerkenswerte Blütezeit.

Die Blütezeit der musikalischen Salons

Wichtige Charakteristika der biedermeierlichen Salons in Berlin waren ihre enge Verflechtung untereinander und ihre häusliche, ja familiäre Atmosphäre. Die Salonkreise waren überschaubar, der Stil war bürgerlich-biedermeierlich und selten extravagant. Ein *mutatis mutandis* vergleichbares „familiäres“ Klima bestand damals sogar zwischen den Berlinern und dem preußischen Königshaus. Die verstorbene Königin war geliebt worden, der König wurde verehrt, selbst wenn man seine Politik nicht billigte, und die Berliner nahmen herzlichen Anteil an den Hochzeiten und Schicksalen der Prinzen und Prinzessinnen. War schon der einfache Lebenszuschnitt des Königshauses geeignet, die Sympathien der Bevölkerung zu gewinnen, so tat die Musikbegeisterung der königlichen Familie bei den musikliebenden Berlinern ein übriges dazu. Die gemeinsamen Musikinteressen verbanden Angehörige aller Schichten. Der Dichter Atterbom schrieb im Sommer 1817 über die literarischen und musikalischen Interessen der Berliner: „Im übrigen läßt sich nicht leugnen, daß die ästhetische Kultur hier wirklich populär geworden ist; sie ist sogar bis zu den Stiefelputzern und Dienstmädchen herabgestiegen. Die Kellner in den Wirtshäusern prüfen mit Kennerblicken die plastischen Kunstwerke, die Barbiere sprechen von Schönheitssinn und Kunstgefühl, die Haarschneider von Gemüt und geläutertem Geschmack.“

Meine Aufwärterin beschwor mich, nicht die Aufführung von Schillers *Jungfrau* zu versäumen; „es ist“, sagte sie, „ein dramatisches Gedicht, das der deutschen Nation Ehre macht!“ Auf der Türschwelle des Hauses, welches ich bewohne, saß gestern abend ein Bedienter, blickte in die Abendröte und sang mit schmelzender Stimme aus der Oper *Undine*: „Rauscht, ihr grünen Bäume, durch die Nacht“ usw. Alle Kindermädchen lesen Fouqué und Hoffmann.“ Auch die Begeisterung für Carl Maria von Webers *Freischütz* und für die Sängerin Henriette Sontag, das sogenannte „Sontag-Fieber“, später für Jenny Lind und andere, ging durch alle Kreise der preußischen Hauptstadt. Wenn sie es sich eben leisten konnten, ahmten die Berliner ihren König nach, indem sie so oft wie möglich Konzerte, die Oper oder das Theater besuchten.

Berlin war schon lange eine musikbegeisterte Stadt. Die Oper und die Singakademie stammten bereits aus dem 18. Jahrhundert, doch die drei Jahrzehnte nach 1815 stellten einen Höhepunkt des Berliner Musiklebens dar. Eine Sternstunde der Romantik war die Premiere der von E. T. A. Hoffmann komponierten Oper *Undine* nach dem Feenmärchen von Fouqué, zu der Karl Friedrich Schinkel die Dekorationen schuf. Die siebzehnjährige Hedwig von Staegemann war hell begeistert, sie hatte das Märchen zuvor schon gelesen und fand es in der Oper wunderbar dargestellt und gesungen. „Die Pracht der Dekorationen, durch Schinkel angegeben, und die wunderliche Musik, die sich mit kühnen, zauberischen Schwingen über das ganze Stück legt, mag wohl viel zu der schönen Wirkung des Ganzen beitragen“, schrieb sie am 5. August 1816.

Die Singakademie unter der Leitung von Goethes Freund Carl Friedrich Zelter florierte in diesen Jahren. Zu den aktiven Mitgliedern zählten viele Angehörige der Berliner Salongesellschaft, so Hedwig von Staegemann, Lili Parthey (1800-1829), Enkelin Friedrich Nicolais und spätere Frau des Komponisten Bernhard Klein (1793-1832), die alte Sara Levy, die spätere Salonnierin Henriette Solmar, die künftige Komponistin Fanny Mendelssohn-Bartholdy und andere. Selbst in nicht mit Reichtum gesegneten Häusern wurde großer Wert auf gute Musik gelegt. Bei dem Geheimrat und Mathematiker August Leopold Crelle z. B. ging es sparsam zu. Es wurde nicht einmal Tee angeboten, höchstens etwas Gartenobst. Doch seine musikalischen Montagabende wurden häufig von Sängern der Königlichen Oper besucht, die den musikalischen Laienaufführungen professionellen Rückhalt gaben, und bei ganz besonderen Anlässen erschienen sogar Felix Mendelssohn-Bartholdy und Carl Friedrich Zelter.

Sara Levy

Auch in vielen Berliner Salons wurde die Musik gepflegt. Im Salon Sara Levys, die selbst noch eine Schülerin Wilhelm Friedemann Bachs gewesen

war, seinen Bruder Carl Philipp Emanuel Bach gefördert hatte und in der Frühzeit der Singakademie zu deren Solistinnen zählte, wurde die Musik der Familie Bach ganz besonders geschätzt. Sara Levy war eine außergewöhnliche Persönlichkeit, allerdings – im Gegensatz zu ihrer Schwester, der Baronin Fanny von Arnstein in Wien – nicht von schöner Erscheinung. Sie hatte, wie die Schriftstellerin Fanny Lewald später berichtete, ein „gewisses männliches Wesen“, war hoch gebildet und in vieler Hinsicht sehr konservativ. Anders als die meisten Mitglieder ihrer Familie trat sie nicht zum Christentum über, sondern blieb ihrem jüdischen Glauben treu. Ihrer altmodischen Kleidung wegen nannte man sie in der Verwandtschaft „die Stiftshütte“, und ein anderer Vergleich brachte sie mit dem trojanischen Pferd in Verbindung: Von außen sehe sie zwar „hölzern“ aus, innen aber stoße man auf die alten Griechen – eine Anspielung auf ihre klassische Bildung.

Sara Levys Konservatismus kam durch die musikalischen Soiréen, die sie veranstaltete, der Pflege Bachscher Musik in jenen Jahren zugute, in denen Bach nicht mehr „modern“ war. Sie selbst saß dabei am Flügel und spielte, von einem Orchester begleitet, nur Werke der Familie Bach. Als Großtante von Fanny und Felix Mendelssohn-Bartholdy nahm sie besonderen Anteil an der musikalischen Entwicklung Felix Mendelsohns. Sie befürwortete seine Ausbildung durch Zelter, und es darf angenommen werden, daß sie, die sogar wertvolle Autographen der Familie Bach besaß, das Interesse ihres Großneffen für Johann Sebastian Bach förderte. Die erste Wiederaufführung der Bachschen Matthäuspassion durch Felix Mendelssohn-Bartholdy im Jahre 1829 in der Berliner Singakademie war eine ganz besondere Freude für sie.

Im Salon der Amalie von Helvig wurde ebenfalls gelegentlich musiziert; hier waren Verbindungen zur schwedischen Musik in der Person Adolf Lindblads gegeben. Einen besonders ausgeprägten musikalischen Charakter hatte der Salon Elisabeth von Staegemanns in den Jahren nach 1814/15. Für die Musikabende in ihrem Hause war, wie bei den meisten musikalischen Salons, ein unbefangenes Zusammenwirken von professionellen Musikern und Laien charakteristisch. Der Künstler wurde zum Gast, und das Können der Amateure wurde durch seine Gegenwart ermutigt und aufgewertet. So spielte 1814 der Violinvirtuose Pierre Rode (1774-1830) im Staegemannschen Salon mit dem Staatsrat Jordan und zwei anderen Herren ein Quartett, das für die Zuhörer um so erfreulicher war, als der Geiger damals keine öffentlichen Konzerte mehr gab. Ein anderes Mal fand ein abendfüllendes Konzert von bekannten Musikern und Musik-Amateuren des Salon- und Familienkreises statt. Der Komponist und Pianist

Elisabeth von
Staegemann

Lauska spielte mit der jungen Hedwig Staegemann „eine sehr schwere Doppelsonate von Clementi“, Hedwigs ältere Schwester Antoinette von Horn sang gemeinsam mit einer Opernsängerin ein Duett, und auch andere Darbietungen dieses Abends fanden bei den Zuhörern großen Beifall.

Da Hedwig von Staegemann die poetischen Talente ihres Vaters geerbt hatte, der in den Befreiungskriegen durch seine patriotischen Dichtungen bekannt geworden war, lagen auch „dichterische“ Gesellschaftsspiele im Staegemannschen Salon nahe, an denen sich u. a. die Brüder Ludwig und Leopold von Gerlach, Wilhelm Hensel und seine Schwester Luise sowie Clemens Brentano beteiligten. Auf solche Weise improvisierte Hedwig mit einigen Freunden – die übrigens alle jünger als 20 Jahre waren – im Winter 1815/16 ein romantisches Singspiel in Anlehnung an die damals sehr beliebte Paësiello-Oper *La bella Molinara* und Goethes Müllerromanzen. Hedwig von Staegemann war Rose, die schöne Müllerin, der junge Dichter Wilhelm Müller mußte natürlich den Müllerburschen darstellen, Wilhelm Hensel war der Jäger, Luise Hensel der Gärtnerknabe und der spätere liberale Historiker Friedrich Förster war der Junker. Die allgemeine Richtung der Handlung war festgelegt, jeder gestaltete mit selbstgedichteten Liedern seine Rolle aus, und der ebenfalls zu diesem Kreis gehörende Komponist Ludwig Berger (1777–1839) vertonte die Lieder, so daß ein kleines Singspiel entstand.

Die Müllerin gab den temperamentvoll werbenden Liedern des Jägers (Wilhelm Hensel) schließlich nach, und der verlassene Müllerbursche stürzte sich, nachdem er seinen Kummer besungen hatte, in den Mühlenbach. Allerdings hatten seine ergreifenden Liebesklagen ihre Wirkung nicht ganz verfehlt, denn entgegen dem ursprünglichen Konzept der Handlung, wie sie die jungen Dichter geplant hatten, wurde die Müllerin von plötzlicher Reue ergriffen und stürzte sich ebenfalls ins Wasser. Man darf wohl vermuten, daß der tragische Ausgang des Singspiels dem Vergnügen der jungen Leute an ihrer Produktion keinen Abbruch tat. Ludwig Berger erkannte das besondere Talent Wilhelm Müllers in diesen Gelegenheitsdichtungen; er drängte ihn, verbindende Lieder zu seiner Müllerburschenrolle hinzuzudichten und einen größeren Zyklus zu schaffen, den Berger anschließend auch vertonte. So entstanden Wilhelm Müllers *Müllerlieder*, die, von mehreren Komponisten aufgegriffen, schließlich durch Franz Schubert berühmt wurden.

Hedwig von Olfers geb. von Staegemann lächelte später über ihren Ruhm als „Rose, die Müllerin“, auf den sie noch als alte Frau angesprochen wurde. Mit allem Respekt vor dem Talent Wilhelm Müllers wahrte sie die Distanz zu ihren eigenen *Müllerliedern* und denen der anderen Mitspieler. Sie wies nüchtern darauf hin, daß man die „Schöne Müllerin“ nicht als ernsthaften dichterischen Versuch ansehen dürfe und bedenken müsse, daß

„die ganze Müllerromanze mehr einem gesellschaftlichen Schreibespiel in seiner Flüchtigkeit gleichkam als einer poetischen Aufgabe, obgleich Wilhelm Müller und sein Komponist ihm größere Bedeutung gaben.“ Die Aufführung der „Ur-Müllerlieder“ in dem Singspiel „Die schöne Müllerin“ war nichtsdestoweniger ein mit viel Beifall aufgenommenes Ereignis im Salon Elisabeth von Staegemanns.

Eine wirklich bedeutende musikalische Sternstunde trat wenig später, im Frühjahr 1816, in dem mit Staegemanns eng befreundeten Salon Radziwill ein. Seit Fürst Anton Radziwill 1815 zum Statthalter des Großherzogtums Posen ernannt worden war, konnte sich die Familie nicht mehr so häufig und lange in Berlin aufhalten wie früher. Doch 1816 erlebte der Radziwillsche Salon, in dem bereits Prinz Louis Ferdinand einst seine Kompositionen vorgespielt hatte, nochmals einen musikalischen Höhepunkt durch die Aufführung der Musik, die Fürst Radziwill zu Goethes *Faust* komponiert hatte. Die Singakademie studierte die Faustmusik ein, der Fürst dirigierte selbst und spielte einige Intermezzi auf seinem Violoncello. Es handelte sich in der Tat um eine bedeutende Komposition, und das Publikum, das zur Aufführung der Musik in das Hôtel de Radziwill gebeten worden war, zeigte sich begeistert. Die Fürstin Luise Radziwill schrieb voller Stolz, sie halte die Komposition ihres Mannes für genial und habe zu ihrem Vergnügen festgestellt, daß Künstler und Kenner ihre Meinung teilten. Sooft sich die Radziwills in Berlin aufhielten, sahen sie auch in den folgenden Jahren gern Sänger und Musiker bei sich; sogar Frédéric Chopin scheint bei einem Berlinbesuch in ihrem Salon gespielt zu haben.

Zwei musikalische Salons in Berlin stellten in den 1820er Jahren alle anderen in den Schatten: die Salons der sehr wohlhabenden Familien Beer-Meyerbeer und Mendelssohn-Bartholdy. Amalie Beer (1767–1854) war die Frau des Zuckerfabrikanten Jacob Herz Beer und die Mutter bedeutender Söhne, darunter des Komponisten Giacomo Meyerbeer (1791–1864). Sie dürfte eine der bekanntesten und populärsten Berliner Salonnieren gewesen sein und war nicht nur für ihre trockenen Bemerkungen, sondern auch als herrschende Persönlichkeit berühmt. Gelegentlich wurde sie die „Königin Mutter“ genannt. Die Schauspielerin Karoline Bauer berichtet, sie habe auch eine „königliche Gastfreundschaft und Wohltätigkeit“ geübt.

Der Beersche Salon war im Unterschied zum Helvigschen oder Staegemannschen Salon ein ausgesprochen, ja fast ausschließlich musikalischer Salon. „Dort spielten Hummel, Moscheles, Kalkbrenner, Spohr, Paganini – dort sangen Henriette Sontag, Angelica Catalani, Wilhelmine Schröder-Devrient, Nanette Schechner, Sabine Heinefetter...“, kurz alle bekannten Musiker und Interpreten, die sich längere Zeit in Berlin aufhielten. Da

*Luise Fürstin
Radziwill*

*Amalie
Beer*

ihr Mann zu den Gründern des Königstädter Theaters in Berlin gehörte, stellten sich auch viele Schauspieler bei Amalie Beer ein. Der junge Dichter Karl von Holtei besuchte ebenfalls sehr gern den Salon der Amalie Beer, nicht nur, weil er dort häufig zu „höchst splendididen Diner's“ eingeladen wurde, sondern weil er dort Berühmtheiten wie Alexander von Humboldt, Eduard Gans, einmal sogar August Wilhelm Schlegel traf. Es zählten nämlich auch Literaten zu den Gästen Amalie Beers; unter ihnen natürlich ihr Sohn Michael Beer, ein begabter Dichter, der vor allem durch sein Drama *Struensee* (1827) bekannt wurde.

Rahel Varnhagen, die oft bei Amalie Beer zu Gast war, berichtet von einem Abend Ende August 1827, an dem außer Angehörigen der Familie Beer, darunter Giacomo Meyerbeer, viele ausländische Militärs und Diplomaten anwesend waren, Hedwig von Olfers mit ihrer Schwester Antoinette von Horn und deren Tochter Sisa, Alexander von Humboldt, der nun wieder in Berlin lebte, Karl von Holtei, Henriette Sontag, Stegmeier, der Direktor des Königstädter Theaters, und andere. Sowohl Rahel wie auch Hedwig von Olfers gefiel dieser Salonabend ausgezeichnet. Die Gäste saßen an mehreren Tischen und unterhielten sich gut, Henriette Sontag sang, und über sich selbst schrieb Rahel Varnhagen nicht ohne Selbstironie: „Ich amüsirte.“

Zu größeren Abendessen, Vortragsabenden oder musikalischen Soiréen wurden Einladungen verschickt. Einmal las August Wilhelm Schlegel aus Shakespeare und Calderon, stellte dabei jedoch selbst seine Verehrer auf eine harte Geduldsprobe. Er sprach so schlecht und schleppend, daß er schließlich nur einen Höflichkeitsapplaus erhielt.

Die musikalischen Veranstaltungen im Beerschen Hause wurden in der Erinnerung der Gäste durchweg positiv beurteilt. Der alte Bildhauer Gottfried Schadow, der noch den Salon der Henriette Herz in seiner ersten Zeit gekannt hatte, berichtete ein halbes Jahrhundert später über eine große „Soirée musicale“ im Februar 1840 bei Amalie Beer: „Die Zimmer u[nd] Gemächer füllten sich bald, es mochten an 250 Personen sein. Die [Sängerinnen] Hendel[-Schütz], die Löwe, die Decker-Schätzeli erschienen ... Die Erwartung war gespannt ... Die Musikstücke folgten Schlag auf Schlag, ein gedrucktes Programm war vertheilt. Einige Stücke waren zauberhaft.“

Bis in ihr hohes Alter sah Amalie Beer gern Gäste bei sich, und gelegentlich war das ganze diplomatische Korps in Berlin bei ihr zum Diner eingeladen. 1841 charakterisierte die Baronin Willmar, die Frau des belgischen Gesandten, Amalie Beer mit der Bemerkung, sie stehe zwar bereits in sehr vorgerücktem Alter, liebe jedoch die große Welt, den Luxus und vor allem die Musik. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte Amalie Beer die Karriere

ihres Sohnes Giacomo Meyerbeer, welcher der einzige ihrer Söhne war, den sie nicht überlebte. Als Amalie Beer 1854 hochbetagt in ihrer Villa im Berliner Tiergarten starb, wurden ihr zahllose ehrende Nachrufe zuteil. Diese hoben nicht nur ihre großzügige karitative Tätigkeit hervor, sondern auch ihre besondere Stellung als Mittelpunkt eines großen musikalischen Hauses und als „Mama Beer“, die fast den Rang eines Berliner „Originals“ einnahm.

Zu dem zweiten herausragenden musikalischen Salon in Berlin, dem der Familie Mendelssohn-Bartholdy, hatte Amalie Beer gute Beziehungen, die nicht durch Rivalitäten getrübt wurden, da Felix und Fanny Mendelssohn-Bartholdy sehr viel jünger waren als Giacomo Meyerbeer. Der Salon der Mendelssohn-Bartholdys hatte den Charakter eines „Familiensalons“. Der Bankier Abraham Mendelssohn(-Bartholdy) war der fünfte Sohn von Moses Mendelssohn; seine angenehme und gebildete Frau Lea geb. Salomon (1777-1842) führte, unterstützt von ihrer begabten Tochter Fanny (1805-1847), ein sehr gastliches Haus. Die ganze Familie musizierte sehr gut, doch Felix, solange er noch im Elternhaus wohnte, und Fanny bildeten den eigentlichen Mittelpunkt des musikalischen Salons. Hier lag eine Salonkontinuität über zwei Generationen vor, die sich aber insofern nicht voll auswirkte, als die Geselligkeit von Mutter und Tochter gemeinsam geführt wurde und Fanny Hensel geb. Mendelssohn-Bartholdy bereits fünf Jahre nach ihrer Mutter starb.

1825 bezogen Mendelssohn-Bartholdys ein geräumiges Haus, Leipziger Straße 3, in dem in späteren Jahren das preußische Herrenhaus tagte. Hier fanden nun regelmäßige „Sonntagsmusiken“ statt, deren Seele die junge Fanny Mendelssohn-Bartholdy wurde. Fanny, die später den Dichter und Maler Wilhelm Hensel heiratete (den „Jäger“ aus dem Singspiel der „Schönen Müllerin“ im Staegemannschen Salon), ist neben ihrem genialen Bruder etwas in den Schatten geraten. Sie war jedoch eine ausgezeichnete Pianistin und Chorleiterin, und ihre Kompositionen sind zum Teil bedeutende Leistungen. Malla Montgomery-Silfverstolpe, die durch ihre Freundschaft mit Amalie von Helvig und dem Komponisten Adolf Lindblad in den Mendelssohnschen Kreis kam, war beeindruckt von den musikalischen Matinées, die sich um 1826 bereits zur festen Institution ausgebildet hatten: „Sie [Mendelssohns] pflegen solche musikalischen Unterhaltungen nach Anbruch der schönen Jahreszeit jeden Sonntagvormittag zu veranstalten.“ Wenn eben möglich, fanden die Konzerte in einem geräumigen Gartenhaus statt. Diese „Sonntagsmusiken“ gingen über den Rahmen der üblichen musikalischen Salongeselligkeit hinaus. Sie waren Selbstzweck, dem eine Familie mit ihrem Reichtum, ihrer Musikalität und ihrem gesellschaftlichen

Lea
Mendelssohn-
Bartholdy/
Fanny Hensel

Rang diente. Auch die „Soirées musicales“ mit gedrucktem Programm im Hause Beer weisen in dieselbe Richtung. Es war ein Stück privat initiierten und finanzierten (fast) öffentlichen Berliner Musiklebens.

Auch neben diesen „Sonntagsmusiken“ und den Proben dazu spielte sich bei Mendelssohn-Bartholdys eine rege Geselligkeit ab. Karl von Holtei, der dort ebenso wie bei Beers verkehrte, schrieb, er hätte dort „alles was sich in Berlin durch Geist, Genie und Bildung auszeichnete“ gesehen. Schon in sehr jungen Jahren hätten die Töchter des Hauses, Fanny und Rebecca, die spätere Frau des Mathematikers Peter Gustav Dirichlet, durch ihren Frohsinn viel zur Atmosphäre des Salons beigetragen. Die bedeutende Sängerin Therese Devrient (1803–1882) wirkte regelmäßig bei den Sonntagskonzerten mit und war auch sonst gern hier zu Gast: „Welchen Genuss, welchen Nutzen gewährte mir der Verkehr im Mendelssohnschen Hause, wieviel Berühmtheiten lernte ich hier kennen ... Mein alter [Lehrer] Zelter im Frack und in der weißen Halsbinde sah sehr stattlich aus; ein derbes, offenes Gesicht und die große, kräftige Gestalt bildeten einen rechten Gegensatz zu Monsieur Spontini, der im grünen Frack, schwank und schmal, sich wie ein Schilfrohr hereinbewegte.“ Viele Virtuosen, darunter die berühmten Geiger Paganini und Boucher seien bei Mendelssohn-Bartholdys anzutreffen gewesen. Wilhelm Hensel wohnte seit seiner Heirat mit Fanny Mendelssohn mit in dem geräumigen Haus; er hielt häufig die Gäste des Salons in seinen Porträtszeichnungen fest, die im Laufe der Zeit dicke Alben füllten. Das Jahr seiner Heirat, 1829, war ein „Epochenjahr“ für das Haus Mendelssohn-Bartholdy. Im März führte Felix Mendelssohn-Bartholdy in der Singakademie zum ersten Mal wieder die Bachsche *Matthäuspassion* auf, und im Dezember fand die Silberne Hochzeit seiner Eltern statt, zu der Fanny Hensel eigens ein Festspiel komponiert hatte.

Als enger Freund Felix Mendelssohns verkehrte der später berühmte Historiker Johann Gustav Droysen (1808–1884) in der Leipziger Straße 3. Er hätte zudem gern Felix' Schwester Rebecca geheiratet. Ein anderer Freund war der Musiktheoretiker und Komponist Adolf Bernhard Marx (1795–1866), der als weitere Stammgäste des Salons u. a. Alexander von Humboldt, die Varnhagens und Ludwig Robert mit seiner schönen, schriftstellernden Frau Friederike nennt. Über zwanzig Jahre lang erfreuten sich die „Sonntage“ Fanny Hensels sehr großer Beliebtheit, und Lea Mendelssohn-Bartholdy hatte bis zu ihrem Tode 1842 bedeutenden Anteil an der Geselligkeit. Auch bildende Künstler zählten zu den Gästen, so Peter von Cornelius oder der Bildhauer Bertel Thorvaldsen, wenn sie in Berlin waren.

Die Schriftstellerin Fanny Lewald, die in den späten 1830er Jahren den allgemeinen Niedergang der Berliner Salons bedauerte, nahm einige davon

aus und schätzte den Salon Fanny Hensels besonders: „Es gab noch immer einzelne Frauen, in deren Zimmern sich eine aus allen Ständen gemischte Gesellschaft zusammenfand, und unter diesen Letztern nahm die älteste Schwester von Felix Mendelssohn ... die erste Stelle ein.“ Amateure und professionelle Künstler, Gelehrte und Hofgesellschaft hätten sich hier getroffen. Unter den Gästen einer Matinée, die Fanny Lewald besuchte, befanden sich der Naturphilosoph Henrik Steffens, der Historiker Friedrich von Raumer, der Maler Wilhelm Wach, die Fürsten Radziwill mit ihren Familien (Söhne des verstorbenen Fürsten Anton), der musikliebende englische Gesandte Graf Westmoreland, zwei Töchter Bettine von Arnims, eine preußische Prinzessin, der noch junge Geiger Joseph Joachim und Franz Liszt.

1846/47 kam ein junger Jurist, Robert von Keudell (1824–1903), häufig in das Mendelssohn-Henselsche Haus, der sich als begabter Pianist erwies und von Fanny Hensel sehr geschätzt und gefördert wurde. Er war später Mitarbeiter Bismarcks und langjähriger Gesandter in Rom; noch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war er Stammgast in den Berliner Salons und erzählte gern von dem Haus Mendelssohn-Bartholdy. Fanny Hensel starb sehr jung und plötzlich im Jahre 1847. Um diese Zeit endete eine Epoche musikalischer Salons in Berlin. Amalie Beer starb einige Jahre später, und Henriette Sontag (1806–1854), die von 1843 bis 1848 als Frau des sardinischen Gesandten Graf Rossi in Berlin ebenfalls einen musikalischen Salon führte, verließ Berlin in der Revolution von 1848, weil ihr Mann seinen Posten durch revolutionären Regierungswechsel in Piemont-Sardinien verlor.

Die Zeit der biedermeierlichen Musiksalons war damit beendet. Hatte die musikalische Geselligkeit in den Jahren nach den Befreiungskriegen vielfach sehr bescheiden begonnen, so fand sie schon bald in den reichen Häusern Beer und Mendelssohn-Bartholdy einen glänzenden Rahmen. Die musikalischen Salons in Berlin hatten eine sehr große kulturelle Ausstrahlung und waren ein wichtiges verbindendes Element in der Berliner Gesellschaft. Daß es zur Ausbildung dieser musikalischen Salons kam, hatte sicher vor allem mit den musikalischen Begabungen in diesen Familien zu tun. Aber die Pflege dieser Begabungen und überhaupt das Interesse an der Musik, der irrationalsten und vielleicht gemütvollsten der Künste, war vom Zeitgeist bedingt, von der Seelenkultur der Romantik. Je weniger Chancen die politischen Verhältnisse des Vormärz der politischen und z. T. auch der gesellschaftlichen Freiheit der Persönlichkeit ließen, je mehr sich die konfessionellen und weltanschaulichen Fronten im Vormärz verhärteten und so die freie, kosmopolitische Salonkonversation einengten, desto größere Be-

deutung erhielt die Pflege der Musik als kommunikativer Freiraum über die ideologischen Fronten und die politischen Schranken hinweg. Die Musik war bzw. wurde zum verbindenden, Gemeinschaft stiftenden Element für eine sich nach der Integrationsphase der Revolutions- und Kriegszeit in verschiedene Richtungen wiederum auseinanderlebende Gesellschaft. Die vergleichsweise abstrakte Kunst der Musik konnte eine gesellschaftlich-kommunikative Hilfestellung bieten für eine Gesellschaft, die sich in den konkreten Fragen von Politik, Religion und sozialer Ordnung stark differenzierte und spaltete. Schließlich darf nicht übersehen werden, daß – z. T. in Wechselwirkung mit den genannten Phänomenen – die gesellschaftliche Emanzipation der Künstler (der Musiker sowohl als auch der bildenden Künstler) damals weiter voranschritt. Auch die Bedeutung der Künste für die Allgemeinbildung nahm zu, was durch zwei Syndrome noch verstärkt wurde. Einmal wurden die mit den Künsten hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Allgemeinbildung konkurrierenden Wissenschaften allmählich zu speziellen Fachwissenschaften und waren der Allgemeinbildung schließlich (in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) nur schwer oder gar nicht mehr zugänglich. Zum anderen fanden die Zeitgenossen auf mannigfache Weise (das soll hier nicht im einzelnen dargelegt werden) in den Künsten – in der Musik wie in der bildenden Kunst – einen Religionsersatz, wenn sie diesen wünschten. Die Künste insgesamt boten sich als gesellschaftliche Vermittler und Bindeglieder an, wo Theologie und Konfessionspolitik ähnlich trennend wirkten wie in anderem Zusammenhang der Ausbau der Spezialwissenschaften. Insofern zu den tragenden Fundamenten der Salongesellschaft Kosmopolitismus und Allgemeinbildung gehörten, erweist sich unter den gegebenen Umständen das Hervortreten von Musik und bildender Kunst im Salon als eine beinahe notwendige (kompensative) Entwicklung.

DRITTES KAPITEL

Die Berliner Salons um die Mitte des 19. Jahrhunderts

Die neue Generation der Berliner Salons seit 1835/40

Die Erbinnen Rahel Varnhagens und die Salons der jungdeutschen Kreise Um 1830 änderte sich, nicht ohne Einfluß der französischen Julirevolution, das geistige Klima in Europa. Die Zeit des Biedermeier war zwar noch nicht vollständig beendet, aber die nationale, die liberale und die soziale Frage drängten nun stärker ins Bewußtsein der gebildeten Öffentlichkeit. Damals vollzog sich auch ein Generationswechsel bei den Berliner Salonnièren: Ein großer Teil der bedeutenden älteren Salonnièren starb in diesen Jahren (allerdings ohne erkennbaren Zusammenhang mit der Choleraepidemie 1831/32). Amalie von Helvig starb 1831, Henriette von Crayen 1832, Rahel Varnhagen 1833, Elisabeth von Staegemann, schon länger leidend, 1835, und die Fürstin Luise Radziwill 1836. Obgleich es um die Mitte der 1830er Jahre in Berlin durchaus noch Salons gab – die musikalischen Salons bestanden weiter; Henriette Solmar trat das Erbe Rahel Varnhagens, Hedwig von Olfers das Erbe ihrer Mutter Elisabeth von Staegemann an usf. –, wurde zum ersten Mal ernsthaft vom bevorstehenden Aussterben des Berliner Salons gesprochen. Fanny Lewald (1811-1889), die sich 1838 in Berlin niederließ, schrieb später in ihren Memoiren, die „eigentliche Glanzzeit der Berliner Geselligkeit“, nämlich die Jahre vor 1806 und nach den Befreiungskriegen, sei damals bereits vorüber gewesen, ja schon zur Legende geworden. Nur in recht wenigen Kreisen hätten sich die Gebildeten verschiedener Stände zwanglos treffen können. Fanny Lewald deutet damit an, daß damals die Standesschranken wieder stärker beachtet wurden als in den vorhergehenden Jahrzehnten.

Muß auch in Rechnung gestellt werden, daß die junge Schriftstellerin anfangs noch verhältnismäßig fremd und isoliert in der Berliner Gesellschaft war und sich erst allmählich Zugang zu den Salons verschaffen konnte, so war ihre Beobachtung doch im Prinzip richtig. Die 1830er Jahre waren tatsächlich eine „Atempause“ des Berliner Salons, eine Zäsur und Zwischenzeit, in der es um die Salons stiller wurde. Zwischen 1830 und 1850 bestanden 21 Salons von Bedeutung in Berlin, die sich aber nicht

gleichmäßig auf diesen Zeitraum verteilt. Im Jahre 1830 hatte es noch acht große Salons gegeben, dann ging die Zahl um die Mitte der 1830er Jahre (1834/35) auf vier beziehungsweise sechs Salons zurück. Um 1840 folgte erneut ein Aufschwung. 1840 waren elf, 1845 bereits vierzehn Salons vorhanden. Im folgenden werden vier große vormärzliche, in politischer Hinsicht „liberal“ ausgerichtete Salons vorgestellt, die alle zwischen 1833 und 1840 entstanden und nach der Revolution von 1848 weiterexistierten. Es handelt sich um die Salons von Henriette Solmar (1794–1890), Bettine von Arnim (1785–1859), Clara Mundt-Mühlbach (1814–1873) und Elisa Gräfin von Ahlefeldt (1788–1855).

*Henriette
Solmar*

Nach dem Tod Rahel Varnhagens im Jahre 1833 trat ihre Verwandte Henriette Solmar (1794–1890), die lange Zeit schon zu den Stammgästen in Rahels Salon gehört hatte, deren Erbe an. Henriette Solmar stammte wahrscheinlich aus einer Bankiers- oder Kaufmannsfamilie, die ursprünglich wohl „Salomon“ geheißen hatte. Vielleicht war sie verwandt mit der Schriftstellerin Regina Frohberg und deren Schwester Marianne Saaling, die nach Rahels Tod kurze Zeit mit Varnhagen verlobt war. Auch in deren Familie war der jüdische Name „Salomon“ nach dem Übertritt zum Christentum abgewandelt worden. Seit etwa 1815 lebte Henriette Solmar, die aus Peine bei Hannover stammte und unverheiratet blieb, mit ihrer Mutter in Berlin. Sie war sehr musikalisch, hatte eine schöne Stimme und war in ihrer Jugend eine der Solistinnen der Berliner Singakademie. Möglicherweise führte auch ihre 1827 verstorbene Mutter bereits eine Geselligkeit größeren Stils in Berlin. Nach Rahel Varnhagens Tod fanden sich die Gäste aus Rahels Salon teils bei Bettine von Arnim, teils bei Henriette Solmar ein: Beide Salonnieren hatten Rahel in ihren letzten Lebensjahren besonders nahegestanden. Während der nur unter Vorbehalten so zu bezeichnende „Salon“ Bettine von Arnims jedoch keine Regelmäßigkeit aufwies und Bettine insofern nicht als „Nachfolgerin“ Rahels im engeren Sinne gelten kann, widmete sich Henriette Solmar, unabhängig, unverheiratet und wohlhabend, ganz der Geselligkeit im Stile Rahel Varnhagens. Der verwitwete Karl August Varnhagen von Ense hielt sich fast jeden Abend bei ihr auf, und außer ihm fand sich, wie die Schriftstellerin Fanny Lewald berichtet, „durch ein Menschenalter“ fast alles bei ihr zusammen, „was die deutsche, ja man kann wohl sagen, was die europäische Literatur an Namen aufzuweisen hatte“. Der Salon Henriette Solmars scheint jedoch auch erst in den Jahren um 1840 größere Bedeutung erlangt zu haben, was man wohl daraus schließen kann, daß erst seit dieser Zeit nähere Beschreibungen überliefert sind. Ein guter Kenner der Berliner Salons der Jahrhundertmitte, der Diplomat, Schriftsteller und Historiker Alfred von Reumont (1808–1887),

erwähnte in seinen Erinnerungen an die Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. u. a. den Salon Henriette Solmars. Er betonte vor allem die Fähigkeit der Gastgeberin, mit „Tact und Geschick Personen von sehr unterschiedlichen Ansichten zu angenehmer Konversation“ bei sich zu vereinigen, verschiedene Gesellschaftsschichten, Vertreter verschiedener politischer Meinungen, Einheimische und Durchreisende.

Von den Eigenschaften Henriette Solmars als Salonnierin hebt Fanny Lewald Verständigkeit, Wahrheits- und Schönheitssinn hervor, ferner persönliche Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, die Gabe des Zuhörens und das Talent des Erzählers, „wobei ihr die ganze Tonskala von dem würdigsten Ernst bis zu dem Humor des heitern Berliner Witzes gleichmäßig zu Gebote stand“. Der kritische Schriftsteller Alexander von Ungern-Sternberg schrieb, der Salon Henriette Solmars sei einer der wenigen gewesen, in denen er sich „amüsiert“ habe, weil dort kein Zwang bestand, sich besonders geistreich zu zeigen. Die Atmosphäre sei ungezwungen und freundlich gewesen. Das immer wieder erwähnte „Amusement“ gehörte als wichtiger Bestandteil zum Salon, der eben vorrangig Geselligkeit, Anregung, freier Gedankenaustausch war – nicht eine Stätte pedantischer Diskussion. Aus Äußerungen wie der oben angeführten – die an Karoline Bauers Beobachtungen in Rahel Varnhagens Salon erinnert – kann man schließen, daß es damals bereits häufig zu konventionellen Erstarrungen in den Salons gekommen sein muß. Der Salon Henriette Solmars, der sich positiv von solchen Erscheinungen abhob, erreichte in den späten 1840er und in den 1850er Jahren seinen Höhepunkt. Es wird im Zusammenhang mit der Revolutionszeit und den unmittelbar folgenden Jahren noch darauf einzugehen sein.

Neben Bettine von Arnim (1785-1859) muß die Gestalt Henriette Solmars zwangsläufig etwas blaß bleiben. Bettine von Arnim verabscheute Konventionen und die üblichen gesellschaftlichen Zusammenkünfte so sehr, daß sie auf einen eigenen regelrechten Salon mit festen Empfangszeiten verzichtete. Ihre Gäste sah sie lieber im kleinen Kreis oder einzeln bei sich. Dennoch darf das Haus Bettine von Arnims in einer Geschichte des Berliner Salons nicht übersehen werden, zumal sie mit mehreren Salonnieren befreundet war, wichtige Angehörige der Berliner Salongesellschaft zu ihren Gästen zählte und ihre Abendgesellschaften zeitweise – vor allem, wenn es sich um musikalische Abende handelte – so groß und gemischt gestaltete, daß diese mit anderen Berliner Salonenempfängen in eine Reihe zu stellen sind. Bettines Verdienst war es, ein quirliges, spontanes Element in die Berliner Salongesellschaft gebracht zu haben. Bereits in den 1820er Jahren pflegte sie eine Geselligkeit, die in unserem Zusammenhang Aufmerksam-

Bettine
von Arnim

keit verdient. Malla Montgomery-Silfverstolpe schrieb über einen musikalischen Abend im Jahre 1826, er sei „recht munter“ gewesen. „Bettina, geschmeidig wie eine Katze, spazierte auf dem Rande der Sofakissen herum und setzte sich auf den Kolonnen-[= Säulen-]Kachelofen in der Ecke, ‚um die Gesellschaft zu überblicken‘, wie sie sagte.“ Ihr weniger gewogene Kritiker sprachen in solchen Fällen allerdings von Launenhaftigkeit.

Als glühende Verehrerin Goethes verkörperte Bettine, die sich als junges Mädchen von der Frau Rat Goethe in Frankfurt aus der Kindheit des Dichters hatte erzählen lassen, die Versöhnung der Romantik mit Goethe – und dies noch unmittelbarer als Rahel Varnhagen. Obgleich Bettines persönliche Beziehungen zu Goethe zeitweise sehr gespannt waren, stellte der Dichter für sie wirklich den „Olympier“ dar. Bettine gab sich gern als „geniales Kind“ oder als romantischer „Kobold“ – so wurde sie immer wieder beschrieben – und spielte damit gleichzeitig ganz bewußt die kleine Mignon aus *Wilhelm Meisters Lehrjahren*. Noch als Frau und Mutter, ja selbst als alte Dame verhielt sie sich manchmal wie ein wildes Kind. Inwieweit diese Rolle gespielt, inwieweit sie naiv und echt war, ist nicht ganz zu entscheiden.

Erstaunlich ist die Mischung der genuin vorhandenen und sie zeitlebens charakterisierenden romantischen und phantastischen Elemente ihres Wesens mit einem sehr vernünftigen Sinn für das Praktische und Notwendige. Hier wäre zum Beispiel ihr umsichtiger und erfolgreicher Einsatz bei der Berliner Choleraepidemie oder ihr hilfsbereites Engagement für die aus Göttingen vertriebenen Brüder Grimm zu nennen. Ihre Verwandten, so die Familie ihrer Schwester Kunigunde, die mit Friedrich Carl von Savigny verheiratet war, ja selbst ihre Kinder schüttelten gelegentlich den Kopf über sie – bewunderten sie aber dennoch. Jahrzehnte nach ihrem Tod erzählte ihr Enkel, Waldemar Graf Oriola, es sei in der Familie üblich gewesen, wenn „irgendein Familienmitglied sich ungehobelt, exzentrisch, anmaßend betrug“, mit „Rührung und Bewunderung“ zu sagen: „ganz Bettina“. Bettine von Arnim stellte also ein Gegenbild der traditionellen, taktvollen Salonnier dar, wie sie etwa Henriette Solmar verkörperte.

Die frühen 1830er Jahre, welche, wie wir gesehen haben, für den Berliner Salon eine wichtige Zäsur bildeten, die insbesondere durch den Tod von Salonnierinnen und vieler wichtiger Habitués (Gneisenau, Zelter, das Ehepaar Clausewitz, u. a.) gekennzeichnet ist, trafen auch den engeren Familien- und Freundeskreis Bettines sehr hart. Bettine von Arnim verlor ihren Mann Achim (1831), ihre Freundin Amalie von Helvig (1831), ihr Idol Goethe (1832), ihre Freundin Rahel Varnhagen (1833), ihren Freund Schleiermacher (1834) und ihren Sohn Kühnemund (1835). Doch Bettine von Arnim zog sich nicht vom Leben zurück. Zwar heiratete sie nicht wie-

der – obgleich es Spekulationen über eine Verbindung mit dem Fürsten Pückler gab –, trat dafür aber als Schriftstellerin an die Öffentlichkeit und spielte im kulturellen und politischen Leben Berlins eine Rolle. 1834 wurde sie mit der dichterischen Umgestaltung des Briefwechsels zwischen ihr selbst und Goethe berühmt; das Buch trug den Titel *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Im Jahre 1840 folgte eine ähnliche Bearbeitung der Briefe ihrer Freundin, der Dichterin Karoline von Günderrode (1780–1806). Ein „Fürstenspiegel“ mit dem Titel *Dies Buch gehört dem König* in Form von fiktiven Monologen und Gesprächen der Frau Rat Goethe mit einem Pfarrer erschien 1843 und richtete sich an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Im Anhang wies Bettine von Arnim durch eine Dokumentation auf die Mißstände im „Vogtland“, einer verelendeten Mietskasernen-Gegend in Berlin, hin. Als Denkmal für ihren Bruder verfaßte sie schließlich noch 1844 *Clemens Brentanos Frühlingskranz*.

In ihren Schriften vereinigte Bettine von Arnim häufig romantisches Gedankengut mit den politischen und sozialkritischen Ideen der vormärzlichen Publizistik, die sie sich zu eigen machte. Das trifft vor allem auf ihr „Königsbuch“ zu. Sie korrespondierte in diesem Sinne mit dem Kronprinzen und späteren König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Seit dieser sich ihr gegenüber einmal sehr positiv über ihre *Günderode* geäußert hatte, glaubte sie, ihn auch politisch beraten zu können. Die Schwester der Malerin Caroline Bardua, Wilhelmine, schrieb, Frau von Arnim habe ihr erzählt, der Kronprinz „verschlinge das Buch“ über die Günderode, „wie sie denn überhaupt viel von ihrer Korrespondenz mit dem Kronprinzen spricht, daß er ihr versprochen habe, die Brüder Grimm hierher zu ziehen usw. Aber wer weiß“, fährt Wilhelmine Bardua fort, „ob das nicht nur Phantasien von ihr sind. Es ist Bettinen lieblich, sich Dinge vorzumalen, von denen sie möchte, sie wären so *wirklich*, wie sie dieselben sich denkt und wünscht. Ich habe in meinem ganzen Leben noch niemand so herzensruhig Dinge, die nicht wirklich sind, behaupten hören wie Bettinen. Und doch muß man sie lieb haben.“ In diesem Fall handelte es sich indes keineswegs nur um Bettines Wunschdenken, das bei anderen Gelegenheiten wohl die Grenzen von Phantasie und Realität verschwimmen machte.

Zusammen mit ihren heranwachsenden ältesten Töchtern Maximiliane („Maxe“; 1818–1894) und Armgart (1821–1880) pflegte Bettine seit den späten 1830er Jahren trotz ihrer schriftstellerischen Tätigkeit und vielen anderen Verpflichtungen zeitweise eine literarische und musikalische Geselligkeit in ihrem Hause. Der junge Student und Dichter Emanuel Geibel (1815–1884), dem sie später durch die Vermittlung einer Hauslehrerstelle

die Möglichkeit verschaffte, seinen Traum einer Griechenlandreise zu verwirklichen, verkehrte seit 1837 im Arnimschen Hause. Er fühlte sich dort wohl und lobte in seinen Briefen die fröhliche Geselligkeit und die Freundlichkeit der schönen Töchter. „Sind wir des Abends beisammen, so wird gespielt und gescherzt; es werden Verse um den Tisch gemacht, wobei jeder den Andern an Laune und Leichtigkeit zu überbieten sucht, oder man setzt sich ans Pianoforte, um durch Gesang und Musik die aufgeregte Stimmung noch höher zu steigern.“ Geibel lernte bei Bettine von Arnim die hochmusikalische Johanna Mathieux aus Köln kennen, die aus einer unglücklichen Ehe geflüchtet war und seit 1836 im Arnimschen Hause wohnte. Johanna Mathieux (1810–1858), die später die Frau des Kunsthistorikers und 1848er Revolutionärs Gottfried Kinkel wurde, brachte ein weiteres musikalisches Element in diese Geselligkeit. 1838 wurde die von ihr komponierte „Vogelkantate“ unter Mitwirkung der Arnim-Töchter uraufgeführt. Auch Geibel schätzte seine neue Bekanntschaft: „Die Mathieux wird nächstens ein Heft Lieder herausgeben, worunter auch ein Paar von mir. [Ludwig] Rellstab [der bekannte Kritiker] beurtheilt sie sehr günstig.“

Maxe und Armgart von Arnim – beide ebenfalls phantasiebegabt und lebhaft, aber doch wesentlich konventioneller als ihre Mutter – hatten einen bedeutenden Anteil an Bettines „Salon“. Sie waren eng mit den beiden ältesten Töchtern des Olfersschen Hauses, Nina und Marie, befreundet und gehörten dem literarisch-künstlerischen „Kafféeter-Orden“ junger Mädchen an, auf den noch näher eingegangen werden wird. 1840 wurden sie von ihrer Tante Gunda von Savigny geb. Brentano bei Hofe vorgestellt. Zu den Verehrern Maxe von Arnims gehörten die Prinzen Adalbert und Waldemar von Preußen, Vetter König Friedrich Wilhelms IV., sowie Fürst Felix Lichnowsky, der später ein konservativer Abgeordneter in der Frankfurter Paulskirche war und im September 1848 ermordet wurde. Die Arnim-Töchter verkehrten natürlich viel im Hause ihrer Tante, die als Frau des Ministers Savigny (1779–1861), des Begründers der Historischen Rechtsschule, häufig Gelehrte, Politiker und Diplomaten bei sich zu Gast sah. Hier hatten Maxe und Armgart von Arnim die Gelegenheit, durch ihr Auftreten die Berliner Gesellschaft mit den Exzentrizitäten und den freiheitlichen politischen Ansichten ihrer Mutter zu versöhnen.

Bettine von Arnim nahm damals ohne Zweifel eine Sonderstellung in der Berliner Gesellschaft ein. Daß es nicht einfach „Narrenfreiheit“ war, zeigen die Schwierigkeiten, die auch sie gelegentlich mit der Zensur hatte. Ihr Schwiegersohn Herman Grimm (1828–1901; Sohn Wilhelm Grimms) schrieb in diesem Zusammenhang später: „Die vierziger Jahre waren die letzte Blüthe des persönlichen Verkehrs, auf dem das öffentliche Leben bis

zur Umwälzung von 1848, und auch dann immer noch eine Reihe von Jahren weiter, in Berlin beruhte. Eine ängstlich herrschende Zensur machte es unmöglich, in Zeitungen die Dinge ebenbürtig zu behandeln, die alle Welt bewegten.“ Unter diesen Umständen entwickelten private Zirkel und Salons sowie einzelne bekannte Persönlichkeiten, die kein Blatt vor den Mund nahmen, große Bedeutung für die öffentliche Meinung. Bettine von Arnims „Königsbuch“ wurde in den Salons und privaten Zirkeln kontrovers diskutiert. Herman Grimm betont, daß Bettine von Arnim gemeinsam mit dem liberalen Alexander von Humboldt zu den „vornehmsten Vertretern“ einer „privaten Öffentlichkeit“ in Berlin gehört habe. Beiden sei in ihrem Auftreten – auch gegenüber dem König – sowie in ihren Schriften mehr Freiheit zugestanden worden als anderen, und beide hätten als politisch einflußreich gegolten. Bettine habe allerdings nie wirklich politisch gedacht; ihre Anregungen und ihre Ideen seien vorwiegend emotional und humanitär motiviert gewesen. Über Bettines „Königsbuch“ schrieb Herman Grimm vom Standpunkt des späten 19. Jahrhunderts aus, das Werk sei nur ein „Zeugnis für ihren edlen Willen und für die durchdringende Verwirrung der Begriffe, die der Mangel gesunden öffentlichen Lebens“ damals erzeugt habe.

Mögen Bettines politische Vorstellungen auch nicht immer ganz klar gewesen sein, sie setzte sich offen mit den Problemen ihrer Zeit auseinander. In ihrem Hause liefen viele verschiedene gesellschaftliche und politische Fäden des vormärzlichen Berlin zusammen. Ihr Buch über die Günderrode hatte Bettine den Studenten gewidmet. Bei ihr verkehrten besonders viele junge Literaten und Studenten. Im Unterschied zu den Anfängen des Berliner Salons in den beiden letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, als Salonnièren und Gäste durchweg junge Leute waren und ihre Geselligkeit spontan auslebten, waren die Salonnièren der 1830er und 1840er Jahre älter, öffneten indes die Türen ihrer Salons gerade jungen Gästen sehr weit. Das Haus der Bettine von Arnim ist ein Musterbeispiel dafür. Zum Teil hing das mit dem Ziel zusammen, den eigenen heranwachsenden Kindern (oder denen befreundeter Familien) eine anregende Geselligkeit zu bieten. Das trifft auf die (wohl nur zum Teil bewußt gesteuerte) Geselligkeit in Bettines Haus ebenso zu wie z. B. auf die Geselligkeit im noch zu besprechenden Olfersschen Salon oder dem der Schwestern Bardua. Und insofern war es die Spätstufe des neuen Umgangs mit „Kindern“, wie wir ihn um 1806 bei den Radziwills und anderen kennengelernt haben. Aber es war darüber hinaus Ausdruck und Ausfluß der Salongeselligkeit, welche in die zweite Generation eintrat. Die Öffnung zur Jugend war das Beste, was die Salonnièren für die Salongeselligkeit und deren Weiterleben

tun konnten. Es war – so paradox es klingt – tradierte „Jugendbewegung“. Das Glück der spontanen Jugendbewegung hatte nur die erste Generation. Es will scheinen, als habe die romantische Extravaganz des älter gewordenen „Kindes“ Bettine auch etwas zu tun mit dem Bemühen, sich selbst und jene Art von Geselligkeit jung zu erhalten. Der innere Widerstand gegen die vergreisende politische Restauration kam noch hinzu. Auf Empfehlung von Johanna Mathieux-Kinkel empfing Bettine den jungen Jacob Burckhardt, als er in Berlin studierte, und die Tatsache, daß er als Schweizer aus einer freien Republik kam, nahm sie sehr für ihn ein. Varnhagen schrieb, Bettine sei um 1840 viel in der Gesellschaft von Studenten gewesen, habe Spaziergänge im Tiergarten mit ihnen unternommen und bis spät in die Nacht hinein mit ihnen diskutiert. Unter ihnen befand sich auch der junge Mediziner und Schriftsteller Max Ring, der ganz begeistert von dieser „Pythia“ war, kurze Zeit möglicherweise ferner der junge Karl Marx, der allerdings später äußerte, von ihrer „neumodischen Romantik“ nicht sehr beeindruckt gewesen zu sein.

Max Ring (1817-1901) war häufig im Hause Arnim zu Gast und schätzte die Geselligkeit dort sehr. Er ist ein wichtiger Kronzeuge für den Saloncharakter mancher Gesellschaften dort: „Bettina liebte nämlich die verschiedenen, oft schroff einander gegenüberstehenden Elemente um sich zu versammeln und hatte ihre Freude daran, je schärfer die Geister auf einander platzten. An solchen Abenden sah man neben ihrem Schwager, dem berühmten Rechtslehrer und dem Haupt der historischen Schule, Herrn von Savigny, den kleinen Doktor Oppenheim, der für Gans, den Vertreter der philosophischen Richtung der Jurisprudenz schwärmte. Da saß der zwar freisinnige, aber gemäßigte Hegelianer Werder, und der extreme, wegen seiner zersetzenden Angriffe auf das orthodoxe Christentum gemäßregelte Theologe Bruno Bauer neben dem konservativen aristokratischen Obermundschenk Pitt-Arnim, der sogenannte ‚Hofdemagoge‘ und liberale Geschichtsschreiber Friedrich Förster neben dem streng gläubigen Philipp Nathusius, dem späteren Herausgeber des ultrareaktionären Hallischen Volksblattes.“ Damit war ein breites, reich differenziertes Spektrum der politischen und weltanschaulichen Richtungen des vormärzlichen Berlin im Salon Bettine von Arnims vertreten. Die Spannungen zwischen den unterschiedlichen Standpunkten wurden in Kauf genommen, ja von Bettine sogar begrüßt, da sie die Gesellschaft belebten. Weitere Gäste dieses von Max Ring beschriebenen Abends waren der Diplomat und Kunstkennner Graf Raczyński mit seiner Tochter, Gunda von Savigny mit ihrem Sohn, dem späteren Diplomaten Franz von Savigny, Prinz Waldemar von Preußen und der norwegische Violinspieler Ole Bull. Die Diskussionen, so Ring,

seien manchmal recht stürmisch verlaufen, und der „würdige Savigny, der kurz darauf zum Justizminister ernannt wurde, schüttelte öfters bedenklich den schönen gescheitelten Christuskopf und blickte halb mitleidig, halb verwundert auf die vorlaute Jugend und das seltsame Treiben in dem Hause seiner genialen Schwägerin“.

Bei allen bereits erwähnten Vorbehalten gegen die Verwendung des Salonbegriffs für Bettines Geselligkeit steht außer Frage, daß ihr Haus eine wichtige Rolle als Treffpunkt verschiedener gesellschaftlicher und politischer Kreise spielte. Auf Bettines Geselligkeit während der Revolutionszeit wird noch zurückzukommen sein. Bettine von Arnims „Salon“ war „vormärzlich“, nicht aber ein „Salon“ des „Jungen Deutschland“, obgleich Bettine mit einigen seiner Berliner Vertreter bekannt war und manche zu ihren Gästen zählten, so der Schriftsteller Theodor Mundt, der auch schon bei Rahel Varnhagen verkehrt hatte.

Das Junge Deutschland hatte keine Salons als Mittelpunkte. Diese literarische Bewegung war, obwohl sie durch ihre großen Vertreter Heine und Börne bedeutenden Einfluß auf das literarische Leben ausübte, insgesamt wohl zu klein und zersplittert, um in den Salons prägend zu wirken. Zudem fiel die entscheidende Zeit des Jungen Deutschland, um 1835, in die erwähnte „Atempause“ des Berliner Salons. Vor allem aber waren seine Vertreter viel zu intransigent und viel zu sehr Partei, als daß sie als Gruppe und auf Dauer in die absichtslose, kosmopolitische, tolerante Salongeselligkeit sich hätten fügen können. Sie paßten mit ihren „konspirativen“ Ambitionen eher ins „Kaffeehaus“ als an den „Teetisch“. Das frühe Junge Deutschland war literarisch eine neue Sturm- und Drangzeit, die durch die emanzipatorischen Gedanken des Saint-Simonismus und die französische Julirevolution von 1830 wichtige Impulse bekommen hatte und ihren Namen in Anlehnung an Giuseppe Mazzinis republikanischen Geheimbund „Junges Italien“ (1832) erhielt. Kaum zur ersten Blüte gelangt, geriet das Junge Deutschland in die Netze der Zensurbehörden. 1835 wurden die Bücher der jungdeutschen Autoren im Gebiet des Deutschen Bundes verboten.

Doch gerade in Berlin behielt das Junge Deutschland romantische Züge. Die Übergänge waren fließend, und die aufsehenerregende, in gewisser Weise typisch romantische Tragödie der Charlotte Stieglitz (1806-1834) spielte sich im Umkreis des Jungen Deutschland in Berlin ab. Charlotte Stieglitz war die Frau des Dichters Heinrich Stieglitz, der äußerlich ganz dem genialisch-romantischen Byron-Typ entsprach und von seinen jungdeutschen Freunden und seiner Frau in dem Glauben an seine dichterischen Fähigkeiten bestärkt wurde. Doch weder in seinen schwachen orientali-

schen Erzählungen (*Bilder aus dem Orient*, 1831-1833) noch in seinen politischen Schriften (*Stimmen der Zeit*, 1833) konnte er den in ihn gesetzten Hoffnungen entsprechen. Seine Frau fühlte sich als seine Muse, ermutigte ihn und drängte ihn zu neuem Schaffen, sah aber ihre Bemühungen von keinem Erfolg begleitet. Schließlich setzte sich in ihr der Gedanke fest, daß erschütternder Schmerz die schöpferischen Kräfte ihres Mannes wecken würde. So erdolchte sie sich am 29. Dezember 1834, nachdem sie ihre Angelegenheiten sorgfältig geordnet und einen erklärenden Abschiedsbrief hinterlassen hatte. Der Selbstmord der Charlotte Stieglitz rief in allen literarischen Kreisen Deutschlands Bestürzung und Bewunderung hervor, verfehlte jedoch sein eigentliches Ziel völlig. Selbst der Tod seiner Frau konnte Heinrich Stieglitz nicht zum Dichter machen.

Ein enger Freund des Ehepaars Stieglitz, der jungdeutsche Schriftsteller Theodor Mundt (1808-1861), setzte Charlotte Stieglitz ein literarisches Denkmal. Einige Jahre später, 1839, heiratete er die junge Clara Müller aus Neubrandenburg, die unter dem Namen Luise Mühlbach eine bekannte und erfolgreiche Schriftstellerin wurde. Clara Mundt-Mühlbach (1814-1873) verkörperte weitgehend das Ende der romantischen Strömungen innerhalb des Jungen Deutschland. Der Literaturhistoriker Richard M. Meyer sah es mit Recht als symptomatisch an, daß Theodor Mundt zwar die idealistische und überspannte Charlotte Stieglitz verehrt hatte, aber die praktische, aktive Luise Mühlbach zur Frau nahm. Diese ließ ihre eigenen romantischen Jugendschwärmerien hinter sich und stand als weltoffene Schriftstellerin und Salonnière dreißig Jahre lang mit an der Spitze des literarischen Lebens in Berlin.

Auch der Salon Clara Mundt-Mühlbachs war kein „jungdeutscher“ Salon, sondern kann allenfalls als liberaler Salon bezeichnet werden. Das frühe literarische Schaffen Luise Mühlbachs spiegelt z.T. allerdings noch Gedankengut des Jungen Deutschland bzw. seiner französischen Vorbilder wider. Sie schrieb Romane mit sozialkritischen Ansätzen, sprach Probleme an wie freie Liebe, die Emanzipation der Frau und die Mißhandlung von Ehefrauen, verfiel aber mit ihrer lebhaften Phantasie und Erzählergabe leicht dem Melodrama. Der Schriftsteller Rudolf von Gottschall, der etwas eifersüchtig auf die Erfolgsautorin war, beschrieb sie als eine „etwas verwilderter Georges Sand, emancipiert wie diese, aber Holzschniederin, wo diese Kupferstecherin war: sie häufte ungeniert Sittlichkeitsverbrechen und Greuel in ihren Werken“. Im wirklichen Leben sei Luise Mühlbach jedoch keine „Amazone oder neufranzösische Demimonde-Dame“ gewesen, sondern eine „behagliche deutsche Hausfrau, die sich bald auf das ruhigere Gebiet populärer vielbändiger historischer Romane zurückzog“.

Clara Mundt-
Mühlbach

Luise Mühlbach kultivierte später mit Erfolg und großem Fleiß das Genre des historischen Romans im Stil Sir Walter Scotts; noch nach ihrem Tode wurden viele ihrer Werke ins Englische übersetzt. Besonders beliebt waren ihre umfangreichen Romane über Friedrich den Großen, Kaiser Joseph II. und Napoleon I., die acht bis zehn Auflagen erreichten. Die Romantik mündete hier schnell – auf dem Umweg über emanzipatorische Literatur in der Zeit des Jungen Deutschland und des Vormärz – in den zur Herrschaft gelangenden Historismus ein. In anderen literarischen Salonkreisen ging die Romantik fast nahtlos in den Historismus über, wie noch erläutert werden wird. Luise Mühlbach wehrte sich stets entschieden gegen den Vorwurf mancher Kritiker, sie habe in ihren spannenden Romanen wahllos das Historische mit dichterischer Erfindung vermischt: „Ernste und fleißige Studien mache ich doch. Das will ich anerkannt wissen neben meinem Talent!“

Luise Mühlbach – als Salonnière ist sie besser als Clara Mundt-Mühlbach zu bezeichnen, und so unterschrieb sie auch – fand neben ihrer äußerst fruchtbaren Schriftstellerei und ihrem Haushalt mit zwei Kindern noch Zeit, Sprachen zu lernen, die in- und ausländische Literatur zu verfolgen, sich mit Musik, Porzellanmalerei und Buchbinderei zu beschäftigen und einen literarischen Salon zu führen. Sie war von so großer Vitalität und Schaffenskraft, daß ihr Mann sie scherhaft ein „Talentungeheuer“ nannte. Ihr Ehrgeiz, einen bedeutenden Berliner Salon zu führen, erfüllte sich bald. Unter anderem erwarb sie sich dadurch viele Sympathien, daß sie, wie der Illustrator und Schriftsteller Ludwig Pietsch berichtet, ihren Freunden nie die „Gewissensfrage“ stellte, ob sie ihre Bücher gelesen hätten. Auch Fanny Lewald schätzte ihre Romane nicht, wohl aber die Persönlichkeit Clara Mundt-Mühlbachs: „Sie dachte schnell und bestimmt, sprach eben so schnell und bestimmt aus, was sie dachte, und es kamen dabei manch glückliche Worte zum Vorschein, deren Freimuth überraschend war.“ Ihre Geselligkeit sei aktiv, angeregt und heiter gewesen: „Man machte Musik, man führte dramatische Szenen auf, vor allen Dingen amüsierte man sich.“ Hier fällt erneut das Stichwort des „Amusements“ als Wesensmerkmal für den Salon: Geistiges wurde stets mit angenehmer Unterhaltung vereint.

Im Salon Clara Mundt-Mühlbachs wurden Verbindungen von der Romantik bis zu den späteren Vertretern des bürgerlichen Realismus in der Literatur geknüpft. Alle literarischen Strömungen, nicht nur das Junge Deutschland – vertreten zum Beispiel durch Karl Gutzkow – waren hier anzutreffen: Karl von Holtei, die exaltierte Schriftstellerin Ida Gräfin Hahn-Hahn, Theodor Mügge, Adolf Glaßbrenner, Moritz Saphir, Therese von Bacheracht, Fanny Lewald und andere. Auch Giacomo Meyerbeer und Adolph Bernhard Marx verkehrten hier, ferner literarisch interessierte Be-

amte und Offiziere sowie später der dichtende Prinz Georg von Preußen und Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, der Bruder des englischen Prinzgemahls, mit seiner Frau Alexandrine.

Anfangs war das Erbe der Romantik und des romantisch beeinflußten Jungen Deutschland noch nicht ganz überwunden, so daß am Teetisch Clara Mundt-Mühlbachs neben Gesprächen in heiterem Ton gelegentlich auch die von der literarischen Konvention geforderten Weltschmerzstimmungen literarischer Genies zum Ausbruch kamen. Einmal wurde zum Beispiel in den 1840er Jahren das Thema ausgesponnen, der Dichter sei ein Opfer seiner Begabung, er werde von seinem rastlosen Schaffen physisch und psychisch aufgerieben. Als erste erkannte die rationalistische Fanny Lewald, welche wenig von der romantischen Schule und ihren Nachwirkungen hielt, die Komik der Situation. Theodor Mundt, Clara Mundt-Mühlbach, Professor Adolph Bernhard Marx, Therese von Bacheracht, Theodor Mügge, Elisa Gräfin Ahlefeldt und sie selbst saßen gemütlich beim Tee; alle – bis auf die Gräfin Ahlefeldt – junge, erfolgreiche Schriftsteller. „Einer sah gesünder aus als der Andere, wir alle hatten unverkennbare Anlagen, stark und fett zu werden ... wir freuten uns unseres Daseins, hofften, erwarteten von unserer Zukunft das Allerbeste – und nun sollten wir mit einem Male Alle sammt und sonders auf dem Rad des Ixion liegen, und der Schmerz sollte das auserwählte Teil des Dichters sein?“ Die Versuchung zu genialischer Melancholie verflog und löste sich in allgemeine Heiterkeit auf, als sich die Anwesenden der Absurdität eines solchen Anspruchs bewußt wurden. Keiner dieser erfolgreichen bürgerlichen Schriftsteller konnte sich glaubhaft als Lord Byron stilisieren.

Von den kleinen Theaterstücken, die im Salon Clara Mundt-Mühlbachs nicht nur gelesen, sondern auch aufgeführt wurden, war Ludwig Tiecks Tragödie *Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens*, also ein romantisches Werk, ein besonderer Erfolg. Adolf Bernhard Marx hatte eine Ouvertüre und die begleitende Musik zu dem Stück komponiert, und der Schriftsteller Feodor Wehl dichtete einen Epilog *Rothkäppchens Wiedergeburt und der Geist der Zeit*. Zu den Darstellern zählten außer dem Ehepaar Mundt u. a. Feodor Wehl und Varnhagens Nichte Ludmilla Assing. Clara Mundt-Mühlbach organisierte die ganze Aufführung, und bereits die Proben wurden sehr vergnüglich. Am 2. Januar 1844, dem 30. Geburtstag der Salonnierin, wurde das Drama in der Mundtschen Wohnung vor großem Publikum und unter begeistertem Beifall gespielt. Die Aufführung bildete längere Zeit einen Gesprächsstoff für die Berliner Gesellschaft. Ferner löste sie sogar eine Tieck-Renaissance in der preußischen Hauptstadt aus, die dazu führte, daß Ludwig Tieck zu Dichterlesungen an den königlichen Hof

gebeten und sein Drama *Blaubart* im Königlichen Schauspielhaus inszeniert wurde. Die Habitués des Mundtschen Salons waren natürlich sehr stolz auf diese Kausalkette; denn dieser Umstand „verlieh dem Mundt'schen Hause und Kreise damals eine Art von Ansehen, das besonders Frau Klara schmeichelte, die in ihnen so zu sagen die Seele war“. Mehrfach hätten, so Feodor Wehl, Amateuraufführungen wie diese im Hause Mundt die Aufmerksamkeit der Berliner literarischen Gesellschaft auf sich gezogen.

Auch die normalen Teeabende Clara Mundt-Mühlbachs waren häufig sehr angeregt. Es wurde vorgelesen und gelegentlich wurden Anekdoten erzählt. Besonders amüsant soll ein Abend gewesen sein, an dem der Schriftsteller und Journalist Moritz Saphir (1795–1858), der damals in Wien lebte, auf der Durchreise erschien und aus seiner früheren Berliner Zeit zu berichten begann. Er erzählte unter anderem, er habe einmal gegen Ende der 1820er Jahre eine Broschüre verfaßt, in der „Majestätsbeleidigungen“ gefunden wurden, weswegen er zu vier Wochen Gefängnis verurteilt wurde. Der damalige König Friedrich Wilhelm III. wollte zwar seiner Justiz nicht in den Rücken fallen, las aber selbst gern die witzigen Schriften Saphirs. Er ließ den Verurteilten daher wissen, er könne seine Strafe in beliebigen Raten und „ganz nach seiner Bequemlichkeit“ antreten. Saphir nahm das Entgegenkommen gern an, wartete, bis im Herbst eine ungemütliche Regenwetterzeit einsetzte, und meldete sich dann beim Polizeipräsidenten von Berlin: „Hören Sie“, sagte er zu ihm, „ich bin nun einmal verdonnert, vier Wochen zu sitzen, und mir scheint, die Witterung ist dem Unternehmen günstig. Wenn es Ihnen also gefällt, krieche ich jetzt ins Loch.“ „Die Witterung ist dem Unternehmen günstig ...“ war noch längere Zeit eine heitere Redewendung im Salon von Clara Mundt-Mühlbach. Auch in den 1850er und 1860er Jahren blieb dieser Salon ein Treffpunkt für Schriftsteller und Literaturfreunde. Es bildete sich sogar ein regelmäßiges Lesekränzchen, das sich zur Aufgabe setzte, literarische Neuerscheinungen sowie die interessantesten Zeittendenzen in Kunst und Wissenschaft zu besprechen. Diese Abspaltung ist bezeichnend und wichtig: Solche Kränzchen bildeten sich von Anfang an und immer wieder einmal am Rande von Salons.

Ein anderer Salon aus dem Umfeld des Jungen Deutschland, aber ebenfalls nicht auf diese literarische Richtung festgelegt, war der von Elisa Gräfin Ahlefeldt (1788–1855), einer guten Bekannten Clara Mundt-Mühlbachs. Außer den Mundts verkehrten Varnhagen und Ludmilla Assing, Fanny Lewald mit ihrem Mann, dem Schriftsteller Adolf Stahr, die Schriftstellerin und Salonnière Henriette Paalzow und ihr Bruder, der Maler Wilhelm Wach, im Salon der Gräfin Ahlefeldt. Es fand sich dort also ein sehr breites Spek-

Elisa Gräfin
Ahlefeldt

trum dieser literarischen Generation zusammen. Auch die jüngeren Dichter Gustav zu Putlitz, Hermann Sagert, Rudolf von Gottschall, Max Ring und Feodor Wehl erschienen; von durchreisenden Gästen sind z. B. die Schriftstellerinnen Fanny Tarnow und Betty Paoli oder die Jungdeutschen Gustav Kühne und Heinrich Laube zu nennen.

Die Anziehungskraft der Gräfin Ahlefeldt und ihres Salons beruhte nicht nur auf ihrer Eleganz, ihrer stillen Liebenswürdigkeit und ihrem Verständnis für junge Dichter, sondern auch auf ihrer interessanten, „romantischen“ Vergangenheit. Elisa war eine dänische Gräfin mit deutscher Mutter und hatte 1810 den Freikorpsführer Major Adolph Freiherrn von Lützow geheiratet. Bei Beginn der Befreiungskriege hatte sie geholfen, die vielfältigen organisatorischen Probleme des Lützowschen Freikorps zu lösen, und sie stand vielen Angehörigen dieser Truppe, so z. B. dem Dichter Theodor Körner, freundschaftlich nahe. Nach ihrer Scheidung von Adolph von Lützow im Jahre 1825 nahm sie ihren Mädchennamen wieder an und wurde die Vertraute und Freundin des Dichters Karl Immermann. An seiner Seite stand sie in Düsseldorf im Mittelpunkt eines literarischen Zirkels. Erst nach der Verheiratung Immermanns zog Elisa Gräfin Ahlefeldt nach Berlin. Dort schuf sie gemeinsam mit ihrer Freundin, der geistreichen Johanna Dieffenbach, geschiedenen Motherby (die Wilhelm von Humboldt einst verehrt hatte), einen Salon, den sie auch nach dem frühen Tod Johanna Dieffenbachs (1842) weiterführte.

Die historisch-patriotischen Verbindungen der Gräfin sorgten dafür, daß nicht nur Literaten, sondern auch ehemalige „Schwarze Jäger“ bei ihr verkehrten: So entstand ein reger Austausch zwischen alten Freiheitskriegern und jungen Dichtern. Stets zeigte die Gräfin Ahlefeldt, wahrscheinlich in Erinnerung an ihre Zeit als „Muse“ Karl Immermanns, sehr viel Geduld und Verständnis für junge und unbekannte Schriftsteller. So las ihr der Lustspieldichter Gustav zu Putlitz, zunächst zögernd, dann aber vertrauensvoll, seine Erstlingsproduktion vor. Andere Dichter lasen ihre Werke vor dem versammelten Salon, in dem sich die Vertreter des Jungen Deutschland bereits mit der nächsten Generation trafen. „Bis zu ihrem Tode nahm sie innigsten Anteil an der Poesie der Gegenwart“, schrieb Max Ring über die Gräfin, sie „förderte durch ihren feinen Takt, ihr sicheres Urteil und ihr Kunstverständnis die jungen Talente.“

Es läßt sich für die liberalen vormärzlichen Salons zusammenfassend sagen, daß die freiheitlichen, emanzipatorischen Ideen des Jungen Deutschland und seines Umfeldes zwar ins Gewicht fielen, daß diese Salons aber gleichzeitig einen ganz biedermeierlichen Charakter hatten und romantische und historistische Elemente auch hier wirksam waren.

Historismus und Nachblüte der Romantik in den Berliner Salons

Die Regierungszeit König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, der 1840 den Thron bestieg, war von politischen Enttäuschungen auf allen Seiten und durch die Revolution der Jahre 1848/49 überschattet. Zunächst aber wurden große Hoffnungen in den neuen König gesetzt, und auf kulturellem Gebiet entsprach das Engagement des „Romantikers auf dem Thron“ allen Erwartungen. Friedrich Wilhelm IV. förderte die Künste und Wissenschaften, er betätigte sich als Bauherr und berief bedeutende Gelehrte nach Berlin. Selbst unvoreingenommene ausländische Beobachter, so die Pariser Salonnière Mary Clarke, die soeben den Orientalisten Julius Mohl geheiratet hatte und sich mit diesem einige Wochen in Berlin aufhielt, registrierten das Engagement des Königs. Mary Mohl schrieb, Friedrich Wilhelm IV. habe die „Crème“ der Gelehrsamkeit aus ganz Deutschland abgeschöpft und nach Berlin gebracht: „I was three weeks at Berlin, where I saw the élite of the learned – which is the élite of all Germany, for the King of Prussia has lately passed a skimming-dish over all the land and secured almost all the cream for his sandy capital – very convenient for travellers.“

Wie schon einmal dreißig Jahre zuvor, um 1810, stellte sich jetzt besonders deutlich dar, daß Berlin, wenn überhaupt eine Stadt in Deutschland, den Anspruch erheben konnte, an der Spitze der deutschen Kulturnation zu stehen. Der Publizist Julius Rodenberg spielte auf diesen Zusammenhang an, als er in seinen Jugenderinnerungen über König Friedrich Wilhelm IV. schrieb: „Man hat sich so sehr gewöhnt, diesen Fürsten unter dem trüben Lichte seiner späteren Jahre zu sehen, daß man darüber vergifft, was auch er für unseres Volkes Einigung gethan: er hat Berlin zur geistigen Hauptstadt Deutschlands gemacht, bevor es dessen politische ward.“

Für die Geschichte der Berliner Salons hatte der kulturelle Aufschwung in Berlin unmittelbare Folgen: Auch die Salons blühten wieder auf. Freilich ist die Belebung der Berliner Salonwelt nicht allein durch die Kulturpolitik des Königs zu erklären, da auch private, zum Teil generationsbedingte Faktoren eine Rolle spielten. Bereits vor dem Regierungswechsel entfalteten die Salons wieder regere Aktivitäten. Aber das günstige kulturelle Klima nach 1840 unterstützte zusätzlich diese Entwicklung. Nach dem „Tief“ der Salons in der Mitte der 1830er Jahre gab es 1840 bereits wieder elf Salons in Berlin; 1845 waren es sogar schon vierzehn große Salons – mehr als doppelt so viele wie zehn Jahre zuvor. Es handelt sich um einen Höhepunkt der Salondichte in Berlin. Erst im Berlin des zweiten Kaiserreichs wurde die absolute Zahl von vierzehn Salons gleichzeitig (in einem Jahr)

wieder erreicht – aber in einem wesentlich größeren und bevölkerungsreicherem Berlin. Von den 21 bedeutenden Salons zwischen 1830 und 1850 existierten allein 16 nebeneinander in dem Zeitraum zwischen 1840 und 1850. Es sind folgende Salons zu nennen: der von Sara Levy (1761-1854), von den Schwestern Caroline und Wilhelmine Bardua (1781-1864 bzw. 1798-1865), Amalie Beer (1767-1854), Fanny Hensel (1805-1847), Henriette Solmar (1794-1890), Bettine von Arnim (1785-1859), Henriette Paalzow (1792-1847), Hedwig von Olfers (1799-1891), Elisa Gräfin Ahlefeldt (1788-1855), Clara Mundt-Mühlbach (1814-1873), Sophie Gräfin Schwerin (1785-1863), Henriette Gräfin Rossi (1806-1854; die ehemalige Sängerin Henriette Sontag), Ludmilla Assing (1821-1880), Clara Kugler (1812-1873), Ernestine von Wildenbruch (1805-1858) und Minna von Treskow (1799-1875). Von diesen 16 Salonnieren waren sieben zwischen 1801 und 1814 bzw. 1821 geboren, hatten also im Jahre 1840 ein Durchschnittsalter von 31 Jahren. Sieben waren zwischen 1781 und 1799 geboren und hatten ein Durchschnittsalter von 51 Jahren, zwei waren über 70jährig (1761 und 1767 geboren).

Daneben wäre auch noch auf gesellige Kreise aus dem „Randgebiet“ der Salons hinzuweisen. So bestanden zwar die Salons der Luise Gräfin von Voß (1780-1865) und der Albertine von Waldow (1772-1854) nicht mehr, aber die Gastgeberinnen verzichteten nicht auf jede Geselligkeit. Aus dem Umkreis der Salons ist ferner noch der rein höfische „Salon“ der Adelaide Gräfin Perponcher (1792-1861) zu nennen, die eine Tochter der Oberhofmeisterin der Königin Elisabeth von Preußen (Gemahlin Friedrich Wilhelms IV.) war, sowie das gesellige Gelehrtenhaus der Elisabeth Lepsius (1828-1899), der Frau des Ägyptologen Richard Lepsius und Schwiegermutter der späteren Salonnière Sabine Lepsius (1864-1942).

Der Aufschwung der Wissenschaften und bildenden Künste nach 1840 machte sich in den Berliner Salons deutlich bemerkbar. Schon seit den Anfängen der Biedermeierzeit spielte die bildende Kunst dort eine größere Rolle als in der Frühzeit der Salons – ähnlich war es ja mit der Musik. Mit dem Beginn der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. traten die Maler, Graphiker und Bildhauer noch weiter in den Vordergrund. Es entstanden Salons, die in ebenso hohem Maße, wie sie literarische Salons waren, auch Salons der bildenden Kunst darstellten, z. B. die Salons von Henriette Paalzow, Hedwig von Olfers und der zweite Salon von Caroline und Wilhelmine Bardua.

Künstler, Literaten und Gelehrte, Bildungsbürgertum und Hofgesellschaft standen wieder in regerem Austausch als das in den vorhergehenden

Jahren der Fall gewesen war. Der Literaturhistoriker Heinrich Spiero schrieb 1913 über diese Zeit bis zur Revolution von 1848: „Wie eng das Leben in den Berliner Salons mit dem ganzen Leben des Staats und der Gesellschaft überhaupt verbunden war, lehren uns die Bilder des klassischen Berliner Malers der Zeit, Franz Krügers: auf seinen Paraden und seinen Gemälden der Huldigung vor Friedrich Wilhelm IV. stehen die Romantiker und die Welt der Salons ebenbürtig im Bilde.“ Der Ton Spieros neigt zwar zur Verklärung, doch es ist richtig, daß die Salons damals wieder einen wichtigen Teil des kulturellen Lebens ausmachten und in enger Verbindung zur königlichen Familie und zur Hofgesellschaft standen.

Der Salon Hedwig von Olfers', deren Mann Ignaz von Olfers inzwischen Generaldirektor der Königlichen Museen geworden war, wurde auf Wunsch des Königs zu einem halboffiziellen Mittelpunkt für Künstler und Gelehrte in Berlin. Alexander von Humboldt, die damals zentrale und wichtigste Gestalt unter den Salonhabitués, gehörte zu den engsten Beratern des Königs. Ferner korrespondierte Friedrich Wilhelm IV. mit Bettine von Arnim und war mit einer der populärsten deutschen Schriftstellerinnen um 1840, der Salonnière Henriette Paalzow, befreundet. Deren Romane sind aufschlußreiche Belege für eine Übergangsphase zwischen Romantik und Historismus. Die noch nachwirkende Spätromantik in Berlin, die durch die Thronbesteigung des „Romantikers“ Friedrich Wilhelm (IV.) neuen Auftrieb erhielt, verschmolz damals mit einem zunehmenden Historismus.

Die historistischen Tendenzen, die auch in den Salons der fortschrittlichen, liberalen Schriftstellerinnen bald die Oberhand gewannen, sind bereits angesprochen worden. In den Salons konservativer Prägung waren sie noch wesentlich deutlicher. Der Salon Henriette Paalzows (1792–1847), einer Lieblingsschriftstellerin der preußischen Hofgesellschaft – aber auch weiterer Kreise –, war das Musterbeispiel eines spätromantischen Salons historistischer, konservativer Ausformung. Die Räume waren mit Möbeln im gotischen Stil eingerichtet, daneben konnte man antike und klassizistische Kunstgegenstände betrachten, und an den Wänden hingen Kupferstiche und Gemälde aus verschiedenen Jahrhunderten. So schuf sich Henriette Paalzow eine Zufluchtsstätte vor einer sie häufig beunruhigenden, unharmonischen Welt, ähnlich wie sich Friedrich Wilhelm IV. in seine Bauten und künstlerischen Pläne zurückzog.

Henriette Paalzow war die Schwester des preußischen Hofmalers Wilhelm Wach (1787–1845), sie wurde 1792 in Berlin geboren, war also fast gleichaltrig mit Friedrich Wilhelm IV. Ihre Ehe war unglücklich und wurde 1822 geschieden, doch in den Jahren, die sie mit ihrem Mann, einem Artilleriehauptmann, in Minden, Münster und Köln verbrachte, schloß sie

Henriette
Paalzow

wichtige Freundschaften. Sie lernte Elisa Gräfin Ahlefeldt kennen, damals noch Frau von Lützow, den Dichter Karl Immermann und die Kölner Altertumskundlerin Sibylle Mertens-Schaaffhausen. Nach ihrer Scheidung kehrte Henriette Paalzow nach Berlin zurück und lebte seit dem Tode ihrer Mutter mit ihrem Bruder Wilhelm Wach zusammen. 1829 begann sie heimlich an einem Roman zu schreiben; vielleicht empfand sie angesichts des künstlerischen Schaffens ihres Bruders selbst den Impuls zur Kreativität. Bereits ihr erster Roman, der 1834 erschien, den Titel *Godwie Castle* erhielt und im England Jakobs I. spielte, wurde ein großer Erfolg. Auch ihre späteren Werke waren beliebt und erschienen noch bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Neuauflagen.

Zum Verständnis der Rolle, die Henriette Paalzow in der Berliner Gesellschaft als Autorin und Salonnierin spielte, muß kurz auf ihr literarisches Schaffen eingegangen werden. Die Qualität der Paalzowschen Romane, die freilich keine Literatur ersten Ranges waren, sollte nicht vorschnell als bedeutungslos abgetan werden. Ein Vergleich ihrer Schriften mit denen Sir Walter Scotts führt in die falsche Richtung, da das historische Lokalkolorit nur als Hintergrund für ihr eigentliches Anliegen, die Schilderung der Charaktere, dienen sollte. Die Geschichte sei der „Ankergrund“ des Romans, schrieb Henriette Paalzow, doch nicht allein „die Geschichte, wie sie verzeichnet ist mit großen Namen und Jahreszahlen, im Bereiche der Religion und Politik, auch die Geschichte, welche zwischen den Zeilen dieser Urkunden der Menschheit steht ...: die Geschichte des menschlichen Herzens ...“. Dennoch setzte sich die Schriftstellerin, obgleich es ihr primär um psychologische und ethische Probleme ging, äußerst gewissenhaft mit den jeweiligen Epochen ihrer Romane auseinander. Über Luise Mühlbach hinausgehend, ließ sie sich der historischen Zuverlässigkeit wegen von einem Freund, dem angesehenen Gelehrten Professor Adolf Schottmüller, historisch beraten.

Vor allem ihre ersten beiden Romane, *Godwie Castle* und *St. Roche*, lösten eine Publikumsbegeisterung aus, die beinahe mit dem musikalischen „Sontag-Fieber“ der 1820er Jahre in Berlin vergleichbar war. Selbst die Schriftstellerin Therese von Bacheracht, die Freundin Gutzkows¹, die in den Umkreis des Jungen Deutschland gehört, lobte diese Romane und führte als besonderes Verdienst der Verfasserin an, daß sie Leser aller Kreise und literarischer Richtungen anspreche: „In einer Zeit, wie die unsere [es ist], wo sich so vielfache Erscheinungen in der Literatur überdrängen, ist eine Schriftstellerin, wie Frau von [sic!] Paalzow, eine bedeutende zu nennen.“ Die „philosophische Tendenz“ ihrer Schriften liege in „versöhnenden Ideen“ und im Prinzip der Humanität. Die Romane Henriette Paalzows scheinen den Nerv der Zeit getroffen zu haben. Es bestand ein Bedürfnis nach

einer Welt stabiler Werte und gemütvoller Individualität, und keineswegs nur in Hofkreisen – Henriette Paalzow wird leicht als „Hofschriftstellerin“ abqualifiziert –, sondern auch in den anderen lesenden Schichten.

Die prominenten Leser der Paalzowschen Bücher förderten allerdings noch zusätzlich deren Erfolg. Zu dem begeisterten Lesepublikum gehörten der Kronprinz Friedrich Wilhelm (der spätere König Friedrich Wilhelm IV.) mit seiner Frau Elisabeth, die Zarin Alexandra Feodorowna von Rußland, die Fürstin von Liegnitz (morganatische Gemahlin Friedrich Wilhelms III.), die Herzogin Helene von Orléans (Schwiegertochter König Louis Philippe), Alexander von Humboldt, Heinrich von Bülow (der preußische Gesandte in London), mit Vorbehalten selbst Ludwig Tieck und viele andere. Gerade einige der näheren Bekannten Henriette Paalzows, die anspruchsvollen Berliner Salonnieren Hedwig von Olfers und Sophie Gräfin Schwerin, fanden auch einige Kritikpunkte. Sie hielten die Romane zwar nicht für schlecht, bedauerten aber unter anderem die Längen und die häufig etwas aufdringliche didaktische Tendenz dieser Schriften. In ähnlicher Weise, wie sich z. B. Fanny Lewald über Clara Mundt-Mühlbach geäußert hatte, kam Sophie Gräfin Schwerin zu dem Urteil: „Die Paalzow selbst ist weit bedeutender als ihre Romane.“ Und in den Salons gab man dem Wert einer Persönlichkeit gerne den Vorzug vor der Qualität ihrer literarischen Produktionen.

Um 1840 entwickelte sich die Künstlergesellschaft, die bis dahin im Wach-Paalzowschen Hause geherrscht hatte, zu einem vielseitigen Salon. Außer Malern und Bildhauern wie Wilhelm Hensel oder Christian Rauch verkehrten hier auch Schriftsteller wie Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Fanny Lewald und Alexander von Ungern-Sternberg, ferner Ludwig Tieck, Elisa Gräfin Ahlefeldt sowie bekannte Schauspielerinnen, etwa Charlotte von Hagn. Mit der Familie von Olfers wohnten Henriette Paalzow und Wilhelm Wach seit 1842 in einem Hause (Cantianstraße 4, auf der Museumsinsel) und besonders enge Bindungen hatte die Schriftstellerin zur Familie Wilhelm von Humboldts.

Daß Henriette Paalzows Salon in den Kultur- und Literaturgeschichten ein vorwiegend schlechtes Echo hat, obwohl der Kreis ihrer Gäste bedeutend war und niemand an ihrer eigenen Liebenswürdigkeit als Gastgeberin zweifelte, ist auf die spöttische und nicht ganz gerechte Beschreibung ihres Salons durch Alexander von Ungern-Sternberg (1806–1868) zurückzuführen. Dieser konnte der Versuchung einer Karikatur nicht widerstehen, zumal Henriette Paalzow seine eigene Konkurrentin auf literarischem Gebiet und die Rivalin seiner Schwiegermutter, Frau von Waldow, auf dem Felde des Salons war. Alles, sogar die Kleidung, Wohnung und Geselligkeit wur-

den von ihm kritisiert: „Ihr Gang war feierlich, ihre Miene ernst, ihre Gespräche langsam und gemessen, ihre Attitüde sogar theatralisch. Dabei zeigte sie sich in einer gesucht malerischen und effektvollen Kleidung. Da ihre Romane fast alle in der Feudalzeit spielen, so hatte sie sich durch ihren Bruder sehr genau das Kostüm dieser Zeit nach guten Vorlegeblättern angeeignet, und wenn man sie aus ihrem gotischen Arbeitsgemach hervortreten sah, so stand eine altertümliche Burgfrau, eine Châtelaine vor uns im fältigen Sammetuntergewande, mit knapp angelegtem Obergewand, dem mittelalterlichen Täschchen und dem Bunde Schlüssel an der Seite. Der Gast wurde auf ein gotisch geschnitztes Möbel hingesetzt und empfand seinerseits an Rücken und Seiten die Einpressionsen der gotischen Rosen und scharfen Schnörkel, während er dem leisen, gemessenen Gespräch der ‚Burgfrau‘ zuhörte.“ Tatsächlich war die Kleidung Henriette Paalzows – sie trug ausschließlich Schwarz – weniger exzentrisch, als hier angedeutet wird. Ihr Kostüm sollte auch keineswegs ihrer Mystifizierung als „Burgfrau“ und Historienschriftstellerin dienen; denn sie kleidete sich bereits in dieser Weise, lange bevor ihr erster Roman erschien – übrigens nicht ohne Selbstironie, weil sie wußte, daß sie etwas altmodisch wirkte. Auch die Kritik Sternbergs an dem gotisierenden Historismus in der Wohnungseinrichtung Henriette Paalzows trifft nicht ganz zu, und auch hier handelte es sich nicht um „Werbung“ für ihre Romane. Die Kunstgegenstände reichten von einer „Muse mit dem Schleier“ über ein Kruzifix bis zu einer Statuette Wilhelm von Humboldts, ihre Romane spielen jedoch im 17. und im 18. Jahrhundert. Selbst Schinkel richtete damals „gotische Zimmer“ ein, und Fanny Lewald gefiel die Ausstattung des Salons wie auch des Arbeitszimmers Henriette Paalzows – eines Turmzimmers mit einer „Bibliothek in schönen Borden“ – sehr gut. Der Hauptkritikpunkt Alexander von Sternbergs betraf die Geselligkeit in ihrem Salon. Er verurteilte, daß man „hier alles lobte und pries, was von dem neuen Könige ausging“, es habe keine interessanten Unterhaltungen gegeben, und die Gäste hätten sich in Grüppchen zusammengefunden. Henriette Paalzow hätte, wenn sie Talent und Willen gehabt hätte, damals dem „künstlerischen und literarischen Berlin einen Mittelpunkt geben können“, weil sie vom Hof und von der Gesellschaft vergöttert worden sei, doch sei ihr das nicht gelungen.

Sicherlich führte Henriette Paalzow damals nicht den bedeutendsten Berliner Salon – das war der Olferssche, der übrigens von Sternberg auch kritisiert wurde –, doch andere Quellen bescheinigen ihr, eine ausgezeichnete Gastgeberin und eine gute Gesprächspartnerin gewesen zu sein. Karl Gutzkow (1811-1878) verfiel in das Alexander von Sternberg entgegengesetzte Extrem der Beurteilung, indem er nicht nur ihre Weltbildung, Her-

zensgüte und ihr treffendes Urteil lobte, sondern enthusiastisch erklärte: „Es waren Weihestunden, die ich bei dieser klugen Geist- und Herzensprüferin zubrachte.“

Daß die streng konservative, monarchistische Henriette Paalzow gerade unter den liberalen und demokratischen jungen Schriftstellern Bekannte und Freunde hatte, spricht für sie und ihren Salon. Fanny Lewald bestätigt ihre „Duldsamkeit gegen Andersdenkende“. In den politisch bewegten Zeiten des Vereinigten Landtags hätte Henriette Paalzow gern die demokratischen Politiker Johann Jacoby und Heinrich Simon kennengelernt, wenn es Fanny Lewald gelungen wäre, diese zu einem Besuch des „monarchistischen“ Salons der Frau Paalzow zu bewegen.

Fanny Lewald wußte, daß Henriette Paalzow aus einer preußischen Beamtenfamilie stammte und sehr religiös erzogen worden war. Sie kommt der Persönlichkeit der Schriftstellerin sehr nahe, wenn sie schreibt, diese Umstände sowie „die Begeisterung der Befreiungskriege, welche sie in ihrer Jugend mit durchlebt“, hätten „ihrem Geist und ihrem Gemüth die deutsch-romantische Färbung eingeprägt, die in der damaligen Jugend allgemein herrschend gewesen“ sei. Diesen Einflüssen waren auch Friedrich Wilhelm IV. und die Prinzessin Marianne von Preußen (1785-1846), mit der Henriette Paalzow seit jener Zeit befreundet war, ausgesetzt gewesen. Ein großer Teil des Lesepublikums von Henriette Paalzow teilte um 1840 ebenfalls noch diese romantischen Erinnerungen.

Henriette Paalzow fühlte sich unsicher in dem bewegten 19. Jahrhundert mit seinen politischen Kämpfen. Sie bewunderte ihre junge Schriftstellerkollegin Fanny Lewald, die Romane über aktuelle Zeitfragen schreiben konnte – ihr selbst sei das unmöglich: „Ich muß mir meine Stoffe mühsam aus der Vergangenheit zusammensuchen. Die Gegenwart mit ihrem Meinungsstreit verwirrt und ängstigt mich. Ich kann mich nur in der Vergangenheit mit einiger Sicherheit zurecht finden, und manchmal wollte ich, ich wäre ein paar Menschenalter früher geboren, als noch mehr Harmonie in dem Gefühl der Menschen war.“ Sie hielt also die Zeiten, in denen ihre Romane spielten, für überschaubarer und – fälschlich – für harmonischer als ihre eigene Epoche. Es war die Unsicherheit in der modernen Welt nach 1789, die den schon in der Romantik nachweisbaren Hang zur Weltflucht in Henriette Paalzow historistisch wandelte und verstärkte; auch der biedermeierliche Rückzug ins Private wies ähnliche Ursachen auf. Die Einstellung Henriette Paalzows hatte insofern etwas Zeittypisches.

Das Leben und das literarische Schaffen Henriette Paalzows sind jedoch nicht ganz auf diesen einfachen Nenner romantisch-historistischer Weltflucht zu bringen, vielmehr waren in ihr mehrere, zum Teil einander ent-

gegengesetzte Kräfte und Neigungen wirksam. Henriette Paalzow legte stets sehr großen Wert auf Konventionen, auch in ihrem Salon, brachte aber andererseits den Mut auf, ihre unglückliche Ehe durch Scheidung zu beenden. Sie bewunderte den mittelalterlichen Universalismus, war jedoch überzeugte Protestantin; des weiteren fühlte sie den Antrieb, sich schriftstellerisch zu betätigen, war aber aufrichtig verärgert, als sie ihr Inkognito als Schriftstellerin nicht mehr wahren konnte, und klagte, es sei einer Frau „nicht bestimmt“, „der Oeffentlichkeit anzugehören“. In ihren Romanen verherrlichte Henriette Paalzow die vermeintlich beschauliche Lebensweise vergangener Zeiten, war aber andererseits fortschrittsbewußt genug, um im Jahre 1841 lebhaft den Bau einer Eisenbahnstrecke zwischen Berlin und Breslau zu wünschen, um besser und schneller ihren Breslauer Verleger erreichen zu können.

Hedwig
von Olfers

In anderer Weise ist der Olferssche Salon, der Nachbarsalon Henriette Paalzows, in dem diese auch selbst verkehrte, typisch für die 1840er Jahre. Henriette Paalzow und Wilhelm Wach verkörperten einen kleinen Ausschnitt des professionellen literarisch-künstlerischen Lebens in Berlin. Obgleich sie bürgerlich waren, wurden sie als Schriftstellerin bzw. er als Maler an den Hof gezogen. Der Olferssche Salon hingegen entstand einerseits aus der Nachfolge des alten Staegemannschen Salons, andererseits bedingte die offizielle Funktion Ignaz von Olfers' (1793–1872) als Generaldirektor der Königlichen Museen in Berlin auch einen offizielleren Charakter dieses Salons. Hedwig von Olfers' jüngste Tochter Hedwig Abeken schreibt dazu: „Auf den Wunsch Friedrich Wilhelms IV. hatte Olfers es übernommen, in seinem Hause einen Mittelpunkt für Künstler, Gelehrte und Fremde zu bilden. Er sowohl wie seine Frau waren hierfür besonders geeignet. Da nun in diesem Jahr [1842] auch Nina und Marie [die beiden ältesten Olfers-Töchter] die Hofgesellschaften mitmachten, vereinigte sich in diesem Hause ein Zusammenfluß der verschiedensten und bedeutendsten Elemente nicht nur Berlins, sondern auch ferner Länder, wie er gewiß jederzeit selten zu finden sein wird.“ Es ergab sich also die keineswegs selbstverständliche Situation, daß einer königlichen Anregung die Neigung und die Befähigung der Beauftragten sowie günstige äußere Umstände entsprachen und den Erfolg des Salons sicherten. Hedwig Abeken fährt fort: „Aus jenen Jahren stammt die Berühmtheit des ‚gelben Saales‘. Dieser unregelmäßig gebaute, hellgelb gestrichene Raum war durch Olfers' eigenständiges Talent zur Einrichtung in allerlei behaglichen Eckchen und nur mit Gipsabgüssten verziert außerordentlich reizvoll. In der Mitte stand ein großer Tisch. Großblumige, bunte Gardinen schmückten die Fenster. Ein kleiner Flur trennte den gelben Saal von dem gegenüberliegenden grünen ... An den

grünen Saal fügte sich ein rotgestrichenes Zimmer, auch durch Gipse verschönt. Auf einem großen, künstlerisch geformten Eichentisch für Mappen fand oft Besichtigung der Kunstschatze statt, welche die Künstler zu diesem Zweck mitgebracht hatten.“ Während Ignaz von Olfers eher etwas förmlich und zurückhaltend war, nahm Hedwig von Olfers alle, selbst den überkritischen Alexander von Ungern-Sternberg für sich ein. Dieser bezeichnete sie als eine „liebenswürdige, mit der Wärme und dem Gedankenreichtum einer wahrhaft poetischen Natur geschmückte Persönlichkeit“.

Sorgte die offizielle Stellung Ignaz von Olfers' dafür, daß alle bedeutenden Künstler, die nach Berlin kamen oder dort arbeiteten, zumindest vorübergehend im Olfersschen Salon verkehrten, so fand sich die jüngere Generation der Berliner Hofgesellschaft dank der Vermittlung der Olfers-Töchter ein. Die meisten Beziehungen aber, z. B. zu der älteren Generation der Hofgesellschaft, zur königlichen Familie und vor allem zu den Schriftstellern und Gelehrten Berlins waren bereits ein Erbteil aus dem Elternhaus der Hedwig von Olfers. Etwas jünger als der spätere Kaiser Wilhelm I. und ein ebenso hohes Alter erreichend, spielte Hedwig von Olfers (1799–1891) viele Jahrzehnte lang eine führende Rolle in den künstlerisch und literarisch interessierten Hofkreisen Berlins. Ihr Salon stellte das mittlere Glied in den drei Generationen Staegemann-Olfersscher Salons dar, die über ein Jahrhundert lang, von 1810 bis 1924, zum gesellschaftlichen und kulturellen Leben Berlins gehörten. Es rechtfertigt sich daher, dieser Konstante des Berliner Salonlebens in der Gestalt von Frau von Olfers besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Mit Ausnahme einiger im Ausland verbrachter Jahre gehörte Hedwig von Olfers von 1809/10 bis zu ihrem Tode im Dezember 1891 zur Berliner Salongesellschaft.

Als kleines Mädchen hatte Hedwig Staegemann, wie bereits berichtet worden ist, mit den Kindern Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise sowie mit den fürstlich Radziwillschen Kindern gespielt. Sie freundete sich besonders mit der Prinzessin Charlotte, der späteren Zarin Alexandra Feodorowna an und wurde auch von deren Erzieherin, Fräulein von Wildermeth, sehr geschätzt. Mit Friedrich Wilhelm IV. und der Königin Elisabeth sowie mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen, dem späteren Kaiserpaar, bestand ein freundschaftlicher Verkehr. Auch die Prinzessin Luise von Preußen (1838–1923), die spätere Großherzogin von Baden, die gemeinsam mit Hedwig von Olfers' Großnichte Klärchen von Griesheim in Koblenz erzogen worden war, blieb bis zu ihrem Tode der Olfersschen Familie eng verbunden. Ferner besuchte der dichtende Prinz Georg von Preußen – Sohn eines Vetters Friedrich Wilhelms IV. – regelmäßig den Salon der Frau von Olfers. In Anbetracht dieser nahen persönlichen

Kontakte mit der königlichen Familie ist es nicht verwunderlich, daß eine königstreue Einstellung für die Familie Olfers ganz selbstverständlich war. Zur Berliner Hofgesellschaft und zur Diplomatie bestanden zahllose wichtige Beziehungen, z. B. zu den Familien Radziwill, Biron-Kurland, Voß, Oriola, Werther und Savigny. Auch diese Verbindungen stammten, wie die zu vielen Künstlern, Gelehrten und Literaten, bereits aus der Zeit des Staegemannschen Salons.

Die glänzendsten Jahre des Salons der Hedwig von Olfers waren die der Regierung König Friedrich Wilhelms IV. Damals hielten sich besonders viele Künstler für längere Zeit in Berlin auf. Die Salongesellschaft war insgesamt noch überschaubarer, auch einheitlicher in ihren Interessen als später, zudem eng mit der Hofgesellschaft verknüpft. Von 1840 bis 1860 war der Olferssche Salon eindeutig der wichtigste gemeinsame Treffpunkt für Künstler, Gelehrte, Literaten und Hofgesellschaft. Als sich Berlin später, in der Bismarckzeit, zur Großstadt entwickelt hatte, wurde auch die Gesellschaft und mit ihr die Geselligkeit immer verzweigter und unübersichtlicher.

Zu den Künstlern, die häufig zu den Olfersschen „Donnerstagen“ erschienen, zählten u. a. die Bildhauer Gottfried Schadow und Christian Rauch, die Maler Wilhelm Hensel, Wilhelm Wach, Peter von Cornelius, Wilhelm Schadow, Franz Krüger und Adolph Menzel. Alexander von Ungern-Sternberg kritisierte zwar, man habe sich auffallend um den bei Hof sehr beliebten Franz Krüger gekümmert, während Adolph Menzel, damals noch am Beginn seiner Laufbahn, recht unbeachtet geblieben sei, doch es muß hier in Rechnung gestellt werden, daß der etwas exzentrische Menzel sicher auch selbst nicht ganz unschuldig an dieser Sachlage war; er fügte sich im allgemeinen schlecht in größere Gesellschaften ein. Mehrere Jahre lang gehörte auch Wilhelm von Kaulbach (1805–1874) zu den Gästen des Olfersschen Salons; ab 1847 kam er regelmäßig im Sommer nach Berlin und arbeitete dort an den Wandgemälden im Treppenhaus des „Neuen Museums“. Kaulbach bezeichnete Ignaz von Olfers spöttisch als den „Kunstminister“ Friedrich Wilhelms IV.

Die etwas höfisch beeinflußte elegante Atmosphäre des Olfersschen Salons sagte dem bodenständigen und trinkfesten Kaulbach nicht immer zu. Im August 1847 schrieb er in gespielter Verzweiflung an seine Frau: „Am Freitag abend war ich im Salon bei Olfers; da geht es freilich hoch her, da gibt es nur geistige Genüsse, da ist der bloße Gedanke an ein Räuschchen schon ein Verbrechen, viel weniger Gelegenheit und Mittel vorhanden, des Guten etwas zu viel zu tun, nur Tee, Tee, Tee und sehr kleine, kleine Butterbrötchen – aber in reichlichem Maße Kunstgespräche; alle Kunstepochen

werden da besprochen und beleuchtet...“ Wie aus dieser Bemerkung hervorgeht, verschob sich der Olferssche „Donnerstag“ im Laufe der Jahre gelegentlich auf den Freitag – zeitweise war es auch der Mittwoch –, doch die Zeugnisse aus vielen Jahrzehnten beziehen sich meist auf den Donnerstag als „jour fixe“. Kaulbach teilte den Salon der Frau von Olfers in die Kategorie ein, in der man – wie auch im Hause des Peter von Cornelius – mit Glacéhandschuhen und Orden Parade machen müsse. Manchmal ärgerten ihn auch, zu recht, übertrieben kunstbeflissene Damen der Hofgesellschaft, die ihm Komplimente machten: „.... seidene Kleider rauschten, und die Konversation ertönte in allen Sprachen. Als ich erschien, umgaukelten mich gleich ein halbes Dutzend junge und alte Damen. Sie piepten und flöteten mir zu, wie unendlich glücklich sie seien, mich wiederzusehen; eine Gräfin X.Y. zeichnete mich besonders durch schöne Redensarten aus, z. B. ich sei der Liebling der Musen Isis und Osiris!!“ Bei solchen Schilderungen sollte nicht aus dem Auge verloren werden, daß es sich bei der Adressatin um die daheimgebliebene Ehefrau handelte, der gegenüber sich Kaulbach vielleicht nicht zu sehr geschmeichelte zeigen wollte. Den hier beschriebenen Erlebnissen zum Trotz zog der Maler den Olfersschen Salon vielen anderen Häusern entschieden vor.

Außer den zahlreichen spätromantischen und spätklassizistischen Malern und Bildhauern dieser Zeit verkehrte auch die hohe preußische Kultusbürokratie im Salon der Frau von Olfers, so die Kultusminister Altenstein und Eichhorn. Der Diplomat und Historiker Alfred von Reumont (1808–1887) würdigte die Kontakte der Künstler- und Hofgesellschaft im Olfersschen Salon, er bescheinigte Hedwig von Olfers, sich in allen Sphären gewandt zu bewegen. Die Familie wurde zwar angesichts der Position Ignaz von Olfers’ als Generaldirektor der Königlichen Museen für „royalistisch“ in Kunstfragen gehalten, doch behielten sich Hedwig von Olfers und ihre Kinder eine eigene Meinung in Kunstdingen vor. Auch im Olfersschen Salon waren unterschiedliche Kunstauffassungen erlaubt. Die Anwesenheit Adolph Menzels beweist es.

Hedwig von Olfers schrieb selbst einmal angesichts einer immer formalistischer werdenden Malerei, in der historistische Tendenzen dominierten: „Es langweilt mich auch nachgerade, daß in aller Kunst immer wieder auf das Alte zurückgegangen werden muß.“ Sie hätte gern in einer Phase künstlerischen Aufbruchs, etwa in der Zeit der italienischen Renaissance gelebt, sah aber für ihre eigene Epoche bei näherer Betrachtung die Notwendigkeit ein, die Kunst im Rahmen einer langen Entwicklungstradition zu verstehen und sich an der vergangenen Kunst zu bilden. „Ich möchte aber doch wissen, was aus unseren Kunstwerken würde, wenn man ihnen die alten Vor-

bilder unter dem Leibe fortzöge“, überlegte sie weiter. Sie kam zu dem Schluß, daß etwas entstehen würde, das den Malversuchen ihrer kleinen Enkelkinder ähnlich sähe: „... denn aus sich selbst und der Natur zu schöpfen, dazu ist der Mensch jetzt an zu viele Krücken gewöhnt.“ Übrigens behielt der Olferssche Salon auch über die Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. hinaus ein reges Interesse für Kunst und die künstlerische Entwicklung der Zeit. Hedwig von Olfers’ Tochter Marie wurde später eine bekannte Malerin und Kunstmalerin, während Hedwig von Olfers’ Enkelin Sibylle von Olfers um die Jahrhundertwende reizvolle Bilderbücher im Jugendstil schuf.

Von den zahlreichen Gelehrten, die im Olfersschen Salon verkehrten, sind der Historiker Leopold von Ranke, der Gräzist Ernst Curtius und der Ägyptologe Richard Lepsius zu nennen. Ein besonders enger Freund des Hauses war Alexander von Humboldt (1769–1859), der sich hier besonders wohlfühlte. Noch bevor der „große“ Olferssche Salon entstand, schrieb er 1838 an Ignaz von Olfers, er würde gern die Fortsetzung seines großen naturwissenschaftlichen Überblickswerkes, des berühmten *Kosmos*, bei Olfers’ im kleinen Kreise vorlesen: „Ich wünschte in einem Zirkel, wo so viel Großes und Schönes hervorgebracht worden ist, ein Stück aus meinem neuen Werke (*Kosmos*) zu lesen. Fragen Sie Ihren hochverehrten Schwiegervater und Ihre liebenswürdige geistreiche, dichterisch schaffende und darum auch mild nachsichtige Gattin, welcher Abend z. B. um 8 Uhr Ihnen mein literarischer Besuch angenehm sein kann ... Wenn Ihre Familie einige Freunde, – nur nicht der Athenienser zuviele, wünscht, so haben Sie allein zu entscheiden.“ Trotz aller konventionellen Höflichkeit, die Humboldt als versierter Kavalier und Hofmann hier an den Tag legt, ist doch eine aufrichtige Achtung vor dem geistigen Niveau des Staegemann-Olfersschen Hauses – damals lebte Friedrich August von Staegemann noch – in diesem Brief zu erkennen.

Autorenlesungen fanden auch in späteren Jahren häufig im Salon Hedwig von Olfers’ statt. Da der biedermeierlich-spätromantische Ton des Olfersschen Salons nach der Revolutionszeit 1848/49 und in den 1850er Jahren noch weitgehend erhalten blieb, kann die Betrachtung dieses Salons im letzten Jahrzehnt der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. vorgezogen und an dieser Stelle eingefügt werden. Im Jahre 1853 las der damals sehr geschätzte Oskar Freiherr von Redwitz (1823–1891) dort seine romantischen Dichtungen vor. Doch selbst im konservativen und noch von der Romantik geprägten Salon der Frau von Olfers stellte man fest, daß pseudo-romantische Produktionen, wie Redwitz’ berühmte Amaranth-Dichtung, keine poetische Kraft mehr besaßen. Hedwigs Tochter Marie

von Olfers, die inzwischen neben ihrer Mutter den wichtigsten Platz in der Gestaltung der Olfersschen Geselligkeit einnahm, schrieb, der Dichter selbst habe ihr viel besser als sein Buch *Amaranth* gefallen. „Dienstag liest er hier seine große Tragödie ‚Siegelinde‘, von der ich mir leider nicht viel erwarte, obgleich ich seiner Persönlichkeit wegen gern entzückt sein möchte.“ Dieses Phänomen ist bereits mehrfach angesprochen worden (Luise Mühlbach, Henriette Paalzow): die Grenzproblematik von Geist und Geselligkeit im Salon. Angesichts eines objektivierten Kunstwerkes konnte man selbst im Salon nicht immer so begeistert sein, wie man es dem Verfasser zuliebe gern gewesen wäre – aber dennoch herrschte eine wohlwollende Grundhaltung vor.

Hedwig von Olfers bemühte sich um des jungen Dichters willen, trotz des sommerlichen Wetters eine „schöngeistige Gesellschaft“ zusammenzubringen, und lud sogar den Theaterintendanten Botho von Hülzen ein, der Oskar von Redwitz möglicherweise nützlich werden konnte. Während Alexander von Ungern-Sternberg, der ebenfalls gebeten war, das Trauerspiel kopfschüttelnd als „süßlich-bitteres, stachelig-weiches Drama“ charakterisierte, drückte Hedwig von Olfers als taktvolle und diplomatische Salonnière eine ähnliche qualitative Einschätzung des Stükkes viel positiver aus: „Die Tragödie nun hat uns gefallen, weil ein so kindliches, frisches, begeistertes Gemüt daraus spricht, daß man die Liebe für den Verfasser auf das Stück übertragen muß.“

Wesentlich zeitgemäßer waren andere literarische Themen, die ungetacht des biedermeierlichen Salonstils doch in die Gespräche des Salons Eingang fanden. So etwa eine Diskussion zwischen dem Maler Eduard Magnus, dem Legationsrat Heinrich Abeken – dem späteren engen Mitarbeiter Bismarcks – und dem Jugendfreund Heinrich von Kleists, dem General von Pfuel, über die Romane der „emanzipierten“ französischen Schriftstellerin George Sand: „Pfuel leugnete erst, irgend etwas von ihr gelesen zu haben, wollte sie gar nicht gelten lassen. Abeken und Magnus standen als Kämpfer für sie auf.“ Marie von Olfers vertrat den Standpunkt, es könne keine angemessene Diskussion über diese Schriftstellerin stattfinden, weil sie als Frau konventionelle Grenzen überschritten und damit ihren Gegnern Argumente geliefert hätte: „Ich wollte die Frau sehen, der man es verziehe, Liebesereignisse, wie sie in Goethes Leben [vorkamen], von sich zu erzählen, und hätte sie auch Goethes Feder dazu.“

Goethe, die große Konstante der Berliner Salongespräche zwischen 1780 und 1914, kam im Olfersschen Salon voll zur Geltung. Es gab gelegentlich erhitzte Diskussionen über einzelne Interpretationsfragen, so im Mai 1852. Legationsrat Abeken, Habitué und später der Ehemann von Hedwig von

Olfers' jüngster Tochter, trug einige Abschnitte aus einem Buch über Goethe und Madame de Staël, das er gelesen hatte, vor. Marie von Olfers schrieb darüber an ihre Schwester Nina Gräfin Yorck von Wartenburg: „Er [Abeken] führte etwas daraus an, worüber alles [vor Ablehnung] schrie, bis auf [Graf] Redern, der dasselbe traf was von Goethe behauptet wurde. Wie verstehst Du ‚Todesglut‘ in dem Gedicht: Der Fischer? Jeder wurde einzeln examiniert.“ Graf Redern antwortete, wie auch von Goethe in dem Buch behauptet wurde, mit der „Todesglut“ sei das Küchenfeuer für den Fisch gemeint. Der Dichter habe Madame de Staël mit seiner Übersetzung „air brulant“ nur zum Besten gehabt. Es entspann sich eine lebhafte Diskussion über diese Stelle des Gedichts, und Marie von Olfers schloß, keineswegs vom „Küchenfeuer“ überzeugt: „Hat er aber wirklich Küchenfeuer gemeint, so hat sein Gedicht besser gesprochen als er selbst, denn ich glaube, darauf kommt weiter niemand ...“ *Der Fischer* hatte in den Berliner Salongesprächen insofern Tradition, als bereits im Salon der Henriette Herz über das „kühl bis ans Herz hinan“ debattiert worden war. Hatte das Goethe-Gedicht im Salon der Henriette Herz noch um Anerkennung bei den rationalistischen Aufklärern kämpfen müssen, so war über ein halbes Jahrhundert später im Zeitalter des Realismus und materialistischer Naturwissenschaft die provozierend triviale Interpretation eines Ausdrucks in einem Klassiker-Gedicht Anlaß zu Diskussionen.

In der Berliner Salongesellschaft traf man auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch persönliche Bekannte Goethes. Hedwig von Olfers (gest. 1891) war ihm 1815 begegnet, und Bettine von Arnim (gest. 1859) hatte in näheren Beziehungen zu dem Dichter gestanden. Im Jahre 1852 brachte der Olferssche Hausfreund Heinrich Abeken einen Bekannten aus Rom mit, den Legationsrat Georg August Kestner (1777-1853). Es handelte sich dabei um den Sohn von Charlotte Kestner geb. Buff, Goethes „Lotte“. Auch ein Enkel Goethes war 1854 einmal bei Olfers zu Gast. Als interessante Salongäste erwiesen sich diese Herren allerdings nicht, und Marie von Olfers schrieb etwas enttäuscht, Poesie vererbe sich offenbar nur sehr schlecht. Bei anderer Gelegenheit schickte sich – wahrscheinlich im September 1854 – der Königsberger Kunst- und Literaturhistoriker Ernst August Hagen (1797-1880) im Olfersschen Salon an, das Thema „Goethe und Bettine“ ausführlich in Gegenwart der ihm unbekannten jungen Gisela von Arnim zu erörtern. Hedwig von Olfers griff schnell ein: „... ich ließ ihn nicht ausreden, denn ich dachte: was wird da nachkommen, und sagte rasch: ‚Ihnen gegenüber sitzt eine Tochter Bettinas.‘“ Die Ausführungen wurden daraufhin abgebrochen, und Gisela von Arnim erhielt einige Verbeugungen.

Neben den literarischen Gesprächen nahm auch die gemeinsame Lektüre einen wichtigen Platz im Salon der Frau von Olfers ein. Heinrich Abeken sammelte als zuverlässige „Stütze“ des Salons systematisch geeignete Literatur zum Vorlesen. Unter anderem regte er 1852 an, daß Dantes *Göttliche Komödie* bei Olfers' auf italienisch gelesen wurde. 1839-1849 war die Dante-Übersetzung von „Philalethes“, d. h. Prinz Johann von Sachsen (1801-1873; 1854 König), erschienen und löste möglicherweise die Anregung Abekens aus. Manchmal konnte sich Hedwig von Olfers an ihren „Donnerstagen“ kaum vor konkurrierenden Vorleseangeboten retten. Herman Grimm, der Sohn Wilhelm Grimms, der später als Essayist und Kunsthistoriker bekannt wurde, trug ab und zu selbstgedichtete Novellen vor.

Gelegentlich wurde auch musiziert; der Pianist und Dirigent Hans von Bülow (1830-1894) und seine Frau Cosima (1837-1930), die Tochter Liszts, zählten zu den Gästen des Hauses Olfers. Sie waren von der Mutter des Dirigenten, der mit Hedwig von Olfers befreundeten Franziska von Bülow, dort eingeführt worden. Im März 1856 schrieb Franziska von Bülow an ihre Tochter: „Wir waren gestern abend noch bei Olfers – es waren allerlei Leute da; Professor Hildebrandt, vortrefflicher Landschaftsmaler, der lange in England war [Eduard Hildebrandt (1818-1868)], der bekannte Legationsrat Abeken, ... [ein] Prinz von Baden, Bruder des Regenten – ließen sich mir vorstellen. Sie [Olfers] empfangen alle Donnerstage, es wird bloß Conversation gemacht. Gestern spielten zuletzt auf vieles Verlangen, erst Hans (den wir mit Mühe und Noth hingebracht hatten), dann Cosima etwas Clavier ...“ Noch in späteren Jahren freute sich Cosima Wagner, wenn sie Hedwig von Olfers wiedersah; sie erinnerte sich gern an ihre Berliner Zeit in den 1850er Jahren und an den Olfersschen Salon. In der Zeit vor der Revolution von 1848 war der Salon Hedwig von Olfers' zahlenmäßig wahrscheinlich am größten. Doch auch im folgenden Jahrzehnt waren die „Donnerstage“ außerordentlich besucht, so daß gelegentlich selbst in dem großen Haushalt kaum genügend Stühle und Butterbrote für die Gäste vorhanden waren. Hedwig von Olfers begann einmal im Frühjahr 1854 in einem Brief an ihre Tochter Nina, die Namen der Anwesenden aufzuzählen, brach aber nach mehr als zwanzig Namen ab, um mit einem „usw. usw.“ zu kapitulieren. Ofters waren ausländische Gäste anwesend, die sich auf der Durchreise befanden. Sehr häufig trafen auch Persönlichkeiten der Berliner Hof-, Kunst- und Literatenkreise im Salon der Olfers' zusammen, die untereinander mancherlei Rivalitäten hegten. Marie von Olfers schrieb z. B. im Jahre 1855 an ihre Schwester Nina: „Gestern war ein memorabler Donnerstag, ich habe innerlich recht gelacht. Es waren

nämlich allerlei Löwen da, die sich gern alle verzehrt hätten und doch durch die gesellige Sitte so fein säuberlich aneinander vorübergingen, daß es ein Entzücken war.“

Die große Spannweite des Gästekreises und die bedeutenden Berliner Persönlichkeiten, die regelmäßig bei Olfers' zu Gast waren, sicherten diesem Salon einen hohen Rang. Darüber hinaus war aber der Salon der Hedwig von Olfers ebenfalls, wenn auch in anderer Hinsicht als der von Henriette Paalzow, typisch für die Epoche Friedrich Wilhelms IV. Der Geist dieses – nahe an der Hofgesellschaft angesiedelten – Salons Olfers war sehr kultiviert, aufgeschlossen für Kunst, Literatur und Musik; für Politik interessierte man sich dagegen kaum.

Henriette Gräfin Rossi

Während die Berliner Hofgesellschaft im Olfersschen Salon den Kontakt zu Künstlern und zur Kunst fand, gelang es der Gräfin Rossi, der ehemaligen Sängerin Henriette Sontag, die als Frau des sardinischen Gesandten nach Berlin zurückgekehrt war, in den Jahren 1843-1848 einen musikalischen Salon zu führen. Hier waren neben der hohen preußischen Aristokratie und der Diplomatie viele bedeutende Musiker anzutreffen. Die Gräfin Rossi bildete auch einen Chor aus Angehörigen der Hofgesellschaft, mit dem sie größere Chorwerke einstudierte und am Hof zur Aufführung brachte.

Caroline und Wilhelmine Bardua

Der Grundton dieser genannten und anderer vergleichbarer Salons war immer noch romantisch-biedermeierlich, so auch der Salon der Malerin Caroline Bardua (1781-1864) und ihrer Schwester Wilhelmine (1798-1865). Seit Mitte der 1830er Jahre lebten die Schwestern wieder in Berlin, und in ihrer bescheidenen Wohnung waren nicht nur Künstler wie Gottfried Schadow und Literaten wie Bettine von Arnim anzutreffen, sondern auch Gelehrte wie Savigny oder Ranke.

Besonders interessant ist das Protektorat, das die Schwestern Bardua über die sogenannte Kafféter-Gesellschaft ausübten. Wie der Ausdruck „Kafféter-Orden“ (oder einfach „Kafféter“) eigentlich entstanden war, wußten die Mitglieder selbst nicht genau, er hing jedenfalls mit einer „Kaffee-Fête“ zusammen. Es handelte sich dabei um eine literarisch-künstlerische Vereinigung junger Damen, der unter anderen Maxe, Armgart und Gisela, die Töchter Bettine von Arnims, und die Olfers-Töchter Nina, Marie und Hedwig angehörten. Weitere wichtige Mitglieder waren Marie Lichtenstein (verheiratet seit 1847 mit einem Pfarrer Hoffmeister), die Tochter des bedeutenden Zoologen Heinrich Lichtenstein, Amalie von Herder (1822-1907), eine Enkelin Herders, Ottilie von Graefe (1816-1898) aus einer berühmten Medizinerfamilie, Elisabeth Gräfin Königsmarck (1825-1901) und Valeska von Grabow (um 1820-1847), eine Hofdame der Fürstin Liegnitz. In regelmäßigen Kaffee-Gesellschaften trugen die „Kaffeeologen“,

wie sie sich nannten, ihre neuesten literarischen Produktionen vor oder zeigten ihre künstlerischen Versuche. Die meisten betätigten sich auf beiden Gebieten; es handelte sich durchweg um Amateurleistungen, die freilich zum Teil ein beachtliches Niveau erreichten. Keine der jungen Damen, mit Ausnahme der Marie von Olfers, gab jemals ihren „Amateurstatus“ auf, und selbst jene ist nur in späteren Lebensjahrzehnten und unter großen Vorbehalten als „professionelle“ Schriftstellerin und Malerin zu bezeichnen.

Maxe von Arnim führte als „Präsident Maiblümchen“ den Vorsitz bei dieser heiteren Akademiepersiflage, und auch die anderen Mitglieder hatten eigene, vorwiegend männliche und ritterliche Kafféternamen wie zum Beispiel „Sir Odillon“ (Ottilie von Graefe). Für besondere Verdienste wurden die verschiedenen Klassen des Kaffeekannen-Ordens verliehen. Protokollführer Mine Bardua hielt den Verlauf der Sitzungen für die „Kafféter-Zeitung“ fest.

„Der Kafféter“, wie man die Kafféter-Gesellschaft abgekürzt nannte, ließ sich nicht sehr lange als reine Mädchengesellschaft halten; zu den männlichen Mitgliedern zählte schon bald der mit Gisela von Arnim befreundete Gymnasiast Herman Grimm. Ehrenmitglieder waren Emanuel Geibel (1815-1884) und Hans Christian Andersen (1805-1875), der sich während eines Berlinbesuchs auch von Caroline Bardua malen ließ. Ferner durften Zuschauer oder „Hospitanten“ erscheinen, die allerdings einen festgelegten Beitrag für die Kaffeekasse entrichten mußten. Die Zuschauer hatten ursprünglich nur aus Eltern und Freunden bestanden, doch im Laufe der Zeit gesellten sich immer mehr neugierige Mitglieder der Hof-, Militär- und Gelehrtenkreise dazu. Einen Höhepunkt in der Geschichte des Kafféters gab es im Frühjahr 1845: Das Protokoll vermerkte selbstbewußt, der Kafféter habe beschlossen, dem König ein Fest zu geben. Eigentlich handelte es sich um ein Fest bei Savignys, doch der Kafféter übernahm unter der Leitung der Schwestern Bardua die Gestaltung der Feier und führte mehrere „Lebende Bilder“ und das Gellertsche Schäferspiel *Das Band* auf. König Friedrich Wilhelm IV. war begeistert, und sein Beifall sicherte dem Kafféter noch zusätzliches Ansehen in der Berliner Gesellschaft.

Diese literarisch-künstlerische Biedermeieridylle, so reizvoll sie ist, würde nur in die entfernteren Randgebiete der Salonthematik gehören, wenn der Kafféter nicht eine wichtige Schule künftiger Salonnieren und Salongäste gewesen wäre. Maxe von Arnim, die spätere Gräfin Oriola (1818-1894) und Marie von Olfers (1826-1924) führten später bedeutende Salons in Berlin, während Ottilie von Graefe, verehelichte von Thile (1816-1898), Elisabeth Gräfin Königsmaack, verehelichte zu Putlitz (1825-1901), und Armgart von Arnim, spätere Gräfin Flemming (1821-1880), in anderen

Städten im Mittelpunkt von salonartiger Geselligkeit standen. Die meisten anderen Kafféeter-Mitglieder wurden später wichtige „Stützen“ der Salongesellschaft, sofern sie in Berlin blieben. Der Kafféeter fand hauptsächlich durch die politische Revolution von 1848, aber auch durch private Schicksale der Mitglieder – mehrere Heiraten und schließlich den Wegzug der Barduas aus Berlin – ein Ende. Ein treffendes impressionistisches Resümee des „Kafféeters“ gab Mine Bardua im Jahre 1851 anlässlich eines kurzfristigen Wiederbelebungsversuchs: „Es war zu hübsch! Blumen, Früchte, Kaffee, Kuchen, flatternde Blätter, rosige Bänder, unsäglicher Lärm, charmante Verrücktheit – alles wie einst! Dabei immer fein, geschmackvoll und elegant – ein tolles Sichgehenlassen in feinster Sitte!“

Die letzte „echte“ Sitzung hatte noch am 14. März 1848 in Berlin stattgefunden: „Aber ein lähmender Druck lag wie ein Bleigewicht auf dem sonst so fröhlichen Kreise“, berichtete Maxe von Arnim, „kein Scherz wollte aufkommen, alle hörten mehr nach dem Krawall auf der Straße als auf die Geistesprodukte, die verlesen wurden. Olfers' Diener erschien schon um 6 Uhr, um seine Damen abzuholen, weil der Schloßplatz später nicht mehr zu passieren wäre. Es war die Todesstunde unseres geliebten Kafféeters.“ Am 28. April 1848 wurde in einem vom Präsidenten Maiblümchen und vom Protokollführer Mine Bardua unterzeichneten Manifest verkündet: „Unser geliebter Kafféeter ward in der kaum entfalteten Blüte seines sechsten Jahres dahingerafft von dem unerbittlichen Zahnen der Gegenwart. Er war zu gut für diese Welt. Friede seiner Asche!“

Die kultivierte, anmutige Geselligkeit der biedermeierlichen Spätromantik, die gleichzeitig jedoch etwas weltfremd gewesen war, endete mit der Revolution, selbst wenn sie in einzelnen Fällen noch bis in die 1850er Jahre hinübergerettet wurde. 1848 pochte die Politik auch an die Türen der Berliner Salons. Einige der bisher schon besprochenen Salons werden im folgenden unter neuen Aspekten, vor allem in ihrer Konfrontation mit den Revolutionseignissen, zu erörtern sein. Ferner gab es noch andere Salons, die schon vor 1848 einen Interessenschwerpunkt im politischen Gespräch – progressiv oder konservativ – hatten. Sie werden im folgenden Abschnitt zum ersten Mal behandelt.

Politik in den Berliner Salons der Revolutionszeit

Als König Friedrich Wilhelm IV. im Juni 1840 den Thron bestieg, dachte kaum jemand an die Möglichkeit einer nahen Revolution in Preußen. Die Tatsache, daß der neue König mehrere durch die Demagogenverfolgungen verfemte Patrioten, wie Ernst Moritz Arndt, rehabilitierte und die Brüder

Grimm, die gegen die Aufhebung der Hannoverschen Verfassung durch König Ernst August im Jahre 1837 protestiert hatten, nach Berlin rief, ließ viele Liberale glauben, Friedrich Wilhelm IV. werde das bereits von seinem Vater 1815 gegebene Verfassungsversprechen einlösen und Preußen zu einem konstitutionellen Staat machen. Sie täuschten sich jedoch. Der König war zwar keineswegs „reaktionär“ im Sinne der Karlsbader Beschlüsse, aber er hing den ständischen Staatsideen der politischen Romantik seiner Jugendjahre an und war vom Gottesgnadentum seiner Monarchie überzeugt. Der „Romantiker auf dem Thron“ (David Friedrich Strauß) wollte ganz im Sinne seines Vaters regieren und hielt sich eng an dessen politisches Testament; Preußen sollte keine geschriebene Verfassung erhalten, allein die traditionelle Pflichterfüllung des Monarchen und seine Verantwortung vor Gott sollten die Garanten des Staatswohls sein. Friedrich Wilhelm IV. übersah jedoch, daß die patriarchalische Regierungsweise seines Vaters Friedrich Wilhelm III., der noch im 18. Jahrhundert den Thron bestiegen hatte und dem seine Untertanen durch die gemeinsam erlebten Notzeiten tatsächlich eng verbunden waren, für ihn selbst nicht mehr möglich war.

Nach längerem Zögern und ausgedehnten ständischen Ausschußberatungen berief Friedrich Wilhelm IV. schließlich die erste zentrale Ständevertretung in Preußen, den Vereinigten Landtag, für den 11. April 1847 ein. In seiner Eröffnungsrede gab der König gleich zu verstehen, daß er Preußen keineswegs mit Hilfe des Vereinigten Landtags zu einer konstitutionellen Monarchie umgestalten wolle. Mit großem Nachdruck betonte Friedrich Wilhelm, keiner Macht der Erde solle es gelingen, „das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein conventionelles, constitutionelles zu wandeln“. Er werde es „nun und nimmermehr zugeben“, „daß sich zwischen unseren Herr Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen“. Der vom Gottesgnadentum geprägte Friedrich Wilhelm IV. und seine konstitutionellen politischen Widersacher – von den Demokraten ganz zu schweigen – standen in zwei so unterschiedlichen Anschauungswelten, daß es keine echte Annäherung, nur erzwungene Kompromisse und Mißverständnisse geben konnte. Selbst in der Frage der nationalen Einigung Deutschlands entsprachen die Ansichten des Königs nicht denen seiner liberalen Untertanen: Er hoffte zwar, daß Preußen zur entscheidenden Macht in Deutschland werden würde, sah jedoch damals in den österreichischen Habsburgern aus Traditionsbewußtsein die einzigen möglichen Träger der Kaiserkrone eines neu zu schaffenden Reiches.

Ähnliche Kluft trennten die Berliner Salons unterschiedlicher politischer Einstellung, obgleich man sich bemühte, im geselligen Verkehr die politischen Meinungsverschiedenheiten in den Hintergrund treten zu lassen. Entweder die Salonnièren befürworteten die konstitutionellen Bestrebungen bzw. entwickelten zum Teil sogar demokratische Neigungen, weil sie dies für angemessen und fortschrittlich hielten, oder sie stellten sich auf einen königstreuen Standpunkt, aus preußischer Familientradition, aus Pflichtgefühl dem Bestehenden gegenüber, aus persönlichen Bindungen an das Königshaus oder auch nur als Aristokraten und Mitglieder der Hofgesellschaft. Zur progressiven Gruppe gehörten Clara Mundt-Mühlbach, Henriette Solmar, Bettine von Arnim, Karl August Varnhagen von Ense mit seiner Nichte Ludmilla Assing und die spätere Salonnière Fanny Lewald; zur konservativen Gruppe zählten Hedwig von Olfers mit ihren Töchtern, ferner Maxe und Armgart von Arnim, Sophie Gräfin von Schwerin, Ernestine von Wildenbruch und Fanny Prinzessin von Biron-Wartenberg.

Seit dem Vereinigten Landtag von 1847 wurden auch in den aristokratischen Salons politische Diskussionen geführt, so in dem Salon der Fanny Prinzessin von Biron-Wartenberg (1815–1888; spätere Frau von Boyen) und ihrer mit einem russischen Generalmajor verheirateten Schwester Antoinette Gräfin Lazareff (1813–1882). Hier trafen sich Diplomaten und konservative Adelige. Während dieser Salon, so beliebt er war, nur wenige Jahre jeweils in der Ballsaison bestanden zu haben scheint (ca. 1845–1848), spielte ein anderer Salon der hohen Aristokratie eine nachhaltigere Rolle als konservativer politischer Salon.

Es handelte sich dabei um den Salon der um eine Generation älteren Sophie Gräfin Schwerin (1785–1863). Die mit der 1847 verstorbenen Henriette Paalzow befreundete Sophie Gräfin Schwerin hatte in ihrer Jugend in den Salons der Gräfin Voß und der Fürstin Luise Radziwill verkehrt, zog sich aber, nachdem ihr Mann Wilhelm Graf Schwerin bei Waterloo gefallen war, völlig von der Gesellschaft zurück und lebte auf ihren ostpreußischen Gütern. Erst 1831 siedelte sie wieder nach Berlin über, wo sie nach und nach zum Mittelpunkt eines aristokratischen Salons wurde. Dort verkehrten neben Berliner Bekannten besonders viele Angehörige des ostpreußischen Adels, da die Gräfin Schwerin eine geborene Gräfin Dönhoff war und aus Ostpreußen stammte. Sie wird als eine hochgebildete, an den politischen Entwicklungen ihrer Zeit – besonders seit 1847 – lebhaft Anteil nehmende Frau geschildert. Ihre Schwester Amalie von Romberg schrieb über sie: „Nie sah ich sie liebenswürdiger, als in dem belebten Kreise politisch gebildeter oder sich politisch heranbildender Männer, die sich jetzt [während des Vereinigten Landtages 1847] an Verwandten und Bekannten,

Fanny
Prinzessin
Biron

Sophie
Gräfin
Schwerin

besonders aus *Ostpreußen*, an Dönhoffs, Dohnas, Eulenburgs, Zanders usw. um ihren Teetisch sammelten, und von denen *sie* wieder Nachrichten und Ansichten sammelte, – und dazwischen wieder die *Berliner* Elemente, Müller [d. h. Professor Adolf Schottmüller], die Künstler, die Geistlichen, Fräulein von Rohr [eine Freundin Theodor Fontanes], Herr von Lépel [der Dichter Bernhard von Lépel], die beiden geistreichen Geschwister Theremin, kurz, die alten und neuen Kreise, alle von einem Interesse, dem des neu erwachenden politischen Lebens, beseelt.“

Das sich stärker entfaltende politische Leben wirkte einerseits förderlich auf die Salongesellschaft ein, barg aber durch die Wahrscheinlichkeit politischer Meinungsverschiedenheiten auch Gefahren der Auflösung geselliger Kreise in sich. Amalie von Romberg, die damals weitaus liberaler eingestellt war als ihre streng konservative Schwester und eine Verfassung befürwortete, schrieb in diesem Zusammenhang: „Der große Scheidungsprozeß der Gemüter fing hier schon an, sich zu vollziehen, und schon damals war es, glaube ich, wo Sophie und ich uns fest dazu verbanden, uns durch keine Parteidenschaften fortreißen, durch politische Meinungsverschiedenheiten zu keiner Einseitigkeit und Unbilligkeit im *moralischen* Urteil über die Menschen verleiten zu lassen und auch abweichenden Ansichten ihre volle Berechtigung zu vergönnen.“ Das Ideal des freien geselligen Dialogs sollte, innerhalb der Familie wie innerhalb des Salons, aufrechterhalten und nicht von politischer Parteinahme gestört werden.

Nichtsdestoweniger war das Ideal zum Problem geworden, und im Verlauf der Revolutionsergebnisse des Jahres 1848 wurde es häufig sehr schwierig, dieses Ideal in die Tat umzusetzen. Viele königstreue Salondamen, so die Gräfin Rossi, die Schwestern Bardua und zeitweise auch die Gräfin Schwerin, verließen Berlin und gingen so dem Problem aus dem Wege. Bettine von Arnim blieb mit ihren Töchtern in der preußischen Hauptstadt, aber gerade darum stellte sich bald heraus, daß sich ein gemeinsamer Salon der revolutionsfreudlichen Mutter und der antirevolutionären Töchter nicht aufrechterhalten ließ. Maxe von Arnim berichtet darüber: „Auf die Dauer ging es ... doch nicht an, daß unsere Freunde [preußische Prinzen, konservative Adelige, Hofdamen] in Bettinas Saal mit den Revolutionären zusammentrafen, ohne daß Reibungen oder doch Verstimmungen drohten. Zu uns kam oft, weil seine Gemahlin eine große Zuneigung für Armgart gefaßt, der legitimistisch gesinnte bisherige französische Gesandte Graf Circourt [Adolphe Graf Circourt (1801-1879), seine Frau Anastasie führte später in Paris einen Salon] – wir konnten ihm doch unmöglich zumuten, dem ihn von seinem Posten ablösenden Republikaner Arago, der oft zur Mutter kam, zu begegnen. So wurde – schiedlich, fried-

Bettine
von Arnim

lich – die weise Einrichtung getroffen, die dann noch lange, bis auch die Mutter sich wieder zum König wandte, bestanden hat: Im Hause Arnim gab es zwei Salons, einen demokratischen und einen aristokratischen.“

*Henriette
Solmar*

In anderen Salons, deren Gastgeberinnen zwar feste politische Meinungen hatten, jedoch der aktiven Politik etwas ferner standen, wurde versucht, den Revolutionssereignissen zum Trotz die alten Bekanntschaften und Freundschaften in der gleichen Form wie früher zu pflegen, zum Beispiel in den Salons von Henriette Solmar und Hedwig von Olfers. Henriette Solmar (1794–1890) gehörte zu den Berliner Damen, die sich für die französische Republik begeisterten; der französische Dichter und Außenminister Lamartine (1790–1869), der ihrer Generation angehörte, wurde von ihr grenzenlos bewundert. Über die Nachricht vom Ausbruch der Februarrevolution in Frankreich und die Anteilnahme, die sie im Salon Henriette Solmars fand, schrieb der ebenfalls revolutionsfreudliche Varnhagen, der wie Bettine von Arnim 1785 geboren war, am 28. Februar 1848: „Abends mit Ludmilla bei **[Henriette Solmar], wo große Gesellschaft. Das Extrablatt der *Staatszeitung* wurde vorgelesen, die Aufregung dauerte den ganzen Abend ...“ Aus dem Extrablatt habe man erfahren, daß Louis Philippe abgedankt habe, die Herzogin Helene von Orléans Regentin werden solle und Odilon Barrot an die Spitze eines neuen Ministeriums getreten sei.

*Sophie
Gräfin
Schwerin*

Während sich die Ereignisse in Paris überstürzten und die zweite Republik proklamiert wurde, spitzte sich auch in Berlin die Lage zu. Im März 1848 fanden große Volksversammlungen in den Zelten im Tiergarten statt. Deputationen, Petitionen und schließlich liberale Zugeständnisse des Königs schienen den geregelten Gang einer politischen Umgestaltung in Preußen zunächst zu sichern. Doch dann brach am 18. März, ausgelöst durch die zwei vieldiskutierten und umstrittenen Schüsse auf dem Schloßplatz, die offene, blutige Revolution in Berlin aus. Barrikadenkämpfe begannen. Am Anfang eines vom 18. März datierten Briefes der Gräfin Schwerin aus Berlin wird noch berichtet, Berlin sei ruhig und werde wegen der gewährten Pressefreiheit ein „Freudenfest“ mit Illumination begehen. Dann heißt es plötzlich in einer Nachschrift um vier Uhr nachmittags: „Berlin ist in voller Revolution! Wie es kam, weiß niemand. Während der König auf dem Balkon sprach, alles Volk den Hut schwenkte, soll geschossen worden sein. Die ganze Stadt ist in Bewegung; man sagt, daß man noch mit den Briefen zur Potsdamer Eisenbahn gelangen kann, also schließe ich noch nicht.“ Um halb sechs am gleichen Abend berichtet sie weiter, eine Barrikade vor der Leipziger Straße verhindere inzwischen, die Briefe zum Potsdamer Bahnhof bringen zu lassen. „Das Schießen, auch mit Kanonen, hört nicht auf, und es stürmt von allen Türmen.“ Der Teil der Wilhelmstraße, in dem die Grä-

fin Schwerin wohnte (sie lebte im alten Dönhoffschen Palais, Wilhelmstraße 63, wo 1899 bis 1903 das Preußische Staatsministerium erbaut wurde), war nicht direkt von den Ereignissen betroffen. Im Laufe der Nacht stellten sich dann Freunde und Habitués ihres Salons bei ihr ein, um sich nach ihrem Wohlergehen zu erkundigen und Nachrichten auszutauschen. Einige Damen ihrer Bekanntschaft, die – zum Teil über Gartenmauern – aus der Berliner Stadtmitte geflüchtet waren und nun im Begriff standen, Berlin zu verlassen, machten bei der Gräfin Schwerin eine Ruhepause.

Der König, der den Bürgerkrieg scheute, entschloß sich inzwischen zu einer völlig nachgiebigen Haltung; die Truppen wurden aus Berlin zurückgezogen und eine Bürgerwache zur Aufrechterhaltung der Ordnung improvisiert. Dieses Verhalten schuf ihm keine neuen Freunde, nur neue Gegner: Die konservativen Kreise der Hauptstadt nahmen ihm übel, daß er den Befehl zum Rückzug gab, nachdem die Soldaten – die wie die Barrikadenkämpfer Verluste erlitten – schon fast vollständig über die Aufständischen gesiegt hatten. Wilhelmine Bardua schrieb dazu am 9. April: „Viele glauben an eine nahe Republik. Es teilt sich alles in zwei Parteien, und beide sind *gegen* den König – das ist das Schlimme! Die einen sagen: Preußen habe seine Ehre eingebüßt, weil der König nicht habe fortschießen lassen. Die anderen sagen: das Band zwischen König und Volk sei zerrissen, weil der König das Blutbad zugelassen habe. Ist das nicht, um den Verstand zu verlieren?! Und dieser Gegensatz schneidet jetzt in alle Kreise ein, sogar in den Familien bekämpfen sie sich. Das ganze Sein ist jetzt Politik. Es ist eine unauflösliche Verwirrnis. So viel Freiheit spukt in den Köpfen, daß ich gar nicht denken kann, wie all diese Freiheit zur Einheit gelangen soll.“ Wer von den Berliner Salonnièren in Berlin blieb, verfolgte gespannt die Ereignisse; es gab fast kein Gespräch ohne Politik, und selbst die konservativen Salonnièren besuchten gelegentlich die Sitzungen der preußischen Nationalversammlung, solange diese in Berlin tagte.

Der Olferssche Salon bestand 1848/49 weiter. Er war kein eigentlich politischer Salon, doch die Familie Olfers setzte sich natürlich – wie alle anderen in jenen Tagen – mit den politischen Ereignissen auseinander. Das Ende der kunstliebenden, heiteren Epoche vor 1848 und das Schicksal des von ihr verehrten Königs Friedrich Wilhelm IV. standen im Mittelpunkt eines Gedichts, das Hedwig von Olfers als Greisin vierzig Jahre nach der Revolution von 1848 verfaßte; es endete:

„Verwandelt war Berlin in wenig Wochen!
Von Barrikadenbau zum erstenmal entehrt!
O, welch ein edles Herz habt Ihr gebrochen!
O, welchen lichten Geist zerstört!“

*Hedwig
von Olfers*

Doch auch abgesehen von diesen gefühlsmäßigen Reaktionen auf die Revolution versuchte man, eine prinzipielle Erklärung für die Lage in Preußen und Europa zu finden und dem Phänomen der Revolution auf den Grund zu gehen. Hedwig von Olfers schrieb am 17. April 1848 an ihre Freundin Lulu Gräfin Stosch: „Wir lesen jetzt viel Geschichte, und da ist mir es auch aufgefallen, daß wenn ein Volk auf dem Punkt einer hohen Kultur angekommen ist, so überfeint es sich gewissermaßen. Sein Glaube schwindet, seine Sitten verändern sich. Es wird plötzlich aus aller Bildung und Herrlichkeit wie vom Erdboden weggefegt, und ein neues, frisches, wenn auch barbarisches Geschlecht wird berufen, wieder von vorn mit der Kultur anzufangen. Mir kommt es fast vor, als wenn ganz Europa solch ein babylonischer Turm jetzt wäre.“ Hedwig von Olfers wendet hier die Vorstellung der Kulturzyklen in der Geschichte, die je von verschiedenen Völkern getragen werden, auf die damalige politische und soziale Lage an; sie war dabei nicht sehr optimistisch und fürchtete, daß durch die Revolution eine „Minorität frecher Egoisten an das Regiment“ kommen werde.

Für die konstitutionellen Bestrebungen zeigte Hedwig von Olfers noch einiges Verständnis, aber den Demokraten stand sie strikt ablehnend gegenüber. Ihre Töchter teilten ihre Auffassung, und im Tagebuch der 22jährigen Marie von Olfers finden sich scharfe Bemerkungen über Henriette Solmar. Sie schimpfe ununterbrochen auf die Bürokratie, heißt es dort, und sie sei „so radikal geworden“, daß es „niemand“, nicht einmal der im gleichen Haus wohnende Bankpräsident Lamprecht, bei ihr aushalten könne. Dennoch brachen Olfers' ihre Beziehungen zu Henriette Solmar, Bettine von Arnim, Varnhagen und Ludmilla Assing nicht ab, sondern hielten den geselligen Verkehr auch im Jahre 1848 aufrecht – nur mit zeitweiligen Unterbrechungen im Falle Varnhagens, vielleicht auch im Falle Henriette Solmars.

Ganz unbefangen konnte man sich freilich nicht begegnen. Anfang August machten die Olfersschen Damen eine – wie sich Marie von Olfers ausdrückte – „sehr diplomatische“ Visite bei Henriette Solmar; man habe recht vorsichtig sein müssen: „... da, wenn man jetzt verschiedener Meinung ist und sich zankt, der Streit immer persönlich wird und man froh sein muß, wenn man wieder auseinanderkommt, ohne sich nach Herzenslust geschimpft zu haben.“ Man wandte alle zur Verfügung stehende Höflichkeit und Sachlichkeit auf, notfalls unterhielt man sich über Belanglosigkeiten oder wechselte schnell das Thema: Ein offenes Salongespräch kam dabei nicht mehr zustande. Marie von Olfers berichtet über diesen Besuch bei Fräulein Solmar: „Also saßen wir nebeneinander und sprachen mit dem höflichsten Lächeln vom schönen Wetter, den grünen Bäumen, während in

den Augen, wenn sie wie die Seele sprachen, von ganz anderen Dingen die Rede war.“

Henriette Solmar besuchte ihrerseits auch den Olfersschen Salon und wurde „mit den gehörigen Vorsichtsmaßregeln“ empfangen. Es ließ sich jedoch nicht immer vermeiden, daß das Gespräch ab und zu die Politik streifte, und Marie von Olfers berichtete triumphierend, daß Henriette Solmar vieles habe „rentrieren“ müssen. Anscheinend waren hier die Royalisten die Sieger der Unterhaltung geblieben. Während Fräulein Solmar bei den Olfers und deren Verwandten, etwa bei Antoinette von Horn, einiges auszustehen hatte, weil zum Beispiel „ihr göttlicher, edler Lamartine“ angegriffen wurde, mußte die konservative Marie von Olfers bei anderen Gelegenheiten darunter leiden, daß sich ihre politischen Gegner über die Hofgesellschaft lustig machten, die, wie man erzählte, sich ihre Vergnügungen ungeachtet der Revolutionsprobleme ihres Monarchen nicht nehmen ließ.

Der Olferssche Salon wurde über die politischen Vorgänge u. a. durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem konservativen Salon der Ernestine von Wildenbruch (1805–1858; Mutter des Dichters Ernst von Wildenbruch) auf dem laufenden gehalten. Bei Frau von Wildenbruch, die sich zwischen zwei diplomatischen Auslandsmissionen ihres Mannes Louis von Wildenbruch in der Revolutionszeit in Berlin aufhielt und eine Wohnung im Palais der Verwandten ihres Mannes, der Radziwills, bezog, verkehrten damals die wichtigsten Diplomaten und Politiker des konservativen Lagers. Doch auch Angehörige der Salongesellschaft anderer Couleur, selbst Fräulein Solmar waren hier zu Gast.

*Ernestine
von
Wildenbruch*

Noch problematischer gestaltete sich zu dieser Zeit das Verhältnis der Olfers zu Varnhagen, der früher mit ihnen befreundet gewesen war, nun jedoch zu den Demokraten gezählt wurde. Marie von Olfers schrieb im August 1848: „Mama und die Kalb [die Holdame Edda von Kalb (1790–1874), Tochter von Schillers Freundin Charlotte von Kalb] werden ihn morgen bei der Solmar treffen. Ich werde zu Hause gelassen, weil ich nicht Varnhagens Meinung einstecken könnte ohne Explosion von meiner Seite.“ Einige Tage später mußte Hedwig von Olfers ihrer Tochter gestehen, daß sie Varnhagen zum Tee eingeladen habe. Varnhagen kam auch tatsächlich. Während ihre Töchter geradezu auf einen Streit über die politische Lage warteten, wußte Hedwig von Olfers als erfahrene Salonnierin Meinungsverschiedenheiten geschickt zu umgehen oder zumindest an den Rand des Gesprächs zu drängen. Marie von Olfers kommentierte belustigt: „Kam man auf gefährliche Stellen, so bekam die Konversation wieder einen Ruck nach der pastoralen Seite.“

Obgleich die Salonkreise bemerkenswerterweise mit allen Mitteln versuchten, den geselligen Umgang nicht unter politischen Sentiments und Ressentiments leiden zu lassen, konnte man sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Salongesellschaft in Berlin tiefe Risse bekommen hatte und ein so ungezwungener Verkehr wie vor den Märzereignissen nicht mehr möglich war. Wir haben hier einen Gradmesser für die Belastbarkeit und Tragfähigkeit der Salongesellschaft. Die Grenzen der Salongeselligkeit werden deutlich – prinzipiell und historisch-chronologisch. Denn zu wirklichen politischen Auseinandersetzungen konnte es, ohne daß das persönliche gute Einverständnis litt, nur zwischen echten Freunden kommen, so zwischen den Olfers-Damen und Bettine von Arnim. Hier war Streit möglich, der nicht nachgetragen wurde; beide Seiten schätzten die Aufrichtigkeit der gegenseitigen Stellungnahme. Nach einer Auseinandersetzung im September 1848 erklärte Bettine von Arnim Hedwig von Olfers und ihren Töchtern drastisch, aber nicht unfreundlich: „Na, man weiß doch wenigstens, was man an Euch hat; Ihr spuckt einem gleich aufrichtig ins Gesicht.“ Hedwig von Olfers schätzte die gleiche Offenheit an Bettine von Arnim, wenn sie sich auch etwas gewählter ausdrückte: „Es hat auch das Gute mit der Arnim, daß man seine Meinungen mit ihr abstrakt verhandeln kann, ohne persönliche Empfindlichkeit. Man ist gleich auf ein ganz abstruses Gedankengebiet versetzt, was mit keinem wirklichen, menschlichen Verhältnis in Verbindung zu bringen ist.“

Die Toleranz auf beiden Seiten war keineswegs selbstverständlich. Zwischen der liberalen, aber keineswegs radikal-demokratischen Clara Mundt-Mühlbach und der leidenschaftlich antirevolutionären Schriftstellerin Ida Gräfin Hahn-Hahn kam es zu einer sehr heftigen Auseinandersetzung, als die Gräfin mehrere ihrer früheren Freunde wegen ihrer liberalen oder demokratischen Einstellung als „verräterisch und verbrecherisch“ beschimpfte und vom Volk nur als von einer „dummen und rohen Masse von Pöbel“ sprach. Clara Mundt-Mühlbach konnte diesen Anmaßungen gegenüber nicht den Gleichmut einer *Salonnière* bewahren und widersprach ihr lebhaft. „Wir trennten uns nach einer heftigen politischen Erörterung und schieden ohne Gruß und ohne Versöhnung voneinander“, erinnerte sie sich später. Noch im Herbst 1849 konnte es zu ähnlichen Szenen kommen. Elise Rüdiger, die Tochter der Elise von Hohenhausen, die nach dem Tode ihrer Mutter dann auch unter dem Namen Elise von Hohenhausen einen Salon in Berlin führen sollte, kam im September 1849 aus Frankfurt an der Oder in die preußische Hauptstadt. Sie demonstrierte dort gleich ihren Ultraroyalismus; verständlich, weil ihr Mann zu den Gründern der konservativen *Neuen Preußischen Zeitung* (der sogenannten

Kreuzzeitung) gehörte. Varnhagen berichtet in seinen Tagebüchern über einen Besuch der Freifrau von Hohenhausen und ihrer Tochter in seinem „Salon“: „Die Tochter [Elise von Hohenhausen-Rüdiger] legte gleich mit ihrem politischen Glauben los, wollte Andersdenkenden die Köpfe abreißen, Berlin mit Feuer und Schwefel heimsuchen! Sie fragte: ‚Nicht wahr solche Sprache von Frauen haben Sie hier wohl noch nicht gehört?‘ Ich versetzte mit sanfter Artigkeit: ‚O, was denken Sie! Wahre Megären haben wir hier und ich höre deren Reden lächelnd an!‘“ Die ebenso royalistische, aber weniger fanatische Mutter Elise von Hohenhausen griff begütigend ein und verhinderte eine bleibende Verstimmung.

Der interessanteste demokratische Salon der Revolutionszeit war zweifellos der „Salon“ Bettine von Arnims – er war bedeutender als die Geselligkeit im Hause Solmar oder Varnhagen-Assing. Bereits lange vor der Revolution hatte Bettine durch ihren Verkehr mit Jungdeutschen und Demokraten das Mißtrauen der Regierung erregt und 1844 vorübergehend Probleme mit der Zensur gehabt, als sie Clemens Brentanos *Frühlingskranz* veröffentlichten wollte. Auch ihre guten Beziehungen zum Hofe hinderten das nicht. Der Innenminister Graf Arnim-Boitzenburg schrieb spöttisch an den König: „Wenn Bettina aus besonderer Vorliebe für die Habitués ihres Salons (Bruno Bauer [1809-1882; der Linkshegelianer], wohlbekannt, Egbert Bauer ...) das dritte Blättlein dieser Kleeflanze, Edgar Bauer, zum Verleger ihrer Geisteswerke auswählt, so muß sie sich schon die Folgen gefallen lassen ...“ Daß Bettine von Arnim durch Briefe und Veröffentlichungen (z. B. ihr „Königsbuch“) versuchte, Friedrich Wilhelm IV. politische Ratschläge zu erteilen, machte sie bei den preußischen Ministern nicht weniger unbeliebt als ihr Umgang mit Studenten und Demokraten. Im Herbst 1848 riet Bettine dem König, den ehemaligen preußischen Reformer Theodor von Schön (1773-1856), einen wirklich kompetenten Mann, an die Spitze eines neuen Ministeriums zu setzen. Gerade dieser Vorschlag aber zeigt, wo die Wurzeln ihres „Liberalismus“ und „Radikalismus“ liegen: in der Aufbruchsstimmung nach 1806. Hatten ihr Mann Achim von Arnim und sie doch ihre 1812, 1813, 1815 und 1817 geborenen Söhne (auf die großen nationalen Hoffnungen und Ereignisse bezogen) „Freimund“, „Siegmund“, „Friedmund“ und (in Opposition zur einsetzenden Reaktion) „Kühnemund“ getauft.

Als die Revolution ausbrach, war sie, wie ihre Tochter Maxe von Arnim schrieb, „Feuer und Flamme für die Revolution als einen gewaltigen Fortschritt in der Entwicklung“. Ihr Sohn Friedmund von Arnim, der nach Berlin reiste, um die Revolution zu erleben, und ihre jüngste Tochter Gisela teilten die Auffassungen ihrer Mutter. Während Bettine von Arnim dem König in

Bettine
von Arnim

Briefen vorstellte, wie sich ein König zu verhalten habe („Der König mißversteht seine Stellung, der kann enorm viel wirken ...“), empfing sie regelmäßig die Mitglieder des demokratischen „Lindenclubs“, den republikanischen französischen Botschafter Emanuel Arago (Sohn des berühmten französischen Astronomen) und andere Politiker. Sogar der russische Anarchist Michael Bakunin (1814–1876) zählte zu ihren Gästen. Die konservativen Verwandten Bettines, zumal die Savignys, mißbilligten diesen Umgang, ohne daß es jedoch zu einer persönlichen Entfremdung gekommen wäre. Als 1850 der Orientalist Max Müller, ein Sohn des Dichters Wilhelm Müller, nach vielen Jahren aus Oxford wieder nach Berlin kam, meinte er erstaunt, Bettine und auch Varnhagen seien „rote Republikaner“ geworden.

Ein Bericht des demokratischen Politikers und Schriftstellers Julius Fröbel (1805–1893) veranschaulicht die Aktivitäten im „politischen Salon“ Bettines. Im Sommer 1848 verabschiedete der demokratische Zentralausschuß in Berlin eine Proklamation, die an das deutsche Volk und die anderen europäischen Völker gerichtet war und die Sympathie der deutschen Demokraten für die französische Republik verkündete. Dem französischen Botschafter Arago wurde diese Proklamation im Hause Bettine von Arnims vorgetragen, und Fröbel, der übrigens selbst das Konzept dieser Erklärung verfaßt hatte, berichtet über dieses Zusammentreffen: „Die Mitteilung ging im Salon der Bettina von Arnim vor sich, bei der ich durch Bakunin eingeführt wurde. Außer der Dame und noch einer ihrer Töchter [Gisela von Arnim] war dabei noch [der Jurist und liberale Politiker] Dr. Bernhard Oppenheim anwesend; aber in einem Nebenzimmer bei halboffener Thür befand sich, wie ich nachher erfuhr, in Gesellschaft der zweiten Tochter ich weiß nicht welcher preußische Prinz. Die Vorlesung der französischen Übersetzung hatte den Erfolg, daß Herr Etienne [sic!] Arago auf das bestimmteste gegen die Veröffentlichung [der Proklamation] protestierte, welche demnach auch unterblieben ist.“ Der Protest des französischen Botschafters richtete sich gegen eine anstößige Passage der Proklamation, in der die deutschen Demokraten „für die Sozialisten des Juniaufstandes“ in Paris Partei ergriffen. Arago als Vertreter der französischen republikanischen Regierung, die diesen Aufstand niedergeschlagen hatte, wies diesen Passus scharf zurück. Es entspann sich eine längere Diskussion über den Juniaufstand zwischen Fröbel und Bakunin auf der einen, Arago auf der anderen Seite. Arago erreichte, daß die Proklamation tatsächlich unveröffentlicht blieb, und Julius Fröbel glaubte sich später zu erinnern, daß Bettine von Arnim sich bei dieser Erörterung „neutral“ verhalten habe.

Dieser Bericht ist aufschlußreich für viele politische Aktionen der Revolutionszeit im allgemeinen und für die Politik in den Berliner Salons

im besonderen: Es wurden viele Resolutionen verfaßt und Kundgebungen vorbereitet, die häufig auf unüberwindliche Schwierigkeiten stießen und schließlich im Nichts versanken. Die Berliner Salons selbst wurden nur selten zum Schauplatz politischer Demonstrationen wie im Falle Fröbels. Meistens wurde in den Salons nur diskutiert, nicht agitiert, wie das anders in Frankreich bereits in der Großen Revolution der Fall gewesen war und wieder anders auch in den Berliner Salons zwischen 1808 und 1812/13 geschah.

Während sich die Verhandlungen in der Frankfurter Paulskirche hinzogen, handelten die Fürsten der einzelnen deutschen Staaten. Im Oktober wurde der Wiener Aufstand niedergeschlagen, im November wurde über Berlin der Belagerungszustand verhängt, und die Truppen des Generals Wrangel rückten in die Stadt ein. Schließlich oktroyierte Friedrich Wilhelm IV. im Dezember eine Verfassung für Preußen (mit einem Zweikammersystem), die dann einige Monate später schwerwiegende konservative Korrekturen erfuhr, unter anderem durch die Festsetzung des Dreiklassenwahlrechts für das preußische Abgeordnetenhaus. Immerhin war durch die Einführung einer Verfassung ein wichtiger Schritt zur Entstehung echten parlamentarischen Lebens in Preußen getan worden. Das bestätigte später der preußische Verfassungskonflikt. Dennoch blieb die Verfassung weit hinter dem wesentlich liberaleren Entwurf (der „*Charte Waldeck*“), aus dem sie entwickelt worden war, zurück und ließ in liberalen Kreisen viele Wünsche offen.

Anfang 1849 kehrte das gesellige Leben Berlins in die gewohnten Bahnen zurück, auch in den Salons. Sophie Gräfin von Schwerin kam wieder nach Berlin. In allen Salons nahmen nun außenpolitische Erwägungen und Befürchtungen (sowohl im preußisch-partikularistischen als auch im deutsch-nationalen Sinne) immer mehr Platz im allgemeinen Interesse neben der Diskussion nur innerpreußischer Verhältnisse ein. Die Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf Frankfurt und die kleindeutsch-erbkaiserliche Partei in der Paulskirche. Sobald sich abzeichnete, daß die Frankfurter Nationalversammlung Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Kaiserkrone anbieten würde, erregte der österreichische Widerstand Besorgnis in den Salons. Selbst die Eröffnung der ersten Session der preußischen Kammern im Februar 1849 war von der von Frankfurt ausgehenden Zukunftsperpektive mit allen ihren Gefahren überschattet. Links und Rechts rückten aus nationalpreußischer Solidarität in den mittleren und höheren Gesellschaftskreisen Berlins nun doch oft näher zusammen. So konnte Sophie Gräfin Schwerin im März 1849 schreiben, selbst in Salons mit „heterogenen“ Elementen werde wieder sachlich und ruhig über die politischen Tages-

Sophie
Gräfin
Schwerin

ereignisse gesprochen: „Was jetzt übrigens die politischen Ansichten betrifft, so können jetzt sogar Gardeoffiziere und Professoren friedlich zusammen verkehren, da sie jetzt alle reaktionär sind.“ Die Gräfin übertrieb hier etwas von ihrem konservativen Standpunkt aus, doch ihre Beobachtung war nicht völlig falsch.

Die Frankfurter Kaiserwahl zog noch einmal das ungeteilte Interesse Deutschlands, auch das Interesse der Berliner Salons, auf sich. Durch die Fortschritte in der Nachrichtentechnik, nämlich den elektrischen Telegraphen, erfuhren die politisch interessierten Zirkel Berlins die Entscheidung in Frankfurt mit nur geringer zeitlicher Verzögerung. Sophie Gräfin Schwerin berichtet über den 29. März 1849: „Abends war Müller [Professor Adolph Schottmüller] hier, auch die Preußische brachte die großen Nachrichten. Sie folgten sich alle dreiviertel Stunden, denn mehr Zeit bedarf jetzt eine Sendung von Frankfurt nach Berlin nicht. Auch braucht der Telegraph kein Tageslicht mehr zu seinen Mitteilungen, da mit dem elektromagnetischen Draht alles unterirdisch abgemacht wird.“ In den Berliner Salonkreisen war man stolz auf den Ausgang der Wahl, weil man darin unwillkürlich einen Sieg Preußens über Österreich sah. Doch in liberalen wie in konservativen Salons blickte man ratlos in die Zukunft. Die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. wurde teils bedauernd, teils gleichmütig hingenommen; die politische Hochspannung erschlaffte. Selbst angesichts demokratischer Unruhen in Berlin Ende April 1849 schrieb die Gräfin Schwerin, die Revolution mit der Cholera vergleichend: „Bei ihrer ersten Erscheinung flüchtete man vor ihr wie vor dem Tode, und bei ihrer öftern Wiederholung nahm man durchaus keine Notiz mehr von ihr. So sind die Dinge, die seit drei Tagen hier vorgehen, leider schrecklich und traurig, aber niemand spricht davon.“

Zwar wurde in den demokratischen Salonkreisen, so bei Varnhagen und Ludmilla Assing, mit Besorgnis die Auflösung der Nationalversammlung in Frankfurt und das Schicksal des Stuttgarter Rumpfparlaments verfolgt; zwar sprach man in allen Salons später über die preußische Unionspolitik – doch die Politik dominierte die Unterhaltungen nicht mehr. Allerdings schob der Preußen im November 1850 von Österreich und Rußland aufgezwungene Vertrag von Olmütz mit der vorausgegangenen Kriegsgefahr die Politik nochmals für kurze Zeit in den Brennpunkt des Interesses. Die Berliner Gesellschaft, gleich welcher politischen Couleur, rückte nochmals enger zusammen, doch nach der diplomatischen Niederlage von Olmütz verschwand die Politik bis auf weiteres wieder aus den Salongesprächen.

Die politischen Salons der Revolutionszeit sind keine bleibende Institution geworden; um so begreiflicher, weil es sich bei den meisten um künst-

lerische oder literarische Salons handelte, die nur der äußeren Umstände wegen die Politik vorübergehend zu ihrem Mittelpunkt machten. Ein Vergleich mit den „politischen Salons“ in Berlin um 1808/12 zeigt, daß zwar die außenpolitische Bedrohung Preußens jedesmal (damals durch Napoleon I., 1849 durch Rußland und Österreich) einen Integrationseffekt auslöste. Doch die „politischen Salons“ von 1848/49 beschränkten sich nicht darauf, „patriotische Salons“ zu sein, sondern waren insofern „politischer“ geworden, als sie auch innenpolitisch Stellung bezogen und die verschiedensten Partei-Standpunkte diskutierten, welche vom Republikanismus bis zum monarchischen Absolutismus reichten. Anders als die Pariser Salons in der großen Französischen Revolution (1789/99) übernahmen die Berliner Salons für die politische Parteibildung indes keine aktive Rolle.

Freilich waren die Salons, ihrem Wesen nach eine positive Folge des Pluralismus, auch mehr dazu bestimmt, den mangelnden Zusammenhalt der Gesellschaft zu überbrücken, das gesellschaftliche Chaos und, besonders wichtig in der Revolutionszeit 1848/49, den Kampf aller gegen alle zu verhindern oder zu lindern. Hier war eine Chance für die Salonnieren gegeben, sich als Frauen zu emanzipieren und sich gleichzeitig für den Staat nützlich zu machen. Die Autorität einer Dame als Gastgeberin konnte beruhigend und zivilisierend auf die von Tagesfragen erregten politischen Gemüter wirken. Am Teetisch der Salonnieren ging es disziplinierter zu als in anderen Teegesellschaften. Die Frau des Generals Leopold von Gerlach z. B. hatte anscheinend kein Salonnieren-Talent oder hielt sich gesellig ganz zurück, um das Feld ihrem Mann zu überlassen. Wie dem auch sei, ihr Schwager, der Magdeburger Appellationsgerichts-Präsident Ludwig von Gerlach schrieb in einer Tagebuchnotiz vom 2. April 1849: „Diese Leopold-schen Teetische, wo jeder reden, keiner hören will und alles durcheinander-schreit.“

Dagegen ist, vor allem in der Endphase der Revolution 1849 (und in der Zeit um 1850), zu beobachten, daß eine ganze Reihe von Damen, die den Berliner Regierungskreisen nahestanden, ihre Tee-Empfänge nun zu politischen Salons ausbauten. Diese Frauen hatten vorher keine literarischen oder musikalischen Salons geführt; auch scheinen ihre regelmäßigen Tee-Empfänge nur für vergleichsweise exklusive und (ideologisch) homogene politische Kreise bestimmt gewesen zu sein. Doch sie erkannten offenbar, daß durch salonartige Geselligkeit zumindest parapolitische Möglichkeiten zur Sondierung, Information und Einflußnahme bestanden. Die Bezeichnungen dieser Geselligkeit waren analog zu denen der literarischen Salons („Teetisch“, „Donnerstage“ usf.). Verwandtschaftlich und freundschaftlich verbunden mit der Salonnière Sophie Gräfin von Schwerin war Marie Grä-

fin zu Stolberg-Wernigerode geb. Prinzessin zu Reuß-Schleiz-Köstritz (1822-1903), die Frau des Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode (1810-1872) und Schwiegertochter des späteren Hausministers Anton Graf zu Stolberg-Wernigerode (1785-1854), welche an ihren „Donnerstagen“ einen konservativen politischen Gesprächskreis pflegte und eine große Zahl von interessanten Gästen bei sich sah. Ludwig von Gerlach schrieb am 30. August 1849 in sein Tagebuch: „Abend am Teetisch der Gräfin Eberhard Stolberg über deutsche Politik. Es sprachen besonders [Friedrich Julius] Stahl, Hollweg, Klützow, Pfarrer Keller.“ Gerlach ging gerne in diesen Salon, wo mehr als einmal Grundsätzliches über Politik zur Sprache kam, sehr nach dem Geschmack Gerlachs, der wohl auch selbst dafür sorgte, daß die Unterhaltung diese Richtung nahm. Unter dem 6. September 1849 notierte er ins Tagebuch: „Abend beim Grafen Stolberg am Teetisch der Gräfin, – außer dem gewöhnlichen engeren Kreise: Witzleben, Manteuffel II [= Carl Frhr. von M. (1806-1879), Bruder und Mitarbeiter des Innenministers], Herzog von Ratibor. Ich: Ob es ratsam sei, der revolutionären Kodifizierung des Staatsrechts in der Verfassungsurkunde in pleno direkt zu widerstehen. Alles suchte mich, meist mit Scheingründen, zurückzuhalten (Stahl, Hollweg) – Kleist nicht, auch Graf Crassow nicht, der aber nicht sprach. Es mag besser sein, diese doktrinäre Frage incidenter, wo die Gelegenheit recht günstig, vorzubringen. Wie wenig wird auch in diesen Kreisen an den gegenwärtigen Gott geglaubt und [*wohl zu ergänzen:* wie] wenig werden daher auch die Prinzipien wahrer Rechtsbildung verstanden. Stahl kam wieder mit der Meinung, man müsse, wenn man so angreife, etwas anderes an die Stelle zu setzen haben. Ich hatte nachher die unangenehme Empfindung, mich extrem vorgedrängt zu haben“ – entgegen dem guten Ton von Salongeselligkeit.

In den Jahren 1849 ff. bemühten sich auch die Ehefrauen führender Politiker, ihre Männer durch regelmäßig stattfindende Empfangstage zu unterstützen. Hier sind vor allem die zwei Ministerpräsidentens-Gattinnen, Gräfin Brandenburg und Freifrau von Manteuffel zu nennen: Mathilde Gräfin von Brandenburg geb. von Massenbach (1798-1855), die Frau des ab November 1848 amtierenden preußischen Ministerpräsidenten Friedrich Wilhelm Grafen von Brandenburg (1792-1850, Sohn König Friedrich Wilhelms II. aus einer morganatischen Ehe), und Bertha Freifrau von Manteuffel geb. von Stammer (1805-1891), Frau des Innenministers Otto Freiherrn von Manteuffel (1805-1882), der nach dem Tod des Grafen Brandenburg Ministerpräsident wurde. Solche politische Teetischrunden dienten, wie gesagt, einerseits zur gesellschaftlichen Abstützung der politischen Position ihrer Männer, andererseits für die Gäste als willkommene Informa-

tionsquellen und Kontaktstellen. Ludwig von Gerlach, das Haupt der reaktionären „Hofkamarilla“ um den König, erhielt daher seinerseits von dem Kammergerichtspräsidenten Adolph von Kleist den Rat, sich dieser Möglichkeiten für die Kreuzzeitungspartei zu bedienen. Gerlach schrieb am 4. September 1849 in sein Tagebuch: „Er empfiehlt Kultivierung der Teetische und Frauen Brandenburgs und Manteuffels [...].“ Gerlach befolgte diesen Rat. Doch während der Teetisch der Gräfin Brandenburg anscheinend gut besucht war, scheint Frau von Manteuffel Probleme gehabt zu haben. Ludwig von Gerlach berichtet am 3. Dezember 1849: „Frau v. Manteuffel klagte über ihren leeren Teetisch und nannte uns dabei (wörtlich): ‚Unsere *eigentlichen* Freunde‘“, was so freilich nicht stimmte, Gerlach auch etwas verblüffte und wohl versöhnend und werbend für die doch gemeinsamen konservativen Interessen wirken sollte. Das Scheitern ihres Salons lag denn auch, wie zu vermuten ist, weniger an den mangelnden geselligen Talenten dieser Gastgeberin als an dem Haß und den Intrigen der Kreuzzeitungspartei (voran Gerlachs) gegen Manteuffel und seinen innen- und außenpolitischen Kurs. Gerade auch die Parteinahme der Hochtories für Rußlands und Österreichs Interessenpolitik (Heilige Allianz!) spielte eine Rolle. Im übrigen war die Gräfin Brandenburg durch ihren hohen Stand solchen Salon-Affronts etwas weniger ausgesetzt. Gelegentlich konnte sie sogar versuchen, mäßigend auf Leute wie Ludwig von Gerlach einzuhören, welche von einem reaktionären rechtsextremen Standpunkt aus die gemäßigt konservative Regierungspolitik Brandenburg/Manteuffel sabotierten. Gerlach notierte selbst am 16. Oktober 1849 in seinem Tagebuch: „Abend ich bei Gräfin Brandenburg. Sie und Frau v. Berg machten mir Vorwürfe, daß die Kreuz-Zeitung gegen die Minister auftrete, das schade in den Provinzen, wo man es nicht verstehet.“ Die konservativen, aber pragmatisch-gemäßigt Ministerien Brandenburg/Manteuffel hatten darum einen schwierigen Zweifrontenkrieg nicht nur gegen Links, sondern auch gegen Rechts zu führen. Das politische Klima wurde durch die ultrakonservativen Agitationen nachhaltig vergiftet.

Es ist interessant, aber auch bezeichnend für die traurigen politischen Verhältnisse in Berlin nach der gescheiterten Revolution, daß sich besonders die Leute der illegalen reaktionären „Hofkamarilla“ um König Friedrich Wilhelm IV., speziell Ludwig von Gerlach, bemühten, auf parapolitischem Gebiet ihren Einfluß auszudehnen und zu erhöhen: durch die eigene Zeitungspresse einerseits, durch das Auftreten in Salons und salonartigen Kreisen andererseits. Ludwig von Gerlach, der abgesehen von seinen Abgeordneten-Mandaten kein politisches Amt innehatte, der mit seinen gepfefferten Monats-„Rundschauen“ in der *Neuen Preußischen Zeitung*

(„*Kreuzzeitung*“) die Regierung ständig angriff und nach rechts zu drängen versuchte, verstand sich, um eine Metapher vom Fußball zu gebrauchen, gewissermaßen als „Libero“ der Reaktion und fühlte sich auf dem Parkett der politischen Salons sehr wohl. Seine eigenen Kamarilla-Aktivitäten, d. h. seine heimliche Einflußnahme im Salon und Arbeitszimmer des Königs, hätte er gerne durch ein parapolitisches, ebenfalls heimliches und unkontrollierbares Netzwerk politischer Teetische abgestützt und erweitert. Aus diesem Grunde richteten auch Gerlach selbst und seine Frau Luise (geb. von Blanckenburg, 1805–1858) regelmäßige Empfänge in Berlin ein, wenn sie sich zu den Kammersessionen dort aufhielten. Am 26. November 1850 notierte ihr Mann: „Erster Dienstag-Abend bei uns.“ Obwohl diese „Diens-tagabende“, wie es scheint, keine größere Bedeutung und Ausstrahlung erlangt haben, bleibt festzuhalten, daß in der Reaktionszeit der frühen 1850er Jahre von konservativer bzw. ultrakonservativer und reaktionärer Seite zumindest versucht wurde, „Teetische“ parteipolitisch zu instrumentalisieren – was dem eigentlichen Salonideal natürlich widersprach. Der Salon geriet an die Leitplanken seiner Möglichkeiten. In den literarisch-künstlerischen Salons aber traten die politischen Gesprächsthemen um 1850 bereits wieder in den Hintergrund.

Literarische und künstlerische Salons zur Zeit des bürgerlichen Realismus Traditionssalons der 1850er Jahre

„Nie ist eine Zeit-Epoche schärfer abgegrenzt gewesen, als die Epoche vor 1848 von der nach 1848“, schrieb die Berliner Salonnière und Schriftstellerin Clara Mundt-Mühlbach in ihren *Erinnerungsblättern*. In mehrfacher Hinsicht trifft diese Beobachtung zu. Das politische Leben hatte sich grundlegend geändert. Trotz der gescheiterten Revolution war Preußen ein konstitutioneller Staat geworden, und der König legte im Jahre 1850 seinen Eid auf die Verfassung ab. Zudem trat nun der deutsche Dualismus zwischen Österreich und Preußen klar hervor. Mochte Preußen auch geschwächt aus den ereignisreichen Jahren 1848 bis 1850 hervorgegangen sein – die wirkungslosen „Reden und Majoritätsbeschlüsse“ von 1848/49, die Wahl Friedrich Wilhelms IV. zum Kaiser, die dieser nicht annehmen wollte, und die gescheiterte preußische Unionspolitik konnten einem aufmerksamen Beobachter, wie Bismarck es war, zum Exempel dienen, auf welche Weise Preußen *nicht* zur bestimmenden Macht in Deutschland aufsteigen würde.

In den 1850er Jahren verschwand langsam der biedermeierliche Stil der Berliner Salons. Das gleiche galt für das romantische Gedankengut, das lange in allen Salonkreisen gepflegt worden war, während das klassische

weiterhin seinen Einfluß behielt. Wenn man von dem zeitweiligen Einbruch der Politik in die Salons und Salongespräche absieht, stellte die Revolutionszeit jedoch keine Zäsur dar, die die Strukturen oder die Zusammensetzung der Salons nachhaltig verändert hätte. Gesellschaftliche Veränderungen fanden nicht statt; ganz ähnlich hatte sich auch das Jahr 1815 kaum auf die personale Struktur der Salons ausgewirkt.

Die wichtigen generationsbedingten Verschiebungen in den Berliner Salons sind erst auf die Mitte der fünfziger Jahre zu datieren. Bis weit in dieses Jahrzehnt hinein sind Salonnieren und Gäste anzutreffen, die mit den Anfängen des Berliner Salons im 18. Jahrhundert unmittelbar oder mittelbar verbunden waren. Der Salon der Hedwig von Olfers war die Fortsetzung des alten Staegemannschen Salons, ähnlich wie später Minna Meyerbeer, die Frau des Komponisten, versuchte, ein großes Haus im Stile ihrer Schwiegermutter Amalie Beer zu führen. Vor allem aber lebten noch bis in die 1850er oder 1860er Jahre hinein mehrere Salonnieren, die in friderizianischer Zeit geboren und herangewachsen waren. Die bis ins hohe Alter rüstige Amalie Beer (geb. 1767), Albertine von Waldow (geb. 1774), deren biedermeierlicher Salon aus den 1820er Jahren bereits erwähnt worden ist, und die alte Sara Levy (geb. 1761) starben erst im Jahre 1854. Etwas jünger waren Luise Gräfin Voß (geb. 1780), die nach der großen Zeit ihres patriotischen Salons ihre Geselligkeit auf kleinere Kreise beschränkt hatte, und die Sophie Gräfin von Schwerin (geb. 1785), auf deren späteren Salon in den 1850er Jahren noch einzugehen sein wird. Die Gräfin Schwerin starb 1863, die Gräfin Voß 1865. Von den hier genannten alten Salonnieren spielten Sara Levy und Sophie Gräfin von Schwerin auch in den 1850er Jahren noch eine große Rolle.

Sara Levy war bis zu ihrem Tode eine außergewöhnliche und energische Frau. Obgleich sie streng konservativ dachte, unterhielt sie sich selbst im Alter noch gern mit der demokratisch eingestellten Schriftstellerin Fanny Lewald und blieb an allen Zeitereignissen interessiert. Fast sechzig Jahre lang, seit 1795, wohnte sie in ihrem Haus Hinter dem Neuen Packhof Nr. 3 auf der Museumsinsel; sie weigerte sich strikt, es zu verkaufen, als es dem Bau des Neuen Museums (1843–1855) im Wege stand. Friedrich Wilhelm IV., dem viel an der Umgestaltung der Museumsinsel lag, ließ ihr außerordentlich günstige Preisangebote machen. Doch die alte Dame wollte nicht ausziehen, blieb bei ihrem Nein und ließ dem König ausrichten, sie werde es darauf ankommen lassen, ein neuer Müller von Sanssouci zu werden. Friedrich Wilhelm IV. gab sich gutmütig geschlagen. Durch die Vermittlung des „Traditions-Habitués“ Alexander von Humboldt (1769–1859) konnte er wenigstens einen Teil des Gartens kaufen, doch ein Flügel

Sara Levy

des Neuen Museums mußte wegen der alten Dame schief gebaut werden. Sara Levy starb im Mai 1854; an ihrer Beerdigung nahmen viele Angehörige der Berliner Salongesellschaft, u. a. der alte Alexander von Humboldt, teil. Drei Viertel ihres beträchtlichen Vermögens hatte sie testamentarisch (einschließlich einiger Legate) für verschiedene wohltätige Zwecke bestimmt, und ihr Haus vererbte sie dem König. Es ging nun an den Fiskus über und wurde nach einer bereits festgelegten Vereinbarung abgerissen, „um die Front des Neuen Museums frei zu stellen“.

Sophie
Gräfin
Schwerin

Auch Sophie Gräfin von Schwerin war dem 18. Jahrhundert noch eng verhaftet; sie war übrigens eine Urenkelin jener Eleonore von Wreech auf Tamsel (1707-1764), die der junge Kronprinz Friedrich in seiner Neuruppiner Zeit verehrt und mit selbstverfaßten Gedichten bedacht hatte. Seit 1831 lebte die Gräfin Schwerin im alten Döhoffschen Palais, Wilhelmstraße 63. Ihre Wohnung war mit altem Rokoko-Mobiliar geschmackvoll eingerichtet; Damasttapeten, alte Gemälde und Marmorkamine vervollständigten das Bild. Ihre Schwester, Amalie von Romberg, berichtet von ihr, sie habe ihre Gäste in ruhiger, vornehmer Haltung, in bewußt aristokratischem Stil empfangen: „Dabei fühlte sie sich auch sehr lebhaft als Repräsentantin einer vergangenen Epoche, der ‚Zeit des Wohltautes‘, wie sie sagte, wo die leichtere, elegantere französische Bildung in der höheren Gesellschaft unbestritten geherrscht hatte. Die Art dieser Zeit hielt sich wohl am längsten in ihrem Salon. Die klassische Ruhe, die ihr von Natur eigen war, wußte sie in wunderbarer Weise bis in ihr hohes Alter hinein mit Anmut und Grazie zu verbinden und auch in ihrer Unterhaltung das Gleichgewicht zwischen deutscher Schwerfälligkeit und französischer Oberflächlichkeit zu halten, und damit harmonierte ihre ganze Umgebung.“ Wenn man sich vor Augen führt, daß diese Dame des 18. Jahrhunderts, die, seit sie 1815 (dreißigjährig!) Witwe wurde, die Rolle einer alten Frau spielte, und Bettine von Arnim, die sich auch noch in den 1850er Jahren gern als geniales Kind der Romantik gab, gleichaltrig waren (beide Jahrgang 1785), wird sehr deutlich, welch unterschiedliche Kulturepochen in der Berliner Salongesellschaft nebeneinander vertreten sein konnten. Es ist auch nicht erstaunlich, daß Bettine in der Revolutionszeit einen demokratischen, die Gräfin Schwerin hingegen einen ultraroyalistischen Salon führte.

Sophie Gräfin Schwerin ist dennoch nicht als Relikt des „Ancien Régime“ abzutun; sie las viel, hielt sich durch verschiedene Zeitungen auf dem laufenden – von der *Kreuzzeitung*, der *Spenerschen Zeitung* und der *Gazette de France* bis zum satirischen *Kladderadatsch* – und betätigte sich auch selbst schriftstellerisch. Sie war mit Henriette Paalzow und Wilhelm Wach befreundet gewesen, und in ihrem Salon verkehrten Caroline von

Rochow und deren Schwägerin Marie de la Motte-Fouqué (die beide durch ihre Memoiren aus der Berliner Hofgesellschaft bekannt wurden), der Schriftsteller Alexander von Ungern-Sternberg, der dichtende Prinz Georg von Preußen und der einflußreiche blinde Gelehrte Adolf Schottmüller. Eine besonders enge Freundin der Gräfin Schwerin war das Stiftsfräulein Mathilde von Rohr, die durch ihre Verbindung zu Theodor Fontane in die Literaturgeschichte eingegangen ist, da sie ihn mit Stoffen aus der brandenburgischen Geschichte, Sage und Familientradition versorgte. Fontane verkehrte selbst, wenn auch nur kurze Zeit, im Salon der Gräfin Schwerin. Sein Freund, der heute längst vergessene Dichter Bernhard von Lepel, war dort ein Habitué. Lepel las regelmäßig seine Werke im Salon der Gräfin Schwerin vor und widmete der Gastgeberin nach ihrem Tode ein langes Gedicht. Sogar der nicht unkritische Fontane gab zu, er habe in Sophie Gräfin Schwerin den „wahren Typus“ einer ausgezeichneten Frau kennengelernt.

In seinem Nachruf für Mathilde von Rohr schildert Fontane den „Blauen Salon“ der Gräfin Schwerin als wichtigen Versammlungsort der „ersten Berliner Gesellschaft“: „Damen und Herren nahe verwandter, namentlich ostpreußischer und pommersch-uckermärkischer Familien bildeten den Stamm, zu denen sich hervorragende Personen aus Kunst und Wissenschaft gesellten. Unter den Gelehrten stand der blinde Professor Müller [Schottmüller] oben an, ein kluger, in literarischen Dingen versierter, zugleich etwas spitzer Herr, der mit seiner ‚Ironie‘, einer Blume, die damals noch blühte, den Rest der Gesellschaft mehr oder weniger intimidierte. Nur als sich Graf Fritz Eulenburg, der spätere Minister des Innern, in den Salon einführte, war es mit dieser Herrschaft vorbei. Graf Eulenburgs Sarkasmus war doch noch stärker als die Müllersche Ironie.“ Im Salon der Gräfin Schwerin verkehrten außer den genannten Literaten auch viele Künstler, so der Bildhauer Friedrich Drake, der später die Totenbüste der Gräfin Schwerin schuf, und vor allem Mitglieder der Hofgesellschaft und der Diplomatie. Zu ihnen zählten Adelaide Gräfin Perponcher, die Tochter der Oberhofmeisterin der Königin Elisabeth von Preußen, die Gräfin Pauline von Néale, die einst Hofdame der Fürstin Luise Radziwill gewesen war, und der General Ernst von Pfuel, 1848 für kurze Zeit preußischer Ministerpräsident. Auch der französische Botschafter Jean Vicomte de Persigny, ein Freund Louis Napoleons Bonapartes und späterer französischer Innenminister, war während seiner Berliner Mission (1849/50) bei der Gräfin Schwerin zu Gast.

Theodor Fontane notiert, daß sich von diesem großen, glänzenden und durch und durch aristokratischen Salon ein kleiner „literarischer Zirkel“ um Mathilde von Rohr (1810–1889) abspaltete. Bernhard von Lepel und

Mathilde
von Rohr

Theodor Fontane standen als Dichter im Mittelpunkt dieses anspruchslosen, weitgehend adeligen, doch von der Atmosphäre her bürgerlich-gemütlichen Kreises. Über zehn Jahre lang nahm Fontane an diesen Abenden teil: „.... immer sechs, acht Personen, immer Mustertee, immer ‚Götterspeise‘, immer Dichtungen vor einem Publikum, das durch deren Vortrag grenzenlos gelangweilt wurde. Nur Fräulein von Rohr strahlte. Sie war nach wie vor Lepels Egeria und bald auch meine.“ Im Salon der Sophie Gräfin von Schwerin und im Teezirkel der Mathilde von Rohr trafen preußische Traditionen des 18. Jahrhunderts mit Dichtern des modernen, historistisch interessierten Berlin der 1850er Jahre zusammen. Von Mathilde von Rohr wurde Fontane auf den Stoff zu seinem Roman *Schach von Wuthenow* aufmerksam gemacht; Fräulein von Rohr war mit Victoire von Crayen persönlich näher bekannt und vermittelte Fontane möglicherweise eine Begegnung mit dem Urbild seiner „Victoire von Carayon“.

So schufen die Berliner Salons „altpreußischer“ Prägung damals eine Verbindung zwischen adeliger Geselligkeit, friderizianischen Traditionen und geschichtsbewussten Literaten; Theodor Fontane als Schriftsteller des bürgerlichen Realismus wußte die adelige Überlieferung zu schätzen.

Die Salons des Varnhagenschen Kreises

Von den dreizehn großen Salons zwischen 1850 und 1860 gehörten noch zwei (die Salons von Sara Levy und Sophie Gräfin von Schwerin) den Traditionen des 18. Jahrhunderts an. Vier Salons sind dem Geist der 1830er und 1840er Jahre verpflichtet, sei es der romantisch-biedermeierlichen, sei es der vormärzlich-liberalen Tradition (zusammengenommen sind es die Salons Arnim, Olfers, Mundt und Ahlefeldt). Vier Salons vertraten den neuen bürgerlichen Realismus in Berlin, auf den im folgenden noch einzugehen sein wird (die Salons Kugler, Menzel, Duncker und Lewald). Bei den drei verbleibenden Salons handelte es sich um eine weitere Gruppe von „Traditionssalons“, die besonders engen Austausch untereinander pflegten und eine Art „Salonverbund“ bildeten. Es handelte sich dabei um Salons, die alle in der Nachfolge des Salons der verstorbenen Rahel Varnhagen standen, die ihr Andenken in außerordentlichem Maße ehrten und in Rahels Witwer Karl August Varnhagen von Ense einen stellvertretenden Mittelpunkt fanden. Die Salonnieren dieser literarischen Salons – mit einer Neigung zum politischen Liberalismus – waren alle mit Rahel verwandt oder befreundet gewesen: Henriette Solmar, die als erste das Erbe Rahels antrat, ist bereits erwähnt worden, Minna von Treskow, verwitwete Frau von Zielinski, hatte zu den engeren Freundinnen Rahels gezählt, und Lud-

milla Assing gehörte als Nichte Varnhagens ebenfalls zu diesem Kreis. Daß zwischen den hier vorgenommenen „Klassifizierungen“ fließende Übergänge bestehen, wird z. B. daraus ersichtlich, daß auch Bettine von Arnim, Clara Mundt-Mühlbach, Fanny Lewald, Elisa von Ahlefeldt und Hedwig von Olfers zumindest zeitweise enge Kontakte mit den Salons des Varnhagenschen Kreises hatten: Die Salongesellschaft war ein schwebendes und sehr offenes Gebilde.

Das Zentrum des Varnhagenschen Kreises war wieder die Varnhagensche Wohnung in der Mauerstraße 36, seit Ludmilla Assing 1842 nach Berlin gekommen war, um ihrem Onkel den Haushalt zu führen. Karl August Varnhagen war nach Rahels Tod zunächst ein ständiger Gast im Salon Henriette Solmars gewesen, doch nun brauchte er nicht mehr auf eine eigene Geselligkeit zu verzichten. Ein Varnhagen-Assingscher Salon entstand, der für zwanzig Jahre einer der belebtesten literarischen Salons war. Die hervorragende Rolle, die Varnhagen darin spielte, widerspricht zwar der Definition, daß sich ein Salon um eine Frau bilden müsse. Doch in diesem Fall ist eine Ausnahme angebracht und dies nicht nur, weil Varnhagen von seinen Zeitgenossen eine „weibliche“ Klatschhaftigkeit nachgesagt wurde. Varnhagen und seine schriftstellernde Nichte Ludmilla Assing versuchten nämlich, den Salon Rahel Varnhagens wiederzubeleben, und insofern stand Varnhagen nur als Platzhalter für seine verstorbene Frau.

In den 1850er Jahren waren die sogenannten „Varnhagenschen Cafées“ bereits eine bekannte Institution in Berlin. Die Gäste kamen nachmittags um fünf Uhr und blieben bis um acht Uhr abends; statt Tee und Butterbroten gab es Likör, Kaffee und Kuchen. Während zu größeren Kaffeegesellschaften speziell eingeladen wurde, stellten sich gute Bekannte um die genannte Uhrzeit von selbst ein: Ludmilla Assing empfing die Gäste. Varnhagen erschien erst, wenn die Unterhaltung bereits begonnen hatte: „Er setzte sich bald zu diesem, bald zu jenem, warf hier und da eine Äußerung ein, um endlich, wenn ein Gegenstand ihn besonders in Anspruch nahm, mit einer langen Rede die Anwesenden zu fesseln“, berichtet der Schriftsteller Feodor Wehl. Zweifellos war Varnhagen die Hauptperson dieser Nachmittage, er nahm auch die wichtigsten Funktionen der *Salonnière* wahr. Er hatte die Fähigkeit, Anekdoten, Tagesereignisse, historische Zusammenhänge und literarische Fragen geschickt in seinen Diskursen zu verbinden und seine Zuhörer gut zu unterhalten. Das wurde selbst von Fanny Lewald, die ihn nicht besonders schätzte, ehrlich anerkannt. Ferner boten ihm seine Begegnungen mit Goethe, Heine, Uhland, Chamisso und anderen einen vielseitigen Stoff zum Erzählen.

*Ludmilla
Assing*

Ludmilla Assing (1821-1880), die als klug, schlagfertig, manchmal etwas spitz und manchmal etwas pathetisch beschrieben wird, unterstützte ihn nach Kräften; sie stimmte mit seinen Ansichten fast stets überein, kopierte auch seinen Stil und seine Art zu sprechen. Sie war eine scharfe Beobachterin und wurde von ihren näheren Bekannten trotz mancher Exzentrizitäten sehr geschätzt. Wie ihr Onkel stand sie ganz unter dem Maßstäbe setzenden Vorbild der Rahelschen Geselligkeit und gründete später, in den 1860er Jahren, einen eigenen Salon in Florenz.

Der Varnhagen-Assingsche Salon nahm in seiner Eigenschaft als literarischer Salon geradezu den Charakter einer Bekanntschafts- und Neuigkeitenbörse für Schriftsteller und Publizisten an. Julius Rodenberg (1831-1914), der spätere Herausgeber der *Deutschen Rundschau*, war als junger Schriftsteller von diesem Salon stark beeindruckt. Er schrieb am 9. März 1854: „Ich komme aus einem Varnhagenschen Kaffee; angeregt, ja aufgeregt wie immer. In diesen Nachmittagsstunden habe ich die interessantesten Berliner Bekanntschaften gemacht, ich verdanke ihnen vieles von dem Gewinn, den mir dieser Winter gebracht hat, das Behagen, das ich an dem großartigen Treiben dieser bedeutenden Stadt finde, in die ich mich durch sie hereingefunden habe. Nicht der Glanz berühmter Namen, nicht die Glorie berühmter Geschlechter, auch nicht der Gedanke, daß in diesen Räumen die größte Frau ihrer Zeit [Rahel] gewohnt hat, daß in ihnen das junge Deutschland aufgewachsen ist! nein, es ist der echte, der ursprüngliche Reiz liebenswürdiger Persönlichkeit, der mich fesselt, belebt, ermutigt.“ Angesichts dieser enthusiastischen Beschreibung muß in Rechnung gestellt werden, daß Julius Rodenberg dem Varnhagen-Assingschen Hause verdankte, schnell in der Berliner Literatengesellschaft Anschluß gefunden zu haben; eben darin, eine Art Literaturbörse zu sein, lag überhaupt eine wichtige Funktion der Salons.

Aus der großen Zahl der Schriftsteller, die bei Varnhagen und Ludmilla Assing verkehrten, sind George Eliot (Mary Ann Evans, 1819-1880), George Henry Lewes (1817-1878) und Gottfried Keller (1819-1890) hervorzuheben. Die berühmte englische Schriftstellerin und ihr Lebensgefährte hielten sich im November 1854 in Berlin auf; George Henry Lewes schrieb damals ein Buch über das Leben Goethes, zu dem ihm Varnhagen seine Bibliothek zur Verfügung stellte. In einem Brief vom 12. November 1854 schildert George Eliot einen Abend im Varnhagen-Assingschen Salon, bei dem außer ihr selbst und Lewes noch Henriette Solmar, die geistreiche Frau Leocadie von Nimptsch, das Berliner Original Klothilde Gräfin Kalckreuth, der Mediziner und Literat Max Ring, der Klatschschriftsteller Eduard Vehse sowie der Maler Wilhelm von Schadow anwesend waren. Das Schriftsteller-

paar verkehrte damals auch in dem mit Varnhagen und Ludmilla Assing sehr eng verbundenen Salon Henriette Solmars, und George Eliot äußerte sich voller Anerkennung über diesen Berliner Bekanntenkreis: „Varnhagen von Ense and Fraulein v. Solmar [sic!], old friends of Mr. Lewes's, have received me very kindly, and as they are the best society of Berlin, this is no slight advantage ... Fraulein v. Solmar has a *salon* which is open every evening but Thursday to persons who have been invited once for all.“

Varnhagen pflegte damals viele Beziehungen mit englischen Schriftstellern, so etwa mit dem Politiker und Literaten Richard Monckton-Milnes, Baron Houghton, und mit dem Historiker Thomas Carlyle. Er empfing sie nicht nur in seinem eigenen Salon, sondern suchte mit ihnen auch den Salon Henriette Solmars auf. Das Interesse für die deutsche Literatur und Geschichte, besonders für die deutschen Klassiker, nahm damals in England stark zu, und die meisten der englischen Berlin-Reisenden mit literarischen Neigungen ließen sich von Varnhagen und den mit ihm befreundeten Salonnierinnen in die Berliner Gesellschaft einführen.

Auch der junge und noch völlig unbekannte Gottfried Keller verkehrte in seiner Berliner Zeit (1850–1856) gelegentlich im Varnhagen-Assingschen Salon. Da er sich in Berlin unglücklich fühlte, konnten ihm freilich selbst die interessantesten Bekanntschaften, die er hier hätte machen können, nicht imponieren. Er erschien einige Male, blieb wieder weg und betrachtete diesen Salon, wie alle Berliner Erlebnisse, erst aus der Schweiz und aus der Retrospektive etwas freundlicher. Noch mehrere Jahre stand er in Briefwechsel mit Ludmilla Assing, die ihrerseits den *Grünen Heinrich* bewunderte und sich für den jungen Schriftsteller einsetzte. Als Republikaner aus der Schweiz konnte Gottfried Keller sich auch unabhängig von seiner literarischen Begabung einer guten Aufnahme in diesem liberalen Salon sicher sein. Alexander von Sternberg deutet, nicht ganz ohne kritischen Unterton, an, daß vor allem liberale und demokratische junge Schriftsteller von Varnhagen gefördert worden seien: „Überhaupt ... hatte Varnhagen es an sich, junge literarische Kräfte an sich zu ziehen, sie, wenn sie seine Richtung einhielten, zu begünstigen, und seine geistvolle Nichte unterstützte ihn darin aufs beste. So sah er einige Zeit bei sich im Hause: die Declamatrice Fräulein [Elise] Schmidt, den Schriftsteller Max Ring, den obengenannten Keller, die Schriftstellerin [Aline von] Schlichtkrull, so wie er in früheren Tagen Frau Mundt bei sich gesehen hatte.“

Zu den ständigen Besuchern im Hause Varnhagen-Assing zählte Bettine von Arnim, die sich als nahezu Siebzigjährige immer noch völlig unkonventionell gab. Mal wild, mal anhänglich, zu Streichen aufgelegt, voller Anekdoten über ihre kleinen Malheurs im Alltag, die sie in ihrem Frankfurter

Dialekt erzählte, dann wieder ernsthaft und nachdenklich – so schildert sie Ludmilla Assing in ihren Briefen an Feodor Wehl. Der leidenschaftliche Autographensammler Varnhagen erhielt viele wertvolle Handschriften von ihr; einmal neckte sie ihn allerdings, indem sie ihn ein Gedicht lesen ließ, das er für ein Werk ihres Bruders Clemens Brentano hielt. Es stellte sich jedoch heraus, daß es von Bettine selbst verfaßt worden war: „... es sei ihr erstes Gedicht, welches sie nur gezwungen gemacht, da ihr Bruder Clemens sie in's Ofenloch gesperrt hatte und gedroht, er ließe sie nicht eher heraus, bis sie ein Gedicht gemacht.“ Bettine konnte sich jedoch auch, wie Varnhagen schrieb, sehr „herb und unangenehm“ verhalten, wenn etwas nicht nach ihren Wünschen ging. Sie traf einmal – im Oktober 1856 – die ältere Elise von Hohenhausen im Varnhagenschen Salon an, als sie diese nicht sehen wollte, und war sehr unhöflich zu ihr, ohne daß ein konkreter Grund ersichtlich wurde.

Daß die alte, inzwischen in Frankfurt an der Oder ansässige Frau von Hohenhausen bei ihren Berlinbesuchen regelmäßig zu Varnhagens Kaffeestunden kam, belegt die Dauerhaftigkeit alter Salonverbindungen und zugleich die Tatsache, daß auch nach der Revolutionszeit weiterhin Konservative und Ultraroyalisten im Varnhagenschen Salon anzutreffen waren. Durch Varnhagen kamen Elise von Hohenhausen und ihre Tochter auch mit dem Salon der zum Varnhagenschen Kreis gehörenden Minna von Treskow in Berührung, mit der sich die jüngere Elise von Hohenhausen(-Rüdiger) näher anfreundete, und deren Salon sie später, als sie selbst nach Berlin gezogen war, erbte.

Ein anderer Stammgast bei Varnhagen war Alexander von Humboldt, der allerdings in seinen letzten Lebensjahren seltener am Salonleben teilnahm, und schließlich ist der Fürst Hermann von Pückler-Muskau zu erwähnen. Noch kurz vor Varnhagens Tod (1858) besuchte ihn der langjährige Freund; beide hatten viele gemeinsame Interessen und Erinnerungen. Varnhagens Tagebuch berichtet: „Sehr angenehme Unterhaltung; Jugendgeschichten, Hofsachen, Gesellschaft, Bücher, zuletzt ernst-heitere Betrachtungen über Leben und Tod, Unsterblichkeit, Gottheit.“ Mit Varnhagens Tod endete der Varnhagen-Assingsche Salon. Ludmilla Assing führte zwar in kleinerem Rahmen die Geselligkeit auch nach 1858 weiter. Doch sie zog sich bei der Publikation ihrer zahllosen Veröffentlichungen aus Varnhagens Nachlaß Schwierigkeiten mit der Zensur und schließlich Anklagen wegen Beamten- und Majestätsbeleidigung zu, so daß sie, bevor sie das Risiko einer Gefängnisstrafe einging, Preußen lieber verließ. Auch nach einer großen Amnestie für derartige Vergehen kehrte Ludmilla Assing nicht nach Berlin zurück; sie ließ sich in Florenz nieder, wo sie bis Ende der 1870er

Jahre eine große Rolle in der deutschen Kolonie sowie auch in italienischen Literatenkreisen spielte. Sie starb 1880 in geistiger Umnachtung.

Nachdem Ludmilla Assing Berlin verlassen hatte, blieb der Salon Henriette Solmars als wichtigster Repräsentant des ehemaligen Varnhagenschen Kreises zurück. Henriette Solmar (1794–1890) überlebte nicht nur Varnhagen, sondern auch noch Ludmilla Assing. Bereits in den 1850er Jahren widmete sie ihre Salongespräche einer Retrospektive des Berliner Salons, gelegentlich sogar gesteigert zum Vergangenheitskult mit der Gesellschaft vor 1806 und insbesondere mit Rahels Salon. Ein Teil dieses Kultes bestand darin, die Langeweile in den zeitgenössischen geselligen Kreisen zu beklagen. Die damalige Gegenwart hatte einen schweren Stand gegen die „gute alte Zeit“, an deren Verklärung gerade die Salons selbst mitgewoben hatten. Am 25. Mai 1853 schrieb Varnhagen z. B. ganz entzückt in sein Tagebuch, Victoire von Crayen (die Tochter der Salonnière Henriette von Crayen) habe ein wunderschönes Pastellbild ihrer Cousine Pauline Wiesel mit in den Salon der Henriette Solmar gebracht. Das Bild sei gebührend bewundert worden. Pauline Wiesel war nicht nur die Geliebte des Prinzen Louis Ferdinand, sondern auch eine Freundin Rahel Varnhagens gewesen und wurde daher als eine der Symbolfiguren der romantischen Geselligkeit in Berlin angesehen.

Immer wieder kam man im Salon Henriette Solmars auf die Frage der Geselligkeit im allgemeinen und im alten Berlin im besonderen zurück. Varnhagen berichtet über einen anderen Abend: „Es war viel die Rede von Gesellschaft. Die ursprünglich von Rahel herrührende Bemerkung, daß die Gesellschaft ihre schönsten, gefälligsten Blüthen gewöhnlich auf dem Boden zerfallender Staatszustände treibt, also kurz vor Katastrophen, konnte nicht widerstritten werden, – in Paris vor 1789, in Berlin vor 1806, und vor 1847 (1848) ...“ Es fanden also, anknüpfend an eine zutreffende Beobachtung, Diskussionen statt, die in die Richtung einer „Salonzyklentheorie“ liefen. Neben den bereits beschriebenen, noch immer attraktiven und lebendigen Traditionen der Geselligkeit des 18. Jahrhunderts wurde hier die „klassische“ Epoche der Berliner Salons vor 1806 verklärt und zugleich mit dem Rahel-Kult, den Varnhagen bei jeder Gelegenheit pflegte, verbunden. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang ferner, daß nun aus der Retrospektive der 1850er Jahre auch die 1840er Jahre bereits als „gute alte Zeit“ und Blütezeit der Geselligkeit anerkannt wurden.

Der Salon Henriette Solmars nimmt in mehrfacher Hinsicht eine verbindende zentrale Position in der Berliner Salongeschichte ein. Er setzte, was den Gästekreis und die Traditionen anging, den Salon Rahels fort. Wie bei der Varnhagen-Assingschen Geselligkeit handelte es sich um einen libera-

Henriette
Solmar

len Zirkel, doch der Salon Henriette Solmars war wesentlich gemischter und offener als jener. Auch royalistische Kreise, die nicht oder nicht mehr bei Varnhagen verkehrten, blieben dem Salon Henriette Solmars eng verbunden. Hedwig von Olfers mit ihren Töchtern sowie Elise von Hohenhausen und Elise Rüdiger waren hier ebenso gern zu Gast wie Bettine von Arnim, Fanny Lewald, Adolf Stahr und Julius Rodenberg. Seit den 1860er Jahren wurde der Salon Henriette Solmars stiller, doch ihr Teetisch blieb bis etwa 1880 ein anregender Treffpunkt ihrer näheren Freunde.

*Minna von
Treskow*

Als dritter Salon des engeren Varnhagenschen Kreises ist der Salon der Minna von Treskow (1799–1875) zu nennen, jener jungen Generalswitwe Minna von Zielinski geb. Wagner aus Frankfurt an der Oder, die seit den 1820er Jahren mit Rahel befreundet und 1828 für längere Zeit in Berlin ihr Gast gewesen war. Seitdem gehörte Minna von Zielinski, zumindest sporadisch, der Berliner Salongesellschaft an; schon damals lernte sie Bettine von Arnim und den Fürsten Pückler näher kennen. 1836 heiratete sie den schriftstellernden Leutnant Adolf Eduard von Treskow, mit dem sie nach Berlin zog, als dieser seinen Militärdienst quittierte und ins Auswärtige Amt eintrat. Der Treskowsche Salon, der in den 1840er Jahren entstand, wurde durch die alten Beziehungen Minna von Treskows zur Berliner Salongesellschaft sehr gefördert. Hier spielte vor allem der Anschluß an den Varnhagenschen Kreis eine Rolle: Die Gastgeber und Gäste dieses „Salonverbunds“ (Varnhagen-Assing, Solmar, Treskow) sahen sich oft täglich; die Gästekreise überschnitten sich sehr weitgehend. Darüber hinaus bestanden gute Beziehungen zum Olfersschen Hause, da Minna von Treskow in Frankfurt an der Oder mit einer Cousine der Frau von Olfers, Auguste von Wißmann (1792–1831), der bereits erwähnten „deutschen Récamier“, befreundet gewesen war.

Zu den wichtigsten Gästen des Salons der Minna von Treskow gehörten unter anderen Fürst Pückler, der Musikkritiker Ludwig Rellstab und der Historiker Leopold von Ranke. Dieser hatte einst in Frankfurt als junger Gymnasiallehrer der Frau von Treskow, damals noch Minna von Zielinski, und einigen anderen Damen private Geschichtsstunden erteilt. Im Laufe der 1850er Jahre gewann der Treskowsche Salon eine eigene Note durch die heranwachsende Tochter des Hauses, die begabte Ada von Treskow (1840–1918), die später eine bekannte Schriftstellerin wurde. Sie war eine spezielle Freundin des Fürsten Pückler und führte einen lebhaften, äußerst kapriziösen Briefwechsel mit ihm.

In den 1850er Jahren wurde die Aufführung „Lebender Bilder“ („Tableaux“), ursprünglich ein Zeitvertreib der Hofgesellschaft und der hohen Aristokratie, immer beliebter in den Salons. Auch der Salon der Frau

von Treskow blieb davon nicht ausgenommen. Ada von Treskow, die, wie berichtet wird, ein bemerkenswertes Talent besaß, ihre Bekannten zu parodieren, entwickelte auch bei der Darstellung allegorischer oder historischer Tableaux viel Eifer. Marie von Olfers berichtet, eines Abends sei ein „Atelier“ im Treskowschen Salon dargestellt worden: lebende Bilder nach Originalen der Dresdener Gemäldegalerie, hinter echten großen Goldrahmen. Die in Kunstdingen nicht ganz unbewanderte Marie von Olfers mußte allerdings, um bei der Wahrheit zu bleiben, gestehen, sie hätte keines der Bilder wiedererkannt. Nach wie vor dominierte jedoch bei Treskows die Konversation. Julius Rodenberg schrieb, es sei Frau von Treskow in der Nachfolge Rahels noch einmal gelungen, „verwandte Elemente“, also ähnlich interessierte Gäste, in ihrer Geselligkeit harmonisch zu einem Ganzen zusammenzufügen.

Frau von Treskow pflegte Beziehungen zu ausländischen Schriftstellern und nahm sie mit in die Salons ihres Bekanntenkreises, war also eine wichtige Vermittlerin neuer geselliger Beziehungen. Ganz besonders kümmerte sie sich um einen Berliner Dichter, der in seiner eigenen Umgebung kein Verständnis für seine Neigungen fand: Prinz Georg von Preußen (1826–1902), der bereits als Gast mehrerer Salons erwähnt worden ist. Er verlegte seine Geselligkeit, die er in seinem Palais und als Junggeselle nur unter Schwierigkeiten und Behinderungen durch die Etikette pflegen konnte, in den Salon seiner Freundin Minna von Treskow. Dorthin wurden diejenigen Künstler und Schriftsteller eingeladen, die der dichtende Prinz gern kennenlernen wollte. Frau von Treskow veranlaßte ihn auch zur Veröffentlichung seines ersten Dramas. Als die junge Ada von Treskow einen Band Novellen publiziert hatte, sprach man im Salon ihrer Mutter wochenlang fast ausschließlich von Literaturkritik und Normen der Kunst. Prinz Georg beteiligte sich an diesen Diskussionen, nahm schließlich seinen ganzen Mut zusammen und überreichte Minna von Treskow ein von ihm selbst verfaßtes Werk. Diese vermutete zu Recht, daß es sich dabei um keine Erstlingsproduktion handelte, und wurde nun zur Mitwisserin seiner heimlichen literarischen Tätigkeit. Schließlich überredete sie ihn, eine Auswahl seiner Dramen an den Dichter und Theaterintendanten Gustav zu Putlitz in Schwerin zu schicken, den sie als ehemaligen Berliner Salon-Habitué gut kannte. Ohne zu wissen, von wem die Stücke waren, sprach sich Gustav zu Putlitz positiv darüber aus. Am 19. Dezember 1864 wurde die Tragödie *Phädra* des Prinzen Georg in Schwerin mit beträchtlichem Erfolg uraufgeführt.

Schon in den ersten Salons hatten bürgerliche Literaten die Möglichkeit erhalten und wahrgenommen, mit Adels- und Hofkreisen in Kontakt zu

kommen, und diese Konstellation gab es auch weiterhin. Doch die Vermittlung funktionierte auch umgekehrt. Hier im Treskowschen Hause bot ein Salon einem Prinzen die Gelegenheit, den Zwängen seines Standes zu entgehen und in den literarischen Kreisen des Bürgertums und des niederen Adels mit seinen Dichtungen Gehör zu finden. Die Epoche des „Bürgerkönigtums“ brachte fürstliche Dilettanten – im eigentlichen Wortsinne – hervor, die aus dem höfischen Leben in bürgerlichen Lebensstil und in bürgerliche Gesellschaft flüchteten; dies führte so weit, daß manche (nachgeborene) Angehörige fürstlicher Häuser sogar versuchten, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen. Bereits vor 1806 zeigte sich die Tendenz zu einer zeitweiligen Flucht aus dem Hofleben in ein literarisches und künstlerisches Salonleben bürgerlicher Kreise, ja sogar die Neigung zu einem einfachen bürgerlichen Familienglück bei dem musikalischen Prinzen Louis Ferdinand. Allerdings waren damals die Bindungen nachgeborener Prinzen an das Hofleben noch stärker als später. Sie schwächten sich seit der Biedermeierzeit erheblich ab und nahmen erst in wilhelminischer Zeit wieder zu. Die Salons halfen musischen und unkonventionell empfindenden Mitgliedern regierender Häuser, sich aus ihrer standesbedingten Isolation zu befreien. Auch die Tatsache, daß Leutnant von Treskow die Stelle eines Vorlesers bei den Prinzen Friedrich und Alexander am Berliner Hof erhielt, kann in diesen Zusammenhang sinnvoll eingeordnet werden. Prinz Georg, der diesen Posten vermittelte und dafür sorgte, daß auch Minna und Ada von Treskow regelmäßig an den Vorlese-Abenden teilnahmen, versprach sich davon, etwas ungezwungene Salongeselligkeit in das steife und oft langweilige Hofleben hineinzutragen.

Als Ada von Treskow 1866 einen italienischen Beamten in den Diensten des Königs von Piemont-Sardinien heiratete, entschloß sich ihre inzwischen verwitwete Mutter, ebenfalls nach Italien überzusiedeln. Minna von Treskow vererbte ihren Salon und die Geselligkeit, die sie dem Prinzen Georg bot, ihrer Freundin, der jüngeren Elise von Hohenhausen (Elise Rüdiger). Diese war damals gerade von Frankfurt an der Oder nach Berlin gezogen.

Der Salon der Minna von Treskow hatte sich noch zu Lebzeiten Varnhagens, also vor 1858, aus dem engeren Bannkreis des Varnhagen-Assingschen Salons herausgelöst, weil die Beziehungen des Treskowschen Hauses immer vielseitiger wurden. Im Umkreis des Varnhagen-Assingschen Salons sind auch noch die Salons Clara Mundt-Mühlbachs und Fanny Lewalds zu erwähnen. Beide standen zeitweise in enger Verbindung mit dem Varnhagenschen Kreise, blieben jedoch, sowohl in ihrer Geselligkeit als auch in ihren literarischen und politischen Ansichten, immer selbständige und ließen sich weder von Varnhagen (den sie nicht besonders schätzten) noch von

seinem Rahel-Kult beeinflussen. Während der Salon Clara Mundt-Mühlbachs schon seit den 1840er Jahren bestand und mit kürzeren Unterbrechungen bis zum Anfang der 1870er Jahre weitergeführt wurde, gründete Fanny Lewald erst in den 1850er Jahren selbst einen Salon. Dieser zählte, zusammen mit den Salons von Clara Kugler, Elisabeth Menzel und Lina Duncker zu einer neuen Gruppe von Salons, die für das literarische und künstlerische Leben der 1850er und 1860er Jahre sehr bedeutsam und aufschlußreich ist.

Neue Salons des bürgerlichen Realismus

Die 1850er Jahre waren in Berlin, wenn man von manchen politischen Enttäuschungen absieht, geprägt von einer Zunahme des bürgerlichen Selbstbewußtseins. Dieses Selbstbewußtsein schlug sich unter anderem in den verschiedensten Vereinsgründungen nieder. Auch literarische Clubs, wie der „Tunnel über der Spree“, blühten auf, der literarische Realismus entstand. Den allgemeinen geistigen Hintergrund bildete vorwiegend der philosophische und naturwissenschaftliche Positivismus (und Materialismus). Vor allem zogen naturwissenschaftliche Entdeckungen und technische Erfindungen die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich. Die ersten Weltausstellungen fanden statt, das Eisenbahnnetz wurde ausgebaut und die Industrialisierung setzte nun auch in Deutschland spürbar ein. Das Fortschrittsbewußtsein dieser Zeit tat indes der gleichzeitigen Kultivierung des Historismus keinen Abbruch, im Gegenteil: Beide standen in einem komplexen Wechselsehrtverhältnis zueinander. Die Entdeckung von Vergangenheit, von vergangenen Kulturen wurde auch als Fortschritt empfunden, das Aufsammeln der „Schätze“ der Vergangenheit war auch eine Form von „Kapitalismus“. Überdies konnte ein realistisches Zeitalter seine idealen Bedürfnisse eher an der Hinwendung zur Geschichte befriedigen als in metaphysischen Spekulationen. Und je rascher der „Fortschritt“ in die Zukunft voranilte, um so verständlicher und notwendiger war es, Orientierung und Halt an der Vergangenheit zu suchen. Dieser Historismus machte sich nicht zuletzt auf dem Gebiet der Baukunst, das allgemeine Bewußtsein prägend, bemerkbar. Selbst Elemente der inzwischen schon wieder als „historisch“ angesehenen Romantik, die nun auch in ihrer Hochburg Berlin zu Ende ging, wurden „historistisch“ bewahrt. Das Interesse der Romantik am Irrationalen wurde jetzt – zeittypisch gewandelt – z. T. durch das Interesse an der (natur-)wissenschaftlichen Psychologie fortgesetzt.

Politisch war unter den Intellektuellen der Liberalismus die dominante Ideologie. Weniger stark ausgeprägt waren die sozialistischen Tendenzen;

für Berlin ist in diesem Zusammenhang vor allem Ferdinand Lassalle (1825-1864) zu nennen.

Auch in den Berliner Salons dieser Zeit blieben die beiden antagonistischen Kräfte, Fortschritt und Konservativismus bzw. retrospektive, restaurative Romantik, erkennbar. Im übrigen sind in allen Epochen des individualistisch geprägten 19. Jahrhunderts romantische Elemente zu entdecken, besonders deutlich dann wieder im Jugendstil. Erscheinungen wie Naturmystik, Fernweh, Betonung des Emotionalen und Revolten gegen die Konvention lassen sich ebenso durch das ganze Jahrhundert finden wie auf der anderen Seite „klassische“ Elemente eines strengen Stils. Empfindsamkeit und Rationalismus, Dynamik und Statik – nicht zuletzt in der Architektur – lösten sich nicht einfach regelmäßig ab, sondern überlagerten und bedingten sich gegenseitig.

Auch in den vier bedeutenden Salons des literarischen Realismus, in denen Theodor Fontane, Theodor Storm und Gottfried Keller verkehrten, zeichneten sich solche Spannungen des Zeitgeistes ab. Von dreizehn großen Salons der 1850er Jahre kommt diesen vier Salons besonders hoher Rang für das zeitgenössische kulturelle Leben zu. Es sind die Salons von Clara Kugler, Elisabeth Menzel, Lina Duncker und Fanny Lewald, in denen außer den obengenannten Schriftstellern und Dichtern auch Maler des Realismus, Naturwissenschaftler und Publizisten anzutreffen waren.

Clara Kugler bewahrte noch am stärksten einen spätromantisch-biedermeierlichen Charakter, sowohl was die äußere Anspruchslosigkeit, als auch was den familiären Hintergrund dieses Salons anging. Er bestand bereits seit den 1840er Jahren und erreichte in den 1850er Jahren seinen Höhepunkt. Clara Kugler (1812-1873) war die Tochter des Schriftstellers, Verlegers und Kriminalrats Julius Eduard Hitzig (1780-1849), der aus der jüdischen Honoratiorenfamilie Itzig stammte, Neffe der Salonnière Sara Levy war und nach seiner Taufe (1799) den Namen Hitzig annahm. Um 1815/20 spielte er eine große Rolle im literarischen Leben Berlins und war ein enger Freund der Dichter Adelbert von Chamisso, Zacharias Werner und E. T. A. Hoffmann (dessen Biographie er später schrieb). Die kleine Clara Hitzig hatte zu den Kindern gehört, für die E. T. A. Hoffmann das Märchen vom *Nußknacker und Mausekönig* als Weihnachtstürraschung schrieb.

Die heranwachsende Clara Hitzig, die schon früh ihre Mutter verloren hatte, lernte ihr „Salonnièreshandwerk“ wohl bei den literarischen Teegesellschaften, die ihr Vater in den 1820er Jahren abhielt. 1833 heiratete sie den begabten Kunsthistoriker Franz Kugler (1808-1858), der auch dichtete, zeichnete und komponierte und später als Nachfolger Eichendorffs im

preußischen Kultusministerium arbeitete. Kugler war ein tüchtiger Wissenschaftler und wurde der Lehrer des Kulturhistorikers Jacob Burckhardt, der zu Beginn der 1840er Jahre in Berlin studierte. Bekannt wurde Franz Kugler jedoch vor allem durch sein Lied *An der Saale hellem Strande* und durch die von ihm verfaßte *Geschichte Friedrichs des Großen*, die nach dem hundertjährigen Jubiläum der Thronbesteigung des Königs (1840) erschien und mit Holzstichen nach den berühmten Zeichnungen von Adolph Menzel illustriert war.

Der Dichter Theodor Storm hielt sehr viel von der Persönlichkeit Franz Kuglers: Er sei „keine Spur vom Geheimen Ministerialrat oder Berliner, nein, ein Kunstmensch und kräftiger Pommer“. Obwohl ihn seine Akten häufig bis in die Nacht am Schreibtisch festhielten, kam er doch oft noch zu später Stunde aus seinem Arbeitszimmer in den Salon herüber und trug etwas von seinen Liedern und Gedichten vor.

Kuglers wohnten in einer bescheidenen Dachwohnung in der Friedrichstraße 242 in Berlin, im gleichen Haus wie der alte Kriminalrat Hitzig, der damals allerdings nicht mehr an der literarischen Geselligkeit teilnahm. Das Kuglersche Wohnzimmer war klein und anheimelnd. Gegen die Bezeichnung „Salon“ sträubten sich die Freunde des Hauses sehr selbstbewußt – in Abgrenzung zu vornehmen aristokratischen „Salons“ französischer Prägung. Clara Kugler, die in ihrer Jugend eine vielumworbene und auch von Emanuel Geibel besungene Schönheit gewesen war, vereinigte die Tugenden von Anmut und Liebenswürdigkeit mit denen einer gutbürgerlichen Hausfrau. Der junge Schriftsteller und spätere Wiener Theaterdirektor Adolf Wilbrandt, der als Student um 1857 in den Kuglerschen Salon eingeführt wurde, zählte die Zeit, die er dort verbrachte, zur „poesievollsten“ seines Lebens. Bewundernd beschrieb er Clara Kugler zugleich als „romantische“ und als moderne, tüchtige Persönlichkeit: „Frau Klara, aus Romantik und Weltverstand, Warmherzigkeit und Tüchtigkeit wundervoll gemischt, wandelnde Poesie ...“, habe eine besondere Gabe gehabt, andere zu beglücken.

Das wirkte sich in der freundlichen, heiteren Atmosphäre des Kuglerschen Salons aus. Obgleich viele der Gäste zu den Freunden und Schülern ihres Mannes zählten, bildete „Frau Clara“, wie sie stets von den näheren Bekannten genannt wurde, den eigentlichen Mittelpunkt des Hauses. Sie sei die Seele des „ewigen Herdes“ bei Kuglers (ein Wort Fontanes) gewesen; mit dieser Redewendung spielten ihre Freunde darauf an, daß dort das Feuer des Geistes und der Gastfreundschaft niemals ausgegangen sei.

Die Zeittendenzen, Spätromantik und Realismus, vereinigten sich hier zu einer geistig anspruchsvollen, aber sonst einfachen und betont bürgerli-

chen Geselligkeit. Der Historiker und Schriftsteller Felix Dahn weist auf die unkomplizierte Freundlichkeit im Hause Clara Kuglers hin. Er betont als erfreuliche Ausnahme in den Konventionen des damaligen Bildungsbürgertums, daß dort nach dem obligaten Tee nicht Wein, sondern Bier angeboten wurde, weil es die meisten der anwesenden jungen Leute bevorzugten. Der Kuglersche Salon behielt, so der Schriftsteller Otto Roquette, den „Charakter eines Familienkreises“; er stand denen, die einmal dort eingeführt waren, jeden Abend zum Tee offen. Zum festen Teilnehmerkreis des Kuglerschen Salons zählten außer drei hübschen Nichten Clara Kuglers die Tochter des Hauses, Margarete Kugler (1834–1862), die im Jahre 1854 den Dichter Paul Heyse heiratete, und Franz Kuglers Schwester Luise Kugler (1811–1884), eine Blumen- und Bildnismalerin, die sehr lebhaft war und als pommersches „Original“ galt. Sie zeichnete die Gäste des Salons für ihr Porträtaufnahmen, ähnlich wie einst Wilhelm Hensel die Berliner Salongesellschaft des Biedermeier festgehalten hatte.

Viele der Gäste waren Gelehrte, Kunsthistoriker und Künstler. Bereits in den Jahren 1830 bis 1843, bevor sich der Salon Clara Kuglers voll entwickelt hatte, war der Student Jacob Burckhardt (1818–1897), Franz Kuglers Schüler und späterer Mitarbeiter, häufig hier anzutreffen. Er wurde bei Kuglers dazu verleitet, selbstverfaßte Gedichte vorzulesen, und erwies sich sogar als talentierter Sänger. Auch der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke (1826–1893) und der Kostümkundler Hermann Weiß (1822–1897) verkehrten im Kuglerschen Salon; daneben der Bildhauer Friedrich Drake (1805–1882), die Architekten Richard Lucae (1829–1877) und der Bruder Clara Kuglers, Friedrich Hitzig (1811–1881), der Erbauer der Berliner Börse, sowie Johann Heinrich Strack (1805–1886), der später die Berliner Siegesäule schuf. Auch Adolph Menzel (1815–1905) erschien gelegentlich, freilich war er im geselligen Verkehr stets äußerst zurückhaltend.

Eine zweite Gruppe der Gäste bestand aus Dichtern und Schriftstellern, die Franz Kugler durch die gemeinsame Mitgliedschaft in literarischen Vereinigungen nähergetreten waren. Zu ihnen zählten u. a. die Schriftsteller Otto Roquette (1824–1896) und Felix Dahn (1834–1912), der sich als Historiker einen Namen machte und daneben u. a. den historischen Roman *Ein Kampf um Rom* (1876) schrieb. Außer diesen Mitgliedern des literarischen „Kränzchens“ der „Ellora“ zählten auch die des „Rütli“, eines engeren Zirkels innerhalb des „Tunnels über der Spree“, zu den Gästen des Salons. So z. B. Theodor Fontane (1819–1898) mit seinen Freunden Bernhard von Lepel und Theodor Storm (1817–1888), der von 1853 bis 1856 in Potsdam lebte. Der junge Paul Heyse (1830–1914), der spätere Schwiegersohn des Hauses, war ein ständiger Gast, und von Zeit zu Zeit erschien auch

der alte Joseph von Eichendorff. Andere Gäste kamen aus verschiedenen Beamtenkreisen, und besonders häufig war der Generalsuperintendent Ritschel, Landesbischof von Pommern, bei Kuglers anzutreffen. Trotz dem Vorherrschen von Künstlern und Literaten in Clara Kuglers Salon wurden die Abende dort, wie Paul Heyse betont, keineswegs zu einer „kleinen privaten Kunstakademie“. „So wenig der bekannte kritische Ton, der in gewissen ästhetisch angehauchten Berliner Salons vorherrschte, hier angeschlagen wurde, so wenig war es hier auf ein beständiges Besprechen poetischer oder kunsthistorischer Thematik abgesehen.“ Auch Adolf Wilbrandt bestätigt, daß es manchmal geradezu ausgelassen zugegangen sei; man habe durchaus nicht versucht, stets hochpoetisch zu sein.

Die bedeutendsten Gäste des Kuglerschen Salons waren Theodor Fontane und Theodor Storm, die hier auch aus ihren Werken vorlasen. In ihren Dichtungen zeigt sich die bereits angesprochene Spannung zwischen romantischen und realistischen Elementen. Theodor Fontane hat sich theoretisch zum „Realismus“ in Wissenschaft, Politik, Kunst und Literatur in seiner Schrift *Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848* geäußert. Für ihn ist der „Realismus“ in der Literatur nichts anderes als die Abkehr von erstarrten romantischen Konventionen, klischehaften Übertreibungen und falschem Pathos. „[Der Realismus] ist die Wiederspiegelung alles wirklichen Lebens, aller wahren Kräfte und Interessen im Elemente der Kunst; ... den höchsten Gedanken, die tiefste Empfindung zieht er in seinen Bereich, und die Grübeleien eines Goethe wie Lust und Leid eines Gretchen sind sein Stoff. Denn alles das ist *wirklich*. Der Realismus will nicht die bloße Sinnenwelt und nichts als diese; er will am allerwenigsten das bloß Handgreifliche, aber er will das *Wahre*. Er schließt nichts aus als die Lüge, das Förmchte, das Nebelhafte, das Abgestorbene – vier Dinge, mit denen wir glauben, eine ganze Literaturepoche bezeichnet zu haben.“ In die von ihm angegriffenen Klischees der Spätromantik schließt er die damit verwandten Klischees der Dichter des Jungen Deutschland mit ein. „Realismus“ ist für ihn weniger eine Frage des Stoffes als der ungekünstelten, aber künstlerischen Behandlung eines Stoffes: „*Goethe* wie *Schiller* waren entschiedene Vertreter des Realismus, solange sie ‚unangekränkelt von der Blässe des Gedankens‘ lediglich aus einem vollen Dichterherzen heraus ihre Werke schufen.“ Andererseits sei es falsch, „*Misere* mit Realismus“ zu verwechseln. Die Tendenzmalerei, die etwa die Not der schlesischen Weber darstelle, sei keine realistische Kunst, wenn die künstlerische Hand fehle.

Dieser kurze Exkurs über den „Realismus“ veranschaulicht, warum in einem Salon des bürgerlichen Realismus auch „romantische“ Elemente auftauchen konnten, warum zum Beispiel sogar Spukgeschichten erzählt

werden durften: Alles, was als „echt“ und „wahr“ empfunden wurde, war zugelassen. Wenn das Irreale in künstlerischer Gestaltung zur subjektiven Wahrheit, zum psychologisch interessanten Phänomen aufrückte, konnte es durchaus ein Gegenstand des „Realismus“ sein.

Es wurde viel im Kuglerschen Salon vorgelesen und erzählt. Wie Fontane berichtet, war der Architekt Richard Lucae ein Anekdotenerzähler „ersten Ranges“, und auch andere Gäste zeigten ähnliche Talente. Doch Höhepunkte stellten die Gelegenheiten dar, bei denen Theodor Storm seine Gedichte vorlas oder auch unheimliche Geschichten erzählte: Er sorgte zunächst dafür, daß er nicht gestört werden konnte, schloß die Türen und schraubte die Lampe niedriger. Theodor Fontane beschrieb ausführlich den Abend, an dem Theodor Storm sein Gedicht *In Bulemanns Haus* vorlas. Es geht in dem Gedicht um eine „zierliche Kleine“, die bei Mondschein in einem alten, nur von Mäusen bewohnten Haus mit ihrem eigenen Spiegelbild tanzt; Fontane bezeichnet das phantastische Gedicht als ein „Meisterstück in Form und Klang“. Storm habe es hervorragend verstanden, seine Zuhörer zu fesseln: „„Es klappt auf den Gassen im Mondenschein, das ist die zierliche Kleine ...‘ Er war ganz bei der Sache, sang es mehr, als er es las, und während seine Augen wie die eines kleinen Hexenmeisters leuchteten, verfolgten sie uns doch zugleich, um in jedem Augenblick das Maß und die Art der Wirkung bemessen zu können. Wir sollten vom Halbgespenstischen gebannt, von dem Humoristischen erheitert, von dem Melodischen lächelnd eingewiegt werden – das alles wollte er auf unseren Gesichtern lesen, und ich glaube fast, daß ihm diese Genugtuung auch zuteil wurde.“ Fontane, der den Dichtungen Storms sonst nicht immer ohne Kritik gegenüberstand und wußte, daß das Stimmungsvolle schnell zu manierterer Mystik umschlagen konnte, spendete hier uneingeschränktes Lob. Noch viele Jahre später stand ihm die Szene im Kuglerschen Salon lebhaft vor Augen, er schrieb: „.... noch jetzt höre ich ... diese zu dem phantastischen Inhalt der Dichtung so merkwürdig passende Stimme und sehe die Mäuse auf der mondbeschenienenen Diele tanzen.“

Ähnlich wie dieses Gedicht seien, so Fontane, die Spukgeschichten aus Storms Repertoire sehr reizvoll gewesen; sie hätten allerdings meist etwas „unbedeutend und unfertig“ gewirkt. Wenn man Storm das Unbefriedigende dieser Geschichten vorgehalten habe, hätte er nur lächelnd erwidert: „Ja, das ist das Wahre; daran können Sie die Echtheit erkennen; solche Geschichte muß immer ganz wenig sein und unbefriedigt lassen; aus dem Unbefriedigten ergibt sich zuletzt die höchste künstlerische Befriedigung.“ Auch für Storm ist die „Echtheit“ des Geschaffenen ein wichtiges Kriterium, ganz wie für Fontane. Fontane schildert eine solche Spukgeschichte

Theodor Storms. In einem unbewohnten Hause hätten die Nachbarn nachts ein Tanzen gehört und neugierig durch das Schlüsselloch geschaut: „Und da hätten sie vier Paar zierliche Füße gesehen mit Schnürstiefelchen und gerade die Knöchel darüber, und die vier Füße hätten getanzt und mit den Hacken zusammengeschlagen.“ Zunächst hätten einige Damen gelacht, sich dann aber doch unbehaglich gefühlt. Bei anderer Gelegenheit gibt Theodor Fontane sogar selbst zu, daß alle Anwesenden, auch er, sich „gegrault“ hätten.

Hier wurde eindeutig an die Tradition der „Serapionsrunde“ und die Spukgeschichten in den biedermeierlichen Salons angeknüpft; Theodor Storm stand der Romantik auch nie so kritisch gegenüber wie Theodor Fontane. 1861 erschien eine Sammlung unheimlicher Geschichten in seiner Rahmenerzählung *Am Kamin*; er könnte dabei auch Erinnerungen an den Salon Clara Kuglers verwertet haben. Auf die Serapionsbrüder E. T. A. Hoffmanns und ihren Punsch spielt er gleich zu Beginn der Rahmenhandlung an.

Im Salon Clara Kuglers, die wie ihre Tochter und ihr Schwiegersohn Heyse zu den eifrigsten Storm-Anhängern gehörte, bildete sich eine der frühen Berliner Storm-Gemeinden; es war der erste und wichtigste Kreis, in dem der Dichter selbst verkehrte. Storm mochte seinerseits „Frau Clara“ gern und ließ ihr noch zu Weihnachten 1856, als er bereits in Heiligenstadt wohnte, eine illustrierte Ausgabe seiner Novelle *Immensee* auf den Weihnachtsteller legen.

Auch zwei andere Berliner Salonnieren, Lina Duncker (1825–1885) und Elisabeth Menzel (1840–1906), kannten Theodor Storm näher. Ihre Beziehungen zu dem Dichter sollen hier kurz abgehandelt werden. Theodor Storm wurde wahrscheinlich erst gegen Ende seiner Berliner Zeit, im Frühjahr 1856, mit Franz und Lina Duncker bekannt. Wahrscheinlich führte ihn sein Freund und *Immensee*-Illustrator Ludwig Pietsch in den Dunckerschen Salon ein, wo sich Storm sehr gut mit der Hausherrin, Bernhard von Lepel, Pietsch und anderen unterhielt.

Lina
Duncker

Über die Diskussionen der begeisterten Storm-Verehrerinnen im Salon Lina Dunckers gibt ein Brief Ludwig Pietschs vom 10. Januar 1857 an Storm in Heiligenstadt einen Aufschluß. Es geht darin um die Interpretation einer Bemerkung in der Abschiedsszene der Liebenden in der Novelle *Immensee*. Ludwig Pietsch schreibt: „Der beiliegende Brief unserer Freundin Lina Duncker wird Sie gewiß interessieren. Die Streitfrage, um deren Lösung sie Sie bittet, ist von mir zufällig angeregt. Ich habe die letzten Worte Elisabeths (als sie Reinhardt im Augenblick seiner Flucht antrifft): ‚Du kommst nie wieder, ich weiß es, lüge nicht!‘ (so heißen sie ja wohl, ich habe kein Exem-

plar zur Hand) mir nur als eine mit der Angst der verzweifelten Seele gesprochene Frage gedacht und empfunden, deren vorausgeahnte Bejahung ‚Nie!‘ der Fragerin Herz zerreißt. Das ist mir so in der Ordnung erschienen, daß es mir nie eingefallen wäre, diesen Punkt noch erst mit Ihnen zu erörtern. Wie ich aber neulich zufällig in Gesellschaft bei Lina diese Auffassung ausspreche, werde ich als Ketzer angeklagt und verdammt, und alle Damen dort, deren Reihen, wie ich höre, durch sämtliche Immensee-Freundinnen dieser Kreise verstärkt werden, begreifen nicht, wie es möglich sei, die Worte anders zu verstehen wie als bestimmten Befehl des resignierten, für seine eheliche Ruhe und Tugend fürchtenden pflichttreuen Weibes an den Freund nie wieder sich blicken zu lassen und in ihrem beiderseitigen Interesse Gut und Schloß Immensee sofort und für immer zu meiden!“

Ludwig Pietsch bemüht sich, bei dem Eifer seiner Antagonistinnen ernst zu bleiben, und fährt mit augenzwinkerndem Pathos fort: „Ob dies Ihre Meinung gewesen, als Sie den bebenden Schmerzenslaut der zerrissenen Saiten dieses Frauenherzens in die wunderbaren paar Worte faßten, als Sie Reinhardt sein grausames ‚Nie‘ sprechen ließen – darüber bin ich auf eine endgültige Entscheidung nicht weniger gespannt als meine Gegnerinnen, jene pflichttreuen Gattinnen quand même ‚und solche, die es werden wollen‘.“

Der Brief legt dar, wie sehr sich die Berliner Storm-Anhängerinnen innerlich mit ihrer Lieblingsnovelle beschäftigten, wie ernst sie sie nahmen, aber auch, wie treuherzig sie an den Dichter appellieren, eine Interpretationsstreitigkeit zu schlichten; etwa in dem Sinne, Storm müsse ja wissen, was Elisabeth gedacht habe, denn er habe die Novelle schließlich geschrieben. *Immensee* wurde also nicht als ein selbständiges, nach der Publikation vom Dichter unabhängiges und verschiedenen Interpretationen zugängliches Kunstwerk betrachtet, sondern die Damen riefen die zuständige Autorität des Verfassers an, wie er „es gemeint“ habe bzw. ganz empirisch-praktisch: „wie es eigentlich gewesen“ sei. Diese Episode spricht vielleicht nicht für die Toleranz der Storm-Verehrerinnen in Interpretationsfragen, doch es ist ihnen zugute zu halten, daß sie im Eifer des Wortgefechtes gern die Auffassung des Autors auf ihrer Seite haben wollten. Ludwig Pietsch macht sich etwas über den leichten Unterton moralisierender Rechtshaberei in der Interpretation seiner Gegnerinnen lustig, aber das echte Engagement der Damen für diese Novelle steht außer Frage und muß respektiert werden. Storms Antwortbrief ist leider nicht überliefert.

*Elisabeth
Menzel*

Außer dem Kuglerschen und dem Dunckerschen Salon, der übrigens auch deshalb ein geeigneter Treffpunkt der Storm-Verehrerinnen war, weil Lina Dunckers Schwager, der Hofbuchhändler Alexander Duncker, viele

Werke Storms verlegte, ist noch der Salon Elisabeth Menzels als ein Zentrum der Berliner Storm-Freunde zu nennen. Elisabeth Menzel, die Schwägerin Adolph Menzels, war persönlich mit Storm bekannt, der sich gern ihre anregenden Beurteilungen seiner erdichteten Frauengestalten anhörte. Theodor Storm stand in Briefwechsel mit ihr, schickte ihr unter anderem sein Märchen *Die Regentrude* und nahm ihr Lob und ihre Kritik sehr ernst. Viele Berliner und Potsdamer Bekannte Storms gehörten zu den Stammgästen im Salon Elisabeth Menzels.

Durch den frühen Tod Franz Kuglers im Jahre 1858 wurde dem Salon Clara Kuglers ein trauriges und abruptes Ende gesetzt. „Frau Clara“ zog nach München zu ihrer Tochter und zu ihrem Schwiegersohn, mußte aber schon 1862 den Tod Margarete Heyses erleben. In Berlin machte sich die Lücke, die dieser Salon in der bürgerlichen, künstlerisch-literarischen Geselligkeit hinterließ, stark bemerkbar.

Ohne eigentlich an den Kuglerschen Salon anzuknüpfen, bildete – was die Zusammensetzung der Stammgäste, die Interessen des Salons und die Einstellung der Salonnière anging – der Salon Elisabeth Menzels (1838–1906) in den 1860er Jahren eine Fortsetzung des Salons von Clara Kugler. Die schon 1865 verwitwete Frau des Photographen und Kunstverlegers Richard Menzel, eines jüngeren Bruders Adolph Menzels, war ein Zögling des Luisenstifts in Berlin gewesen und hatte als junges Mädchen noch Bettine von Arnim kennen und verehren gelernt. In ihrem Salon verkehrten vor allem Schriftsteller und Künstler. Das politische Spektrum dieses im wesentlichen bürgerlich-konservativen Salons reichte vom alten General Wrangel (1784–1877) bis zu Ferdinand Lassalle (1825–1864). Obgleich der Menzelsche Salon nur im Jahrzehnt nach 1860 bestand, kam ihm sowohl durch die interessanten Gäste als auch durch seinen originellen Rahmen beträchtliche Bedeutung zu.

Bei schönem Wetter war ein Dachgarten der Schauplatz von Elisabeth Menzels Salon in der Friedrichstraße 188; es handelte sich dabei um einen der ersten Dachgärten in Berlin. Auf der angeschütteten Erde waren Blumen und Buschwerk angepflanzt worden, der kleine Garten hatte sogar einen Rasen und eine Rosenlaube. Man könnte von der bürgerlich-großstädtischen Version einer romantischen Naturidylle sprechen. Dem Dachgartenkreis gehörten außer Adolph Menzel (1815–1905) zahlreiche bekannte Künstler an; zu ihnen zählten die Maler Gustav Richter, Fritz Bleibtreu, Fritz Werner und Ludwig Knaus. Einmal war sogar Arnold Böcklin (1827–1901) zu Gast, der sich allerdings heftig mit Adolph Menzel über verschiedene Kunstfragen stritt. Elisabeth Menzel kommentierte nur: „Böcklin ist der Dichter unter den Malern, und Adolf ist ganz Prosa.“ Auch der Zeich-

ner Paul Konewka, Ludwig Pietsch, der inzwischen auch schriftstellerisch tätig war, und der Bildhauer Reinhold Begas (1831–1911) waren hier häufig anzutreffen. Da Elisabeth Menzel nach dem Tode ihres Mannes dessen Kunstverlag (ehemals Schauerscher Verlag) weiterführte, zählte auch der Vertreter eines ganz neuen Berufs, der Photochemiker Professor Hermann Wilhelm Vogel (1834–1898), zu den Stammgästen. Von den Dichtern und Schriftstellern, die regelmäßig im Dachgartensalon verkehrten, sind u. a. Ernst von Wildenbruch (1845–1909) und der plattdeutsche Dichter Fritz Reuter (1810–1874) zu nennen.

Obgleich viele Künstler zu den Gästen gehörten und manche von ihnen sogar gelegentlich ihr Atelier im Dachgarten aufschlugen, sorgte die konservative Salonnier für, daß ein deutlicher Abstand zur Bohème gehalten wurde. Ferdinand Lassalle, der Elisabeth Menzel nicht nur wegen seiner politischen Ansichten, sondern auch wegen der Skandale, die es um ihn gegeben hatte, etwas suspekt war, erschien nichtsdestoweniger einige Zeit im Dachgartensalon. Elisabeth Menzel schätzte ihn als klugen und gebildeten Mann, sie besprach gern seine Heraklit-Monographie mit ihm und ihre eigenen Versuche einer Shakespeare-Übersetzung. Doch ihre unterschiedlichen Ansichten über die Etikette eines Besuchs führten schließlich, ganz abgesehen von politischen Meinungsverschiedenheiten, zum Bruch. Eines frühen Morgens kam Ferdinand Lassalle in sichtlich angeheitertem Zustand über die äußere Einfassungsmauer des Dachgartens geschwankt. Als die Hausbewohner, aufgeschreckt durch das Gebell von Elisabeth Menzels Hund, zu ihm hinaufeilten, erklärte er sehr fröhlich, einen Morgenbesuch machen zu wollen. Obgleich sich Lassalle glücklicherweise nicht den Hals brach, beendete dieser Auftritt seine Gastrolle im Menzelschen Salon, denn, wie Elisabeth Menzels Tochter später berichtete, „Elisabeth bedeutete ihm, daß er keine Gestalt für ihren königlich-preußischen Dachgarten wäre“.

Elisabeth Menzels Salon bestand bis Anfang der 1870er Jahre, dann verheiratete sie sich wieder und zog später nach Großlichterfelde bei Berlin. Allerdings bewahrte sie den Kontakt mit einigen ihrer Dachgartenfreunde, so mit Leopold von Ranke (1795–1886). Sie engagierte sich auch noch auf sozialem Gebiet, half bei der Organisation der ersten Suppenküchen und war an der Gründung des Viktoria-Lyzeums beteiligt.

Während der Kuglersche und der Menzelsche Salon eher konservativ eingestellt waren, repräsentierten die Salons von Lina Duncker und Fanny Lewald in den 1850er und 1860er Jahren eine literarische Geselligkeit mit liberalen bis demokratischen Neigungen. Die Spaltung der preußischen Liberalen angesichts der Erfolge der Politik Bismarcks lässt sich an diesen beiden Salons beobachten. Das Ehepaar Lewald-Stahr schwenkte nach

anfänglichem Zögern auf den Kurs der zu Bismarck übergegangenen Nationalliberalen ein, Dunckers dagegen blieben auch nach 1866 der Fortschrittspartei treu. Der Verleger Franz Duncker (1822-1888) war ein aktiver liberaler Politiker und gehörte zu den Gründern der „Deutschen Gewerkvereine“.

Lina Duncker (1825-1885) trat als Verlegersfrau in die Fußstapfen Sophie Sanders, sie war lebhaft wie diese, und wenn sie auch nicht wie ihre Vorgängerin zeitweise die Leitung des Verlags übernahm, so übte sie doch einen erheblichen Einfluß auf die Firmengeschäfte ihres Mannes aus. Gleichzeitig stellte sie, wie Julius Rodenberg berichtet, die „eigentliche Seele“ des gastfreundlichen Dunckerschen Hauses dar. Rodenberg, der Lina Duncker im Winter 1853/54 kennenernte, beschreibt sie als eine „feine, durchgeistigte Frau“ mit einem „stählernen Charakter“. Sie sei kaum jemals schön gewesen, „aber von einer tiefen Sympathie für alle großen und freiheitlichen Bestrebungen“ und „von einer unendlichen Attraction für die Jugend“. Lina Duncker habe zugleich über eine scharfe Urteilskraft, über menschliche Wärme und einen trockenen Humor verfügt. Der bürgerliche „Realismus“ machte sich im Dunckerschen Salon nicht nur durch die politischen und publizistischen Interessen bemerkbar, sondern auch durch einen entsprechenden Umgangston, der nicht nur „frei“ war – das war der Ton im 18. Jahrhundert auch gewesen –, sondern auch „direkt“. Die unverblümte Offenheit Lina Dunckers brach mit den häufig überstrapazierten Höflichkeitsfloskeln, die in gehobenen geselligen Kreisen damals kultiviert wurden. Die Salons, und besonders der Dunckersche Salon, hoben sich in diesem Punkt positiv vom übrigen gesellschaftlichen Leben Berlins ab. Lina Duncker ging mit ihrer Offenheit allerdings nicht so weit wie ihr später berühmt gewordener Gast Gottfried Keller, der seine Direktheit oft bis zur Grobheit steigerte. Der Schriftsteller Friedrich Spielhagen (1829-1911) sagte 1885 in seiner Trauerrede für Lina Duncker: „Nie habe ich aus ihrem Munde auch nur ein einziges unwahres Wort gehört, nie, was noch mehr sagen will, auch nur eine einzige kleinste Phrase. Wohl aber so manches Wort, das in seiner Kindernacktheit, in Anbetracht des Ortes, der Zeit, der umgebenden Personen, die von der Gesellschaftsheuchelei angekränkelt waren, wohl erschrecken mußte und erschreckte, aber niemals erschrecken sollte. Das lag ihrer Seele fern, das kann ich bezeugen, und jeder weiß, daß wenn jemand wagte, ihr auf solche gesellschaftlichen Verstöße bescheinidlich mit einem kleinen Vorwurfe zu kommen, sie mit himmlischer Naivität antwortete: ,Aber es ist doch wahr!‘“

Diesem „Realismus“, der Betonung des „Wahren“ entsprach es, daß die völlig unmusikalische Lina Duncker darauf verzichtete, ihren Salon mit

musikalischen Darbietungen oder mit „Lebenden Bildern“ und ähnlichen Attraktionen, wie sonst häufig üblich, auszustalten. Ludwig Pietsch, der sich wahrscheinlich in anderen Häusern seines Bekanntenkreises genügend schlechte und mittelmäßige Gesangsdarbietungen oder Aufführungen anderer Art anhören oder ansehen mußte, erwähnt lobend, daß er im Dunckerschen Salon von solchen erstarrten Konventionen verschont geblieben sei. Das Gespräch habe wie in den klassischen Salons den Mittelpunkt bilden dürfen. Eine erwünschte Abwechslung hätte lediglich das Vorlesen dargestellt, entweder „das gemeinsame Lesen Shakespearescher oder Goethescher Dramen mit verteilten Rollen“ oder „das Vorlesen neuer poetischer Erzeugnisse durch deren Autoren, zumal solcher Dichtungen, die im Verlag des Hausherrn erschienen waren oder demnächst erscheinen sollten“. Daß Lina Duncker hingegen nicht nur eine geschickte Reiterin und Schlittschuhläuferin war, sondern sich auch beim Scheibenschießen in ihrem Garten auszeichnete, imponierte Ludwig Pietsch, der das Unkonventionelle liebte, ganz ungemein.

Lina Duncker geb. Tendering hatte rheinische und schottische Vorfahren; ihr Großvater war der evangelische Bischof Roß in Berlin, bei dem sie aufwuchs. In den ersten Jahren ihrer Ehe bewohnte sie das sogenannte Gräflich Roßsche Palais in der Johannisstraße, das zuvor einem Onkel von ihr gehört hatte. Mit dem Einzug der Dunckers in ihr eigenes großzügiges Haus – Potsdamer Straße 20 – im Jahre 1855 setzte dann die Glanzzeit der Geselligkeit im Dunckerschen Salon ein. Zu den Gästen zählten viele bekannte Schriftsteller: Adolf Stahr, Fanny Lewald und ihre englischen „Wahlverwandten“ und Freunde George Henry Lewes und George Eliot; ferner deren Übersetzer Julius Fre[e]se, der Dichter Paul Heyse und die Schriftsteller Friedrich Spielhagen, Paul Lindau, Bogumil Goltz und als Chronisten dieses Salons auch Ludwig Pietsch und Julius Rodenberg. Zudem ist es nicht ausgeschlossen, daß Theodor Fontane, der mit Lina Dunckers treuer Freundin Mathilde von Rohr gut bekannt war, ebenfalls – zumindest für einige Zeit – im Dunckerschen Salon verkehrte. Theodor Fontane schildert Frau Duncker in seinem Nachruf für Mathilde von Rohr als eine „durch Klugheit und pikantesten Esprit ausgezeichnete Frau“.

Der bedeutendste literarische Gast im Salon Lina Dunckers war von 1853 bis 1856 Gottfried Keller (1819–1890), der sich seit 1850 in Berlin aufhielt und dort sehr unglücklich war. Damals entschloß er sich, Dichter, nicht Maler zu werden, doch er fand – trotz vieler sich ihm bietender Möglichkeiten – keinen näheren Kontakt in den Berliner Schriftstellerkreisen. Durch seine weitgehend durch ihn selbst herbeigeführte äußere Isolation sah er sich auch in seinen inneren Kämpfen alleingelassen. Weder

im Salon Varnhagens und Ludmilla Assings noch im Salon Fanny Lewalds hielt er es längere Zeit aus. Nur bei Lina Duncker verkehrte er zeitweise gern, vor allem, weil er sich in die Schwester der Salonnière, Betty Tendering (1831–1902), verliebte, die das Urbild des „Dortchen Schönfund“ in seinem Roman *Der grüne Heinrich* wurde. Es stellte sich allerdings heraus, daß die hübsche Rheinländerin die Neigung des Dichters nicht erwiderte, was dazu beitrug, dem ohnehin etwas schwierigen Gottfried Keller den Dunckerschen Salon, der ihm trotz aller Unkompliziertheit der Gastgeberin überdies zu vornehm war, zu verleiden.

Zudem geriet Keller immer wieder in Reibereien und Streitigkeiten mit den Berliner Literaten, auch im Dunckerschen Salon. Viele Jahre später erzählte Gottfried Keller einmal von seinem letzten Abend im Salon Lina Dunckers. Paul Lindau, Paul Heyse, Friedrich Spielhagen und die gesamte „kritzelnde“ Dichterjugend seien dort zum Tee versammelt gewesen. Als ihn einer der Anwesenden dadurch reizte, daß er ihm „plump“ die Frage stellte, was er denn von der zeitgenössischen Berliner Literatur halte, habe Gottfried Keller, wie er es selbst formulierte, folgendermaßen reagiert: „I bin ussi go, sah uff'm Flur alli di Zylinderhüet von selle Poeten und hob sie aufgetrieben! Dann bin i furt – uff Nimmawiedersehn!“ Gottfried Keller war es von Anfang an sehr schwer gefallen, sich in die Umgangsformen eines Salons einzuleben. Er nahm es Lina Duncker zum Beispiel persönlich übel, daß sie einen Habitué ihres Salons, Eduard Vehse, den Verfasser der *Geschichte der Höfe*, weiter in ihrem Salon empfing, obwohl ihr Gottfried Keller ausdrücklich seine Meinung über ihn gesagt hatte. Einem anderen Guest des Dunckerschen Salons, Julius Fre[e]se, gegenüber ließ er sich daraufhin in der Öffentlichkeit, nämlich in einem Bierlokal, zu Beschimpfungen der Dunckers hinreißen. Später entschuldigte er sich mit entwaffnender Offenheit in einem Brief an Lina Duncker. Keller nahm allerdings weniger seine Äußerungen zurück, als daß er sich entschuldigte, sie „in einer Bierkneipe“ getan zu haben. In Anbetracht seiner bevorstehenden Abreise aus Berlin wollte er jedoch wenigstens dort, wo er „eine Zeitlang gern hingangen“ war, „mit äußerlichem Frieden und Anstand“ Abschied nehmen. Gottfried Keller schließt mit den Worten, er wolle sich bessern, Lina Duncker solle sich aber auch bessern, und er macht ihr zum Schluß das Kompliment: „Obgleich ich weiß, daß Sie, Frau Duncker, ein Taugenichts sind, so kann ich Ihnen doch nicht ernstlich böse sein und muß Sie schließlich immer wieder gern haben ...“

Lina Duncker ihrerseits dachte genauso über Gottfried Keller. In ihrem Antwortbrief verteidigte sie sich lebhaft gegen den wichtigsten Vorwurf des Dichters, sie habe versucht, ihn aus ihrer Gesellschaft auszuschließen. Sie

hätte nur den Eindruck gehabt, Keller sei nicht mehr an Einladungen interessiert gewesen: „... bei Ihrer Art, halb unwillig und störrisch mit den Leuten zu verkehren, die Ihnen wirklich ... mit sympathischem Wohlwollen entgegengekommen sind.“ Lina Duncker betont, sie könne zwar alte Habitués nicht Keller zuliebe aus ihrem Salon verbannen, hoffe jedoch, er werde ihre Einladung für den folgenden Tag annehmen.

In der Tat wurde das gute Einvernehmen noch vor Gottfried Kellers Rückkehr nach Zürich wiederhergestellt, und es entspann sich noch ein längerer Briefwechsel zwischen beiden. Dazu gab allerdings auch das Projekt der *Galatea*-Novellen Kellers Anlaß, die in Franz Dunckers Verlag erscheinen sollten und für die Gottfried Keller bereits einen Vorschuß erhalten hatte. Immer wieder beschritt der Dichter den inoffiziellen Weg über Frau Duncker, um den Verleger davon in Kenntnis zu setzen, daß er die Novellen bislang noch nicht fertiggestellt habe. Die Arbeit wurde auch nicht vollendet. Jahrzehnte später, im Jahre 1882, schickte der inzwischen berühmte Dichter Lina Duncker sein *Singgedicht*, über das sie sich sehr freute. In schlechten Zeiten erwies sich der etwas schwierige Schweizer übrigens als guter Freund. Als der Verlag Franz Dunckers am Ende der 1870er Jahre zusammenbrach, zahlte er den Vorschuß, den er einst für das *Galatea*-Projekt erhalten hatte, mit Zinsen zurück und verschaffte Franz Duncker die Stelle eines regelmäßigen Berliner Korrespondenten bei der *Neuen Zürcher Zeitung*.

Mit der Literatur, repräsentiert durch große Namen wie Gottfried Keller, Theodor Storm und George Eliot, waren die Interessen des Dunckerschen Salons keineswegs erschöpft. Der Publizist Julius Rodenberg urteilte später folgendermaßen über die Gesprächsthemen im Salon Lina Dunckers: „Von allen Gesellschaftskreisen, deren ich mich entsinne, trug dieser am meisten die Farbe der Zeit, in der die literarischen Interessen die vorherrschenden schienen, im Grunde jedoch die politischen die stärkeren waren.“ Auch hier wird ein Element des „bürgerlichen Realismus“ deutlich. Die 1850er Jahre standen zunächst noch unter dem Eindruck der gescheiterten preußischen Unionspolitik sowie der politischen Ohnmacht Preußens zur Zeit des Vertrags von Olmütz. Gegen Ende der 1850er Jahre folgte die liberalere „Neue Ära“, der preußische Verfassungskonflikt schloß sich an, und dann kam die Bismarcksche „Realpolitik“ zum Zuge, die im Zeitalter des „Realismus“ wenigstens die nationale Frage, wenn auch nicht die liberale Frage löste.

1853 gründete Franz Duncker die Berliner *Volkszeitung*, die viele Jahre lang das maßgebliche liberale und demokratische Oppositionsblatt war. Auch die „Tendenz“ des Salons von Lina Duncker war hauptsächlich links-

liberal, doch es waren Politiker aller Schattierungen hier anzutreffen. Bereits die nähere Familie der Dunckers bot ein buntes politisches Spektrum. Wenn man die Söhne des alten Verlegers Karl Duncker (1781-1869), des Chefs von Duncker und Humblot, betrachtet, also die Brüder des linksliberalen Franz Duncker, der der Fortschrittspartei angehörte, kann man folgende Reihe aufstellen: Der Historiker Max Duncker (1811-1886), ein Berater des preußischen Kronprinzen während des Verfassungskonflikts, war ein gemäßigter Liberaler; Hermann Duncker, Bürgermeister von Berlin, war ein Konservativer bzw. nach 1866 ein Freikonservativer; ein weiterer Bruder war ein österreichischer Oberst a. D., und als letzter der Brüder ist noch der streng konservative Hofbuchhändler Alexander Duncker (1813-1897) zu nennen. Alle Mitglieder der Familie verkehrten im Salon Lina Dunckers sehr freundlich miteinander.

Ein wichtiger Gast dieses Salons war Wilhelm Adolf Lette, der spätere Gründer des „Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“, welcher noch heute besteht und seit Lettes Tod kurz „Lette-Verein“ heißt. Es ist kein Zufall, daß im Dunckerschen Salon, wo Genossenschafts-Ideen diskutiert wurden, solche Reformideen auch auf die Verbesserung der Frauenbildung und Frauen-Berufstätigkeit bezogen wurden. Zahlreiche Salonnièren (u. a. Fanny Lewald) und Mitglieder der Salonkreise unterstützten die Aktivitäten des Lette-Vereins, wie sie auch den 1867 ebenfalls von Lette angeregten „Verein der Künstlerinnen und Kunstmäzeninnen zu Berlin“ und ähnliche Selbsthilfe-Vereinigungen aktiv förderten. Ferner war der Dunckersche Salon auch ein Treffpunkt für auswärtige Verleger und Politiker; z. B. verkehrte hier der Jurist, Historiker und Politiker Hermann Hüffer (1830-1905; Professor in Bonn). In seinen Lebenserinnerungen schilderte er Lina Duncker als „kluge, geistvolle Frau“, die sogar ihrem bedeutenden Mann „an Charakterstärke und Scharfsinn“ „unzweifelhaft überlegen“ gewesen sei.

Eine gewisse Berühmtheit als „vormärzliche Gruppe“, wie Julius Rodenberg sie nannte, genossen drei Revolutionäre von 1848/49 im Salon Lina Dunckers, in dem sie regelmäßig verkehrten. Unter ihnen war der demokratische Politiker Benedikt Waldeck (1802-1870), der Präsident des preußischen Verfassungsausschusses und eine der bedeutendsten Gestalten der preußischen Nationalversammlung. Er wurde später als Opfer einer Intrige in einen Hochverratsprozeß verwickelt, verhaftet, aber schließlich freigesprochen. Der zweite war Arnold Ruge (1802-1880), der Mitbegründer der *Halleschen Jahrbücher*. Schließlich ist als dritter noch der Schriftsteller Jacob Venedey (1805-1871) zu nennen, der allerdings weniger durch seine politischen Schriften als durch seine literarische Fehde mit Heinrich Heine be-

kannt wurde. Ein späterer „Welfe“ im Salon Lina Dunckers war der gewandte Publizist Julius Fre[e]se, der schon als Übersetzer erwähnt worden ist. Er war ein fortschrittlicher Liberaler, wurde der Redakteur der *Hannoverschen Presse* und ging, als Hannover 1866 von Preußen annektiert wurde, völlig ins antipreußische Lager über. Von seiner Persönlichkeit wie von seinem politischen Schicksal her verglich ihn Julius Rodenberg mit Friedrich Gentz, jenem wichtigen und geistreichen Habitué der Berliner Salons um 1800.

Der bedeutendste der politischen Gäste des Dunckerschen Hauses war Ferdinand Lassalle, der dort in den späten 1850er Jahren (bis Anfang 1861) verkehrte. Ferdinand Lassalle war eine hochbegabte, aber exzentrische Persönlichkeit; sein abenteuerliches Auftreten im Dachgartensalon Elisabeth Menzels ist bereits beschrieben worden. Sowohl sein sozialistischer politischer Standpunkt als auch seine skandalumwitterte Vergangenheit, sein ritterliches Eintreten für Sophie Gräfin Hatzfeld in ihrem berühmten Scheidungsprozeß und seine Duelle waren allgemein bekannt. Daher wurde er zwar oft mit Abneigung, immer aber mit Neugier betrachtet. Der Dunckersche Salon machte da keine Ausnahme. Daß Lassalle überdies in nächster Nachbarschaft zu den Dunckers wohnte, verstärkte seine Rolle im Dunckerschen Hause. Seine zum Teil orientalisch eingerichtete Junggesellenwohnung wurde häufig zu „Nachsitzungen“ der Dunckerschen Salongesellschaft benutzt. Lina Duncker liebte nämlich keine Geselligkeit bis tief in die Nacht hinein, und wer nach dem Ende der Dunckerschen Abende noch nicht nach Hause gehen wollte, kam öfters noch in größerem Kreis mit zu Ferdinand Lassalle hinüber, wo es dann allerdings sehr spät werden konnte.

Zwischen Ferdinand Lassalle und Lina Duncker entstand in den späten 1850er Jahren eine Freundschaft, die den Salon Lina Dunckers noch interessanter machte, da Lassalle recht häufig dort erschien und sehr liebenswürdig und geistreich sein konnte. Zunächst versprach die Freundschaft zwischen dem Politiker und der Salonnière auch persönlich sehr erfreulich zu werden. Die beiden waren sich auf Anhieb sympathisch, und Ferdinand Lassalle wußte seine kluge und anregende Nachbarin zu schätzen. Als er 1857 einmal einer Einladung Lina Dunckers nicht nachkommen konnte, weil er krank war, schrieb er ihr bedauernd und herzlich: „Zunächst erkläre ich Ihnen, daß ich mir mein Anrecht auf alle Einladungen verwahre, die ich, wenn ich gesund geblieben wäre, während dieser vierzehn Tage bei Ihnen erhalten hätte. Diners, Soupers, Déjeuners – was es auch sei, ich will allen diesen Anforderungen nachträglich gerecht werden, nicht *eine* – führen Sie, ich bitte, gewissenhaft Buch über alle Einladungen, die ich von

Ihnen bekommen hätte – soll mir definitiv entgehen.“ Es handelt sich hier nicht um die informellen Teeabende der Dunckers, sondern um größere Einladungen zum Essen; aber auch zu den einfachen Salonempfängen kam Lassalle gern. Er fügte in seinem Brief an Lina Duncker hinzu, er bitte seine Nachbarin darum, gelegentlich einen „einsamen Kranken“ durch „einige wenige jener Zeilen, wie nur Sie so heiter, so keck, so humoristisch, so herzerquickend auf das Papier zu werfen wissen“, zu erfreuen.

Sowohl die persönliche Freundschaft zwischen Lina Duncker und Lassalle, als auch die Rolle, die Lassalle im Dunckerschen Salon spielte, brachten im Laufe der Zeit schwerwiegende Komplikationen mit sich. Denn Lassalle, so begabt er war, kultivierte auch ein sehr ausgeprägtes Selbstbewußtsein. Er war geltungssüchtig, entwickelte häufig unberechenbare Launen, mußte stets im Mittelpunkt stehen und war seinerseits anderen gegenüber höchst intolerant. Franz und Lina Duncker schätzten ihn als einen bedeutenden Mann, und Lassalle war an seinen freundlichen Tagen eine außerordentliche Bereicherung ihres Salons. Doch die Empfindlichkeit und die häufig offen zur Schau getragene Verachtung Lassalles für zahlreiche Freunde des Hauses führten zu Konflikten. Die Unverblümtheit Lina Dunckers in ihren Äußerungen, wenn sie sich Lassalle gegenüber im Recht glaubte, trug zur Verschärfung dieser Spannungen bei.

In einem Brief Franz Dunckers an Ferdinand Lassalle wird deutlich ausgesprochen, wie problematisch Lassalle für einen Salon werden konnte. Ferdinand Lassalle hatte sich verletzt gezeigt, weil sich Lina Duncker angeblich nicht genügend für ihn einzusetzen, d. h. ihn nicht ausreichend vor den anderen Gästen ihres Salons auszeichnete. Franz Duncker betonte daraufhin, seine Frau sei von ihren Verwandten und Freunden mehrfach gewarnt worden, Lassalle überhaupt zu empfangen. Seine Frau und auch er selbst hätten sich jedoch nicht um diese Äußerungen gekümmert, sie hätten weder an ihrer Freundschaft zu Lassalle noch am geselligen Verkehr mit ihm etwas geändert: „Sie mögen daraus entnehmen, wie lieb und wert Sie uns beiden, und daß wir uns an derartige Quengeleien nicht kehren, aber auch gern Wärme und Leidenschaft aufwenden, wenn in unserer Gegenwart schlecht von Ihnen gesprochen wird. Aus unserem Hause soll Sie niemand verdrängen, wenn Sie es nicht selbst tun.“ Im Verlauf der zahlreichen temperamentvollen Streitgespräche, die mündlich und brieflich stattfanden, charakterisierte Lina Duncker die Einstellung Lassalles einmal: „Sie sind tyrannisch, das könnte man erdulden, aber Mißtrauen dulde und vergebe ich nicht.“ Ferdinand Lassalles Reibereien mit anderen Gästen wirkten sich mit der Zeit doch sehr nachteilig auf die Dunckersche Geselligkeit aus. Es kam sogar zu einer tätlichen Auseinandersetzung zwischen Lassalle und

einem anderen Salongast, dem Intendanturrat Fabrice, wenngleich nicht im Dunckerschen Salon selbst. In diesem Fall war allerdings Lassalle der Angegriffene, obgleich auch von seiner Seite mehrfach provoziert worden war. Lassalle hatte mit allen Mitteln versucht, Fabrice aus dem Dunckerschen Salon zu entfernen; da seine Freundschaft mit Lina Duncker damals bereits die Form einer platonischen Liebe angenommen hatte, drohte er mit der Aufkündigung dieser Beziehung, um Lina Duncker zu veranlassen, die Bekanntschaft mit Fabrice abzubrechen: „.... ich kann nur gleichgestimmte Seelen lieben. Beeinträchtigen Sie, zerstören Sie meine theoretische Schätzung Ihres Geistes und besonders Ihres Charakters, und meine Liebe ist verflogen, unaufhaltsam und unwiederbringlich.“ Lina Duncker gab nach und sicherte Lassalle zu, Fabrice den Verkehr in ihrem Hause aufzukündigen, sobald Lassalle es wünsche. Dieser machte allerdings keinen Gebrauch von dieser Möglichkeit, und kurz darauf fand der handgreifliche Streit zwischen dem beleidigten Fabrice und Lassalle statt.

Für einen Salon wirkte sich die „Monopolisierung“ der Geselligkeit durch einen einzigen Gast sehr negativ aus. Während an der Auseinandersetzung zwischen Lassalle und Fabrice beide Seiten schuld waren, ist das Verhalten Lassalles gegenüber anderen Gästen des Dunckerschen Salons nicht zu rechtfertigen. So hatte er z. B. eine Abneigung gegen Mathilde von Rohr (die „Egeria“ Theodor Fontanes und enge Freundin Lina Dunckers) gefaßt, und äußerte nur abfällige Urteile über sie. Mathilde von Rohr ließ sich dadurch nicht beirren und bewahrte, wie Fontane berichtet, Lina Duncker ihre treue Freundschaft auch in der „Ära Lassalle“. Lassalle hingegen war zu unduldsam, um sich wirklich in einen Salon einfügen zu können. Überdies kam es sowohl im Salon Lina Dunckers als auch in dem von Fanny Lewald zu heftigen politischen Auseinandersetzungen, obwohl ihm beide als linksliberale Salons damals politisch nahestanden. Die Zeittendenz des psychologischen „Realismus“ konnte auch egozentrische Züge tragen. Sie zeigte sich bei Lassalle (wie auch bei Gottfried Keller) in einem übersteigerten Individualismus, der selbst die Grenzen der Höflichkeit nicht immer berücksichtigte.

Politische Streitigkeiten, persönliche Affronts Lassalles Lina Duncker gegenüber und die Tatsache, daß die stürmische „platonische Freundschaft“ Lina Dunckers zunehmend zum echten Liebeskummer wurde, bedingten, daß um 1860 ein Bruch absehbar wurde. Es nützte auch nichts mehr, daß sich Lina Duncker, um Verständnis werbend, an Sophie Gräfin Hatzfeldt, Lassalles engste Freundin und Vertraute, wandte, um Erklärungen für Lassalles Verhalten zu fordern. Anfang 1861 nahm Lassalle politische Meinungsverschiedenheiten zum Anlaß, um diese unerfreuliche, schwiegende

Situation zu beenden und den Verkehr im Dunckerschen Hause abzubrechen. Obgleich die Geselligkeit im Hause Lina Dunckers noch viele Jahre fortgesetzt und sehr geschätzt wurde und selbst nach dem Zusammenbruch des Dunckerschen Verlages Ende der 1870er Jahre im kleinen Kreis weiterbestand, erreichte sie nie mehr die Bedeutung, die sie in den 1850er Jahren gehabt hatte.

Ferdinand Lassalle zählte auch zu den Gästen des Lewald-Stahrschen Salons, der als letzter großer Salon des bürgerlichen Realismus der 1850er und 1860er Jahre zu betrachten ist. Der Salon Fanny Lewalds (1811-1889) war ein Salon des Übergangs, an dem sich die Entwicklung vom nachrevolutionären bürgerlichen Realismus in der Literatur und Politik zur Bejahung der „Realpolitik“ Bismarcks sehr gut ablesen lässt. Allerdings zählt der Salon Fanny Lewalds noch nicht zu den großen politischen Salons der Bismarckzeit. Vielmehr hörte gerade seit 1866, seit dem langsamem, aber konsequenten Einschwenken des Ehepaars Lewald-Stahr auf den „nationalliberalen“ Kurs, dieser Salon auf, neben einem literarischen auch ansatzweise ein politischer Salon zu sein. Das ist insofern konsequent und zeittypisch, als die „politischen Salons“ insbesondere der Bismarckzeit in der Regel „Oppositionssalons“ waren. Fanny Lewald kann mit ihrer politischen Entwicklung für große Teile des liberalen Bildungsbürgertums als repräsentativ gelten. Allerdings nahm sie mit ihrem Engagement für eine rechtliche Gleichstellung der Frau und für eine Verbesserung der beruflichen Ausbildungsmöglichkeiten von Frauen einen sehr eigenen – auch nicht mit der übrigen Frauenbewegung gleichzusetzenden – Standpunkt ein.

Fanny
Lewald

Die Schriftstellerin Fanny Lewald stammte aus der angesehenen jüdischen Kaufmannsfamilie Marcus in Königsberg, die sich seit 1812 „Lewald“ nannte und in der Folgezeit völlig assimilierte. Fanny Lewald selbst trat siebzehnjährig 1828 zum evangelischen Christentum über, entwickelte sich aber zu einer liberalen Freidenkerin. In ihrer Jugend erfuhr Fanny Lewald die Beschränkungen, die einer unverheirateten Tochter aus wohlhabenden bürgerlichen Kreisen auferlegt wurden: Sie verbrachte ihre Tage mit Handarbeiten und Klavierübungen, die sie verabscheute, und erlebte mit tiefer Enttäuschung, daß ihre Familie es ihr lange nicht verzieh, eine vorteilhafte „Vernunftheirat“ ausgeschlagen zu haben. Mit 34 Jahren setzte sie es endlich durch, nach Berlin ziehen zu dürfen und ihre schon in kleineren Aufsätzen erprobte schriftstellerische Begabung sowie ihre Selbständigkeit auszubilden. Bereits mit ihrem zweiten Roman, *Jenny*, der 1843 erschien, sicherte sich Fanny Lewald allgemeine Hochachtung und Anerkennung; auch ihre folgenden Romane wurden sehr gut aufgenommen, so daß sie schon bald finanziell auf eigenen Füßen stand. So wurde Fanny Lewald eine der ersten

„professionellen“ deutschen Schriftstellerinnen. Sie verwertete Themen wie Frauen- und Judenemanzipation oder Ehescheidung in ihren Werken (dafür von den Ultrarechten – noch 1866 – als „obsön“ verschrieen). Sie gehörte zu den vormärzlichen Literatenkreisen in Berlin und verkehrte in vielen Salons, im liberalen Salon der Clara Mundt-Mühlbach ebenso wie im monarchistischen Salon der Henriette Paalzow.

Im Jahre 1845 lernte Fanny Lewald auf einer Italienreise in Rom den Oldenburger Konrektor, Schriftsteller und Kunsthistoriker Adolf Stahr (1805–1876) kennen, mit dem sie eine ideale persönliche und schriftstellerische Verbindung einging. Da Adolf Stahr verheiratet war, sich seine Scheidung über Jahre hinzog und er Fanny Lewald nur selten sah, wurde der unkonventionelle Entschluß der beiden auf eine harte Probe gestellt. Ihre Heirat war erst 1855 nach Stahrs Ehescheidung möglich – zwei Jahre lebten sie damals schon in Berlin zusammen –, doch es folgten noch zwanzig Jahre einer überaus glücklichen Ehe. Es war keineswegs selbstverständlich, daß die gebildete bürgerliche Gesellschaft Berlins darüber hinwegsah, daß Fanny Lewald und Adolf Stahr zwei Jahre lang ohne Trauschein zusammengelebt hatten. Aber das Paar Lewald-Stahr wurde nicht nur toleriert, sondern respektiert, obwohl die lässige Haltung gegenüber Ehescheidungen, wie sie im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert auch in Berlin spürbar gewesen war, längst einer biedermeierlichen und viktorianischen Auffassung der „Schicklichkeit“ Platz gemacht hatte. Erst im Zuge des „Realismus“ wurde wieder das Recht zur Auflösung unglücklicher Ehen betont.

Der Salon Fanny Lewalds reicht bis in die frühen 1850er Jahre zurück, entwickelte sich in der Folgezeit zu einem der wichtigsten literarischen Salons in Berlin, und die berühmten „Montagabende“ bei Fanny Lewald erreichten in den späten 1850er und in den 1860er Jahren ihren Höhepunkt. Inzwischen war die Salonnierin eine stattliche Matrone geworden, die ihrer ausgeprägten „Herrschergüte“ und ihrer Lockenfrisur wegen gern „der große Kurfürst“ genannt wurde; doch beeindruckte sie vor allem durch ihren scharfen Verstand und durch ihre ruhige, entschiedene und überlegene Persönlichkeit. 1856 charakterisierte Fanny Lewald in einem Brief an ihren alten Freund, den demokratischen Parlamentarier Johann Jacoby (1805–1877), den Personenkreis ihres Salons folgendermaßen: „Die bekannten Männer und die Frauen, welche nach Adolfs Ausdruck Männer zu sein wert wären“, seien grundsätzlich „ein für allemal eingeladen“. Dagegen lud Fanny Lewald diejenigen ihrer weiblichen Gäste, „die sonst nähen oder stricken, wenn sie sich abends unterhalten“, einzeln ein.

Zu den Gästen im Winter 1855/56 zählten unter anderen der Dirigent Hans von Bülow, die Töchter Liszts: Cosima und Blandine d’Agoult, der

Publizist Theodor Mügge mit seiner Frau, Varnhagen und Ludmilla Assing. Im Laufe der dreißig Jahre, in denen Fanny Lewald einen Salon führte, verkehrten dort so unterschiedliche, aber bis heute bekannte Schriftstellerpersönlichkeiten wie George Eliot, Paul Heyse, Levin Schücking, Friedrich Spielhagen und Richard Voß; ferner die Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient, die Schauspielerin Marie Niemann-Seebach, der Maler Louis Gurlitt (ein Schwager Fanny Lewalds), Franz Liszt, der Zoologe Anton Dohrn, der Biologe Ernst Haeckel, der Schweizer Literaturhistoriker Edouard Schuré, der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke, der Jurist Otto von Gierke sowie zahlreiche Salonnieren sowohl konservativer als auch liberaler Kreise. Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar, der Bruder der Kaiserin Augusta, besuchte Fanny Lewald ebenso wie Ferdinand Lassalle.

Zu den großen Schriftstellern des Realismus, die Fanny Lewald kennengelernt, entwickelte sich allerdings kein vertrauteres Verhältnis: Zu Theodor Fontane wie zu Gottfried Keller blieben die Beziehungen aus persönlichen oder künstlerischen Gründen kühl. Gottfried Keller suchte Fanny Lewald im Winter 1850/51 auf. Er hatte ihre Bücher gelesen, glaubte zwar einen Mangel an Phantasie zu entdecken, schätzte aber Fanny Lewalds „scharfen Verstand“, ihre „Energie und männliche Erfahrungsgabe, sowie ihre Tendenz sehr hoch“. Seine allgemeine Unzufriedenheit mit der literarischen Gesellschaft in Berlin, Meinungsverschiedenheiten mit Fanny Lewald und Adolf Stahr sowie Schwierigkeiten mit einem Berliner Verleger, für die er Adolf Stahr verantwortlich machte, führten jedoch zu sehr ungnädigen und sogar bösen Bemerkungen über das Schriftstellerehepaar, das er in einem Brief an Lina Duncker im Jahre 1856 das „vierbeinige zweigeschlechtige Tintentier: Stahr-Lewald“ nannte. Einige Monate später, nachdem er die beiden wiedergesehen hatte, revidierte er sein Urteil allerdings und schrieb, die Begeisterung des „wunderlichen“ Paars für die Schweiz habe ihn vollständig versöhnt. Theodor Fontane und Fanny Lewald hatten sich bereits 1849 kennengelernt, doch politische und künstlerische Differenzen sowie weltanschauliche Fragen ließen die Beziehungen bald abkühlen; erst in den 1880er Jahren wurden sie wieder aufgenommen. Es waren vor allem ihre verschiedenen Ansichten über Religion und „Tendenzkunst“, die sich trennend auswirkten. Theodor Fontane verurteilte Fanny Lewalds Ablehnung jeder Offenbarungsreligion als Überheblichkeit und erklärte ihre Neigung, soziale und emanzipatorische Fragen in ihren Romanen zu verwerten, für unzulässig. Interessanterweise näherten sich die beiden im Alter etwas an: Fanny Lewald wurde konservativer; Theodor Fontane liberaler.

Um die Mitte der 1860er Jahre erreichte der Salon Fanny Lewalds seinen Höhepunkt. Adolf Stahr zählte in seinem Brief vom 5. Februar 1866 an seinen Sohn Alwin 36 Gäste namentlich auf, die soeben gegangen waren; unter ihnen befanden sich der schriftstellernde Abgeordnete Franz Wilhelm Ziegler (1803-1876), früher Oberbürgermeister von Brandenburg, ein alter 1848er Revolutionär, der Assessor Georg Jung (1814-1886), ebenfalls ein alter 1848er, Vater der späteren Berliner Salonnière Anna vom Rath (1839-1918), der liberale Abgeordnete Eduard Lasker (1829-1884) und die malende spätere Salonnière Babette Meyer (1835-1916). Insgesamt gesehen war es eine gemischte Geselligkeit aus Beamten, Politikern, Gelehrten und Künstlern mit starkem liberalen Element in politischer Hinsicht. Einer der langjährigen Habitués dieses Salons, der Ägyptologe Georg Ebers (1837-1898), der vor allem durch seine historischen Romane bekannt wurde, schrieb viele Jahre später über die „Montagabende“, es hätten nicht nur bekannte Persönlichkeiten, sondern auch viele junge, erst später zur Anerkennung gelangte Talente wissenschaftlicher und literarischer Art daran teilgenommen. „Aus uns *ragazzi* der Teeabende ist auch fast ohne Ausnahme etwas Ordentliches geworden.“ Georg Ebers erwähnt auch noch die etwas alkoholisierten „Nachsitzungen“ des Salons bis in die späte Nacht hinein, die unter dem Eindruck der anregenden Gespräche im Hause Lewald-Stahr begonnen wurden: „Jeder kam gehobener Stimmung in die ‚Kneipe‘ ...“, und viele Diskussionen wurden hier weitergeführt.

Charakteristisch für den Realismus und Liberalismus des Salons von Fanny Lewald ist auch die Tatsache, daß zahlreiche bedeutende Naturwissenschaftler dort verkehrten, zum Beispiel der junge Ernst Haeckel (1834-1919). Als ihn 1868 seine *Natürliche Schöpfungsgeschichte* allgemein bekannt machte, war er schon lange mit dem Ehepaar Lewald-Stahr befreundet. Auch der Naturforscher Carl Vogt (1817-1895) aus Genf, den Fanny Lewald in der Schweiz kennengelernt hatte, besuchte sie, wenn er nach Berlin kam. Im Salon Fanny Lewalds wurden in den 1860er Jahren, wie in vielen liberalen Kreisen, die neuen Theorien über die Evolution des Menschen diskutiert, die durch Charles Darwins Werk *Über die Entstehung der Arten* (1859) den wichtigsten Impuls erhalten hatten. Fanny Lewald ergriff die Partei der Naturwissenschaftler. Sie war entrüstet, als Carl Vogt, der 1867 in Aachen Vorlesungen über die Urgeschichte des Menschen hielt, nicht nur den Anfeindungen des katholischen Klerus, sondern sogar handgreiflichen Bedrohungen durch die Bevölkerung ausgesetzt war. Die Agitation der katholischen Kirche gegen die Evolutionstheorien wurde wohl auch deshalb so aggressiv, weil in den 1860er Jahren nicht nur die Lehre, sondern auch die weltliche Herrschaft des Papstes, der Kirchen-

staat, massiv bedroht waren. Halb amüsiert und halb empört berichtete Fanny Lewald, daß eine Geldsammlung, die Söldner zur Verteidigung des Papstes finanzieren sollte, unter dem Wahlspruch abgehalten wurde: „Ich bin kein Affe, sondern ich liebe den heiligen Vater!“ Fanny Lewald, die sich häufig in Italien aufhielt und Garibaldi selbst einmal auf Reisen kennengelernt hatte, unterstützte die italienische Einigungsbewegung und stand den weltlichen Machtansprüchen des Papsttums ebenso wie seiner Wissenschaftsfeindlichkeit mißtrauisch gegenüber.

In Anbetracht solcher Konfrontation liberaler, nationaler und naturwissenschaftlicher Bestrebungen mit der katholischen Kirche, die sich 1870 durch die Verkündung des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit ideologisch extrem exponierte, wird die Bitterkeit erklärlich, mit der der Kulturmampf in Preußen, Bayern und anderen deutschen Staaten geführt wurde.

Die Freidenkerin Fanny Lewald war allerdings auch nicht der Ansicht, daß man geistige Auseinandersetzungen mit Haftbefehlen gegen Bischöfe ausfechten könne; den zum Teil übertriebenen und ungerechten, aber vor allem unklugen Maßnahmen, die von den Liberalen im Kulturmampf gegen die katholische Kirche durchgesetzt wurden, stand sie skeptisch gegenüber. 1881, als der Kulturmampf seinem Ende entgegenging, plädierte auch sie in einem Schreiben an ihren langjährigen Freund Kurd von Schlözer (1822-1894), der kurz darauf seinen Posten als deutscher Gesandter beim Vatikan antrat, für den Friedensschluß mit der katholischen Kirche: „... wenn es Ihnen möglich ist, erhalten Sie der gebildeten Menschheit, was irgend noch an Papsttum und Mönchen und Aberglauben und an Schönheit in all diesen Dingen zu erhalten ist ... Die Welt verroht in ihrer selbstgefälligen Nüchternheit und Verstandesschärfe so sehr, daß man sich zurücksehnt in die Zeiten der gläubigen Tyrannenertragung.“ Zwar kommt in den Worten „Papsttum, Mönche, Aberglauben“ als Synonymen für „katholische Kirche“ die Freidenkerin zum Vorschein, aber andererseits will sie jetzt diese Religion und Institution ihrer ästhetischen und Gemütswerte wegen in einer nüchternen, rationalistischen, autistischen und verrohenden Welt erhalten wissen. Sie stand mit diesem fast neoromantischen Denken und Fühlen der katholischen Kirche gegenüber im späten 19. Jahrhundert nicht allein (man denke z. B. an Kaiser Wilhelm II.).

Bis 1866 war der Salon Fanny Lewalds neben seiner vorrangigen literarischen Ausrichtung und seinen naturwissenschaftlichen und künstlerischen Interessen auch ein stark politisch engagierter Salon. Viele 1848er Revolutionäre, von denen einige bereits genannt worden sind, verkehrten hier. So außer dem alten Königsberger Freund Fanny Lewalds, Johann Jacoby, auch der demokratische Schriftsteller und Politiker Julius Fröbel, der ehemalige

Präsident des Verfassungsausschusses der preußischen Nationalversammlung, Benedikt Waldeck, und der liberale General Ernst von Pfuel (1848 vorübergehend preußischer Ministerpräsident). Ferner zählten zu den Gästen der Besitzer der liberalen Berliner *Nationalzeitung*, Dr. Bernhard Wolff, ebenso sein Redakteur Friedrich Zabel sowie Ferdinand Lassalle und der Nationalökonom Gustav von Schönberg. Fanny Lewald versuchte stets, engere Kontakte zwischen den mit ihr befreundeten Politikern herzustellen. So schrieb sie im Juni 1859 an Ferdinand Lassalle, sie habe seine Broschüre *Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens. Eine Stimme aus der Demokratie* an Johann Jacoby geschickt. Damit nicht genug, sie habe die Schrift auch dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar empfohlen, was ihr Mann allerdings als eine „Fannysche Naivität“ bezeichnet habe. Als gute Salonnierin bemühte sich Fanny Lewald nicht nur in ihrem Salon, sondern auch in ihrer ausgedehnten Korrespondenz, bei Vertretern unterschiedlicher politischer Richtungen Interesse und Verständnis für andere Standpunkte zu wecken.

Manchmal schienen Fanny Lewalds Vermittlungsversuche, ihre Bemühungen, Freunde verschiedener politischer Couleur einander näherzubringen, Erfolg zu versprechen. So im Falle Johann Jacobys und des alten Fürsten Hermann von Pückler-Muskau, dem liberales Denken nicht ganz fremd war.

Fürst Pückler hielt sich 1863/64 häufig zu Sitzungen des Herrenhauses in Berlin auf, besuchte den Salon Fanny Lewalds und hörte dort manchmal von dem Demokraten Jacoby erzählen. Schließlich begann Fürst Pückler, sich lebhaft für ihn zu interessieren und erkundigte sich, ob es wohl möglich wäre, ihn kennenzulernen; ob Jacoby wohl auch bereit wäre, mit ihm, dem politisch Andersdenkenden, zu sprechen, oder ob er sich abweisend verhalten würde. Fanny Lewald verneinte das sehr bestimmt, „und es wurde also verabredet“, so berichtet sie, „daß der Fürst an einem bestimmten Montag Abend, an dem unsere Freunde und Bekannten zu uns zu kommen gewohnt waren, sich bei uns einfinden und daß ich Jacoby auffordern solle, den Abend nicht zu fehlen“. An dem verabredeten Abend erschien Jacoby und freute sich schon auf die Begegnung mit dem berühmten Gartenkünstler und Schriftsteller. Man wartete jedoch vergeblich auf den Fürsten. Erst am nächsten Morgen suchte dieser die etwas verärgerte Gastgeberin auf, um sich zu entschuldigen. Er sei bereits auf dem Wege gewesen, habe sich dann aber „aus Feigheit und Mißtrauen“ entschlossen, lieber in die Oper zu gehen. Auf Fanny Lewalds Frage erklärte Pückler, er sei keineswegs mißtrauisch gegen Jacoby, nur gegen sich selbst gewesen; er setzte ihr ausführlich auseinander, daß er plötzlich von der Furcht ergriffen worden sei, sich

zu sehr von dem Demokraten beeindrucken zu lassen. Er sei inzwischen zu alt und bequem für Kontroversen geworden und habe die Vorahnung gehabt, Jacoby sympathisch zu finden. Fürst Pückler schloß: „Es wäre doch undankbar gegen den König, der mir eben eine Gnade erwiesen hat, wenn ich ihm gelegentlich erzählte, daß ich den Dr. Jacoby sehr bewunderte – und, wie gesagt, davor bin ich mit mir nicht sicher.“

Die geschickte, entwaffnende Offenheit des Fürsten sicherte ihm die Toleranz aller Beteiligten. Ob die von ihm gegebene Darstellung allerdings ganz aufrichtig war, läßt sich nicht sicher sagen. Seine Exzentrizität war bekannt, vielleicht hatte er den Termin nur vergessen und sich eine für Jacoby schmeichelhafte Entschuldigung ausgedacht. Aber eventuell kann man in dem Verhalten des Fürsten Pückler tatsächlich ein Symptom der Verunsicherung, der Defensive sehen: Der alte Aristokrat weicht vor dem Demokraten aus. Zudem war die innenpolitische Lage damals noch immer durch den Verfassungskonflikt gespannt; Fürst Pückler fürchtete vielleicht, Jacoby könnte die besseren Argumente haben.

Fanny Lewald konnte zwar Johann Jacoby nicht die Bekanntschaft des illustren Fürsten vermitteln, setzte sich aber noch öfter für den Politiker ein. Sie regte an, er solle seine gesammelten Reden und Schriften veröffentlichen, und bemühte sich auch um einen Verleger für ihn. Allerdings bedingten verschiedene Probleme und Verzögerungen, daß die Sammlung dann erst 1872 erschien. Johann Jacoby stand in regem Briefwechsel mit Fanny Lewald und hielt sich, sooft er in Berlin war, gern in ihrem Salon auf. Im März 1867 schrieb er an sie: „.... Dabei gedenke ich oft in meiner Einsamkeit [in Königsberg] der fernen Freunde mit Liebe und sehne mich oft von ganzem Herzen nach dem traulich-behaglichen Stübchen in der Matthäikirchstraße und nach der Teetischrunde des Montags.“

Anfangs waren Fanny Lewald und Adolf Stahr scharfe Bismarckgegner gewesen; dann aber schwenkten sie ins nationalliberale Lager über, als Bismarck nach dem Sieg über Österreich 1866 mit der Gründung des Norddeutschen Bundes den ersten großen Schritt zur deutschen Einigung tat. Über die „Einheit“ – dieses Ziel war ihnen zunächst am wichtigsten – hofften sie wie viele Liberale, längerfristig auch zur „Freiheit“ zu kommen. Johann Jacoby hingegen blieb seiner radikal freisinnigen Grundeinstellung treu. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und dem Ehepaar Lewald-Stahr nahmen zu. Sie erreichten im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 ihren Höhepunkt, als Jacoby nicht nur den Krieg, sondern auch die der Monarchie förderlichen Ergebnissadressen und die Annexion Elsaß-Lothringens ablehnte. In einem Brief an Johann Jacoby, der damals wegen seiner öffentlich proklamierten demokratischen und zugleich kriegs-

feindlichen Haltung im Gefängnis saß, verteidigte Fanny Lewald im Oktober/November 1870 bereit die Erfordernisse der politischen Lage und den Vorrang der Chance, zur deutschen Einigung zu kommen. Mit seinem Widerstand belaste Jacoby nur zusätzlich das angegriffene, sich in einer Extremsituation befindende Deutschland. Sie stellte sich also eindeutig auf den Standpunkt der Bismarckschen Politik, räumte aber gleichzeitig ein, daß Jacobys derzeitige Verhaftung unrechtmäßig und ungesetzlich sei: Sie gab ihre liberale Grundhaltung nicht auf.

Trotz aller Meinungsverschiedenheiten bemühten sich beide Seiten mit Erfolg um den Fortbestand ihrer alten Freundschaft, und nachdem die spannungsgeladene Zeit des Deutsch-Französischen Krieges vorüber war, bewegte sich ihr Verhältnis wieder annähernd in gewohnten Bahnen, obgleich Jacoby sich 1872 sogar den Sozialdemokraten anschloß. Zwar wurden die politischen Differenzen als schmerzlich empfunden, doch gerade deshalb bemühte man sich, den anderen zu verstehen und die Meinungsverschiedenheiten zu überbrücken: „Daß man mit seinen Einsichten und Ansichten nicht im gleichen Kreise mit denen bleiben kann, die uns die Liebsten und in vieler Hinsicht die Bewährtesten sind, das ist oft nicht zu hindern und hängt nicht von unserem Willen ab“, schrieb sie an Jacoby. Es sei aber ein „doppeltes Glück“, wenn eine Freundschaft einen Kern habe, der nicht angetastet werden könne. „Ich denke“, schließt Fanny Lewald, „dies, mein alter Jacoby! soll uns dreien erhalten bleiben über alle Zeitereignisse hinaus, solange wir uns innerhalb des Raums bewegen, den wir Zeit nennen – und damit besitzen wir sehr viel ...“ Eine Toleranz, wie sie hier von allen Beteiligten an den Tag gelegt wurde, war keineswegs selbstverständlich und selbst für die Salonkreise vorbildlich.

Die verschiedenen Stadien der deutschen Einheitsbewegung von der 1848er Revolution bis zum zweiten deutschen Kaiserreich sowie die Haltung vieler deutscher Liberaler, so auch Fanny Lewalds, spiegeln sich in einem bemerkenswerten Schicksal aus ihrem näheren Freundeskreis, nämlich dem des Juristen Eduard Simson wider. Es handelte sich bei der Lebensgeschichte dieses Spielgefährten und Schulkameraden Fanny Lewalds aus Königsberg fast um eine Personifikation der Entwicklung des deutschen Einigungsgedankens. Als Präsident der Frankfurter Nationalversammlung hatte Eduard Simson (1810-1899) im Frühjahr 1849 die Delegation angeführt, die nach Berlin reiste, um König Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anzubieten. Der König konnte und wollte eine Krone revolutionären Ursprungs, eine Krone, die das Volk, nicht die Fürsten anboten, nicht annehmen und lehnte ab. Erst zwei Jahrzehnte später trat Eduard Simson erneut ins politische Rampenlicht, nun als Präsident

des Norddeutschen Reichstags. Am 18. Dezember 1870 überreichte er König Wilhelm I. in Versailles kraft seines Amtes eine Adresse des Reichstags des Norddeutschen Bundes, in der dem preußischen König die Kaiserwürde angetragen wurde. Als dann am 18. Januar 1871 die Kaiserproklamation Wilhelms I. in Versailles stattgefunden hatte und das zweite deutsche Kaiserreich, nun als Fürstenbund, gegründet worden war, stand Eduard Simson als Präsident dem ersten deutschen Reichstag im Kaiserreich vor. Nachdem Simson sich bereits vom politischen Leben zurückgezogen hatte, wurde er schließlich 1879 noch zum Präsidenten des neuen Reichsgerichts in Leipzig ernannt und führte so wiederum den Vorsitz in einer „einigenden“ Institution, selbst wenn es dabei nicht primär um Politik, sondern um den ebenfalls grundlegenden, für das Rechtsstaatsdenken des Liberalismus hochbedeutsamen Sektor der Justiz ging. Als verdienter Liberaler wurde Simson 1888 von Kaiser Friedrich III. mit dem Schwarzen Adlerorden ausgezeichnet und damit automatisch geadelt. Wenn er nach Berlin kam, war Eduard von Simson bis zum Tode Fanny Lewalds (1889) ein gerngesehener Guest in ihrem Salon.

An den hier skizzierten Zusammenhängen, die zum Vorgriff auf die Reichsgründungszeit geführt haben, ist sehr wichtig, daß sie eine Brücke von der Revolution von 1848/49 zum zweiten deutschen Kaiserreich schlagen. Der bürgerliche Realismus der 1850er Jahre, selbst der linksliberale Salon Fanny Lewalds mündete 1866/71 in die Anerkennung der Bismarckschen „Realpolitik“ ein. Nicht nur Fanny Lewald, die meisten der Berliner Salonnieren begrüßten die Reichsgründung. Auch die ehemals den jungdeutschen Kreisen nahestehende Schriftstellerin Luise Mühlbach (Clara Mundt) machte da keine Ausnahme. Sie verehrte Kaiser Wilhelm I. außerordentlich und schickte sich noch kurz vor ihrem Tode (1873) an, die Ereignisse von 1870/71 in einem Roman zu verarbeiten. Große Teile des Bildungsbürgertums und mit ihnen die meisten literarischen Salons bejahten die Politik Bismarcks, was zur Folge hatte, daß in diesen Salons die politische Diskussion, soweit es sie in den Krisenjahren gegeben hatte, erneut in den Hintergrund rückte.

Andererseits entstanden in den 1860er Jahren als „Nebenprodukt“ der Politik Bismarcks von neuem „echte“ politische Salons in dem Sinne, daß es sich um ständige politische Salons handelte, die nicht nur nach ihren Gesprächsthemen – wie das bei den früheren literarischen Salons mit politischem Einschlag der Fall gewesen war –, sondern auch nach ihrer soziologischen Zusammensetzung „politische“ Salons waren. Hier verkehrten nicht vorrangig Künstler und Literaten, sondern Parlamentarier, Diplomaten, die hohe Ministerialbürokratie usf., die hier einen Meinungsaustausch

pflegten. Die Salonnières dieser politischen Salons gehörten oft selbst den Diplomaten- und Beamtenkreisen an oder verfügten in der Hofgesellschaft über eine einflußreiche Stellung. Diese Salons waren der aktiven Politik wesentlich näher als die literarischen Salons (in denen freilich gelegentlich auch Politiker verkehrten und auch über Politik gesprochen wurde), was indes nicht unbedingt bedeutete, daß in diesen politischen Salons nicht umgekehrt auch über Literatur oder Musik diskutiert wurde. Der Schwerpunkt lag aber nicht auf literarisch-künstlerischem Gebiet, sondern – neben der üblichen allgemeinen Konversation – auf den politischen Tagesinteressen und -ereignissen.

Es will scheinen, als habe Berlin erst in den 1860er Jahren politisch auf die Dauer einen Interessantheitsgrad erreicht, den es literarisch und künstlerisch schon seit über einem halben Jahrhundert hatte. Die Politik mußte innen- und außenpolitisch einen hohen Grad an Intensität und Extensität erreichen und vor allem ein breites öffentliches Interesse finden, ehe sich die Salongesellschaft mit ihrer Eigenart, die eben nicht gleichzusetzen ist mit einem konspirativen Club oder einem diplomatischen Empfang, zum politischen Salon im engeren Sinn kristallisieren konnte. Die literarische wie die politische Salongesellschaft setzten ein reges öffentliches Interesse, eine breite öffentliche Teilnahme an Fragen der Literatur bzw. Politik voraus. In gewissem Sinn ist der Salon eine lockere Organisationsform dieser öffentlichen Meinung, wie es auf andere Weise die Presse oder das Theater sind. Der Salon setzt das öffentliche Interesse und die öffentliche Meinung einerseits voraus, sammelt sie auf, formt sie aus, verändert sie und übt so seinerseits Wirkung auf sie aus. Es scheint nicht zufällig zu sein, daß sowohl der politische Salon der Bismarckzeit und danach als auch schon die Vorformen (d. h. die politische Themen aufgreifenden literarischen Salons in der napoleonischen Zeit und von 1848 bis 1850) das nationale Interesse, die nationale Frage, die nationale Politik als Rahmen hatten. Wie in der Literatur war auch in der Politik der nationale Bezug konstitutiv für die Institution des Salons, hier des politischen, dort des literarischen Salons. Der nationale Bezug verlieh beiden Typen des Salons über die bloße selbstzweckhafte Unterhaltung und Geselligkeit hinaus eine überindividuelle, dem Allgemeinen zugeordnete Funktion und Legitimation. Die Salongesellschaft förderte – gebend und nehmend – die Nationalliteratur und die nationale Politik (nach innen und außen). Mehr noch, sie verwirklichte an sich und für sich Kulturnation und Staatsnation. Die Salons waren zu ihrem Teil konkret und sichtbar gewordenes national-kulturelles und -politisches Leben. Ein bloß kosmopolitischer Hintergrund allein hätte weder in den Anfängen noch später ausgereicht, die Salongesellschaft zu dem zu machen, was sie

war. Um kulturgeschichtlich und politisch bedeutsam zu werden, brauchten die Salons die Kulturnation bzw. die Staatsnation als Bezugsrahmen und heimlichen Auftrag. Ähnliches gilt selbst für die vorwiegend der bildenden Kunst und Musik zugewandten Salons. Was Nationalliteratur und Nationaltheater für den literarischen Salon, war das Nationalparlament für den politischen Salon.

Die Gesellschaft Berlins veränderte sich, seit Berlin Reichshauptstadt und Metropole eines großen europäischen Staates geworden war. Politiker aus allen Teilen Deutschlands trafen im Berliner Reichstag sowie im Bundesrat zusammen. Diese Politiker besuchten auch die politischen Salons. Die dominierende Gestalt dieser Jahre war Bismarck, und an Bismarck schieden sich auch die Geister der politischen Salons. Meist wurde definitiv für oder gegen ihn Stellung genommen. Mit der Berufung Bismarcks zum preußischen Ministerpräsidenten im Jahre 1862 setzte (ungefähr) gleichzeitig die zweite große Zäsur in der Berliner Salongeschichte ein, die in mancher Hinsicht noch schärfer ausgeprägt war als die erste Zäsur um 1830.

Diese Zäsur scheidet nicht nur die dritte Salonnièregeneration von der vorausgehenden zweiten, sondern trennt auch die erste Hälfte des Zeitalters des Berliner Salons von der zweiten. War die erste Hälfte gefüllt mit der Gründung und dem Ausbau dieser gesellschaftlichen Institution in einem zwar geistig regen, aber noch mittelstädtischen Berlin, so stand die zweite Hälfte des Salonzitalters vor ganz neuen Problemen. Die Salons der Spätzeit hatten nicht nur das Glück, in eine nun schon zwei Generationen währende Tradition einzutreten, sondern auch die Last, mit den Schatten einer großen Vergangenheit fertig zu werden. Aber es war nicht allein das Problem, sich im Rahmen einer bedeutenden Tradition zu bewähren und eigenes Profil zu gewinnen. Die Salonnières hatten sich mit dem neuen Milieu einer Großstadt, einer Reichshauptstadt und werdenden Weltstadt auseinanderzusetzen. Ohne Zweifel war das zweite Problem bedrohlicher als das erste. Ja, die Auseinandersetzung mit dem zweiten ließ die Risiken des ersten zurücktreten, insofern das bewußte Eintreten in die Tradition der früheren Salons zur Hilfe wurde, bildungsbürgerliche Persönlichkeitskultur in einer veränderten urbanen Umgebung gesellschaftlich zu verwirklichen. Die Salonnières der Spätzeit konnten es sich als Verdienst anrechnen, die alte Salonkultur auf neue Verhältnisse übertragen zu haben. Damit ist von selbst gegeben, daß die Salonkultur im Unterschied zu ihrer emanzipatorischen, „jugendbewegten“, ja revolutionären Frühphase nun zu einem konservativen, traditionellen Werten verpflichteten, in gewissem Sinne defensiven Gesellschaftsphänomen wurde. Hatten die Berliner Salons bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts im allgemeinen eine Tendenz zum unluxuriösen

und unprätentiösen Stil und zu bürgerlicher Schlichtheit und Gleichheit, so verlagerte sich der Akzent in der Mehrzahl der Salons seit der Jahrhundertmitte zunächst in Richtung großbürgerlicher, aristokratischer, ja neofeudaler Repräsentation. Doch abgesehen von solchen Veränderungen blieb ein vor allem den Berliner Salon von Anfang an kennzeichnendes Motiv auch in der zweiten Hälfte des Berliner Salonzeitalters erhalten: Der Antrieb, einen Salon zu eröffnen, bewegte vor allem Außenseiterinnen der Gesellschaft (wie immer dieses Außenseiterdasein begründet gewesen sein mag). Neben den jüdischen Frauen der Frühzeit waren es in der Früh- und Spätzeit insbesondere Frauen, die nicht von Haus aus Berlinerinnen waren, sondern aus der Provinz, dem übrigen Deutschland oder dem Ausland zugezogen waren. Der Salon war ein aktives Mittel gesellschaftlicher Integration. Den Gästen bot er nicht zuletzt den Reiz des Neuen und Fernen und Ungewöhnlichen.

VIERTES KAPITEL

Die Berliner Salons der Bismarckzeit

Bismarck und die Entwicklung von Salons mit ständigem politischem Schwerpunkt

In den politischen Salons der Bismarckzeit, die freilich auch nur indirekten politischen Einfluß ausübten, spiegelten sich die politischen Konstellationen, Entwicklungen und Auseinandersetzungen jener Zeit wider. Die Epochengrenze der Berliner Salons um 1860 machte sich sowohl durch einen Generationswechsel als auch durch kulturelle und politische Veränderungen bemerkbar, von denen die politischen und dynastischen Ereignisse besonders auffällig sind. Im Jahre 1857 erlitt König Friedrich Wilhelm IV. einen Schlaganfall, von dem er sich nicht wieder erholte; der Thronfolger, Prinz Wilhelm, übernahm die Stellvertretung seines Bruders und wurde im Oktober 1858 zum Regenten ernannt. Im gleichen Jahr heiratete der Sohn des Prinzen von Preußen, der spätere Kaiser Friedrich, die älteste Tochter der Königin Victoria, eine Verbindung, auf die in liberalen Kreisen große Hoffnungen gesetzt wurden. Die Prinzessin von Preußen, Augusta (1811–1890), eine gebürtige Prinzessin von Sachsen-Weimar, war mit der Queen befreundet und hegte liberale Sympathien. Als daher der Prinzregent bereits im November 1858 das unbeliebte konservative Ministerium Manteuffel, das seit 1850 im Amt gewesen war, entließ, wurde dies dem Einfluß der Prinzessin Augusta zugeschrieben. Zu dem neuen Ministerium unter dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen zählten liberale Mitglieder wie Rudolf von Auerswald und Alexander Freiherr von Schleinitz, ein enger Vertrauter der Prinzessin Augusta. In der Tat enthielt die Regierungserklärung des Prinzen von Preußen vom 8. November einige Reformpläne, doch handelte es sich dabei hauptsächlich um die Heeresreform.

Angesichts des italienisch-österreichischen Krieges wurde dem Regenten die Heeresreform, die von Albrecht von Roon ausgearbeitet wurde, immer wichtiger. Über der Heeresreform kam es schließlich zum preußischen Verfassungskonflikt. Die seit 1858 bestehende liberale Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses lehnte die Vorlage der Heeresreform ab, weil sie mit den hohen Kosten, der verlängerten Dienstzeit und der Verstärkung

der Linientruppen auf Kosten der Landwehr nicht einverstanden war. Die Auseinandersetzung spitzte sich zu, als der Auflösung des Abgeordnetenhauses im Frühjahr 1862 ein neuer Wahlsieg der Liberalen folgte.

Nach dem Tod Friedrich Wilhelms IV. am 2. Januar 1861 bestieg der Prinzregent (1797-1888) als König Wilhelm I. den Thron. Da nach der preußischen Verfassung von 1850 keine Erbhuldigung mehr möglich war, beschloß der neue König, sich zur Betonung des monarchischen Prinzips in Königsberg feierlich zu krönen. Die liberale Königin Augusta und der Kronprinz waren damit nicht einverstanden; dennoch fand die Zeremonie am 18. Oktober 1861 statt. Das Treuegelöbnis in der Krönungsliturgie stellte einen verkappten Ersatz für die Erbhuldigung dar. Die Liberalen spotteten über diese „Königsberger Gottesgnade“ (Johann Jakob Bachofen), die auf den Gehorsam der Untertanen gegenüber dem Monarchen zielte und eine Spurze gegen das unbotmäßige Abgeordnetenhaus darstellte. Ein Jahr später, im Herbst 1862, hatte sich der Konflikt so verschärft, daß König Wilhelm kurz vor der Abdankung stand. Sie wurde wahrscheinlich nur dadurch verhindert, daß sich Otto von Bismarck (1815-1898) bereit erklärte, als neuer Ministerpräsident die preußische Politik im Sinne des Königs zu führen und die Heeresreform durchzusetzen.

Mit der Berufung Bismarcks zum Ministerpräsidenten wurden viele politische Weichen für die Zukunft Preußens gestellt. Bereits in den ersten Jahren seines Amtes entschieden sich auch viele Freundschaften, Bündnisse und Feindschaften der kommenden Jahrzehnte. Während nach dem Deutsch-Dänischen Krieg und vollends nach dem Sieg über Österreich im Jahre 1866 bei einem Teil der liberalen Partei und in der breiten Öffentlichkeit ein Meinungsumschwung zugunsten Bismarcks stattfand, blieben die politischen Standpunkte innerhalb der Hofgesellschaft weitgehend stabil.

Das traf auch auf die Einstellung zu Bismarck in den Berliner Salons zu. Die Unterscheidung zwischen literarischen oder künstlerischen Salons, in denen auch politische Gespräche geführt wurden und die zeitweise sogar politische Schwerpunkte entwickelten, und den neuen, in den 1860er und 1870er Jahren entstehenden Salons mit ständigem politischem Schwerpunkt ist bereits am Ende des letzten Kapitels angesprochen worden. In der ersten Gruppe waren eine ganze Reihe bismarckfreundlicher Salons anzutreffen (Hedwig von Olfers, Maxe Gräfin Oriola geb. von Arnim, nach 1867 Fanny Lewald), die sich mit eher bismarckfeindlichen, linksliberalen Salons (Babette Meyer, Anna vom Rath) etwa die Waage hielten. Von den 26 Salons, die im Berlin der Bismarckzeit (1862-1890) existierten – weitere acht salonartige Zirkel können in diesem Zusammenhang ausgeklammert werden –, waren nur zwei Salons weitgehend „rein“ politische Salons, sowohl was

die Zusammensetzung ihrer Gäste als auch was die Gesprächsthemen anging: die Salons der Fürstin Marie Radziwill (bismarckfeindlich) und der Hildegard Freifrau von Spitzemberg (bismarckfreundlich). Eine besondere Stellung nahm in diesem Zusammenhang der Salon der Freifrau und späteren Gräfin von Schleinitz ein. Er war insofern ein eminent politischer Salon (vergleichbar den beiden letztgenannten), als er stets ein Zentrum der Opposition gegen Bismarck in Berlin war, obwohl die Salonnierin selbst sich so gut wie gar nicht für Politik interessierte und sich ausschließlich der literarischen, künstlerischen und musikalischen Seite ihres Salons widmete. Auch kam nur ein Teil der Gäste aus dem diplomatischen und politischen Leben; die anderen gehörten der Hofgesellschaft, intellektuellen, literarischen, musikalischen und künstlerischen Kreisen an.

Die beiden ersten und einflußreichsten politischen Salons der Hofgesellschaft (Radziwill und Schleinitz) waren bismarckfeindlich eingestellt, und bezeichnenderweise standen die Gastgeberinnen der Königin bzw. Kaiserin Augusta nahe, die eine jahrzehntelange politische Fehde mit Bismarck führte.

In seinen *Gedanken und Erinnerungen* geht Bismarck scharf mit der Königin-Kaiserin Augusta ins Gericht. Er schreibt, die politische Haltung Augustas sei, mit Ausnahme der Zeit des Kabinetts der „Neuen Ära“ – das sie bis zum Rücktritt des Außenministers Schleinitz als „*ihr* Ministerium“ angesehen habe – grundsätzlich von einem „Bedürfnis des Widerspruchs“ gegen die Regierungspolitik geprägt gewesen. „War die Regierungspolitik conservativ, so wurden die liberalen Personen und Bestrebungen in den häuslichen Kreisen der hohen Frau ausgezeichnet und gefördert; befand sich die Regierung des Kaisers in ihrer Arbeit zur Befestigung des neuen Reiches auf liberalen Wegen, so neigte die Gunst mehr nach der Seite der conservativen und namentlich der katholischen Elemente, deren Unterstützung, da sie unter einer evangelischen Dynastie sich häufig und bis zu gewissen Grenzen regelmäßig in der Opposition befanden, überhaupt der Kaiserin nahe lag.“ Bismarck spielt hier auf den preußischen Verfassungskonflikt und auf den Kulturkampf der 1870er Jahre an. Die Salons der liberalen Frau von Schleinitz und der katholischen Fürstin Radziwill werden von Bismarck zwar nicht ausdrücklich genannt, sie sind aber bei den „häuslichen Kreisen“, an die Bismarck denkt, wohl mitgemeint. Übrigens tut Bismarck der Kaiserin Augusta bis zu einem gewissen Grade Unrecht, wenn er ihre Haltung allein ihrem Widerspruchsgeist zuschreibt. Sie war, soweit das für eine Fürstin möglich war, in politischen Dingen liberal eingestellt und grundsätzlich in religiösen Dingen tolerant, so daß sie als überzeugte Protestantin durchaus für ihre katholischen Untertanen eintreten konnte.

Ihre Freundschaft mit dem gemäßigt liberalen Freiherrn von Schleinitz und mit der katholischen Fürstin Marie Radziwill hatte andere als oppositionelle Grundlagen. Besonders eng war ihr Vertrauensverhältnis zu dem Diplomaten und liberalen Politiker Alexander Freiherrn von Schleinitz (1807–1885). Als junge, zeitweise unter ihrer nicht immer glücklichen Ehe leidende Prinzessin hatte Augusta jahrelang eine schwärmerische Freundschaft mit Alexander von Schleinitz unterhalten, was vom Prinzen Wilhelm, der selbst niemals die Prinzessin Elisa Radziwill vergaß, akzeptiert wurde. Auch zwischen dem Prinzen und Schleinitz entwickelte sich im Laufe der Zeit eine Freundschaft. Als im März 1848 die Revolution in Berlin ausbrach, hielt Alexander von Schleinitz loyal und hilfsbereit zum Prinzen und zur Prinzessin von Preußen; der spätere König Wilhelm vergaß ihm nie die damals in kritischer Stunde geleistete Unterstützung.

Alexander von Schleinitz war ein begabter Diplomat und Organisator; zum Politiker war er weniger befähigt. 1848/50 war er zweimal für kurze Zeit Außenminister, lebte dann in den 1850er Jahren als Berater des Prinzen und der Prinzessin von Preußen in Koblenz und wurde während der liberalen „Neuen Ära“ erneut zum Minister des Auswärtigen ernannt. Von den bewegten außenpolitischen Entwicklungen und den innenpolitischen Problemen in Preußen überfordert, trat er im Oktober 1861 von seinem Posten zurück und übernahm nun bis zu seinem Tod das Ministerium des Königlichen Hauses. 1879 erhob ihn Kaiser Wilhelm gegen den erbitterten Widerstand Bismarcks in den Grafenstand.

Mit Bismarck befand sich Schleinitz stets in sehr gespannten Beziehungen; dieser schrieb in seinen *Gedanken und Erinnerungen* knapp und prägnant: „Herr von Schleinitz hatte, seit ich Minister des Aeußern und er selbst Minister des königlichen Hauses geworden, das Amt einer Art Gegenministeriums der Königin, um Ihrer Majestät Material zur Kritik und zur Beeinflussung des Königs zu liefern.“ Der Vorwurf Bismarcks gegen Schleinitz, dieser habe für die Königin ein unzulässiges „Schattenkabinett“ gebildet und seine alten diplomatischen Informationsquellen dafür weiter ausgenutzt, steigerte sich fast bis zur Anklage des Hochverrats. Beim Ausbruch des Krieges mit Österreich 1866 habe sich Schleinitz äußerst illoyal verhalten: „Während an der böhmischen Grenze schon gefochten wurde, fanden in Berlin unter dem Patronate Ihrer Majestät durch das Organ von Schleinitz noch Beziehungen und Unterhandlungen bedenklichster Art statt.“

Seit 1866 und vor allem seit 1871 war Bismarcks Position als preußischer Ministerpräsident und Kanzler des neuen Reiches unanfechtbar. Er ließ daher auch die Berliner Beamten, Parlamentarier und Diplomaten gern seine Macht fühlen, wenn sie sein Mißfallen erregt hatten. Doch gerade

weil Schleinitz nicht mehr im aktiven politischen Dienst stand, konnte ihn Bismarck nicht einschüchtern oder seiner Karriere schaden. Das Kaiserreich war zwar mit der Betonung des Reichskanzleramtes deutlich auf Bismarcks Person zugeschnitten, bei Hofe indes und in der inoffiziellen Politik konnte der Hausminister tatsächlich so etwas wie der „zweite Mann“ nach dem Reichskanzler sein. Außer den engeren Kreisen um die Kaiserin und das Kronprinzenpaar war das Hausministerium einer der wichtigsten Orte, an dem sich eine Bismarckopposition hochgestellter Persönlichkeiten zusammenfinden konnte. Immerhin wird so verständlich, daß Bismarck dem Salon Schleinitz nicht wohlgesonnen war. Das Ehepaar Schleinitz und viele Gäste ihres Salons waren – das ist an Bismarcks Ausführungen richtig – nicht nur liberal, sondern auch relativ pro-österreichisch eingestellt. Die gesellschaftliche Rolle des Salons Schleinitz in Berlin, die Anwesenheit vieler Bismarckgegner dort und nicht zuletzt die Tatsache, daß sich aufgrund gemeinsamer kultureller Interessen auch ein enger Kontakt des Ehepaars Schleinitz mit dem Kronprinzen und der Kronprinzessin ergab, machten Bismarck grundsätzlich mißtrauisch.

Zur politischen Rivalität kam durch die Heirat Alexander von Schleinitz' mit der hübschen, gebildeten und außerordentlich musikalischen Marie von Buch noch die gesellschaftliche Rivalität hinzu. Die etwas hausbackene Johanna von Bismarck (1824–1894) wurde von der jungen „Mimi“ von Schleinitz (1842–1912), die 35 Jahre jünger war als ihr Mann, völlig in den Schatten gestellt: In kurzer Zeit verstand es die junge Freifrau von Schleinitz, in Berlin das „beste Haus“ zu machen. Obgleich Mimi von Schleinitz sich viel mehr für Literatur und Musik als für Politik interessierte, galt ihr Salon nicht nur als kulturelles Zentrum, sondern gleichermaßen als „Treffpunkt der zahlreichen Bismarckfronde“ (Siegfried von Kardorff).

Marie von
Schleinitz

Für die Gäste des Salons der Frau von Schleinitz war es mit keinem Risiko verbunden, zugleich dort und im Hause Bismarck zu verkehren: Wichtige Habitués, wie der Botschafter Joseph Maria von Radowitz und Philipp Graf Eulenburg-Hertefeld (der spätere Fürst), berichten übereinstimmend, daß sich daraus keine Schwierigkeiten ergeben hätten. Eulenburg wurde allerdings einmal, als er direkt vom benachbarten Hausministerium zu Bismarcks gekommen war, von der Fürstin Bismarck neugierig über „Mimi“ Schleinitz ausgefragt. Im Jahre 1873 gelang es Radowitz und einigen Freunden, die in den beiden rivalisierenden Häusern verkehrten, dafür zu sorgen, daß Bismarck einmal ohne Frau und Tochter vom Ehepaar Schleinitz zum Diner eingeladen wurde. Für den betreffenden Abend erwies sich das Experiment sogar als erfolgreich: Bismarck unterhielt sich ganz ausgezeichnet, und „Exzellenz Mimi“ ... ließ alle Minen

springen, um den großen Mann zu gewinnen“. Auch Alexander von Schleinitz und Bismarck vertrugen sich gut. Kurze Zeit später war jedoch alles wieder beim alten, woran die Politik einerseits und die Bismarckschen Damen andererseits anscheinend schuld waren. Die Fürstin Bismarck hatte zwar selbst keinen Ehrgeiz, ihre Häuslichkeit zum Salon umzugestalten, doch das hieß keineswegs, daß sie dem Salon der Frau von Schleinitz freundlich gegenüberstand.

Auch im Kulturkampf vermutete Bismarck das Ehepaar Schleinitz in der Opposition. Er behauptet in seinen *Gedanken und Erinnerungen*, durch die Vermittlung des Hausministeriums seien Exemplare der katholischen Zeitschrift *Die Reichsglocke* „an unsre höchsten Herrschaften“ und an andere Höfe verschickt worden. Selbst die Wagnerbegeisterung der Mimi von Schleinitz, auf die noch einzugehen sein wird, deutete Bismarck in hochverräterische Pläne um. Cosima Wagner berichtet darüber im Juli 1877 in ihrem Tagebuch: „Frau v. Schl. teilt allerlei Absonderliches von Berlin [mit]; Bismarck, welcher sie und ihren Gemahl förmlich haßt, in den Zeitungen behaupten läßt, sie verabreiche dem Kaiser die Reichsglocke, Bayreuth sei nur der Mantel für ihre ultramontanen Intrigen u. s. w.“ Ein Verwandter der Marie von Schleinitz, Otto von Loë, gab zwar die *Reichsglocke* heraus, doch das Ehepaar Schleinitz, das übrigens evangelisch war, teilte keineswegs immer seine Ansichten. Übertreibungen bestimmten die Publizistik auf beiden Seiten. So heißt es zum Beispiel in dem tendenziös antibismarckschen Buch von „Paul Graf Vassili“ über die Berliner Gesellschaft, Bismarck habe Frau von Schleinitz mit versteckten Drohungen gezwungen, ihre Geselligkeit einzuschränken. Davon konnte keine Rede sein – obwohl es vielleicht Bismarcks Wunschträumen entsprochen hätte, eine solche Sanktion durchzusetzen.

*Marie
Fürstin
Radziwill*

Bismarck lag auch mit dem zweiten großen Salon der Berliner Hofkreise in Fehde – eine Auseinandersetzung, die ebenfalls im Kulturkampf ihren Höhepunkt erreichte. Nicht nur, daß die Fürstin Marie Radziwill (1840–1915), um deren Salon es hier geht, eine gebürtige Französin, die Frau eines polnisch-litauischen Magnaten und die Freundin der Kaiserin Augusta war – sie war zudem eine gläubige Katholikin. Ihre Großmutter war die Herzogin Dorothea von Dino und Sagan (1793–1862) gewesen, die einen Neffen Talleyrands geheiratet hatte und 1840 nach Preußen bzw. auf ihre schlesischen Besitzungen zurückgekehrt war. Dorothea von Dino und Sagan (Tochter der Herzogin Dorothea von Kurland) war ein Patenkind der Prinzessin Luise von Preußen, Fürstin Radziwill. Sie kannte König Friedrich Wilhelm IV. seit ihrer Kindheit und freundete sich nach ihrer Rückkehr nach Preußen mit Augusta, der damaligen Prinzessin von Preußen, an. 1857

verheiratete Dorothea von Dino und Sagan ihre Enkelin Marie de Castellane mit dem jungen Fürsten Anton Radziwill (1833–1904), der später Generaladjutant Kaiser Wilhelms I. wurde. Die Herzogin bemühte sich mit Erfolg, die junge Fürstin Radziwill der Prinzessin und Königin Augusta nahezubringen. Als die Herzogin 1862 starb, folgte ihr ihre Enkelin in ihrer Rolle als Freundin der Königin nach.

Marie Fürstin Radziwill war klug, besaß politische Urteilskraft und hatte durch ihre Mutter möglicherweise etwas vom Geist Talleyrands geerbt. Bismarck war zwar ihr politischer Gegner, doch sie schätzte seinen Verstand. Obwohl die Fürstin Marie Radziwill fromm war, kann man sie keineswegs als engstirnig bezeichnen; das 1870 verkündete Unfehlbarkeitsdogma des Papstes hatte sie nicht kritiklos hingenommen. Dennoch beugte sie sich schließlich der kirchlichen Autorität. Während des Kulturkampfes empfing sie demonstrativ katholische Geistliche in ihrem Salon; zudem verkehrten auch viele – ebenfalls katholische – Polen im Hause Radziwill. Die Loyalität des Fürsten Anton seinem Kaiser gegenüber war über jeden Zweifel erhaben, doch Bismarck sah diese Gäste im Radziwillschen Salon mit Mißtrauen, nicht zuletzt, weil ein Cousin des Fürsten Anton, Fürst Ferdinand Radziwill (1834–1926), der Anführer der polnischen Fraktion im Reichstag war. Daß Polen, katholische Geistliche und Zentrumsabgeordnete in großer Zahl bei der Fürstin Radziwill anzutreffen waren, genügte für Bismarck zum Beweis, daß die Fürstin Radziwill bei Hofe im Verein mit der Kaiserin ständig zugunsten polnischer und katholischer Bestrebungen intrigierte. Um nach Bismarcks Ansicht das Maß voll zu machen, war die Fürstin Radziwill auch noch mit dem ersten französischen Botschafter der Dritten Republik in Berlin, Elie Vicomte de Gontaut-Biron (1817–1890), verwandt und sah ihn häufig in ihrem Salon. Bismarck schrieb über den Botschafter: „Gontaut-Biron, dazu aus vornehmer Familie, hatte keine Schwierigkeit, sich in den Hofkreisen eine Stellung zu schaffen, deren Verbindungen auf mehr als einem Wege an die Person des Kaisers heranreichten.“ Er dachte dabei sicher auch an die Fürstin Radziwill.

Sowohl im Falle des Ehepaars Schleinitz als auch im Falle der Fürstin Radziwill und deren Beziehungen zur Kaiserin Augusta ärgerte sich Bismarck bereits über die bloße Möglichkeit einer Einflußnahme so, als sei eine tatsächliche Einmischung in die Politik geschehen (die sich bei den Salonnieren zudem nicht in Handlungen nachweisen ließ). Die Kaiserin Augusta hatte allerdings die Möglichkeit, auf ihren Mann einzuwirken und Bismarck dadurch häufig die Durchsetzung seiner Absichten zu erschweren. Im übrigen gab es, wenngleich spät, auch Phasen der Verständigung, zumal nach dem Tod des alten Kaisers im Jahre 1888. Bismarck sah damals

wohl ein, daß er seine Position nun nicht mehr mit alten Rivalitäten belasten dürfe. Angesichts der Probleme mit der jüngeren Generation verloren die Auseinandersetzungen der Alten an Gewicht. Die Gemeinsamkeiten der älteren Generation traten deutlicher hervor. Er bemühte sich um ein besseres Verhältnis zur Kaiserin Augusta und gleichzeitig um eine Verständigung mit der Fürstin Radziwill. Der Kulturkampf war damals längst beigelegt, und er konnte es sich leisten, seine ehemaligen Gegnerinnen zu respektieren. Am 12. April 1889 schrieb die Fürstin Marie Radziwill – nicht ohne eine Spur von Ironie – an den General de Robilant, sie sei am Tag zuvor bei Bismarcks eingeladen gewesen. Der Kanzler habe sich bemüht, ihr zu beweisen, daß er den Kulturkampf als begrabene Vergangenheit ansehe. „... nous sommes, dit-on, dans une phase de réconciliation“, erklärte die Fürstin Radziwill und fügte hinzu, die Fürstin Bismarck habe sie sogar mit einem „Friedenskuß“ bedacht. Aller politischen Meinungsverschiedenheiten ungeachtet betrachtete sie Bismarck als einen großen Mann. Seine politischen Maßnahmen gegen den Katholizismus erschienen ihr bei aller Ablehnung noch eher verständlich als später die ängstliche protestantische Bigotterie der Kaiserin Auguste Viktoria, die sich 1893 während eines Staatsbesuchs in Rom aus abergläubischer Furcht vor der katholischen Kirche unhöflich dem Papst gegenüber verhielt.

Während des Kulturkampfes bewiesen viele der Berliner Salonnieren ein großes Maß an Geduld und Toleranz. Viele hatten katholische Verwandte oder waren mit Katholiken verheiratet oder verheiratet gewesen, ohne daß sich daraus Probleme ergeben hätten, so etwa im Falle von Hedwig von Olfers oder Maxe von Arnim, die einen Grafen Oriola geheiratet hatte. Selbst in eher bismarckfreundlichen Salons (Lewald, Olfers, Oriola, Spitzemberg) wurden die Maßnahmen des Kulturkampfes nicht völlig gut geheißen.

Hildegard von Spitzemberg Die wichtigste und einflußreichste Freundin des Bismarckschen Hauses, die einen politischen Salon führte, war Hildegard Freifrau von Spitzemberg (geb. Freiin von Varnbüler; 1843–1914), die Frau des württembergischen Bundesratsgesandten in Berlin. Frau von Spitzemberg war aufrichtig froh, als sich ein Ende des Kulturkampfes abzeichnete; denn sie konnte sich, wie sie sagte, nie entschließen, „in jedem [Katholiken] einen Reichsfeind und Jesuiten“ zu sehen. Als Süddeutsche war sie in dieser Hinsicht weitaus toleranter als viele Norddeutsche, doch wies auch sie jeden weltlichen Machtanspruch der katholischen Kirche scharf zurück. In den ersten Jahren des preußischen Kulturkampfes unterhielt sie sich einmal während einer Reichstagssoirée angeregt mit Bismarck über den Investiturstreit und Kaiser Heinrich IV., und kurze Zeit später hielt Bismarck vor dem Reichs-

tag seine berühmte „Canossa-Rede“. Frau von Spitzemberg vermerkte daraufhin stolz in ihrem Tagebuch, sie könne sich anscheinend als die „,moralische Veranlassung‘ des Worts ‚Nach Canossa, meine Herren, gehen wir nicht!‘“ betrachten.

Der Salon der Frau von Spitzemberg war ein Treffpunkt der Parlamentarier und Diplomaten. Es war bekannt, daß Hildegard von Spitzemberg besonders gute Kontakte zur Familie des Fürsten Bismarck hatte. Daher verkehrten viele – aber keineswegs ausschließlich – Bismarckanhänger in ihrem Salon. Bismarck wie Spitzemberg waren zu Beginn der 1860er Jahre als Gesandte in Petersburg tätig gewesen. Obgleich das Ehepaar Bismarck Rußland bereits verlassen hatte, als Hildegard von Varnbüler 1864 den württembergischen Gesandten in Petersburg, Carl Freiherrn Hugo von Spitzemberg (1826–1880), heiratete, gab es genügend gemeinsame Erinnerungen. Ernsthaftige politische Gegensätze wegen der deutschen Frage bestanden seit den späten 1860er Jahren – 1866 war Spitzemberg als Gesandter nach Berlin gekommen – zwischen Bismarck und den Spitzembergs nicht mehr. Bereits zu Beginn der 1870er Jahre standen sie in sehr freundschaftlichen Beziehungen, und selbst der Vater der Frau von Spitzemberg, der bedeutende württembergische Staatsmann Friedrich Gottlob Karl Freiherr von Varnbüler (1809–1889), der anfangs ein energischer Gegner Bismarcks gewesen war, hatte sich bald für die Reichsgründung und Bismarcks Politik gewinnen lassen. Der spätere Reichskanzler und Fürst Bernhard von Bülow (1849–1929) berichtet in seinen *Denkwürdigkeiten*, daß ihm die Fürstin Bismarck ausführlich von Frau von Spitzemberg, ihrer treuen Freundin, vorgeschwärmt habe, während sie für Frau von Schleinitz, „die greuliche, unausstehliche, affektierte Mimi“, nur wenig freundliche Adjektive übrig hatte.

Durch ihre Verbindungen zum Hause Bismarck, durch ihren Vater, der längere Zeit Reichstagsabgeordneter war und in den Sessionszeiten andere Parlamentarier mit in den Salon seiner Tochter brachte, sowie durch die offizielle Geselligkeit, die Hildegard von Spitzemberg als Frau eines Bundesratsgesandten zu führen hatte, stand sie dem politischen Leben Berlins näher als die meisten anderen Salonnieren. Auch die Hoffeste, an denen sie teilnahm, brachten sie mit einflußreichen Persönlichkeiten in näheren Kontakt. Das alte Kaiserpaar schätzte die kluge Württembergerin sehr. Nach dem frühen Tod Carl von Spitzembergs im Jahre 1880 stattete ihr die Kaiserin Augusta, obgleich sie selbst sehr krank war, persönlich eine Kondolenzvisite ab. Der alte Kaiser suchte Frau von Spitzemberg noch in den 1880er Jahren mehrfach auf, zuletzt 1886, wobei er sich immer sehr ritterlich und gesprächig zeigte.

Fürst Bismarck war als vielbeschäftigter Mann nur zu besonderen Anlässen bei Hildegard von Spitzemberg anzutreffen, doch er unterhielt sich gern mit der Diplomatenfrau und sah sie häufig in seinem eigenen Hause. Durch ihre Freundschaft mit Fürst und Fürstin Bismarck war Frau von Spitzemberg immer sehr gut über die allgemeine politische Lage – natürlich nicht über technische Einzelheiten – informiert, so daß es sich durchaus lohnte, in ihrem Salon die politische Atmosphäre und die augenblickliche Laune des Kanzlers zu sondieren. Zu den guten Bekannten der Freifrau von Spitzemberg zählten ihr Jugendfreund, der bayerische Bundesratsgesandte Hugo Graf Lerchenfeld-Köfering, und auch General Caprivi (1831-1899), der Bismarcks Nachfolger wurde.

Frau von Spitzemberg, die Bismarck über viele Jahre sehr gut kannte, wunderte sich immer wieder über die Widersprüche in seinem Wesen, über seine Launenhaftigkeit – die sie selbst allerdings nicht zu spüren bekam – und über seinen Humor, mit dem er einen glücklichen Kontrast zur Fürstin Bismarck darstellte. So wurde zum Beispiel einmal Anfang 1888 im Bismarckschen Hause von einer Eingabe berichtet, die in vollem Ernst vorschlug, bei der Marine zur Nachrichtenübermittlung statt Brieftauben speziell abgerichtete Seehunde zu verwenden. Bismarck amüsierte sich sehr darüber und meinte, man müsse diese Anregung unbedingt an den zuständigen Chef der Admiralität, Caprivi, weiterleiten. Als sich Hildegard von Spitzemberg wenig später gegenüber der Fürstin Bismarck darüber äußerte, Caprivi sei ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter und besuche sie öfters des Abends, rief die Fürstin laut: „Höre, Ottochen, wie wunderbar, Caprivi kommt abends zum Plaudern zu Higachen!“ – Da haben wir ja schon einen gezähmten Seehund!“ bemerkte der Fürst.

Babette
Meyer

Der Olferssche Salon war zwar durch Heinrich Abeken, „Bismarcks Feder“, dem Ministerpräsidenten und Reichskanzler verbunden und hieß seine Politik gut, kann jedoch – zumal Abeken schon 1872 starb – nicht als „politischer Salon“ bezeichnet werden. Ein anderer Salon ist hier wichtiger: der Salon Babette Meyers (1835-1916), einer engen Freundin des Olfersschen Hauses, die auch im Salon Fanny Lewalds verkehrte. Babette Meyer war die einzige Tochter eines reichen jüdischen Bankiers. Sie unterhielt einige Jahre lang einen Salon, der zunächst bismarckfreudlich war, später jedoch zu einem Zentrum liberaler Bismarckgegner wurde. Die hübsche und geistreiche Babette Meyer, die 1886 den Maler und langjährigen Direktor der Weimarer Kunstschule Stanislaus Graf Kalckreuth (1821-1894) heiratete, sich jedoch nach kurzem von ihm trennte, besaß selbst künstlerische Anlagen. In den 1860er Jahren hatte sie sich als Malschülerin im Atelier des Historienmalers Gustav Graef ausbilden lassen, und dessen

Tochter, die Malerin Sabine Lepsius (geb. Graef), schildert sie als „eine schöne, große Erscheinung, dunkel, ein Stern der Gesellschaft“. Als junge Dame hatte Babette Meyer auch ein recht stürmisches Temperament. Ihre lebenslange Freundschaft mit Bismarcks Nichte Marie von Kotze (geb. von Arnim-Kröchlendorff) begann damit, daß sie ihr während eines heftigen Streits eine Ohrfeige gab. Frau von Kotze trug ihr das nicht nach, versöhnte sich mit ihr und führte sie im Hause Bismarck ein, wo sie jahrelang als enge Freundin verkehrte und auch von Bismarck geschätzt wurde. Eines Tages – das Datum ist nicht genau feststellbar, es liegt wahrscheinlich um 1874/75 – kam es zu einer Auseinandersetzung, nach der sich Babette Meyer vom Hause Bismarck fernhielt. Die Gründe wurden nie bekannt. Daher gab es um so mehr Spekulationen, die einen hervorragenden Gesprächsstoff abgaben, besonders in den Kreisen der Bismarck-Kritiker in Berlin.

Es gibt eine Charakterisierung Babette Meyers von der Salonnière Anna vom Rath, die einen Salon mit vielen liberalen Gästen führte. Anna vom Rath beschrieb sie dem Dichter Richard Voß mit folgenden überschwenglichen Worten: „Berlins geistreichste Frau, früher eine der Intimen des Hauses Bismarck. Dann erfolgte auf geheimnisvolle Weise ein Bruch, den man dem Einfluß der Frau von Bismarck [wohl gemeint: Bismarcks Frau, der Fürstin Bismarck] zuschrieb. Aber auch jetzt noch ist Babette die Egeria eines ganzen Kreises hervorragender Geister.“ Der Wahrheit am nächsten kommt wahrscheinlich die Aussage des Gesandten Eduard von Derenthal, die auch Marie von Bunsen am glaubwürdigsten erschien, als sie der Sache nachzugehen versuchte. Derenthal erzählte ihr, er habe Babette Meyer jahrelang im Bismarckschen Hause getroffen und beobachtet, daß sie oft taktvoll schlichtend bei Streitigkeiten oder Wutausbrüchen Bismarcks eingegriffen habe. „Dann aber trat sie bei einer Gelegenheit gerecht und freundlich für einen schonungslos Abgeurteilten ein und dann war es aus. Möglicherweise paßte ohnehin ‚ein Fräulein Babette Meyer‘ der Fürstin nicht mehr so ganz.“

Wahrscheinlich kann erst nach dieser Auseinandersetzung von einem größeren Salon Babette Meyers die Rede sein: Viele liberale Politiker, so Ludwig Bamberger, Franz Freiherr von Roggenbach und wahrscheinlich auch Albrecht von Stosch verkehrten hier in den 1880er Jahren. Ob Babette Meyer eine Vermittler- oder gar Informantenrolle für Bismarcks Gegner gespielt hat – sie bewahrte gute Beziehungen zu seinen Verwandten, so zu seiner Schwester Malwine von Arnim-Kröchlendorff –, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit sagen; wirklich faßbar sind die politischen Dimensionen dieses Salons und seines politischen Einflusses nicht. Im Jahre 1887, als man in den liberalen Kreisen auf den, wie man glaubte, kurz bevorstehenden

Thronwechsel hoffte, um Bismarck zu entmachten, scheint Babette Meyer mit der näheren Umgebung und den Beratern des Kronprinzenpaars, vielleicht sogar mit dem Kronprinzen selbst in Verbindung gestanden zu haben.

*Anna
vom Rath*

Zu den literarisch-musikalischen Salons, die zeitweise politische Schwerpunkte entwickelten, zählte in den 1880er Jahren auch der Salon von Babette Meyers Freundin Anna vom Rath (1839–1918). Dort trafen sich vor allem in den letzten Jahren der Bismarckzeit viele liberale Politiker. Der Maler Anton von Werner (1843–1915) erinnerte sich, „dort, Bellevuestraße 10, den parlamentarischen Koryphäen unserer liberalen Partei Bennigsen, Bamberger, Forckenbeck, Rickert u. a. neben hohen Beamten und Künstlern begegnet zu sein.“ Auch Marie von Olfers berichtet über die Anwesenheit liberaler Politiker im Salon der Frau vom Rath: „Es wurde sehr eifrig debattiert und schließlich Billard gespielt.“ Anna vom Rath war die Tochter des Politikers Georg Jung (1814–1886), eines Juristen und Publizisten aus der Rheinprovinz. Georg Jung, der ganz sicher auch im Salon seiner Tochter verkehrte, gehörte von 1867 bis 1876 als nationalliberales Mitglied dem preußischen Abgeordnetenhaus an. In seiner Jugend, während der Revolution von 1848, war er als radikaldemokratischer Abgeordneter der preußischen Nationalversammlung und als Präsident des „Politischen Clubs“ in Berlin bekannt geworden. Bei der Beerdigung der Märzgefallenen hatte er die Trauerrede gehalten. Marie von Bunsen berichtet, Anna vom Rath habe in einer Ausstellung ihren Bekannten auf einer Revolutions-skizze Adolph Menzels die Gestalt ihres Vaters gezeigt: „des Tribunen“, so Marie von Bunsen, „der von den Stufen der Gendarmenmarktkirche das Volk aufwiegelte“. Anna vom Rath verleugnete die revolutionäre Vergangenheit ihres Vaters keineswegs. Marie von Bunsen meinte allerdings, es entbehre nicht einer gewissen Komik, daß die Tochter eines Barrikadenkämpfers später so für Monarchen und Fürstlichkeiten schwärzte, wie Frau vom Rath es tat. Ihr Mann, Adolf vom Rath (aus einer angesehenen Kölner Patrizierfamilie), war ein allgemein geschätzter Finanzmann und seit 1889 Aufsichtsratsvorsitzender der Deutschen Bank. 1901 wurde er in den Adelsstand erhoben; seine Verdienste um das deutsche Finanzwesen sowie die erheblichen karitativen Verdienste seiner Frau rechtfertigten diese Nobilitierung nach damaligem Standard sicherlich. Adolf vom Rath nahm die Erhebung – schon um seiner Frau willen – an; diese war auf ihre näheren Kontakte zu Fürsten und Souveränen sehr stolz und freute sich, nun wirklich hoffähig zu werden. Allerdings änderten die vom Raths ihren Namen nicht in „von Rath“ um, sondern behielten die alte Namensform bei.

Wenn man einen Bogen von 1848 bis zum Jahre 1901 spannt, sieht man ein Bürgertum, das 1848 nicht nur deutsch-national, sondern z. T. auch radikaldemokratisch war (zumal im Rheinland), dann aber 1871 patriotisch empfand und stolz auf die Reichsgründung war. In manchen führenden großbürgerlichen Kreisen des neuen Reiches näherte man sich in der folgenden Zeit dem Adel und dem Hof an. Man machte – wie hier auch Anna vom Rath – der alten Aristokratie im Lebensstil und in einer glanzvollen Geselligkeit Konkurrenz, nahm auch soziale Pflichten in patriarchalischer Weise wahr und rückte manchmal tatsächlich in den Adelsstand auf. Das reiche Großbürgertum konnte sich in seinem Selbstbewußtsein – umgekehrt betrachtet – politisch den „Luxus“ von Kaisertum und alten Dynastien leisten. Anna vom Rath war mit ihrer fast kindlich zu nennenden Freude am Glanz des neuen Kaiserreichs und der Hofwelt, bei gleichzeitigen liberalen Neigungen, nicht ganz untypisch für weite Kreise der „Finanzaristokratie“, aber auch andere Teile des Bürgertums. Dabei bewahrte sich Anna vom Rath, die nicht in jeder Beziehung der „Snob“ war, als der sie in einigen Memoirenwerken erscheint, ihre Toleranz in mehr als einer Hinsicht. Siegfried Ochs (1858–1929), der Leiter des Philharmonischen Chores in Berlin, der ihren Salon sehr schätzte, schrieb: „Am kaiserlichen Hof war sie gern gesehen und aus ihrer dynastischen Gesinnung machte sie nie einen Hehl. Andererseits aber war sie duldsam und weder Fragen des Standes noch des Bekenntnisses haben bei ihr eine entscheidende Rolle gespielt.“ In dieser Hinsicht konnte bei ihr von einem sozialen „Konvertiteneffekt“ keine Rede sein; zudem war sie auch in religiösen Dingen liberal, ja, was ihre eigene Person betraf, sogar antikirchlich eingestellt. Selbst der Kaiserin Auguste Viktoria zuliebe, für die sie sonst fast alles getan hätte, ging sie nicht zur Kirche.

Aus dem Salon der Frau vom Rath berichtet Anna von Helmholtz (1834–1899), die Tochter Robert von Mohls (1799–1875), also ebenfalls eine liberale Dame mit revolutionärem Vater, die dann zunehmend auf Bismarcks Standpunkt einschwenkte: „Wir aßen gestern bei Adolf vom Rath mit Delbrücks, Gräfin Oriola, Mommsens, Wesendoncks und Bamberger – aber man geht derzeit wie auf Eiern, wegen der Hohen Politik.“ Es hatte im Reichstag zur Jahreswende 1886/87 heftige Auseinandersetzungen um die Bewilligung der Militärvorlage auf neuerdings sieben Jahre (Septennat) gegeben; Zentrum und Freisinn hatten das abgelehnt und den Militäretat nur wie bisher auf drei Jahre bewilligt. Am 14. Januar 1887, kaum zwei Wochen vor dem Abend, auf den sich Anna von Helmholtz bezieht, erlitt Bismarck im Reichstag eine Abstimmungsniederlage, woraufhin der Reichstag aufgelöst wurde. Bei den vom Raths diskutierte Anna von Helmholtz

diese Angelegenheit anscheinend mit ihrem Freund Ludwig Bamberger; sie schrieb darüber an ihre Schwester: „Ich kann Freund Bamberger nicht begreifen in seiner unfruchtbaren prinzipiellen Opposition.“ Eine Armee sei doch nicht auf Widerruf zu organisieren. Offensichtlich hatte Bismarcks ausführliche Reichstagsrede vom 11. Januar 1887 großen Eindruck auf sie gemacht. Sie ergriff Bismarcks Partei gegen Ludwig Bamberger (1823–1899) und meinte, sich auf den freisinnigen Politiker beziehend: „Und wenn ich in Sachen Münzen und Zollpolitik eine Autorität bin und prätendiere von Freund und Feind anerkannt zu werden – so kann ich doch dem Fürsten Bismarck die Führung in der äußeren Politik und Moltke das sachverständige Urtheil in Militärfragen zugestehen, ohne Schaden an meiner Seele zu nehmen.“

Die Tochter Robert von Mohls formulierte aus der damaligen Zeitsummung heraus das Dilemma und die Selbstzerfleischung der deutschen Liberalen, die, wie sie meinte, nur kritisieren konnten: „Statt zu helfen, den großen Mann [Bismarck] in vernünftigen Grenzen zu halten, thun die sogenannten Liberalen Alles um ihn zu exasperieren, wozu nicht viel gehört, und zerstören ihr eigenes Werk, das drei Generationen mit Mühe vorbereitet hatten.“ Anna von Helmholtz fordert „Realpolitik“ von den Liberalen, die den Erfordernissen der praktischen Politik nicht genug Verständnis entgegenbrächten: „Papas Seufzer: ‚Man kann mit den Liberalen nicht regieren‘ kommt mir so oft in den Sinn, mit den Hiesigen gewiß nicht. Sie sind zu theoretisch verneinend und doktrinär.“

Wie Anna von Helmholtz dachten viele, die ursprünglich keine Bismarckanhänger gewesen waren und auch später keine bedingungslosen Bismarckanhänger wurden. Sie fühlten sich von den sich immer mehr zersplitternden und gegeneinander kämpfenden liberalen Parteien kaum noch vertreten. Die zunehmende Machtlosigkeit des deutschen Liberalismus war für die politische Entwicklung des Kaiserreichs ohne Zweifel nachteilig. Allerdings muß den Liberalen zugute gehalten werden, daß auch Bismarcks Politik immer starrer und schwerfälliger wurde.

Dennoch blieb Bismarck die überragende Gestalt des politischen Lebens in Deutschland. Zwar drehten sich nicht alle politischen Gespräche in den Salons, wie es nach diesem kurzen Abriß den Anschein haben könnte, um den Reichskanzler und seine Ansichten, doch indirekt spielte das „Für oder Wider Bismarck“ stets eine große Rolle. In denjenigen Salons der Hofgesellschaft, die dem politischen Leben eng verbunden waren, stand man Bismarck vielfach feindlich gegenüber. Je weiter ein Salon – zum Beispiel ein literarischer Salon – von der aktiven Politik entfernt stand, desto bismarckfreundlicher wurde er zumeist, weil hier von den Reibereien des

politischen Alltags weniger zu spüren war. Der wichtige Salon der Frau von Spitzemberg war allerdings eine Ausnahme. Hildegard von Spitzemberg stand der aktiven Politik nahe und hatte dennoch einen bismarckfreundlichen Salon. Insgesamt ist bemerkenswert, daß Salons und Salonnieren mit liberalerem Hintergrund nicht unbedingt bismarckfeindlich zu sein brauchten. Auch diejenigen der Berliner Salonnieren, die nicht immer Bismarcks Ansichten teilten, hielten ihn nicht nur für einen hochbedeutenden, sondern auch letztlich kaum zu ersetzenen Politiker.

Abgesehen von den bereits genannten Ausnahmen – vorwiegend aus der Hofgesellschaft – standen die meisten Berliner Salonnieren Bismarck eher bewundernd als ablehnend gegenüber. An dem großen Bazar, den die Fürstin Johanna Bismarck am 7. und 8. Februar 1888 im Berliner Kongressaal veranstaltete, beteiligten sich fünf Berliner Salonnieren, von denen allerdings nur Frau von Spitzemberg einen Salon mit dauerndem politischem Schwerpunkt führte. Die anderen waren Maxe Gräfin Oriola, Anna vom Rath, Marie von Olfers und die Kunstgewerblerin und Malerin Marie Kirschner, auf deren Salon noch eingegangen werden wird. Die Salonnieren leiteten Verkaufsstände, die mit den üblichen Bazarobjekten, Handarbeiten und Kleinkram aller Art ausgestattet waren; Marie von Olfers gelang es, mit selbstverfertigten Papierblumen, die etwas Abwechslung in das übliche Angebot brachten, große Verkaufserfolge zu erzielen. Der Erlös des Bazaars kam einem Verein für Kinderheilstätten zugute. Fürst Bismarck erschien auch, machte einen Rundgang, frühstückte mit einigen Damen, so mit Frau von Spitzemberg, unterhielt sich mit Besucherinnen und Damen hinter den Verkaufsständen und ließ bei dieser Gelegenheit seinen ganzen Charme spielen. Marie von Olfers, mit der er ebenfalls plauderte, war ganz begeistert.

Nicht nur die Innenpolitik und die grundsätzliche Stellungnahme zu Bismarck prägten die politischen Runden in den Berliner Salons. Das wichtigste außenpolitische Ereignis der Bismarckzeit, das sich direkt auf das gesellschaftliche Leben der Reichshauptstadt auswirkte, war der Berliner Kongress im Jahre 1878, zu dem Diplomaten und Staatsmänner aus ganz Europa angereist kamen. Im Juni/Juli 1878 erhielten auch einige Salons und Gesellschaftskreise einen politischen Charakter, die sich sonst fast ausschließlich der Literatur, Kunst oder Musik widmeten. So zum Beispiel der Salon der oben erwähnten Maxe Gräfin Oriola geb. von Arnim, deren reguläre „Freitage“ im folgenden noch zu schildern sein werden. Am 5. Juli 1878 schrieb die Gräfin Oriola (1818-1894) an ihren Sohn Joachim: „Ich hatte gestern auch ein Endchen Kongress bei mir ...“ Sie nannte als Gäste den französischen [!] Bevollmächtigten William Henry Waddington (1826-1894; Politiker und Archäologe), ihren alten Freund Chlodwig Fürst zu

Maxe
Gräfin
Oriola

Hohenlohe-Schillingsfürst (1819-1901), der damals deutscher Botschafter in Paris war, und einige Gelehrte, wie den Germanisten Wilhelm Scherer (1841-1886) und den Juristen Rudolf von Gneist (1816-1895). Zwei alte Habitués ihres Salons, Legationsrat Lothar von Eichhorn vom Auswärtigen Amt und Colmar Freiherr von der Goltz (1843-1916), waren ebenfalls anwesend. Von der Goltz war damals im Generalstab tätig, arbeitete auch schriftstellerisch und war später an der Reorganisation des türkischen Heeres beteiligt, er bekam den Titel „Pascha“ und wurde fortan in der Berliner Gesellschaft „Goltz Pascha“ genannt. Das weibliche Element unter den Salongästen vertraten Luise Gräfin Oriola (1824-1899; Schwägerin Maxes und Palastdame der Kaiserin Augusta) und Fanny von Boyen (geb. Prinzessin von Biron-Wartenberg; 1815-1888), die, wie bereits erwähnt, in den 1840er Jahren einen Salon geführt hatte. Die Unterhaltung war sehr angeregt. Maxe Gräfin Oriola berichtet: „Waddington hatte Goltz‘ ‘Gambetta‘ [erschienen 1877], der bereits ins Französische übersetzt ist, schon in Paris gelesen; nun diskutierten er und Hohenlohe sehr lebhaft mit Goltz über das Buch. Es war ein sehr interessanter politischer Abend.“

Die großen Empfänge und Feste, die einander während des Kongresses jagten, ließen hingegen selten gute Gespräche aufkommen. Hildegard von Spitzemberg war z. B. bei dem englischen Botschafter Lord Odo Russell eingeladen, wo sie zwar den Grafen Gyula Andrassy (1823-1890) und Benjamin Disraeli, Lord Beaconsfield (1804-1881) sowie viele andere Staatsmänner sah. Sie fand die Soirée aber im ganzen „langweilig“, weil sich die Anwesenden untereinander kaum oder gar nicht kannten und nur sehr wenige Damen anwesend waren. Da es sich bei dem Berliner Kongreß vorrangig um einen „Arbeitskongreß“ handelte, der nur kurze Zeit tagte und stets unter Termindruck stand, konnte ein ungezwungenes gesellschaftliches Leben, wie es sich in den langen Monaten des Wiener Kongresses 1814/15 entwickelt hatte, erst gar nicht entstehen.

Nur einmal, zehn Jahre nach dem Berliner Kongreß, wurden die Berliner Salondamen auch politisch aktiv in der Öffentlichkeit. Es ging dabei um eine Begrüßungsadresse für die neue Kaiserin Viktoria (Kaiserin Friedrich; 1840-1901) im März/April 1888. Freilich handelten die Berliner Salonnieren nicht als geschlossene Gruppe, sondern durch wichtige ihrer Vertreterinnen als Angehörige der weiblichen intellektuellen Führungs- schicht Berlins. Ursprünglich war die Begrüßungsadresse keineswegs ein Politikum gewesen, aber wie auch im Fall der Krankheit des Kronprinzen und späteren Kaisers Friedrich wurden hier privates Schicksal und politische Auseinandersetzungen unbarmherzig miteinander verquickt. Es war bekannt, daß die Kronprinzessin, die Tochter der englischen Königin

Victoria, den Kronprinzen in seinen liberalen Neigungen entscheidend verstärkte und eine Gegnerin Bismarcks war. Schon lange knüpften sich heimliche Hoffnungen der deutschen Liberalen an einen Thronwechsel, der, wie man sicher war, Bismarcks Entlassung zur Folge haben würde. Leider war die Kronprinzessin trotz all ihrer Begabung unbgeherrscht, impulsiv und taktlos; sie steckte voller Vorurteile, verfügte über keinerlei Menschenkenntnis und verdarb sich durch ihre Bevorzugung alles Englischen viele Sympathien in Deutschland. Daß sie andererseits in England versuchte, sich für Deutschland einzusetzen, konnte dies nicht aufwiegen. Selbst mit der alten Kaiserin Augusta, die eine Freundin ihrer Mutter und eine Bismarckgegnerin war, kam die Kronprinzessin nicht besonders gut aus. Im kleinen Kreis außerhalb der höfischen Atmosphäre konnte die Kronprinzessin allerdings sehr liebenswürdig sein; bei näherer Bekanntschaft erwarb sie sich das Wohlwollen und die Bewunderung vieler Vertreter des liberalen Bildungsbürgertums in Berlin. Häufig war die Kronprinzessin im Salon der Gräfin Schleinitz oder im Salon der Anna von Helmholtz zu Gast.

Bereits 1887 hatte die Halskrankheit des Kronprinzen die Öffentlichkeit erschreckt. Als der alte Kaiser Wilhelm dann im März 1888 starb, befand sich der todkranke neue Kaiser an der Riviera und kehrte erst nach der Nachricht vom Tod seines Vaters nach Berlin zurück. In allen Kreisen der Bevölkerung war die Anteilnahme für Kaiser Friedrich lebhaft und aufrichtig. Doch die Sympathien für die neue Kaiserin sanken auf einen Tiefpunkt. Ihre Streitigkeiten mit ihrem Sohn Wilhelm, nun Thronfolger, waren an die Öffentlichkeit gedrungen, und auch mit Bismarck, von dessen Entlassung in Anbetracht des Gesundheitszustandes Kaiser Friedrichs keine Rede sein konnte, geriet sie bald wieder in ernste Auseinandersetzungen. Kaiserin Viktoria kam nämlich auf das bereits früher einmal angeregte und von Bismarck und Kaiser Wilhelm I. aus politischen Gründen untersagte Heiratsprojekt für ihre Tochter Viktoria zurück: die Prinzessin sollte Alexander von Battenberg, den Ex-Fürsten von Bulgarien, heiraten. Diese Familienverbindung des preußischen Königs- und deutschen Kaiserhauses hätte, wie Bismarck (wahrscheinlich zu Recht) argumentierte, Rußland verärgert und das Deutsche Reich in die endlosen Zwistigkeiten auf dem unruhigen Balkan verwickelt. Vor allem aber schadete es dem Ansehen Viktorias, daß sie sich – damals noch Kronprinzessin – an die Diagnose des britischen Arztes Sir Morell Mackenzie geklammert und die Krebsdiagnose der deutschen Ärzte sowie eine Operation des Kronprinzen abgelehnt hatte. In den Zeitungen wurde die Kontroverse zwischen Dr. Mackenzie und Professor Ernst von Bergmann und anderen Kapazitäten zu einem Rangstreit englischer und deutscher Medizin hochgespielt. In einer die komplizierte Sach-

lage zu sehr vereinfachenden Weise wurde in der Öffentlichkeit der Eindruck erweckt, als habe die Kronprinzessin mit Hilfe eines englischen Scharlatans eine frühzeitige Operation, die den Kronprinzen hätte retten können, verhindert. Ihr Ehrgeiz, zumindest für kurze Zeit noch Kaiserin zu werden, und ihre Abneigung gegen ihren ältesten Sohn hätten sie das Risiko scheuen lassen, die gefährliche, aber die einzige Heilungschance bietende Operation zu wagen.

In dieser Krise des „monarchischen Gefühls“ der Öffentlichkeit gegenüber der neuen Kaiserin unternahmen es einige Damen aus den liberalen Kreisen in Berlin, an ihrer Spitze Henriette Schrader (1827–1899), eine Freundin der Kaiserin, diese durch eine Begrüßungs- und Ergebenheitsadresse der Berliner Frauen zu ehren. Es handelte sich dabei um nichts weiter als um eine freundliche, zunächst völlig unpolitische oder zumindest politisch belanglose Geste für eine leidgeprüfte Frau. Auch Damen der Berliner Gesellschaft, die der Kaiserin Viktoria nicht nahestanden, wie Hildegard von Spitzemberg, beteiligten sich mit ihrer Unterschrift und legten selbst Unterschriftenlisten bei sich aus. Mindestens vier der damaligen Berliner Salonnièren waren aktiv an den Vorbereitungen dieser Adresse beteiligt: allen voran Anna von Helmholtz, ferner auch Hildegard von Spitzemberg, Helene Gräfin Harrach und Cornelie Richter geb. Meyerbeer.

Die Angelegenheit wurde jedoch peinlicherweise von den Kreisen um Bismarck auf einen eher beiläufigen Wink des Kanzlers zu einem Politikum hochgespielt. Hier enthüllt sich eine sehr bezeichnende Schwäche der Berliner Gesellschaft höherer Kreise und der hohen Beamenschaft, nämlich ihre Unterwürfigkeit und Liebedienerei gegenüber dem mächtigen Bismarck, ihre Anfälligkeit für Intoleranz und Prinzipienreiterei, Parteilichkeit und Chauvinismus.

Die dem bismarckfreundlichen Lager zuzuzählende Freifrau von Spitzemberg berichtet uns darüber. Sie selbst sah zunächst keinerlei politische Implikationen, fand aber die erste Version der Adresse bedenklich. In ihrem Tagebuch heißt es am 21. März 1888: „Durch Frau von Helmholtz sind ich, Harrachs und Gräfin Pourtalès in eine Agitation für eine Adresse an die Kaiserin hineingezogen worden.“ Anna von Helmholtz und Frau von Spitzemberg sorgten dann dafür, daß die Adresse, „die, von den Frauen des ‚gebildeten Bürgerstandes‘ [gemeint wohl vor allem: Henriette Schrader] gemacht, eher einem deutschen Aufsatze glich als einer vernünftigen Adresse“, umformuliert wurde. Bei dem Legationsrat Ludwig von Hirschfeld traf man sich, wobei dieser und der Zentrumsabgeordnete Franz Prinz von Arenberg (1849–1907) wesentliche Korrekturen vornahmen. Am nächsten Tag sprachen Frau von Helmholtz und Frau von Spitzemberg mit den „ur-

sprünglichen Verfasserinnen“, die, wie Hildegard von Spitzemberg bemerkt, anscheinend schon durch eigene Erfahrungen mit ihrem Werk „mürbe“ geworden, den neuen Wortlaut fast unverändert annahmen.

Die Kaiserin selbst war von ihrer Vertrauten, Bogumilla Freifrau von Stockmar (1826-1903), bereits informiert worden und gab zu verstehen, daß sie die Adresse sehr wünsche. Inzwischen war der Plan dieser Adresse auch in weiteren Kreisen bekannt geworden, was eine eskalierende Diskussion in Berlin auslöste, die eigentlich in keinem Verhältnis zur Bedeutung dieser Geste stand. Unterdessen sprach sich eine persönliche Stellungnahme Bismarcks herum. Es wurde erzählt, der Reichskanzler habe seiner Frau die Unterzeichnung der Adresse verboten. Frau von Spitzemberg erfuhr dies am Abend des 22. März 1888 von ihren Gästen, Prinz Arenberg mit Frau, Hirschfelds, Alfred von Kiderlen-Wächter und dem sächsischen Gesandtenpaar Hohenthal, als Neuigkeit aus dem Hause Bismarck. Ein echtes Politikum wurde aus dieser Angelegenheit jedoch erst durch die Reaktion der höheren Beamtenkreise; denn sobald diese davon hörten, zogen „die Ministerfrauen, die alle schon [Unterschriften-]Listen aufgelegt hatten“, diese, wie Frau von Spitzemberg berichtet, „schreckensbleich“ wieder zurück. Während Bismarcks Unfreundlichkeit vielleicht nur konkrete Gereiztheit über seine Auseinandersetzungen mit der neuen Kaiserin zugrunde lag, hatte das Verhalten der Ministerfrauen ein einziges, peinliches Motiv: die – vielleicht nicht ganz unberechtigte – Furcht, bei Fürst Bismarck in Ungnade zu fallen.

Hildegard von Spitzemberg sah zu Recht eine Kettenreaktion voraus: „Die weitere Folge wird natürlich das Fehlen fast sämtlicher Namen aus Adels-, Beamten- und Offizierskreisen sein, und die Kaiserin also statt gesänftigt nunmehr erbittert sein gegen diese Schichten ihres Volkes, was ebenso betrübend ist, als daß sie dieses Ergebnis dem Fürsten in die Schuhe schieben wird.“ Die Bismarck-Freundin Hildegard von Spitzemberg bewies jedenfalls mehr Konsequenz als viele andere Damen. Sie hätte es als unehrenhaft empfunden, sich bei dem Stand der Dinge von der Grußadresse zu distanzieren, und seufzend hielt sie weitere „Beratungen der leidigen Angelegenheit“ mit Anna von Helmholz, Cornelie Richter und Gräfin Harrach in ihrem Hause ab. Einige Tage später konnte die Adresse mit den Unterschriftenlisten in einer von dem Maler Ferdinand Graf Harrach (1832-1915) angefertigten dekorativen Hülle zur Übergabe vorbereitet werden; es waren immerhin noch schätzungsweise 10 000 Unterschriften zusammengekommen. Anfang April überreichte man der Kaiserin die Ergebnissadresse, die in der liberalen Presse ein überschwengliches Echo fand, gespickt mit Angriffen auf den Fürsten Bismarck.

Angesichts der eigensinnigen Haltung der Kaiserin in der Frage der Battenbergischen Heirat, die zu einem Prüfstein der Macht Bismarcks wurde (und schließlich unterblieb), bereute es Hildegard von Spitzemberg fast, der Kaiserin, „dieser unseligen Frau“, „einen Schritt entgegen getan zu haben“. Mit Bismarck konnte sie übrigens ganz offen und unbefangen über die damaligen politischen Auseinandersetzungen sprechen und notierte am 11. April 1888 in ihrem Tagebuch: „Ich ‚interviewte‘ kecklich den Fürsten über seine Entlassung, die ganz Deutschland in Aufruhr bringt.“

Für die noch näher beteiligte Anna von Helmholtz, die der Kaiserin Friedrich persönlich eng verbunden war und liberale Sympathien hatte, wurde die Angelegenheit der Begrüßungsadresse besonders ärgerlich. Am 6. April 1888 schrieb sie ihrer Schwester, sie selbst stehe „alle Tage“ als Initiatorin dieser Adresse „in den Zeitungen“, obgleich sie nur eine von etwa fünfzig Frauen gewesen sei, die eine Unterschriftenliste bei sich ausgelegt hätten. Nach ihrer eigenen Aussage bat sie „etwa zwanzig Damen“ um ihre Unterschrift, wollte aber „im Grunde ... von Anfang an abgeraten“ haben, weil die Sache mehr Aufsehen erregen würde, als der neuen Kaiserin dienlich sei. Wie Hildegard von Spitzemberg entrüstete sich Anna von Helmholtz über das Verhalten der „offiziellen Damen“ sowie auch der „sogenannten preußischen Gesellschaft“. Sowohl Anna von Helmholtz wie Hildegard von Spitzemberg waren Südwestdeutsche. Interessant ist, daß Frau von Helmholtz einen konkreten Befehl Bismarcks oder seiner Beauftragten zur Erklärung des Verhaltens der Ministerfrauen für möglich hielt: „Als die Sache ganz im Gange und der Stein im Rollen war, zogen alle offiziellen Damen ihre Namen zurück, wie es heißt auf höhere Ordre – die sogenannte preußische Gesellschaft dito, weil sie diesen Akt nicht nötig hätte, um ihrem Herrscherhaus ihre Ergebenheit zu beweisen.“ Anna von Helmholtz konnte sich nicht wirklich damit trösten, daß der gebildete Mittelstand, Kunst und Wissenschaft der Kronprinzessin und nunmehrigen Kaiserin verbunden seien. Es wäre eben darauf gekommen, „nach oben und unten die Sache auszudehnen und stieß auf Schwierigkeiten“.

Noch durch eine zweite Angelegenheit, in die Frau von Helmholtz verwickelt und die unmittelbar mit der Geselligkeit in ihrem Hause verknüpft war, entstand der Eindruck, sie sei eine besonders wichtige und maßgebliche Gestalt in der Umgebung der Kaiserin Viktoria. Sowohl englische als auch deutsche Zeitungen berichteten im April 1888 ausführlich, daß der britische Arzt des Kaisers, Dr. Mackenzie, der immer noch in Auseinandersetzungen mit seinen deutschen Kollegen über die Diagnose und Therapie

der Krankheit Kaiser Friedrichs stand, von Anna und Hermann von Helmholtz in einem kleinen, erlesenen Kreis von Gelehrten und Politikern zum Abendessen eingeladen worden sei. Das war in der Tat der Fall gewesen. Aus Mitleid und Pflichtgefühl hatte Anna von Helmholtz einer ausdrücklichen und dringenden Bitte der Kaiserin entsprochen – mit sehr gemischten Gefühlen: „Dann hat die Hohe Frau gefragt, ob wir Mackenzie einladen würden auf ihre Bitte, was natürlich nicht zu umgehen war. So haben wir ihn mit sechs Herren zu Tische gebeten ...“ Mackenzie machte im Hause Helmholtz die persönliche Bekanntschaft mit liberalen Politikern und bedeutenden Berliner Gelehrten wie Ludwig Bamberger, Emil Du Bois-Reymond, Ernst von Leyden und Werner von Siemens. Er nutzte die Einladung seinerseits für eine Pressenotiz, indem er die Einladung und die Namen der anderen Gäste sofort in die Zeitungen setzen ließ. Anna von Helmholtz war davon sehr unangenehm berührt: „Wozu er das ganze Reklamesystem in Bewegung setzt, ist mir verborgen. Das ist so gar nicht englisch. Nun habe ich meine Schuldigkeit gethan und Farbe bekannt der neuen Kaiserin gegenüber.“

Über den Zweck des Unternehmens und des „Reklamesystems“ kann kein Zweifel bestehen. Die Kaiserin versuchte das Ansehen des vielfach angegriffenen Arztes dadurch zu heben, daß sie ihn in einem der bedeutendsten Berliner Häuser und von einem berühmten Wissenschaftler, wie Hermann von Helmholtz es war, zum Abendessen einladen ließ. Dr. Mackenzie bemühte sich seinerseits, möglichst viel aus dieser Chance zu machen. Daß seine Anstrengungen nicht ganz vergebens waren, belegt die Tatsache, daß sich der Politiker Ludwig Bamberger in seinen Tagebuchaufzeichnungen positiv überrascht von dem befehdeten Mediziner zeigte; er spricht dort von der „nationalen Niedertracht und Dummheit gegen Morell Mackenzie und Victoria“.

In der Öffentlichkeit konnte allerdings die Pressenachricht, Mackenzie verkehre bei Helmholtzens, nicht die Kontroverse über die Krankheit des Kaisers eindämmen. Selbst nüchterne Beobachter wurden ständig mit neuen Argumenten, Befürchtungen und Hoffnungen überflutet; in den Berliner Salons bildete der Gesundheitszustand Kaiser Friedrichs ein täglich wiederkehrendes Gesprächsthema. Eine Tagebuchnotiz der Marie von Olfers vom 29. April 1888 berichtet stichwortartig aus dem Salon Babette Meyers (Gräfin Kalckreuth), in dem sich an diesem Abend Bismarcks Schwester Malwine von Arnim-Kröchlendorff, Hedwig Gräfin Brühl, eine Hofdame der Kaiserin Friedrich, und der Unterstaatssekretär Gustav Homeyer zusammengefunden hatten: „Viel vom Kaiser. Heute fast ohne Fieber. Qual aber im ganzen groß. Homeyer bringt ein Zwanzigmarkstück, Bildnis Kai-

ser Friedrichs nach Begas geprägt. Die Kaiserin will noch ein Bild vom Kaiser von Angeli machen lassen. Wird wohl nicht mehr möglich sein. Kaiser zu schwach, wird getragen.“

Die 99 Tage der Regierung Kaiser Friedrichs führten keine größeren politischen Veränderungen herbei. Und als der Kaiser im Juni starb und sein Sohn Wilhelm als Kaiser Wilhelm II. den Thron bestieg, schien Bismarcks Stellung fester als zuvor zu sein. Der neunundzwanzigjährige neue Kaiser hatte ein sehr gespanntes Verhältnis zu seinen Eltern, besonders zu seiner Mutter gehabt. Er distanzierte sich von ihrem Liberalismus und proklamierte seinen Großvater Wilhelm I., den er „den Großen“ nannte, als sein Vorbild. Nach den allgemein als traurig und bedrückend empfundenen Monaten der Regierung Friedrichs III., die von zahllosen kleineren und größeren Konflikten in der kaiserlichen Familie und im publizistischen und politischen Leben Berlins noch zusätzlich belastet worden waren, blickte man nun optimistischer in die Zukunft. Die Hoffnungen der Liberalen auf Kaiser Friedrich waren zwar durch seinen frühen Tod zerschlagen worden, doch Kaiser Wilhelm II. machte zu Beginn seiner Regierungszeit einen guten Eindruck in der Öffentlichkeit. Man sah seinen jugendlichen Übereifer, aber man hoffte, dies würde durch die erfahrenen bewährten Staatsmänner des alten Kaisers, allen voran Bismarck und Moltke, hinreichend ausgeglichen.

Im Herbst 1888 war die Freifrau von Spitzemberg in Stuttgart bei einem der ersten Staatsbesuche des Kaisers zugegen. Die Königin von Württemberg zeigte sich ihr gegenüber sehr angetan von Kaiser Wilhelm II. und trug ihr auf: „Wenn Sie Bismarck sehen, sagen Sie ihm einen Gruß von mir, und ich lasse ihm Glück wünschen zu seinem jungen Kaiser, der für uns alle und Deutschland ein Segen sein wird.“ Mit Bismarck als Reichskanzler seien auch die Gefahren, die in der Jugend des Kaisers lägen, nicht zu fürchten. Diese Bemerkungen der Königin von Württemberg – die vielleicht nicht nur als höfliche Floskel zu werten sind – belegen, daß die Vertrauensstellung der Frau von Spitzemberg, der Witwe des früheren württembergischen Gesandten in Berlin, zum Hause Bismarck allgemein bekannt und anerkannt war. Nachdem Bismarck länger als ein Jahr den jungen Kaiser im Amt erlebt und beobachtet hatte, hielt er seine Position immer noch für sehr fest. Im Dezember 1889 war Frau von Spitzemberg in Friedrichsruh bei Bismarck zu Gast, wo der Kanzler unter vier Augen mit ihr über den Kaiser sprach. Er selbst habe bisher immer noch seine Ansichten durchsetzen können, er bedauere aber schon jetzt seinen Nachfolger, der von vornherein dem Kaiser gegenüber in einer schwächeren Stellung sein würde als er.

Den Sturz Bismarcks im März 1890 erlebte Hildegard von Spitzemberg aus nächster Nähe mit; auch in ihrem Salon verfolgte man die Ereignisse mit Anteilnahme. Bismarck, der für Jahrzehnte immer wieder im Mittelpunkt der politischen Salongespräche gestanden hatte, wurde entlassen. Bei aller subjektiven Parteinahme für ihren alten Freund und den Gründer des Kaiserreiches gab Hildegard von Spitzemberg offen zu, daß auch Bismarcks Verhalten, zum Beispiel die Art, wie er „die Absichten des Kaisers in der Arbeitergesetzgebung im Dunkeln hintertrieb, nachdem er sich hatte fügen müssen“, zur Zuspitzung der Krise beigetragen habe. „Habe ich von jeher darunter gelitten,“ schrieb sie, „daß meinem mächtigen Freund so viel Kleines und Kleinliches anhaftete, so stehe ich tief erschüttert vor der Tatsache, daß an diesem [Kleinlichen] Meister und Werk zugrunde zu gehen drohen!“ Bei der Abreise des Ex-Kanzlers aus Berlin, die nicht nur die Freifrau von Spitzemberg, sondern große Teile der Bevölkerung sehr bewegte, verblaßten die Schwächen des Fürsten Bismarck wieder vor dem Bewußtsein seiner Leistungen.

Bereits am 22. Mai 1890 besuchte Frau von Spitzemberg das Fürstenpaar in Friedrichsruh. Ebenso unzutreffend wie boshaft schrieb Fürst Bülow in seinen *Denkwürdigkeiten*, die Vertraute des Bismarckschen Hauses sei eine der ersten gewesen, die sich nach Bismarcks Sturz von ihm abgewandt hätten. Auf ihre gute Bekanntschaft mit Bismarcks Nachfolger Caprivi (einem Junggesellen) anspielend, meinte Bülow, Frau von Spitzemberg habe den Ehrgeiz gehabt, „Frau Reichskanzler“ zu werden. Diese Darstellung entspricht sicher nicht der Wahrheit. Obgleich Hildegard von Spitzemberg keinen Grund hatte, Caprivi aus dem Wege zu gehen – schließlich hatte dieser ja nicht auf Bismarcks Sturz hingearbeitet –, blieb sie bis zum Tode der Fürstin Johanna von Bismarck (1894) in engem Kontakt mit dem Fürstenpaar.

Wie die Fürstin Marie Radziwill führte auch Hildegard von Spitzemberg ihren politisch orientierten Diplomaten- und Parlamentariersalon in der wilhelminischen Zeit weiter. Die politischen Salons des zweiten Kaiserreiches griffen, wie hier an der Bismarckzeit veranschaulicht worden ist, zwar nicht aktiv in die Politik ein, doch spiegeln sich in ihnen gebündelt sehr wesentliche politische Strömungen und Kontroversen wider. Sicher wurde in den politischen Salons in Berlin nicht nur über Bismarck gesprochen; zwischen 1862 und 1890 wurden auch andere Persönlichkeiten des politischen Lebens und allgemeine Themen der Politik in den Salonunterhaltungen abgehandelt. Doch man kam immer wieder auf die Gestalt Bismarcks zurück, sei es in Bewunderung oder in Opposition. Von den hier bereits genannten Salons der Bismarckzeit, in denen politische Gespräche

eine Rolle spielten, sind freilich die wenigsten ausschließlich oder auch nur vorrangig als „politische Salons“ zu bezeichnen. Die Schwerpunkte der meisten anderen Salons lagen auf kulturellem Gebiet.

Die führenden Berliner Salons im neuen Kaiserreich

Die Salons des „zweiten Rokoko“

Nicht nur im politischen Bereich, auch auf kulturellem Gebiet zeichnete sich um 1860 eine Zäsur ab. Der Tod der letzten alten Damen, die noch vom 18. Jahrhundert geprägt worden waren, in den 1850er Jahren ist bereits erwähnt worden. Zudem starben im folgenden Jahrzehnt die letzten Augenzeugen der ersten Berliner Salons. Alexander von Humboldt, der noch die Anfänge des Salons der Henriette Herz erlebt hatte, starb neunzigjährig 1859. Es war das Geburtsjahr Kaiser Wilhelms II. und zugleich das Todesjahr von Bettine von Arnim (geb. 1785) und Wilhelm Grimm (geb. 1786). Karl August Varnhagen von Ense war bereits 1858 gestorben; 1861 starb Friedrich Carl von Savigny, 1863 starben Jacob Grimm und Sophie Gräfin Schwerin, 1865 starb fünfundachtzigjährig Luise Gräfin Voß, die einst den Major von Schill protegiert hatte. Noch einschneidender als um 1830 fand um 1860 ein Generationswechsel in den Berliner Salons statt. Das hieß nicht, daß nicht einige Salons der 1840er und 1850er Jahre im alten Stil weitergeführt wurden. Auf diese Traditionssalons, die zum Teil noch während der ganzen Bismarckzeit bestanden, wird noch einzugehen sein. In den sechziger Jahren und in den ersten Jahren nach der Reichsgründung entstand jedoch eine neue Reihe von glänzenden Salons der Hof-, Gelehrten- und Künstlerkreise, die sich sowohl von der anspruchslosen Geselligkeit der Salons des Biedermeier und des bürgerlichen Realismus als auch von der in den 1850er Jahren noch vereinzelt anzutreffenden aristokratischen preußischen Geselligkeit alten Stils (Salon der Sophie Gräfin Schwerin) unterschieden.

Berlin entwickelte sich gleichzeitig in eben den 1860er Jahren von einer belebten Residenz zu einer modernen Großstadt, ein Phänomen, das von vielen Memoirenschreibern geschildert und immer um 1860 angesetzt wird. Größere Mobilität durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes, die zunehmende Industrialisierung und der Anstieg der Bevölkerungszahl (von 528 900 im Jahre 1861 auf 1 579 244 Einwohner im Jahre 1890) veränderten den Charakter Berlins. Dazu trug noch bei, daß Berlin 1871 Reichshauptstadt wurde, Sitz des Bundesrates und des Deutschen Reichstags. Der Umwälzungsprozeß vollzog sich nach der Reichsgründung so schnell, daß man um 1900 einerseits bereits den stolzen Anspruch erhob, „Weltstadt“ zu wer-

den, andererseits aber in bezug auf die damit verbundene zunehmende Hektik des Geschäftsbetriebs und die Technisierung über eine fortschreitende „Amerikanisierung“ klagte.

Die Berliner Salons starben im späten 19. Jahrhundert keineswegs aus, sondern nahmen im Gegenteil zahlenmäßig zu, allerdings bei einer ebenfalls und überdies sprunghaft ansteigenden Bevölkerungszahl Berlins. Zwischen 1860 und 1890 gab es 26 „echte“, meist bedeutende Salons. Aus Gründen der Übersichtlichkeit seien sie hier kurz aufgezählt. Es handelt sich um die Salons von Felicie Bernstein, Luise Begas-von Parmentier, Hertha Gräfin Dankelmann, Luise Gräfin von der Gröben, Helene Gräfin Harrach, Anna von Helmholz, Elise Freiin von Hohenhausen (verehelichte Rüdiger), Helene von Hülsen, Marie und Aloisia Kirschner (letztere bekannter unter ihrem Schriftstellernamen „Ossip Schubin“), Fanny Lewald, Elisabeth Menzel, Babette Meyer (spätere Babette Gräfin Kalckreuth), Clara Mundt-Mühlbach, Hedwig von Olfers, Maxe Gräfin Oriola geb. von Arnim, Wanda Gräfin Perponcher, Georgine von Prillwitz, Marie Fürstin Radziwill, Anna vom Rath, Cornelie Richter geb. Meyerbeer, Marie Gräfin Schleinitz (spätere Gräfin Wolkenstein-Trostburg), Leonie Schwabach, Clara Simrock, Henriette Solmar, Hildegard Freifrau von Spitzemberg und Minna von Treskow.

Acht weitere und zum Teil nicht uninteressante gesellige Kreise dieser Zeit sind dem Randbereich des Salons zuzuordnen. Sie gruppierten sich um Minna Meyerbeer (1804-1886; Schwiegertochter Amalie Beers und Mutter Cornelie Richters), um Theodor Fontanes Freundin Mathilde von Rohr (1810-1889), um die musikalische Flora von Pommer-Esche (1812-1900), um Franziska Graef (1824-1893; die Frau des Malers Gustav Graef und Mutter der Salonnaire Sabine Lepsius), um Elise von Delbrück (1840-1826; die Frau des Staatsministers Rudolf von Delbrück), um die Bankiersfrau Ottilie von Hansemann (1840-1919), um die Dichterin und Wagner-Freundin Mathilde Wesendonk (1828-1902) und um die Frauenrechtlerin Hedwig Dohm (1833-1919; Frau von Ernst Dohm vom *Kladderadatsch*).

Die Reichshauptstadt Berlin zog tüchtige und berühmte Gelehrte an, aber auch Künstler und Schriftsteller. Die quantitative Ausdehnung der Berliner „Gesellschaft“ und die damit verbundenen wachsenden zeitlichen und organisatorischen Probleme bei Einladungen und Besuchen konnten fürs erste durch die alte Salon-Regel des „jour fixe“, des festen Empfangstages, der allen Bekannten eines Hauses offenstand, aufgefangen werden. Dabei entstanden zwar nicht immer literarische oder künstlerische Salons, aber die Entstehung von Salons überhaupt wurde begünstigt. Selbst der Begriff des „Salons“ bürgerte sich nun, bezogen sowohl auf die Gegenwart

wie auf die Vergangenheit, allgemein ein – wenn auch nicht als ausschließliche Bezeichnung. Dagegen war in den frühen Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, wie bereits dargestellt worden ist, die Bezeichnung „Salon“ für eine solche Geselligkeit meist vermieden worden.

Die 1860er Jahre bildeten für viele Beobachter die Trennungslinie zwischen den „ästhetischen Tees“ des alten Berlin und dem „Champagner“ der Weltstadt. Man klagte immer häufiger über opulente Soupers und geistige Unterernährung, wie man in der Biedermeierzeit über das entgegengesetzte Extrem der geistreichen Gespräche bei dünnem Tee und dünnen Butterbroten gespottet hatte. Dieses Urteil war zwar nicht völlig aus der Luft gegriffen, aber doch etwas einseitig und von der psychologischen Täuschung über die „gute alte Zeit“ beeinflußt. Die alten Salomniären, wie Hedwig von Olfers oder Fanny Lewald, wurden nach der Zäsur von 1860 als Repräsentantinnen der großen Vergangenheit der Berliner Salons hoch verehrt. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß unter den neu entstehenden Salons der Bismarckzeit wirklich bedeutende Salons waren und daß ein glänzender äußerer Rahmen nicht unbedingt eine Minderung des geistigen Niveaus im Gespräch bedeuten mußte.

Das zweite französische Kaiserreich wird gelegentlich als eine Zeit des „zweiten Rokoko“ bezeichnet; die riesigen Krinolinen der Second Empire-Mode erinnern an die Reifröcke des 18. Jahrhunderts. Auf Luxus und Eleganz wurde wieder sehr viel größerer Wert gelegt als in der Zwischenzeit. Da solche kulturellen Tendenzen aufs Ganze gesehen nur mit zeitlicher Verzögerung von Westen nach Osten wanderten, ist um so bemerkenswerter, daß zum Beispiel Adolph Menzel seine großen Historienbilder des preußischen Rokoko, so das berühmte Flötenkonzert Friedrichs des Großen in Sanssouci, bereits in den 1850er Jahren malte. Vollends seine Illustrationen zu Kuglers *Geschichte Friedrichs des Großen* (1842) reichen noch in den Vormärz und die Zeit der Spätromantik zurück. Bildthema und Stil berührten einander. Sicher sind Menzels Bilder nicht ohne weiteres mit den Gemälden eines Antoine Pesne oder den Kupferstichen eines Daniel Chodowiecki gleichzusetzen. Doch seine glänzende und einfühlsame Interpretation des Rokoko deutet auf eine gewisse „Wahlverwandtschaft“ der beiden Zeitalter hin, also künstlerisch und stilistisch zwischen dem Sensualismus des 18. und dem Impressionismus des 19. Jahrhunderts.

Unmittelbar nach dem Zusammenbruch des französischen Kaiserreiches 1870 (Sturz Napoleons III. im September nach der Schlacht von Sedan) wurde am 18. Januar 1871 das zweite deutsche Kaiserreich im Barockschloß Versailles ausgerufen. Für den neuen deutschen Nationalstaat, das kleindeutsche Reich, begann eine Epoche politischer Bedeutung, wachsen-

den Wohlstands und kulturellen Selbstbewußtseins, wie es das in dieser Kombination in Deutschland seit Jahrhunderten nicht gegeben hatte.

Während die französischen Barock- und Rokokosalons des 17. und 18. Jahrhunderts zugleich Ausdruck eines französischen kulturellen Selbst- und Sendungsbewußtseins gewesen waren, ja indirekt sogar die politische, nicht nur die kulturelle Hegemonialstellung Frankreichs in Europa widerspiegeln, hatte die große Blütezeit deutscher Kultur während der Lebensspanne Goethes (1749-1832) vorwiegend politische und militärische Ohnmacht zum Hintergrund, wenn man von regional oder zeitlich begrenzten Phänomenen wie dem Staat Friedrichs des Großen oder den Befreiungskriegen absieht. Und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation bzw. der Deutsche Bund und insbesondere Preußen waren bei aller geistigen Blüte ökonomisch arm, wenn man die westeuropäischen Länder zum Vergleich nimmt.

Die großen Berliner Salons des deutschen Kaiserreichs nach 1871 waren nun ihrerseits Ausdruck eines politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Selbstbewußtseins, vergleichbar den französischen Salons im 18. Jahrhundert. Der immer noch präsente Einfluß des Historismus förderte das „zweite Rokoko“ in Deutschland, und damit auch in Berlin. Von Adolph Menzels Ikonographie Friedrichs des Großen war schon die Rede. Der Bildhauer Reinhold Begas (1831-1911) schuf Werke im Stil des 18. Jahrhunderts, und viele Berliner Salondamen, vor allem aus den höfischen Kreisen, statten ihre Empfangsräume mit französischen Stilmöbeln des 18. Jahrhunderts, vorwiegend Louis Quinze und Louis Seize, aus.

Die Hypothese eines „zweiten Rokoko“ in der Reichsgründungszeit wird unterstützt durch eine zweite „Aufklärungsbewegung“ seit den späten 1850er Jahren, die sich sowohl in naturwissenschaftlich-technischem Fortschritt als auch im wachsenden Einfluß des Positivismus (und verwandter Schulen) im Bereich der Philosophie und in antikirchlichen Tendenzen (z. B. im Kulturmampf) äußerte. Die entschiedenen Vertreter dieser neuen Aufklärungszeit waren die Liberalen. Für den Berliner Salon des Kaiserreichs sind in diesem Zusammenhang Fanny Lewald und Anna von Helmholtz zu nennen, doch selbst eher konservativ eingestellte Salonnieren, so Hildegard von Spitzemberg und Marie Fürstin Radziwill, sind einer rationalistischen Geistesrichtung zuzuordnen. Einige Salonnieren, zum Beispiel Marie Gräfin Schleinitz und Anna vom Rath, waren in kirchlich-christlichem Sinne völlig areligiös.

Typische Salons des höfischen „zweiten Rokoko“ in Berlin waren die der Fürstin Marie Radziwill, der Marie Gräfin Schleinitz und der „drei Schwestern“: Georgine von Prillwitz, Hertha Gräfin Dankelmann und Wanda Gräfin Perponcher. Der Salon der Fürstin Marie Radziwill, auf

Marie
Fürstin
Radziwill

dessen wichtige politische Aspekte bereits eingegangen worden ist, trug (zumal als französischsprachiger Salon) viele Züge des „zweiten Rokoko“. Die Radziwills bewohnten zunächst noch das alte Radziwillsche Palais in der Berliner Wilhelmstraße, das bereits der Schauplatz des Salons der Fürstin Luise Radziwill (geb. Prinzessin Luise von Preußen) gewesen war, bis das Gebäude 1878 verkauft und zur Reichskanzlei umgestaltet wurde, während die Radziwills zum Pariser Platz Nr. 3 umzogen. Die Fürstin empfing an jedem Abend in der Woche; ihre Bekannten pflegten sie abends noch nach dem Theater oder anderen Veranstaltungen aufzusuchen, und wenn die Fürstin selbst auswärts eingeladen war, beeilte sie sich stets, schnell nach Hause zu kommen, um ihren Salon nicht zu vernachlässigen.

Marie von Bunsen schreibt, die Abende im Salon der Fürstin Radziwill seien zugleich sehr vornehm und von der Bewirtung her sehr einfach gewesen: „Von 9 Uhr an erwartete sie, in helle Seide gekleidet, mit ihren großen Perlen geschmückt, handarbeitend, inmitten der französischen Möbel und Bildnisse des 18. Jahrhunderts [ihre Gäste]. Nach einer halben Stunde reichten die Diener Tee und Gebäck, nach einer Stunde Orangeade, um 11 Uhr verabschiedete man sich.“ Die Gäste des Salons erschienen stets in festlicher Abendkleidung – das war in den meisten weniger eleganten Salons nicht nötig –, sie schätzten die souveräne Eleganz der Gastgeberin und ihre meisterhafte Beherrschung der „causerie“ alten Stils, die mit zahllosen Anekdoten und Aperçus durchsetzt war. An der Tatsache, daß im Salon der Fürstin Radziwill, einer geborenen Castellane, französisch gesprochen wurde, nahm man in der aristokratischen Berliner Gesellschaft keinen Anstoß. Die französische Muttersprache der Fürstin Marie Radziwill war damals immer noch die internationale Sprache der Diplomaten, die im Salon Radziwill besonders zahlreich vertreten waren. Schon eher wurde damals der Kaiserin Augusta, die schließlich keine gebürtige Französin war, ihre Vorliebe für die französische Sprache wie auch ihre Protektion der Katholiken verübt: Sie wurde nie wirklich populär. Auch in manchen großbürgerlichen Salons des Kaiserreichs wurde noch viel französisch konversiert, wenn die Salonnieren, so Felicie Bernstein (1850–1908) oder Aniela Fürstenberg (1856–1915), aus Rußland oder Polen kamen; denn Französisch war dort noch die dominierende Verkehrssprache des Adels und der Gebildeten. Wenn es durch anwesende Gäste erforderlich war, wurde auch sonst immer französisch, gegebenenfalls englisch oder sogar italienisch in den betreffenden Berliner Salons gesprochen; das waren freilich bei der Mehrzahl der Salons Ausnahmesituationen.

Neo-Barock und „zweites Rokoko“ machten sich auch in den Unterhaltungen und Diskussionen im Salon Radziwill geltend. Marie von Bunsen

berichtet zum Beispiel, sie habe sich viel mit der Fürstin über das Zeitalter Ludwigs XIV. unterhalten. Die gemeinsame Bewunderung für die berühmte Salondame und Briefschreiberin Madame de Sévigné (1626-1696), einer Ahnin der Fürstin Marie Radziwill, brachte diese und Marie von Bunsen einander näher. Des weiteren zeigte sich das Traditionsbewußtsein der Fürstin Radziwill darin, daß sie sowohl die Memoiren der Fürstin Luise Radziwill (1770-1836), der Großmutter ihres Mannes, als auch die Briefe ihrer eigenen Großmutter, der Herzogin Dorothea von Dino und Sagan (1793-1862), herausgab.

Während der „große“ oder „alte“ Stil der Fürstin von vielen bewundert wurde, fehlte es doch umgekehrt nicht an kritischen Betrachtungen. Viele – auch französische – Zeitgenossen hielten die Fürstin Marie Radziwill für hochmütig, die meisten für „kühl“ und extrem standesbewußt. Aber den Geist der Fürstin und ihre Kompetenz bei der Verwaltung ihrer Güter und ihres Vermögens bestritt niemand.

Unter den Gästen der Fürstin Marie Radziwill dominierten die Berliner Hofgesellschaft und die Diplomaten. Der französische Botschafter der neuen Dritten Republik in Berlin, Elie Graf Gontaut-Biron, schildert in seinen Erinnerungen, daß im Salon der Fürstin Radziwill neben der hohen Aristokratie und Hofchargen, wie dem Oberzeremonienmeister Wilhelm Graf Redern oder der Palastdame Luise Gräfin Oriola, auch der türkische, der portugiesische und der bayerische Gesandte sowie ein Botschaftsrat der russischen Gesandtschaft, nämlich der Sohn des Ministers Gortschakoff, anzutreffen gewesen seien. Die wichtigsten Angehörigen der deutschen und ausländischen Vertretungen in Berlin zählten zu den Habitués; und in diesem Salon zugelassen zu sein, bedeutete für einen jungen Diplomaten, den Zutritt zur ersten Berliner Gesellschaft zu haben. Selbst der alte Kaiser und, solange es ihre Gesundheit noch erlaubte, die Kaiserin Augusta waren häufig im Salon der Fürstin Radziwill zu Gast. Hier ergab sich für die anderen Habitués eine Möglichkeit, das Herrscherpaar vergleichsweise zwanglos und inoffiziell zu sprechen. Wie die berühmte Opernsängerin Lilli Lehmann (1848-1929) in ihren Memoiren berichtet, fanden jährlich am Vorabend des Geburtstags von Kaiser Wilhelm I. hervorragende musikalische Soiréen im Salon Radziwill statt, zu denen die gesamte kaiserliche Familie zu erscheinen pflegte. Diese kleinen Konzerte scheinen eine Tradition des Salons der Fürstin Luise Radziwill vom Anfang des Jahrhunderts fortzuführen, zumal auch in den Jahrzehnten zwischen beiden Salons, also um die Jahrhundertmitte, im Hause Radziwill großer Wert auf die Pflege der Musik gelegt wurde.

Aber im Salon der Fürstin Marie Radziwill knüpften sich kaum Verbindungen zur zeitgenössischen deutschen Musik, Kunst und Literatur; der

Anteil bürgerlicher Gäste war sehr klein in diesem Salon. Das war im Salon der Marie von Schleinitz anders. Zwar wurde auch dort eine vornehme Geselligkeit gepflegt, aber dieser Salon stand bürgerlichen Talenten offen und wurde von den meisten zeitgenössischen Chronisten als der alle überragende Berliner Salon betrachtet.

Marie von Schleinitz

Marie Freifrau von Schleinitz (seit 1879 Gräfin Schleinitz) wurde 1842 als Marie von Buch in Rom geboren. Ihr früh verstorbener Vater war damals preußischer Gesandter beim Vatikan; ihre Mutter Marie heiratete in zweiter Ehe den Fürsten Hermann von Hatzfeld-Trachenberg. Marie von Buch erhielt eine sehr gute Ausbildung ihrer beachtlichen musikalischen Begabung und wurde eine ausgezeichnete Pianistin. Vor ihrer Heirat hatte sie die Gelegenheit, die Pariser Gesellschaft in längeren Aufenthalten kennenzulernen, was sich später auf den Stil und Geist ihres Salons auswirkte. Am Neujahrstag 1865 heiratete sie den preußischen Minister des Königlichen Hauses Alexander Freiherrn von Schleinitz (1807-1885), und innerhalb kurzer Zeit gelang es ihr, einen der bemerkenswertesten Berliner Salons zu führen. Als *Salonnier* erregte sie nicht nur durch ihre bekannte Feindschaft mit Bismarck Aufsehen, sondern vor allem auch durch ihre damals spektakulär wirkende Verehrung für die Werke Richard Wagners.

Die meisten Urteile über sie sind außerordentlich positiv. Maxe Gräfin Oriola bemerkte, sie sei „eine anmutige Erscheinung mit schönen Augen“ gewesen, zugleich wahrscheinlich die „eleganteste und einflussreichste Frau in der Berliner Gesellschaft“. Selbst die überkritische und anfangs wenig berlinsfreudliche Anna von Helmholtz schätzte sie sofort: „Die einzige elegante Frau, welche ich hier kenne, ist Frau von Schleinitz, die aussieht, wie aus einer anderen Welt.“ Für Anna von Helmholtz kontrastierte die hübsche, phantasievolle Marie von Schleinitz scharf mit dem damals noch nüchternen und sparsamen Berlin. Vierzehn Jahre später schrieb Anna von Helmholtz, immer noch beeindruckt: „Ihr Salon bleibt ein wahres Kunstwerk, ich habe nie etwas Ähnliches von Arrangement und Farbenwirkung gesehen, dabei so brauchbar und behaglich.“ Frau von Schleinitz beherrschte die schwierige oder zumindest selten geübte Kunst, bei der Einrichtung ihres Salons Eleganz, Atmosphäre und praktische Aspekte gleichermaßen zu berücksichtigen. Es gab Ankänge an die Wohnkultur des 18. Jahrhunderts: Himbeerfarbener Damast war vorherrschend, ein erlesenes Teeservice und kostbare Blumenarrangements setzten vornehme Akzente. Das Ambiente und die Geselligkeit waren eng verknüpft, und die Gräfin Oriola stellte sachlich fest, man könne sich „keinen größeren Kontrast denken als die gepflegte, von feinster Kultur und Kunst erfüllte Geselligkeit in den

schönen Räumen des Hausministeriums und die fast spartanische Einfachheit der Bismarckschen Häuslichkeit.“

Die Liebenswürdigkeit des Ehepaars Schleinitz war bekannt. Der französische Botschafter Graf Gontaut-Biron beschrieb den Freiherrn von Schleinitz als vornehm und geistvoll, während er über Marie von Schleinitz sagt, sie sei „durch die Anmut ihres Geistes, ihren Verstand, und ihre musikalischen Talente eine der hervorragenden, wenn nicht die bedeutendste Erscheinung der Berliner Gesellschaft“ gewesen. Sicher trugen die natürliche Grazie und der „französische“ Stil der Mimi von Schleinitz zu dieser anerkennenden Äußerung des Diplomaten bei. Doch selbst solche französischen Gäste, die grundsätzlich zu kritischen Urteilen über die Berliner Geselligkeit neigten, lobten den Salon der Frau von Schleinitz. Unzählige Berliner Persönlichkeiten, bis hin zu Kaiser Wilhelm II., bewunderten sie.

Doch es gab auch abweichende Urteile: Bernhard Fürst Bülow, der sie zu ihren Lebzeiten hofierte, warf ihr posthum Manieriertheit und Eitelkeit vor. Johanna von Bismarck sprach nach Bülows Aussage nur von der „greulichen, unausstehlichen, affektierten Mimi“, während Bismarck selbst sie „widerwärtig“ fand. Bei diesen Bemerkungen standen, wenn sie authentisch sind, sicher Eifersucht und Minderwertigkeitskomplexe Pate. Die Berichte Bülows sind nicht immer zuverlässig, doch auch Marie von Bunsen berichtet, daß man im Hause Bismarck Frau von Schleinitz, die einen hübschen, aber keineswegs kleinen Mund gehabt habe, den „Haifisch“ titulierte. Selbst die nüchterne und kluge Frau von Spitzemberg war nicht ganz frei im Urteil einer solchen „Rivalin“ gegenüber und wunderte sich einmal, daß Marie von Schleinitz auf einer Gesellschaft bei Anna von Helmholtz „etwas weniger geziert und schreiig“ gewesen sei, als sie erwartet habe. Was manche Beobachter als „Affektiertheit“ werteten, war wohl auch Selbstschutz vor dem Zugriff der Welt. Der bedingungslose Wagnerkult der Frau von Schleinitz belegt, daß sie zur Exaltiertheit neigte, andererseits sind der Humor, die Selbstironie und die geselligen Talente „Mimis“ vielfach dokumentiert und durch den Erfolg ihres Salons bestätigt.

Die vielseitigen Interessen der Marie von Schleinitz, die sich keineswegs auf die Musik Wagners beschränkten, trugen erheblich zum Erfolg ihres Salons (seit 1865) bei. Es wurde über Literatur, Kunst und Philosophie gesprochen, und die Sängerin Lilli Lehmann nennt den Salon Schleinitz eine Stätte, „wo philosophiert, musiziert (die Gräfin war eine ausgezeichnete Klaviervirtuosin) und gelacht wurde, wo niemand sich zu langweilen fürchten mußte“. Die Schriftstellerinnen Marie von Bunsen und Helene von Nostitz berichten, wie stark Marie von Schleinitz von Goethes Werken geprägt war: „Goethe war ihr Himmelsstern, ihm hat sie die geistige Vor-

nehmheit verdankt.“ Ferner beschäftigte sie sich auch mit Schopenhauer und, unter dem Einfluß Wagners, mit den Schriften Nietzsches.

Einer der Stammgäste im Salon der Frau von Schleinitz, der Botschafter Joseph Maria von Radowitz (1839–1912), charakterisierte den Salon als den „angenehmsten und *einzigsten*“ Mittelpunkt „für eine ausgewählte Geselligkeit, die alle Eleganz des vornehmen Lebens mit Anregungen auf geistigem und künstlerischem Gebiet zu vereinigen wußte“. Seit dem Berliner Salon der Herzogin Dorothea von Kurland hatte keine der Berliner Salonnieren einen so hohen gesellschaftlichen Rang bei gleichzeitiger Wahrung der offenen Geselligkeit gehabt. Und wie ihre Vorgängerin versuchte Marie von Schleinitz, eine Bresche in die Exklusivität der Berliner Hofgesellschaft zu schlagen und das „*savoir vivre*“ durch das „*savoir*“ (Marie Gougy-François) zu bereichern, also die hohe Aristokratie mit Gelehrten und Künstlern in Kontakt zu bringen. Radowitz zählt als Gäste des Salons Schleinitz neben der Hofgesellschaft und den Diplomaten viele Vertreter der Wissenschaft, Kunst und Musik auf, so Hermann von Helmholtz, Leopold von Ranke, Adolph Menzel, Reinhold Begas, Anton von Werner, Franz Liszt, Richard und Cosima Wagner sowie die berühmten Pianisten Anton Rubinstein und Karl Tausig. Der begeisterte Amateur-Komponist Philipp Graf (später Fürst) zu Eulenburg-Hertefeld (1847–1921) war glücklich, im Salon der Frau von Schleinitz die von ihm gedichteten und vertonten Balladen vortragen zu dürfen. Seiner eigenen, bescheidenen, aber doch recht nachdrücklich geäußerten Meinung nach stellten diese Darbietungen eine der „Attraktionen“ im Salon der Marie von Schleinitz dar; zum mindesten boten sie Abwechslung und Gesprächsstoff. Während berühmte Musiker und Sänger oder auch talentierte Laien im Salon Schleinitz musizierten, bildeten Wissenschaftler und Literaten das Publikum: „.... Helmholtz, Wilbrandt u. a. m. horchten auf die Musik oder wurden durch die unermüdlich mit ihrer Lorgnette herumpendelnde liebenswürdige Wirtin zu einem interessanten Gespräch veranlaßt.“

Nicht nur in der verklärenden Retrospektive der Memoiren ihrer Gäste, sondern auch in der zeitgenössischen Publizistik wurde Marie von Schleinitz der erste Rang unter den Berliner Salonnieren der 1870er und 1880er Jahre zuerkannt. Der Illustrator und Schriftsteller Ludwig Pietsch, der sich als Journalist unter anderem durch seine alljährlichen Schilderungen des Berliner Opernballs einen Namen machte, nahm in der *Illustrierten Frauen-Zeitung* im Jahre 1875 die bekannte Menzel-Zeichnung „Abendgesellschaft im Hause Schleinitz“ zum Anlaß, den Salon der Marie von Schleinitz näher zu schildern. Damals bestand der Salon etwa zehn Jahre; zu den auf der Zeichnung abgebildeten Persönlichkeiten zählten das Kronprinzenpaar, das

Ehepaar Helmholtz und die Maler Heinrich von Angeli und Anton von Werner. In dem Artikel von Ludwig Pietsch wird der Salon Schleinitz in die Tradition der aristokratischen französischen Salons des 17. und 18. Jahrhunderts gestellt und die Wilhelmstraße zwischen den Linden und der Leipziger Straße, wo sich das Hausministerium befand, als eine Art „Faubourg St. Germain“ Berlins bezeichnet. Das Hausministerium selbst gleiche noch den alten französischen Adels-„Hôtels“ „entre cour et jardin“. Ludwig Pietsch befaßt sich in seinem Aufsatz jedoch vor allem mit der gesellschaftlichen Position der Frau von Schleinitz und kommt zu dem Ergebnis, daß sie in der Tat in Berlin „eine ganz eigenthümliche Stellung“ einnehme.

„Mehr und mehr ist sie ... zu einer der meist ‚berühmten Frauen‘ Berlins geworden“, heißt es weiter, und: „Von kaum einer zweiten Dame der Gesellschaft spricht man in Berlin eben so viel und so oft, als von Frau von Schleinitz.“ Vor allem werde ihre „Förderung aller idealen und künstlerischen Interessen“ anerkannt und bewundert. Pietsch würdigt ihre Liebe zur Kunst und zur Musik, die echt und keineswegs nur oberflächlich zur Schau getragen sei, und geht auf ihre Rolle als Protektorin Richard Wagners ein. So erwähnt er zum Beispiel einen großen Bazar im Dezember 1874 zugunsten Bayreuths, zu dem Menzel seine berühmte, oben beschriebene Zeichnung beisteuerte. Das Original derselben wurde schon vorweg für 1000 Taler an den Maler Heinrich von Angeli verkauft, während auf dem Bazar selbst nur noch Photographien von der Zeichnung angeboten wurden. Man näherte sich dem Massenzeitalter. Übrigens war auch die zeichnerisch nicht unbegabte Kronprinzessin Viktoria mit einer eigenhändigen Kreidezeichnung auf dem Bazar vertreten.

Den musikalischen Interessen der Frau von Schleinitz kam die größte Bedeutung zu, solange Richard Wagner noch um Anerkennung kämpfen mußte. Mimi von Schleinitz war eng mit Cosima Wagner (1837-1930) befreundet, und schon früh gehörte ihr ganzer Enthusiasmus der Wagnerschen Musik. Aus dem Jahre 1869 wird von ihr berichtet: „Sie lebt noch am liebsten mit den Meistersingern, spielt ganze Szenen derselben auswendig und läßt sich von [dem Opernsänger] Betz, den sie selbst auf dem Piano begleitet, dessen ganze gemüthvolle Partie vorsingen.“ Es ist aufschlußreich für den weiten Horizont und den musikalischen Sachverstand der Marie von Schleinitz, daß sie offensichtlich an dieser relativ un-ideologischen, „gemütvollen“ und zugleich musikalisch außerordentlich bedeutenden Oper ganz besonders hing. Ihr Übereifer wurde zwar belächelt, doch die bedeutende Wagner-Interpretin Lilli Lehmann schrieb, daß ohne den Idealismus und den Einsatz der Frau von Schleinitz Wagners Durchbruch zum Erfolg sicher nicht so schnell gelungen wäre.

Der Salon Schleinitz wurde zum Mittelpunkt der Berliner Wagnergemeinde, aber Marie von Schleinitz kümmerte sich überdies auch persönlich um die Proben von Wagneropern – die nicht immer unproblematisch abliefen – und warb unermüdlich in den Hofkreisen für die Wagnersche Musik. Einige Notizen aus Cosima Wagners Tagebuch skizzieren diese Bemühungen. Am 9. März 1870 heißt es zum Beispiel: „Brief Ekkert's [des mit Wagners befreundeten bedeutenden Kapellmeisters Karl Eckert (1820–1879)] – die Ministerin Schleinitz bewacht mit Enthusiasmus die Proben der M[eister-]Singer“. Aus dem Sommer 1872 stammt die Eintragung: „Brief von Marie Schl... sie will versuchen, die Prinzessin Margherita [von Italien], die jetzt in Berlin ist, für Bayreuth zu werben.“ Noch einige Jahre später, 1879, hieß Cosima fest, Richard Wagner habe scherzend bemerkt, zwei Kaiser hätten ihn „aus Courtoisie“ unterstützt, nämlich Napoleon III. um der Fürstin Pauline Metternich und Wilhelm [I.] um der Gräfin Marie Schleinitz willen. Die Fürstin Metternich war als Frau des österreichischen Botschafters in Paris während des zweiten französischen Kaiserreichs sehr einflußreich und verehrte wie die Gräfin Schleinitz mit Begeisterung die Musik Wagners. Bereits 1870 hatte Mimi von Schleinitz es mit der Hilfe von Maxe Gräfin Oriola geschafft, König Wilhelm I. zum Besuch der Erstaufführung der *Meistersinger* in Berlin zu bewegen. Obgleich sich der König bzw. Kaiser nicht sonderlich für Wagners Musik erwärmen konnte, wohnte er im Jahre 1876 Marie von Schleinitz zuliebe der Einweihung des Bayreuther Festspielhauses bei.

Obwohl die Gräfin Schleinitz insgesamt sehr erfolgreich für Bayreuth warb, stießen ihre Aktivitäten und gefürchteten Sammlungen für das Festspielhaus bei manchen auf gereizte Ablehnung. Als Richard Wagner im Januar 1873 im Salon Schleinitz seine aufsehenerregende Lesung aus der *Götterdämmerung* hieß, schrieb Hildegard von Spitzemberg in ihr Tagebuch, sie sei mit ihrem Mann der Einladung der Frau von Schleinitz nicht gefolgt, und sie wollten das Bayreuth-Projekt nicht unterstützen. Die Berliner Wagnergemeinde war inzwischen aber groß genug, um den Abend für Richard Wagner zu einem Triumph zu machen. Cosima Wagner schrieb stolz von dem „sehr gewählten Publikum“ der Vorlesung, zu dem „Lepsius, Helmholtz, Delbrück, Moltke“, der „Kronprinz von Württemberg, Prinz Georg [von Preußen], fast sämtliche Gesandte“ sowie viele Damen der ersten Gesellschaft, etwa die Palastdame Luise Gräfin Oriola, gehört hätten.

Die gemischte, von wichtigen Persönlichkeiten besuchte Geselligkeit im Salon Schleinitz ließ sich sehr gut für gelegentliche propagandistische Vorstöße im Sinne Wagners ausnutzen. Cosima notierte am 26. April 1875

während eines Berlinaufenthaltes, sie habe bei einem Diner im Hausministerium von Ernst Dohm (1819-1883), dem Redakteur des *Kladderadatsch*, verlangt, „daß das Blatt für Bayreuth eintrete“. Eine Bekehrung Dohms zur Wagnerschen Musik war damals bereits nicht mehr nötig, da der angeblich völlig unmusikalische Publizist ein Stammgast im Salon der Marie von Schleinitz und ein glühender Wagner-Anhänger war. Auch der Versuch, die Finanzierung des Festspielhauses in Bayreuth durch „Patronatsscheine“ zu stützen, wurde von Frau von Schleinitz tatkräftig gefördert, und noch in der modernen Wagner-Forschung wird sie an der Spitze der „Vertrauenspersonen“ der Familie Wagner genannt. Auch später, während ihrer zweiten Ehe, setzte sich die Gräfin Schleinitz(-Wolkenstein) in St. Petersburg und Paris für die Musik Richard Wagners ein. Doch die größte Bedeutung kommt ihrem Engagement zwischen 1865 und 1885 in Berlin zu, weil damals, vor allem in den ersten Jahren, ihr Einfluß dem sehr umstrittenen und vielfach angefeindeten Richard Wagner außerordentlich zustatten kam.

Nicht nur die Wagnersche Musik wurde im Salon der Frau von Schleinitz gepflegt; viele große Musiker verkehrten hier, und viele Konzerte wurden im Hause Schleinitz vorbereitet. Das Spektrum der musizierenden Gäste reichte von Cosima Wagners Vater Franz Liszt bis zu dem begabten Diplomaten und Pianisten Robert von Keudell. Auch der berühmte Klaviersvirtuose Anton Rubinstein und der Pianist und Dirigent Hans von Bülow (Cosima Wagners erster Ehemann) trafen sich hier – und stritten sich gleich heftig. Marie von Schleinitz mußte häufig schlichtend eingreifen, wenn es bei den temperamentvollen Musikern zu Meinungsverschiedenheiten kam. So auch, als sich im Dezember 1872 Schwierigkeiten bei der Vorbereitung eines Konzertes ergaben, bei dem der berühmte Geiger und langjährige Direktor der Berliner Hochschule für Musik Joseph Joachim (1831-1907) mitwirkte. Joseph Joachim, der sich über vieles im Zusammenhang mit diesem Konzert beklagte, bescheinigte Frau von Schleinitz, bei der die vorbereitende „Konferenz“ stattgefunden hatte, daß sie sich sehr „taktvoll und nett“ benommen habe.

Auch viele Vertreter der bildenden Kunst waren bei Frau von Schleinitz anzutreffen: der Porträtmaler Gustav Richter, der mit einer Tochter Meyerbeers verheiratet war, Ludwig Knaus, Heinrich von Angeli, Anton von Werner und Adolph Menzel, die bereits erwähnt worden sind. Arnold Böcklin fand hier schon früh wohlwollendes Interesse, und Lenbach richtete zeitweise ein „provisorisches Atelier“ im Hausministerium ein, wie Franz Liszt von der Gräfin Schleinitz im April 1880 erfuhr. Er fand es bemerkenswert, daß dort nun mehr als ein Dutzend Bismarckporträts auf-

gestellt waren. Angesichts des gespannten Verhältnisses zwischen den Häusern Bismarck und Schleinitz entbehrt es in der Tat nicht einer gewissen Pikanterie, daß sich damals ausgerechnet im Hausministerium eine kleine „Bismarck-Galerie“ befand.

Fürst und Fürstin Bismarck waren sicherlich nicht traurig, als die Gräfin Schleinitz Berlin im Jahre 1886 verließ. Graf Schleinitz war achtundsiebzigjährig im Februar 1885 gestorben, und im Sommer des folgenden Jahres heiratete die vierundvierzigjährige verwitwete Gräfin Schleinitz den österreichischen Botschafter in Petersburg, Anton Graf Wolkenstein-Trostburg (1832–1913), mit dem sie sich einige Jahre zuvor, als er Botschaftsrat in Berlin gewesen war (1879), angefreundet hatte. In bester Salontradition legte die Gräfin Schleinitz Wert auf platonische Freundschaften und korrespondierte, als Wolkenstein seit 1880 in Wien und Petersburg arbeitete, täglich mit ihm. Die Gräfin Schleinitz bekehrte ihn von seinem extremen Katholizismus zu einem „vergnüglichen Schopenhauerschen Pessimismus“ (Kurt von Reibnitz), interessierte ihn für Wagner und folgte ihm schließlich nach dem Tode ihres ersten Mannes als Ehefrau nach Petersburg und später nach Paris. In der *Illustrirten Frauen-Zeitung* hieß es im Mai 1886: „Die Berliner Kunstmilieus werden das Scheiden der Gräfin [Schleinitz] ... sehr bedauern. Namentlich der Musik erwies sich die Gräfin als eine eifrige Freundin ...“ Die Trennung von Berlin fiel der Gräfin Schleinitz-Wolkenstein schwer. Sie fühlte sich zu sehr als Berlinerin, um nicht bei jeder sich bietenden Gelegenheit dorthin zurückzukehren. Nachdem ihr Mann 1903 in den Ruhestand getreten war, lebte sie im Sommer auf ihrem Schloß Ivano in Südtirol, verbrachte aber mit ihrem Mann in dem ihr noch verbleibenden Lebensjahrzehnt jeden Winter in Berlin.

Der Salon der Gräfin Schleinitz ist vor allem wegen der eleganten Erscheinung der Salonnière und des großzügigen, aristokratischen Rahmens, der an das 18. Jahrhundert erinnert, zu den Salons des „zweiten Rokoko“ in Berlin zu rechnen. Neben diesem anspruchsvollen und einflußreichen Salon gab es jedoch auch Salons des „zweiten Rokoko“, die bloß mondäne Geselligkeit pflegten. Hier wurde, wie in den Salons des 18. Jahrhunderts, viel gespielt und geflirtet. Die Salons der „drei Schwestern“ wurden dafür berühmt und berüchtigt, nicht zuletzt weil sie in einem hyper-kritischen Buch *Hof und Gesellschaft in Berlin* von einem „Graf Paul Vassili“ – hinter dem sich wahrscheinlich Auguste Gérard, ein ehemaliger französischer Vorleser der Kaiserin Augusta, verbarg – ausführlichst geschildert wurden. Das Buch erregte in den 1880er Jahren solches Aufsehen in Berlin, daß sich viele Zeitgenossen in ihren Memoiren dann auch über die „drei Schwestern“ äußerten und sie gegenüber manchen Bemerkungen „Paul Vassili“

verteidigten. Die Schwestern waren drei Gräfinnen Moltke, Töchter eines Oberstallmeisters des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, Georgine (geb. 1835), Hertha (geb. 1838) und Wanda (geb. 1840). In ihrer Jugend waren sie gefeierte Schönheiten; später, während des Kaiserreichs, gründeten sie sehr lebenslustige und glänzende Salons, die dem geselligen Leben der Hofgesellschaft, gewissermaßen der Jeunesse dorée des neugegründeten Kaiserreichs, ein weltstädtisches Flair à la Paris verliehen. Das mag manchen damals tonangebenden Kreisen Berlins noch sehr ungewohnt und fremd, unpassend und wohl sogar unpreußisch erschienen sein und – sehr übertrieben – für Bohème und Halbwelt-Amusement gegolten haben. Das Ganze muß vor dem Hintergrund gesehen werden, daß das Selbstverständnis der Deutschen nach 1871 überraschenderweise sehr unsicher war und das Bemühen, sich selbst zu finden, über Jahrzehnte in einer tiefen Krise steckte. Sedanfeiern und ähnliches waren dabei wenig hilfreich, auf Dauer zu demonstrieren, daß das deutsche Kaiserreich, wirklich zu Recht und von innen her, die Nachfolge des französischen Empire angetreten hatte. – Möglicherweise verfolgten jene Kritiker und Sittenrichter dabei aber auch noch irgendwelche intriganten (politischen oder anderen) Nebenabsichten. Wie dem auch sei, für das kulturelle Leben Berlins waren diese Salons weniger bedeutsam, obwohl die drei Damen musikalisch interessiert waren und junge Talente förderten.

Georgine Gräfin Moltke (1835–1899) war mit dem Kammerherrn Ludwig von Prillwitz, einem illegitimen Sohn des Prinzen August von Preußen (Sohn des Prinzen Ferdinand), verheiratet. Ludwig von Prillwitz zählte, zumindest formell, zu den Gründern des Berliner Panoptikums (Wachsfigurenkabinett). Der Salon der Frau von Prillwitz war zwar kein politischer Salon, doch gehörte er eindeutig ins bismarckfeindliche Lager, da eine Schwester Ludwig von Prillwitz' (die frühverstorbene Elisabeth von Prillwitz) die erste Frau des späteren deutschen Botschafters in Paris, des Grafen Harry Arnim, gewesen war. Nach dem von Bismarck angezettelten Prozeß gegen den Grafen Arnim war man im Salon Prillwitz nicht gut auf den Fürsten Bismarck zu sprechen. Vorrangig galt der Salon als Treffpunkt für die „Berliner Lebewelt“ (Siegfried von Kardorff). Dieser Charakter des Salons wurde von vielen Beobachtern behauptet: „Der Prillwitzsche Salon hatte das Renommée, daß darin nicht immer ein sehr konventioneller Ton herrschte, daß in ihm gejeut [um Geld gespielt] und geflirtet würde.“ Dieser Ruf des Salons führte zu Schutzvorkehrungen des sich stets sehr sittenstreng gebenden damaligen Prinzen Wilhelm: „Wilhelm II. hatte deshalb, sowie er Kommandeur der Garde-Husaren geworden war [1885], nichts Eiligeres zu tun, als seinen Offizieren den Verkehr im Hause Prillwitz und

Georgine von Prillwitz

bei seinen [gemeint: dessen] Verwandten [Dankelmann, Perponcher] zu untersagen“ (Adolf von Wilke).

*Hertha
Gräfin
Dankelmann*

Die mittlere der Schwestern, Hertha (1838–1929), heiratete einen Grafen Dankelmann auf Groß-Peterwitz und trat an Bekanntheit hinter ihre Schwestern zurück. Allerdings war sie eine kultivierte Frau und gehörte zur engeren Wagnergemeinde, die sich regelmäßig in Bayreuth traf.

*Wanda
Gräfin
Perponcher*

Wanda Gräfin Moltke (1840–1911), die jüngste, wurde die Frau eines Regimentskameraden ihres Schwagers Prillwitz. Fritz Graf Perponcher war der Sohn eines ehemaligen niederländischen Gesandten in Berlin, Heinrich Freiherrn (seit 1825 Graf) von Perponcher und der Adelaide, einer geborenen Gräfin Reede (der Tochter der Oberhofmeisterin der Königin Elisabeth von Preußen). Der ältere Bruder des Fritz Grafen Perponcher, Wilhelm, war ein preußischer Diplomat; dessen Frau Antoinette war Oberhofmeisterin der Kaiserin Augusta. Die Familie Perponcher war außerordentlich angesehen. Fritz Graf Perponcher selbst war Gardekürassier und ein Freund des Prinzen Georg von Preußen. 1886 wurde er zum Oberhof- und Hausmarschall Kaiser Wilhelms I. ernannt, später stand er der Haushaltung der Kaiserin Augusta bis zu deren Tode vor. Zwar war die Gräfin Perponcher nicht so skandalumwoben wie ihre älteste Schwester, doch der Ruf des leichtlebigen Salons der Frau von Prillwitz färbte anscheinend auch etwas auf den der Wanda Gräfin Perponcher ab. „Graf Paul Vassili“ beschreibt sie als eine eitle Dame, die lange die Berliner Mode diktiert habe. Jedenfalls war das Verbot Wilhelms II. für die Offiziere seiner Garde-Husaren, nicht im Salon der Frau von Prillwitz zu verkehren und auch die Verwandten dieser Dame zu meiden, ein klarer Affront gegen die einflußreiche Familie Perponcher.

Einzelne bedeutende Habitués der Salons der „drei Schwestern“ in den 1880er Jahren lassen sich kaum feststellen; vor allem verkehrten dort Offiziere, Herren der Hofgesellschaft, Diplomaten und Finanzleute bürgerlicher Herkunft sowie Künstler und Künstlerinnen. Doch auch diese Auflistung scheint mehr auf den Salon der Frau von Prillwitz als auf die Kreise ihrer Schwestern zuzutreffen. Neben aller tatsächlichen und erfundenen Leichtlebigkeit der Schwestern ist ihr aufrichtiges musikalisches Engagement nicht zu bezweifeln. So nahmen sie sich zum Beispiel der später sehr berühmten Opernsängerin Etelka Gerster an, als sie, jung und unbekannt, nach Berlin kam. Lilli Lehmann berichtet, die Damen hätten Etelka Gerster nach einem Auftritt in der Kroll-Oper mit Blumen überschüttet, „wozu sie alle ihre Freunde beisteuern ließen, und Etelka Gerster war ‚gemacht‘.“ Die „drei Schwestern“ müssen zugleich gutmütig und überschwenglich gewesen sein, in ihren Salons war vielleicht schon ein Hauch von „fin de siècle“ spürbar.

Die großbürgerliche Gesellschaft nach 1871

Von den 25 großen Berliner Salons der Jahre 1860 bis 1890 sind die politischen Salons und die höfischen Salons des „zweiten Rokoko“ bereits vorgestellt worden. Die bisher genannten Salonnieren dieser Zeit gehörten alle dem Adel oder sogar dem Hochadel an; zwei der wichtigsten Salonnieren des zweiten Kaiserreichs, Anna (von) Helmholtz und Anna vom Rath, waren jedoch bürgerlicher Herkunft und wurden erst in mittleren oder vorgerückten Jahren in den Adelsstand erhoben.

Anna von Helmholtz (1834-1899), die Frau des berühmten Physikers Hermann von Helmholtz (1821-1894), nahm mit ihrem Berliner Salon eine wichtige Stellung zwischen den höfischen und den bürgerlichen Salons im Berlin des Kaiserreichs ein: Das Ansehen ihres Mannes öffnete ihr sofort alle Kreise Berlins, und im Jahre 1883 wurde sie mit ihrem Mann geadelt. Während man in den Hofkreisen jener Zeit Salons des „zweiten Rokoko“ ausfindig machen kann, muß man den Salon der Anna von Helmholtz einer neuen „Aufklärung“ zuordnen. Das naturwissenschaftliche Genie des Hermann von Helmholtz, die engen Verbindungen der Familie Helmholtz mit liberalen Parlamentariern – Anna von Helmholtz war eine Tochter des bekannten württembergischen Staatsrechters und Politikers Robert (von) Mohl (1799-1875) – und das Engagement der Hausherrin für soziale Bestrebungen und eine verbesserte Frauenbildung rechtfertigen es, den Salon Helmholtz als „aufgeklärten“, liberalen Salon zu bezeichnen. Zusammen mit dem Salon der Gräfin Schleinitz, allerdings ohne diesen an Eleganz und Bedeutung ganz zu erreichen, stand der Helmholtzsche Salon an der Spitze der Berliner Salons nach 1871.

*Anna von
Helmholtz*

Wie die Gräfin Schleinitz hatte auch Anna von Helmholtz ihren gesellschaftlichen Schliff in Paris erhalten. 1852/53 war sie dort als junges Mädchen zu Gast bei ihrem Onkel, dem Orientalisten Julius Mohl, und seiner Frau Mary (geb. Clarke; 1793-1883). Die aus Schottland stammende, aber seit ihrer Kindheit in Paris lebende Madame Mohl zählt zu den großen Pariser Salonnieren des 19. Jahrhunderts; sie war mit Juliette Récamier befreundet gewesen, und in ihrem Salon verkehrten bedeutende Literaten und Politiker, wie Victor Cousin, Prosper Mérimée, Alexis de Tocqueville und Adolphe Thiers. Durch gelegentlich anwesende Gäste, wie Leopold von Ranke, Florence Nightingale oder die Schriftstellerin Elizabeth Gaskell, gewann ihr Salon auch internationale Bedeutung.

1861 heiratete Anna von Mohl den durch seine Forschungen auf dem Gebiet der Optik schon berühmten Hermann Helmholtz, der zunächst an der Universität Heidelberg tätig war. Bereits damals bemühte sich die klu-

ge, gewandte und auch ein bißchen ehrgeizige Anna Helmholtz, eine anspruchsvolle Geselligkeit nach dem Vorbild des Salons ihrer Tante aufzubauen. Als Helmholtz schließlich im Jahre 1871 nach Berlin berufen wurde, führte das fast zwangsläufig zu einer Geselligkeit in größerem Rahmen. Die Hauptstadt des neuen Kaiserreichs gefiel Anna Helmholtz zunächst überhaupt nicht. Dennoch fand sie schnell Anschluß an die Berliner Gesellschaft, verkehrte gern im Salon der Mimi von Schleinitz und entschloß sich, wohl aus Gründen der Zeitökonomie, selbst einen „jour fixe“ einzuführen: „Wir haben uns einen Abend in der Woche fest gesetzt, an dem wir zu Hause sind und haben bisher immer zehn bis zwölf Leute gehabt, ohne unsere Einladungen sehr auszudehnen“, schrieb sie im November 1871 an ihren Vater. „Es ist die bequemste Art für vernünftige Menschen, die sich mit einer Tasse Tee und etlichen Butterbroten begnügen.“ An den üblichen Berliner Gelehrtengesellschaften kritisierte sie die „Unsitte“, ausgedehnte Soupers zu halten. Sie deutete dies (ohne auf weitere Ursachen, wie z. B. das Bedürfnis nach Repräsentation des Wohlstandes einzugehen) als Anzeichen für gesellige Unbeholfenheit, die zur Sicherung und Abstützung stets eines Eßtisches bedürfe.

Die etwas voreingenommene Befürchtung der selbstbewußtesten Anna Helmholtz, ein Salon in den Kreisen des Berliner Bildungsbürgertums würde sich nicht schaffen lassen, erwies sich allerdings als falsch. Wenige Monate später, im März 1872, existierte bereits ein Salon Helmholtz, in dem nicht nur Gelehrte, sondern auch Maler, Musiker, Schriftsteller und Angehörige der Hofgesellschaft verkehrten. Anna Helmholtz schrieb ihrer Mutter: „Wir hatten am Dienstag eine Masse Menschen – da sie aber nichts essen, ist es ganz egal ob viele oder wenige da sind. Professor Adolf Menzel und [der Maler] Passini kamen und bewunderten mein Porträt von Füssli ganz ungemein ... Frau Joachim [die Sängerin Amalie Joachim] sang uns ganz herrliche Lieder – die Familie von Olfers, Mendelssohns, der Mat[h]ematiker Borchardt und noch Viele andere waren gekommen, so daß diese Art von Geselligkeit doch hier durchzuführen ist. Es wechselt sehr, aber es sind immer interessante Leute, Fanny Lewald-Stahr und Frau von Schleinitz, [der Ägyptologe] Lepsius und [der amerikanische Botschafter und Historiker] Bancroft.“

Viele der erwähnten Namen spielten eine zentrale Rolle in der Berliner Salongesellschaft oder hatten früher eine wichtige Rolle gespielt; sie belegen, daß Anna Helmholtz von den anderen Salonnieren und ihren Gästekreisen sofort anerkannt worden war.

Als Robert von Mohl zur ersten Reichstagssession als Abgeordneter nach Berlin kam und bei seiner Tochter Quartier nahm, konnte er voller Stolz feststellen, daß die Soiréen in ihrem Hause von einem namhaften Publikum

besucht wurden: von den Historikern Ranke, Mommsen und Pertz, von mehreren Staatssekretären, von dem Theologen und Philosophen Eduard Zeller und anderen Gelehrten, von der Gräfin Reventlow (der Erzieherin der kronprinzlichen Kinder), von Malern, Musikern, Offizieren und durchreisenden Ausländern. Marie von Olfers, die wie ihre Freundin Maxe Gräfin Oriola gern im Hause Helmholtz zu Gast war, berichtete im November 1872 von einer außerordentlich anregenden Unterhaltung zwischen Hermann Helmholtz und Fanny Lewald über David Friedrich Strauß (1808-1874), der durch sein kritisches Buch *Das Leben Jesu* (1835) berühmt geworden war und soeben sein Buch *Der alte und der neue Glaube* (1872) publiziert hatte. Belustigt bezeichnete die gläubige Marie von Olfers diesen Theologen als das „*enfant terrible* der freidenkerischen Clique“, das von allen verleugnet werde. Außerdem neckte sie Fanny Lewald damit, daß sie, trotz ihres aufgeklärten und freidenkerischen Standpunktes, ein abergläubisches „unberufen“ hinzugefügt habe, als von der erträglichen Gesundheit ihres Mannes die Rede war. Hermann Helmholtz versuchte diplomatisch, das verfängliche Thema über Gott und Unsterblichkeit zu relativieren, indem er zugab, „wissenschaftlich könne niemand beweisen, daß nach dem Tode alles aufhöre“. In engerem Kreis äußerte er allerdings bei anderer Gelegenheit, er könne nicht recht an eine persönliche Fortexistenz nach dem Tode glauben. Die „aufgeklärte“ Komponente des Salons Helmholtz äußerte sich also auch in Vorbehalten gegenüber den Offenbarungsreligionen.

Natürlich verkehrten sehr viele Naturwissenschaftler im Salon Helmholtz, darunter so bedeutende Persönlichkeiten wie Emil du Bois-Reymond (1818-1896) und Max Planck (1858-1947). Von den liberalen Politikern, die hier anzutreffen waren, etwa Ludwig Bamberger, Franz Freiherr von Roggenbach, Georg von Bunsen und Rudolf Virchow, sind einige bereits erwähnt worden. Die Gäste aus den Bereichen der bildenden Kunst und der Musik überschnitten sich weitgehend mit denen im Salon Schleinitz; wie ihre Freundin Mimi von Schleinitz engagierte sich Anna von Helmholtz auch in der Berliner Wagnergemeinde. Durch den hohen Anteil der Gelehrten im Salon Helmholtz und durch die praktischen reformerischen Bestrebungen der Hausherrin erhielt dieser Salon jedoch einen eigenen, unverwechselbaren Charakter. Daß im späten 19. Jahrhundert die Gelehrten, nun vor allem auch die Naturwissenschaftler, in den Salons eine große Rolle spielen, ist nicht nur auf ihr wachsendes Ansehen, sondern auch auf ihre größere Anzahl zurückzuführen.

Anna von Helmholtz bemühte sich sowohl um eine Verbesserung des Bildungswesens für Mädchen als auch um eine Förderung des Krankenpflegewesens und insbesondere der Krankenpflegerinnenausbildung.

Auf beiden Gebieten traf sie sich mit den Aktivitäten der Kronprinzessin Viktoria; sie kamen sich durch ihre gemeinsamen Interessen näher und stimmten auch in ihrer Bewunderung für Florence Nightingale und deren Bestrebungen überein. An den von der Kronprinzessin ins Leben gerufenen Stiftungen des Viktoria-Lyzeums und des Viktoria-Studienhauses für Krankenschwestern nahm Anna von Helmholtz tätigen Anteil. Auch der bürgerlichen Frauenbewegung stand sie nicht fern, obgleich sie niemals öffentlich darin hervortrat. Anna von Helmholtz war im übrigen die erste Berliner Salonnier, die sich für längere Zeit in den Dienst gemeinnütziger Institutionen stellte; sie gehörte verschiedenen Vorstandsgremien an. Das war ein Anzeichen für die zunehmende Institutionalisierung in allen Bereichen der Gesellschaft. Auf längere Sicht sollte diese Entwicklung den Niedergang der Salons beschleunigen. Den spontanen geselligen Funktionen des Salons erwuchs eine Konkurrenz in spezialisierten Formen von Geselligkeit und Kommunikationsmöglichkeiten in zweckgebundenen und meist auch juristisch definierten Vereinigungen und Komitees aller Art.

Anna von Helmholtz war trotz ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihrer Bildung und ihres bedeutenden sozialen Engagements nicht allgemein beliebt. Man bewunderte und respektierte sie, es blieb jedoch eine Distanz. Marie von Bunsen, die Anna von Helmholtz wirklich schätzte, vermutete, es sei ihr übelgenommen worden, daß sie sich als „grande dame“ und hochgebildete Salonnier über das Leitbild der bescheidenen, zurückhaltenden Professorenfrau hinweggesetzt habe. In der Tat betrachtete Anna von Helmholtz ihre Kreise des höheren Bildungsbürgertums als „Geistesaristokratie“ und strebte ehrgeizig um jeden Preis hochkarätige Geselligkeit an.

Es ist nicht verwunderlich, daß ihr eine solche Haltung gelegentlich als Arroganz ausgelegt wurde. „Ich habe mich mein Leben lang gegen ein niedriges Niveau im Umgang gewehrt, und wo es nicht octroyirt ward, es mir auch ferne gehalten“, bekannte Anna von Helmholtz. „Gute Lebensformen und einen geistigen Inhalt, der nach irgend einer Richtung hin mir überlegen oder doch interessant ist, habe ich als erstes Erforderniss zum Verkehr stets empfunden. Hierin *darf* man nicht bescheiden sein, wenn man nicht in der Mittelsorte untergehen will.“ Diese Zielsetzung war zwar mutig und ehrlich, führte jedoch bei Anna von Helmholtz auch zu einer gewissen Überspanntheit, Verkrampfung und Pedanterie. Während einer Amerikareise wurde das Ehepaar Helmholtz sehr freundlich von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Stephen Grover Cleveland (1837-1908), empfangen – doch Anna von Helmholtz konnte in einem Brief die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die „bürgerliche Formlosigkeit“ im Weißen Haus ganz entschieden übertrieben werde. Andererseits hatte Anna von

Helmholtz das Talent, charmant zu improvisieren, wenn es darauf ankam. In solchen Situationen wirkte sie viel liebenswürdiger und zeigte sogar Humor. Nach einer durchgefallenen Opernraufführung in Berlin (Musik und Text von Helmholtzens guten Bekannten Anton Rubinstein und Julius Rodenberg) setzte ein unerwartet großer Ansturm auf ihren Salon ein. Es wurde sehr lange geredet und kritisiert, und schließlich hatte das hungrige Opernpublikum alle Vorräte der Speisekammer aufgegessen. Anna von Helmholtz entdeckte wenigstens noch ein großes Schwarzbrot, das sie, nebst Messer, mit großer Geste auf den Tisch legte und zum Verzehr anbot.

Mit den meisten Berliner Salonnieren pflegte Anna von Helmholtz ein freundliches Verhältnis: Besonders häufig war sie im Salon Schleinitz anzutreffen, sie verkehrte aber auch bei Olfers', bei Maxe Gräfin Oriola, mit deren Schwägerin Luise Gräfin Oriola sie befreundet war, bei Hildegard von Spitzemberg, Anna vom Rath und anderen. Bemerkenswert ist ferner, daß besonders die Berliner Salonnieren der nächsten Generation, die Anna von Helmholtz noch kennenlernten, sehr viel von ihr hielten: vielleicht ein Zeichen dafür, daß Anna von Helmholtz bereits viele „moderne“ Züge aufwies und vor allem in der Frauenbildungsbewegung geschätzt wurde.

Die Salons der Marie Gräfin Schleinitz und der Anna von Helmholtz waren die bedeutendsten Berliner Salons des Kaiserreichs, vor allem, was den gesellschaftlichen Einfluß, die Zahl bedeutender Gäste und auch den geistigen und gesellschaftlichen Rang der Habitués anging. Musik und Kunst bildeten Schwerpunkte des Salons Schleinitz; der Salon der Anna von Helmholtz trug daneben die Züge eines Gelehrtensalons. Dabei entwickelte sich keine Rivalität zwischen den beiden Damen. Sie waren in ihrer Veranlagung zu unterschiedlich, ja in gewisser Weise ergänzten sie sich. Ihre gesellschaftlichen Ausgangspositionen waren völlig verschieden: Mimi von Schleinitz gelang es schon in sehr jungen Jahren, ihrem Salon eine führende Position in der Berliner Hofgesellschaft zu geben, während die um acht Jahre ältere Anna von Helmholtz schon fast vierzig war, als sie nach Berlin kam und sich schnell mit ihrem Salon an der Spitze des akademischen Bildungsbürgertums fand.

Die Gräfin Schleinitz war hübsch, phantasievoll und künstlerisch begabt; unter anderem entwickelte sie auch eine Passion für die brillante, harmonische Innenausstattung von Räumen. Noch als alte Dame war sie eine elegante Erscheinung und schwärzte für silbergrauen Brokat und Seidenkleider mit echten Spitzen. Der Schönheitssinn der Frau Helmholtz war ebenfalls ausgeprägt, aber weniger individuell und zugleich mit einem starken Hang zu Ordnung und Symmetrie verbunden. Während die Gräfin Schleinitz-Wolkenstein stets für jünger gehalten wurde, als sie war, wirkte

Anna von Helmholtz älter. Auf ihrem Porträt von Füssli sehen Frisur und Kleid streng und puritanisch aus. Die impulsive Mimi Gräfin Schleinitz-Wolkenstein war „aus einem Guß“, die rationalistischere Anna von Helmholtz hingegen hatte mit „zwei Seelen“ in ihrer Brust zu kämpfen. Zur Selbstironie aber waren beide fähig. Anna von Helmholtz kannte ihre Neigung, „auf dem Kothurn“ zu gehen, selbst sehr gut, und die Gräfin Schleinitz-Wolkenstein nahm gelassen und humorvoll hin, daß man sie ihres Wagner-Fanatismus, ihrer Schopenhauer-Manie oder anderer „fixer Ideen“ wegen belächelte oder sogar auslachte. Beide waren in der Tiefe ihres Wesens tolerant.

Die Freundschaft der beiden Damen schuf das Bündnis eines adeligen mit einem bürgerlichen Salon – Helmholtzens wurden zwar auch geadelt, dafür rückte aber das Ehepaar Schleinitz in den Grafenstand auf. Anna von Helmholtz konnte als Frau eines berühmten Gelehrten bereits vor ihrer Erhebung in den Adelsstand (Verdienstadel!) in den höchsten Kreisen der Reichshauptstadt verkehren. Daß beide Salons in engem Kontakt mit dem Kronprinzenpaar und den Liberalen standen, kann als Symptom gelten für den Versuch einer „inneren Reichsgründung“ auf gesellschaftlichem Gebiet: Es wurde eine Verbindung zwischen der kultivierten Geburtsaristokratie und der wissenschaftlichen Geistesaristokratie unter liberalen Vorzeichen angestrebt. Die Salons waren ein geeignetes Medium für dieses Programm; denn es ist wesentlich für die ganze abendländische Salontradition, daß Geist und Gesellschaft – Geist, Macht und Reichtum sich dort zusammenfanden. Auch in Berlin hatte es, vor allem um 1800 und in den 1840er Jahren, solche Tendenzen gegeben, und diese Jahrzehnte waren Blütezeiten der Salons gewesen.

Die nationale, wirtschaftliche und kulturelle Integration der deutschen Staatenwelt in das neue Deutsche Reich gelang, die zeitweilige „Reichsverdrossenheit“ der Jahre nach dem Gründerkrach verschwand in der wilhelminischen Zeit, aber zu einer politischen Liberalisierung kam es nicht. Durch Kulturkampf und Sozialistengesetz war das innenpolitische Klima sogar rauher geworden. Die Zersplitterung des politischen Liberalismus und der frühe Tod Kaiser Friedrichs zerstörten viele Hoffnungen der Liberalen, während die sozialen Konflikte fortbestanden und sich verschärften. Natürlich konnten die Salons an dieser Entwicklung nichts ändern, da sie selbst nur Barometer der zeitgeschichtlichen Entwicklung waren und fast ausschließlich nur auf geselligem und kulturellem Gebiet als Integrationsfaktoren wirken konnten.

Außer der Hofgesellschaft und dem Bildungsbürgertum ist gerade für diese (aber nicht nur für diese) Jahrzehnte noch das Finanzbürgertum als

gesellschaftlich einflußreiche Gruppe zu nennen. Seit der zunehmenden Industrialisierung, verstärkt durch den Boom der Gründerzeit, entwickelten sich auch Handel und Bankwesen immer mehr. Das Zusammenwirken zwischen Bismarck und dem später geadelten Bankier Samuel Bleichröder, vor allem in den der Reichsgründung vorausgehenden Kriegen, ist symptomatisch für den Aufschwung des preußisch-deutschen Finanzgewerbes. Aber vom politischen Einfluß zur gesellschaftlichen Anerkennung war selbst für den Baron Bleichröder, der glänzende und aufwendige Feste gab, noch ein großer Schritt. Für ihn kam allerdings in Anbetracht eines neu erwachenden Antisemitismus erschwerend hinzu, daß er Jude war.

Die ersten großen Salons von Bankiersfrauen der zweiten Jahrhunderthälfte entstanden in den 1870er und 1880er Jahren. Der Begriff des „Finanzsalons“ ist allerdings noch problematischer als der des politischen Salons: Er bezeichnet in erster Linie die Herkunft und den gesellschaftlichen Standort der Salonnières. Stets war ein glänzender äußerer Rahmen der Geselligkeit gegeben. Inhaltlich waren diese Salons – in denen immer auch viele Bankiers und Industrielle verkehrten – teils politische, teils bildungsbürgerliche Salons, Diplomatensalons usf. Schon früher hatten Bankiersfrauen eine hervorragende Rolle als Salonnières gespielt, so vor allem Sara Levy (1761–1854) und Amalie Beer (1767–1854). Ihre Salons hatten die Schwerpunkte auf literarischem und musikalischem Gebiet gehabt. Die neuen „Finanzsalons“ waren weniger ausgeprägte literarische Salons, dafür verkehrten hier um so mehr Künstler, Gelehrte und Diplomaten. Führend waren die Salons von Leonie Schwabach und Anna vom Rath sowie die salonartige Geselligkeit der Ottilie von Hansemann.

Ottolie von Hansemann (geb. von Kusserow; 1840–1919) hatte 1860 Adolph Hansemann (1826–1903) geheiratet, den Sohn des bekannten liberalen Politikers der Revolutionszeit um 1848. Adolph Hansemann war Chef der Berliner Disconto-Gesellschaft und wurde 1872 in den Adelsstand erhoben. Seine kluge Frau Ottolie führte seit etwa 1870 ein großes Haus. Sie war eine Bismarck-Verehrerin und engagierte sich, ähnlich wie Anna von Helmholtz, für Frauenbildung, für das Viktoria Lyzeum und das Victoria-Studienhaus.

Einen bemerkenswerten „Finanzsalon“, der sich über zwei Generationen hielt und über vorzügliche gesellschaftliche und politische Verbindungen verfügte, gründete Leonie Schwabach (geb. Kayzler; 1842–1913), die mit dem Bankier Julius Leopold Schwabach (1831–1898) verheiratet war. Ihr Mann war zunächst als Mitinhaber in der Firma Bleichröder tätig, später wurde er deren Chef, und anders als Bleichröders wurden Schwabachs in der Berliner Gesellschaft geschätzt. Dazu trug sicher bei, daß sie nicht mit

Ottolie von
Hansemann

Leonie
Schwabach

auffallend üppiger Gastlichkeit auftrumpften – eine Neigung, von der Bleichröders nicht ganz freizusprechen waren. Schwabachs verfielen nicht in diesen typischen Fehler vieler „Neureicher“ der Gründerzeit, sondern waren zurückhaltend und vornehm. Lamar Cecil nennt in seiner Albert Ballin-Biographie die Salons der Damen Schwabach und Fürstenberg in einem Atemzug mit der pompösen Geselligkeit, wie sie viele reiche Juden geübt hätten, tut Leonie Schwabach und Aniela Fürstenberg – auf die später noch einzugehen sein wird – damit aber Unrecht. In ihren Salons waren die Gespräche zwischen Politikern, Beamten, Wirtschaftsleuten, Diplomaten und Künstlern meist bemerkenswerter als die – freilich ausgezeichnete – Bewirtung. Leonie Schwabach hatte in der Gesellschaft von Brüssel ihre geselligen Talente ausgebildet, war ganz „grande dame“ und verstand es auch, sich in der Hofgesellschaft mit Sicherheit und Eleganz zu bewegen. Jahrzehntelang, seit den 1870er Jahren, führte Leonie Schwabach einen großen Salon am Wilhelmplatz, und in einem Handbuch der Berliner Gesellschaft aus dem Jahre 1905 wird sie unter die großen Mäzene der Hauptstadt eingereiht. Für ihre Stellung im Salonleben Berlins ist aufschlußreich, daß sie sowohl mit der Fürstin Marie Radziwill als auch mit der Vertrauten Friedrich von Holsteins, Helene von Lebbin, und durch diese wiederum mit Hildegard von Spitzemberg befreundet war.

Anna
vom Rath

Zu den großen Salons des Finanzbürgertums zählte auch der Salon der Anna vom Rath (1839–1918), über den bereits im Zusammenhang mit den liberalen politischen Salons gesprochen wurde. Ihr Mann Adolf vom Rath (1832–1907) gehörte zu den Gründern der Deutschen Bank. Beide stammten aus dem rheinländischen Patriziat und zogen erst in mittleren Jahren (1880) nach Berlin, wo es Anna vom Rath gelang, einen Salon zu gründen, der bis zum Ersten Weltkrieg Bestand hatte. Schon vor der Jahrhundertwende (1898) rangierte ihr Salon in einem offiziösen Pracht-Bildband über die Berliner Hofgesellschaft unter den führenden Salons, die „Centren des Kunstlebens“ gebildet hätten.

Allerdings galt Anna vom Rath vielfach als „enfant terrible“ der Berliner Salongesellschaft. Anders als etwa Leonie Schwabach wurde sie oft gehässig als neureiche, ehrgeizige Bankiersfrau dargestellt, als Snob, der Fürsten und Berühmtheiten mit erstklassigen Diners anlockte. Gewiß konnte sich Anna vom Rath für die hohe Aristokratie und die Angehörigen regierender Häuser begeistern, und als die vom Raths 1901 in den Adelsstand erhoben wurden, ging Frau vom Raths großer Wunsch nach uneingeschränkter Hoffähigkeit in Erfüllung. Böse Zungen sprachen von Anna vom Rath als von der „Erlkönigin“; denn sie habe „den Hof mit Müh' und Not“ erreicht. Es ist jedoch zu unterstreichen, daß Anna vom Rath keine

Gestalt wie „Frau Jenny Treibel“ in Theodor Fontanes Roman war, sondern offen, von großer Herzensgüte und hilfreich für viele.

Das Bild der Anna vom Rath ist in manchen Beschreibungen bis zur Karikatur verzerrt, so etwa bei dem Gesellschaftschronisten Kurt von Reibnitz, der in seiner Schilderung Anna vom Rath unter anderem als juwelenbehängte Dame auf einem der teuersten Plätze in der Oper in Erscheinung treten läßt, wie sie energisch und begeistert, mal zu schnell und mal zu langsam, in einer Partitur blättert. In einigen Kreisen der Berliner Gesellschaft wartete man geradezu auf jeden Faux-Pas, den Anna vom Rath, sei es aus Naivität oder Zerstreutheit, beging: Aber nicht alle der von ihr berichteten Anekdoten sind wahr. Dabei waren wohl auch Neid und Mißgunst ihrer Herkunft wegen im Spiel; im übrigen trug der Berliner Klatsch auch eine geheime Sehnsucht nach „Originalen“ mit sich herum. In ihrer Gutmütigkeit, ihrer naiven und ungenierten Redeweise ähnelte die Rheinländerin gelegentlich „klassischen“ Berliner Originalen wie der Madame Dutitre (1748-1827) oder dem alten General Wrangel (1784-1877).

Anna vom Rath war keineswegs dumm oder ungebildet; sie war impressionabel und für Musik, Kunst und Literatur zu begeistern, mag sie auch ihre literarische und ästhetische Urteilsfähigkeit weit überschätzt haben. Ihre Neigung zur Überschwelligkeit war nicht nur Pose, sondern entsprach ihrem Wesen. Dabei hatte sie – das entschuldigt einiges – ein sehr schlechtes Gedächtnis, und ihre Vergeßlichkeit nahm im Alter zu. Doch eben die Tatsache, daß in ihrem gesellschaftlichen Auftreten nicht alles im Lot war, nicht ganz selbstverständlich und überzeugend kam, sondern ambitioniert, affektioniert und manieriert wirkte, gab Anlaß für die bösen Bemerkungen ihrer Kritiker. Im Salon der Frau vom Rath spiegelte sich auch ein Stück „innere Reichsgründung“ auf gesellschaftlichem Gebiet wider: Das Ehepaar vom Rath zog von Köln nach Berlin und wirkte dort mit, die neue Reichshauptstadt aus der preußischen „Provinzialität“ herauszuheben und dem glänzenden größeren Rahmen eines Kaiserreichs anzupassen. Kurz nach der Reichsgründung war scharfen Beobachtern in Berlin vor allem an älteren und alten Leuten große persönliche Einfachheit und Anspruchslosigkeit aufgefallen. In den folgenden Jahren wurde Berlin als ganzes zunehmend luxuriöser. Selbst bürgerliche Salons wiesen in den 1870er und 1880er Jahren neo-barocke Züge auf: Anna vom Rath ließ ihr Haus üppig mit Gemälden und Fresken von Lenbach, Böcklin und Paul Meyerheim ausschmücken. Später bezeichnete Helene von Nostitz den Salon der Anna vom Rath als einen Salon im „Makartschen Stil“ – was von ihr keineswegs als Lob aufzufassen ist –, sie bescheinigte dem Haus aber auch, ein „Sammelplatz für Gelehrte und Künstler“ gewesen zu sein. Übri-

gens belegt die Tatsache, daß außerordentlich gute Beziehungen zwischen dem noch halb romantischen Olfersschen Salon und dem Salon der Anna vom Rath bestanden, die Möglichkeit einer erfolgreichen Symbiose alt-preußischer Salons mit denen der Kaiserstadt Berlin.

Bei aller Hinneigung zum Geburtsadel wollte Anna vom Rath doch auch die Geistesaristokratie in ihrem Salon vertreten wissen, ähnlich wie ihr Royalismus nie ganz ihre liberale Herkunft und Gesinnung vergessen ließ. Marie von Bunsen urteilt: „Richtig hatte sie ... eingesehen, daß die aristokratische Welt, daß der Gotha nicht genügt, daß Berühmtheiten den Stempel geben. Sie erkannte auch, daß die geistigen Spitzen Freunde des Hauses werden müßten. Dieses hat sie erreicht ...“ Der linksliberale Historiker Theodor Mommsen (1817-1903), der Philosoph Wilhelm Dilthey (1833-1911), die Germanisten Erich Schmidt (1853-1913) und Andreas Heusler (1865-1940) sowie viele andere „fühlten sich bei ihr wohl, und sie wußte sie zu nehmen“. Das Spektrum des Gästekreises dieses Salons war sehr groß: Aus der Naturwissenschaft verkehrten zum Beispiel Helmholzens, aus der Kunstgeschichte Hugo von Tschudi und Heinrich Wölfflin, aus der Wagnergemeinde die Gräfin Schleinitz-Wolkenstein, Mathilde Wesendonk sowie Cosima Wagner selbst bei Anna vom Rath. Während einerseits der neo-klassische Dichter Ernst von Wildenbruch (1845-1909) hier seine Werke las – er soll zudem über sechzig Gedichte an die Hausherrin gerichtet haben –, protegierte Anna vom Rath später auch Gerhart Hauptmann (1862-1946) und saß bei dem großen Festbankett zur Feier seines 50. Geburtstages im Hotel Esplanade an seiner Seite.

Cosima Wagner, die sicher nicht anspruchslos in ihren Vorstellungen von guter Geselligkeit war, schrieb um die Jahrhundertwende (in einem anscheinend undatierten Brief, vor 1909) an die Gräfin Schleinitz-Wolkenstein über einen Berlinbesuch: „Der Abend vereinigte uns mit einigen Freunden bei Frau vom Rath. Es ging sehr gemütlich zu, und an Tschudi, Wölfflin, Wildenbruch hatten wir angenehmen Verkehr ...“ Ihr Urteil über den Salon ihrer Parteigängerin wird auch in einem Brief aus dem Jahre 1893 an Hugo von Tschudi (1851-1911) deutlich. Sie weist es weit von sich, dem Freund Vorschriften für seinen Berlinaufenthalt zu machen und ihn etwa in eine Wohltätigkeitsveranstaltung zu schicken. Nur „zu Richard Strauss, Tod und Verklärung“, damals noch neu, aus dem Jahre 1891, „oder zum Olymp der Frau vom Rat[h]“ verpflichtete sie ihn zu gehen. Daß Cosima Wagner den Salon der Anna vom Rath als „Olymp“ bezeichnet, ist wohl nicht nur als scherzhafte Metapher für diesen Treffpunkt der Berliner Kunst- und Geistesheroen zu verstehen, sondern hat vielleicht einen realen Bezug zu dem Deckengemälde von Paul Meyerheim „Ein Morgen im Olymp“,

das einen der Säle im Hause vom Rath schmückte. Die Wahl dieses Bildthemas dürfte kein Zufall gewesen sein und den im Salon erscheinenden „Olympiern“ geschmeichelt haben.

Nicht nur die Salonabende, auch die formellen Diners bei Anna vom Rath waren gut gemischt: „Bei einer ihrer regelrechten Tischgesellschaften traf man etwa ein Herzogspaar, ein Botschafterpaar, drei Exzellenzenpaare, einen namhaften Gelehrten, einige Künstler“ sowie Vertreter des literarischen Berlin, wie Marie von Bunsen berichtet. In dem perfekten äußeren Ablauf der Abende, in der Tatsache, daß jeder Gast, gleich welchen Ranges, hier für ihn interessante Bekanntschaften machen konnte, und schließlich in dem Vergnügen, das Frau vom Rath selbst an ihrer Geselligkeit hatte, welches anscheinend ansteckend wirkte, lagen die Erfolgsgesheimnisse dieses Salons.

Anna vom Rath hielt sich stets – trotz ihres schlechten Gedächtnisses – über Gesellschaftliches, über Musik und über Neuerscheinungen in der Literatur auf dem laufenden. Für die moderne Literatur entwickelte sie freilich nicht viel Verständnis; auch Gerhart Hauptmann war ihr anfangs suspekt. Die Werke ihrer Bekannten (Marie von Olfers, Ernst von Wildenbruch, Richard Voß usf., später auch Gerhart Hauptmann) lagen ihr sehr am Herzen – vor allem aus freundschaftlichen Motiven. Cosima Wagner übertrieb sicherlich, wenn sie einmal äußerte, es gebe kein Buch, das Anna vom Rath nicht kenne oder besitze. Aber es ist doch bezeichnend, daß diese als Vorstandsdame des Viktoria-Studienhauses zur Einrichtung nicht wie andere Damen Lampen oder Möbelstücke stiftete, sondern den Grundstock einer Bibliothek. Des weiteren war Anna vom Rath an der Gründung einer kleinen Lesegesellschaft beteiligt. Außer dem Ehepaar vom Rath – Annas ruhiger, zurückhaltender Ehemann schloß sich von den Unternehmungen seiner Frau nicht aus – gehörten diesem Zirkel unter anderen Wilhelm Dilthey, Erich Schmidt, Ernst von Wildenbruch und Richard Voß mit ihren Frauen sowie Hedwig und Marie von Olfers an. Die Tendenz, daß Salonnières-Ehepaare gemeinsam etwas unternahmen und gemeinsam andere Salons besuchten, kam auch in den frühen Berliner Salons vor (Henriette und Marcus Herz, Fürstin Luise Radziwill mit ihrem Ehemann Fürst Anton, Elisabeth und Friedrich August von Staegemann usw.). Doch insgesamt scheint dem Ehepaar in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine größere Rolle in der Salongesellschaft zuteil geworden zu sein. Auch die Habitués eines Salons nahmen nun häufiger als früher ihre Ehepartner mit. Richard Voß berichtet über den Lesezirkel, der die engeren Habitués des Olfersschen und des Rathschen Salons verband: „Jedes männliche Mitglied brachte für diese Abende, die von Haus zu Haus wechselten, irgendeine

literarische Kuriosität mit, die er vortrug und worüber dann disputiert wurde. Man las nichts Eigenes und jeder setzte seine Ehre darein, etwas ganz Besonderes aufzustöbern.“ Hier – wie auch in den Salons selbst – scheint die Rekreation zunehmend das Ziel der Steigerung der Kreativität abgelöst zu haben. Der Salon bzw. die Lesegesellschaft rückte aus dem aktiven Bezug zur Literatur, der früher häufig gegeben war, in den rein rezeptiven Literaturkonsum hinüber.

Da sich der Charakter des Rathschen Salons im Laufe der Jahrzehnte nicht wesentlich veränderte, kann an dieser Stelle gleich die Zeit bis 1914 mit einbezogen werden. Frau vom Rath stand, wie bereits angedeutet, in ihrem literarischen Geschmack eher den Werken Ernst von Wildenbruchs nahe als denen der modernen Dichter der Jahrhundertwende. Dennoch hielt sie mit unverbrüchlicher Unterstützung zu ihren alten und neuen literarischen Bekannten. Durch Cosima Wagner war sie auf Gerhart Hauptmann (1867–1946) aufmerksam geworden; sie lud ihn ein und protegierte ihn fortan, obwohl sie, wie Marie von Bunsen mit einiger Wahrscheinlichkeit vermutete, nie etwas von ihm las. Die Uraufführung von *Gabriel Schillings Flucht* im Jahre 1912 fand am gleichen Abend statt wie einer der beliebten und gut besuchten Vorträge des Theologen Adolf von Harnack (1851–1930), der ebenfalls im Salon Anna vom Raths verkehrte. Frau vom Rath erzählte Marie von Bunsen: „Gestern ging ich zur Erstaufführung meines Freundes Hauptmann ... Harnack brauchte mich nicht, er hat ein festes Publikum. Bei Hauptmann ist es anders, da war es *sehr* gut, daß doch jemand, wie ich, dabei war.“

Auch mit ihrer überschwenglichen Begeisterungsfähigkeit tat sie oft ein gutes Werk, indem sie enttäuschten Dichtern menschlich wohltat. So gelang es ihr zum Beispiel, nach der Aufführung seiner sehr schwachen Dichtung *Im Weimarer Park* zugunsten der Schillerstiftung den am Boden zerstörten Ernst von Wildenbruch wieder aufzurichten, der das offensichtliche Desinteresse des Publikums nicht verstand. Anna vom Rath eilte ihm entgegen und rief, wie es ihre Art war: „Geliebter Freund, das ist eine herrliche Dichtung! Nicht Goethe, nicht Schiller hätten das gekonnt!“ Ernst von Wildenbruch wehrte zwar ab und wußte, daß das so nicht stimmte, doch er fühlte sich getröstet.

Anna vom Rath engagierte sich auch im musikalischen Bereich. Sie war ein prominentes Mitglied der Berliner Wagnergemeinde und förderte großzügig die Bayreuther Festspiele. Daneben machte sie ihren Einfluß auch für begabte junge Musiker geltend; sie half zum Beispiel der damals noch völlig unbekannten, später sehr berühmten amerikanischen Opernsängerin Geraldine Farrar (1882–1967), in Berlin den Anfang einer großen Karriere zu

machen. Noch viele Jahre später erinnerte sich die Sängerin dankbar an die gütige alte Dame, zu deren besonderen Schützlingen sie gehört habe. Geraldine Farrar schrieb über den Salon der Frau vom Rath, er sei einer der wichtigsten und angenehmsten in Berlin gewesen. Hier traf die junge Sängerin auch den bedeutenden Gesangspädagogen Graziani, der sie ein Jahr lang mit großem Erfolg unterrichtete. Dem direkten oder indirekten Einfluß der Anna vom Rath verdankte Geraldine Farrar, daß sie im Frühjahr 1901 dem Grafen Hochberg, der damals Intendant der Königlichen Oper war, vorsingen durfte. Das Konzert, bei dem der Intendant zuhören wollte, sollte ursprünglich an einem Abend im Ballsaal des Hauses vom Rath stattfinden, doch unvorhersehbare Terminschwierigkeiten des Grafen Hochberg machten eine Vorverlegung um einige Stunden erforderlich. Damit die junge Sängerin bereits am hellen Nachmittag in ihrem neuen, speziell für diesen Anlaß ausgesuchten Abendkleid erscheinen konnte, war Frau vom Rath so entgegenkommend, die Fensterläden schließen zu lassen und für Kerzenlicht zu sorgen. Viele der Gäste flüsterten zwar über die „überspannte Amerikanerin“, doch das Konzert wurde mit Begeisterung aufgenommen. Geraldine Farrar durfte nochmals mit Orchesterbegleitung im Opernhaus vorsingen, machte erneut einen sehr guten Eindruck und erhielt einen günstigen Dreijahresvertrag.

Der Salon der Anna vom Rath war aus dem Berlin des Kaiserreichs nicht wegzudenken: Über dreißig Jahre lang, von 1880 bis 1914, fühlten sich dort die Hofgesellschaft, Politiker, Gelehrte, Künstler und Schriftsteller wohl. Das Bild der Gastgeberin gewinnt bei unvoreingenommener Betrachtung, vor allem, wenn man neben ihren kleinen Lächerlichkeiten ihre großen liebenswerten Eigenschaften, vor allem ihre Menschlichkeit und Güte, wertet. Auch die respektheischenden Leistungen der Frau vom Rath im karitativen und sozialen Bereich – sie war unter anderem die Gründerin der ersten Berliner Krankenküche – machen ihr Ehre. So bleibt das Fazit, daß Anna vom Rath in ihren Bemühungen auf gesellschaftlichem und philanthropischem Gebiet Hervorragendes schuf, das zudem ihren persönlichen Stempel trug. Die Schwächen der Frau vom Rath waren hingegen nicht untypisch für viele Frauen der bürgerlichen Oberschicht des Kaiserreiches.

Tradition und Avantgarde in den Berliner Salons 1860 bis 1890

Die Teerunden der großen alten Damen

In Berlin gab es bis in die 1890er Jahre hinein noch eine Reihe von Salons, deren Gastgeberinnen das „alte Berlin“ repräsentierten, die noch vor 1815 geboren und jedenfalls bei der Reichsgründung schon um die sechzig Jahre

oder älter waren. Diese Damen hatten zwar die Anfänge des Berliner Salons nicht mehr bewußt erlebt, kannten aber noch die biedermeierlichen und vormärzlichen geselligen Kreise Berlins. Zahlenmäßig machten diese Salons nur ein Fünftel unter den 25 großen Berliner Salons der Jahre 1860 bis 1890 aus, doch diese Salonnieren erfreuten sich eines besonderen Ansehens in Berlin. Es waren Henriette Solmar (geb. 1794), Hedwig von Olfers (geb. 1799), Fanny Lewald (geb. 1811), Elise von Hohenhausen (verehelichte Rüdiger; geb. 1812) und Clara Mundt-Mühlbach (geb. 1814). Alle fünf kannten sich untereinander seit Jahrzehnten, und die meisten von ihnen standen in engen geselligen Beziehungen zueinander. Clara Mundt-Mühlbach starb als jüngste von ihnen bereits im Jahre 1873, und Henriette Solmar mußte seit den 1870er Jahren aus Krankheitsgründen ihre Geselligkeit auf einen engen Kreis beschränken und schließlich ganz aufgeben. Die anderen drei führten ihre Salons bis gegen das Ende des Jahrhunderts weiter.

Hedwig
von Olfers

Hedwig von Olfers stand bis zu ihrem Tode im Jahre 1891 im Mittelpunkt des Salons, den sie gemeinsam mit ihrer unverheirateten Tochter Marie führte; sie präsidierte noch einem „guten alten Teetisch“, wie es – bereits aus Respekt vor dem längst verflossenen Biedermeier – hieß. Nach dem Tode Ignaz von Olfers' im Jahre 1872 durften Hedwig und Marie von Olfers in der Dienstwohnung des Generaldirektors der Museen bleiben, bis die Häuser in der Cantianstraße 4-5 abgerissen wurden. Dann zogen sie 1877 von der Museumsinsel fort in den später so genannten „alten Westen“ Berlins, in die Margarethenstraße 7 (nicht weit von der heutigen Neuen Nationalgalerie). Im gleichen Hause wohnte bereits die jüngste Tochter der Hedwig von Olfers, die verwitwete Geheimräatin Abeken, und wenig später zog auch die älteste Tochter Hedwigs, die ebenfalls verwitwete Nina Gräfin Yorck, in eine freiwerdende Wohnung ein, so daß Hedwig von Olfers im Alter ihren Teetisch wieder gemeinsam mit allen ihren Töchtern führen konnte. Der Portier des Hauses informierte die Olfersschen Gäste bei ihrer Ankunft, ob die Teerunde an diesem Abend bei der alten „Exzellenz“, bei der Gräfin Yorck oder bei der Geheimräatin Abeken stattfand. Der Kreis um Hedwig von Olfers war zwar zahlenmäßig etwas kleiner geworden, aber er war lebhaft und anregend geblieben. Viele andere Salonnieren verkehrten im Olfersschen Salon: Hedwig von Olfers war als Seniorin der aktiven Salonnieren im Kaiserreich eine ehrwürdige Gestalt.

Aus der Freundschaft Hedwig von Olfers' (1799-1891) mit der inzwischen verstorbenen Diplomatenfrau und Salonnière Ernestine von Wildenbruch (1805-1858) ergab sich fast zwangsläufig die Förderung ihres dichten Sohnes Ernst von Wildenbruch (1845-1909) im Olfersschen Salon. An seinem Ringen um Anerkennung in den siebziger Jahren hatte dieser

Salon nicht unerheblichen Anteil. Freilich war es für Hedwig von Olfers und ihre Tochter Marie nicht immer leicht, ihre Gäste für den noch unbekannten Dichter zu interessieren. Marie von Olfers schrieb im Dezember 1873: „Morgen liest Erne hier ein großes Heldenepos vor: Die Schlacht von Vionville. Es ist ordentlich schwer, Zuhörer dafür zu finden. Die armen Dichter – sie müssen wirklich, wenn sie ihre Lieder unter das Publikum bringen wollen, mit dem Leierkasten gehen.“ Einige Monate später konnte Marie von Olfers allerdings ihrer Schwägerin Angèle berichten, daß Wildenbruch sein Gedicht vor dem Kaiser, vor Moltke und der Hofgesellschaft vorgelesen und Beifall geerntet habe. Seine Trauerspiele, die Ernst von Wildenbruch gleichfalls im Olfersschen Salon vorlas, fanden zunächst auch nur mäßigen Anklang: „Einige kommen gern dazu“, meinte Marie von Olfers, „andere ungern, noch andere, wenn's bald vorbei ist.“

Der Durchbruch gelang Ernst von Wildenbruch im Jahre 1881 mit dem Drama *Die Karolinger*. Das Stück errang große Anerkennung, und plötzlich wurden auch seine früher für unaufführbar erklärten Dramen von den Theatern angenommen. Die Olfers-Damen waren in Hochstimmung, und Marie von Olfers konnte erklären: „Erne hat ... jetzt nichts als Lorbeeren für alle seine Dornen, die ihm wurden, und ich, die seine verkannten Musenkinder geschützt und geliebt, stehe groß da und freue mich doppelt.“ Zwei Jahre später, als Wildenbruch seine Novelle *Die Danaide* im Olfersschen Salon vorlas, war er bereits so bekannt, daß sich der russische Botschafter Geheimrat von Saburow, der den Dichter unbedingt kennenlernen wollte, anmeldete. Ein weiterer großer Erfolg wurde das Drama *Die Quitzows*, das von der Frühzeit der Hohenzollern in Brandenburg und dem widerspenstigen einheimischen Adel handelte; am Tage nach der Premiere wurde dieses Ereignis ausgiebig im Olfersschen Salon gefeiert.

Daß Wildenbruch besonders häufig im Salon der Hedwig von Olfers verkehrte, hatte vielleicht auch einen Grund in seiner Liebe zur Vergangenheit, welche die greise Hedwig von Olfers leibhaftig vorstellte: sie konnte sich zum Beispiel noch an Königin Luise, an Heinrich von Kleist und an Goethe erinnern. „Tochter der herrlichen Zeit“ nannte Wildenbruch Hedwig von Olfers in einem pathetischen Gedicht, das er ihr zu ihrem 91. Geburtstag aus Weimar schickte.

Ein weiterer Schützling des Olfersschen Salons war der Dichter und Schriftsteller Richard Voß (1851-1918), der sich später bewundernd über die „geniale“ Hedwig von Olfers äußerte. Der Olferssche Salon sei ein „Sammelplatz vornehmster Geselligkeit“ gewesen: „Diese unvergeßlichen Olfersschen Teeabende! An einem runden Tisch vor dem altmodischen Sofa saß die alte Exzellenz, Hedwig von Olfers, das jugendlich rosige Ge-

sicht von einer hellfarbigen Haube ehrwürdig umrahmt. Und diese alte Freundin war Führerin und milde Beherrcherin der Geister, die sich um sie versammelten ...“ Wie Wildenbruch schätzte Voß den Salon Olfers als ein Relikt des „guten alten Berlin“; Frau von Olfers selbst sei von den Erlebnissen ihrer Jugend, also der Zeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts, „wie von einer Gloriole umstrahlt“ gewesen. Die historische Retrospektive, stark durchsetzt von rein emotionaler „Nostalgie“, wurde sowohl bei Wildenbruch und Voß als auch bei anderen zur Weltanschauung und Ersatzreligion. Hedwig von Olfers war für sie zugleich Augenzeugin und Sibylle. Der Historismus in den Salons hatte hier einen seiner Höhepunkte.

Nüchternere, weniger überschwengliche Würdigungen der alten Hedwig von Olfers fallen ebenso positiv aus wie diese Huldigungen. Der Literaturhistoriker Erich Schmidt (1853–1913), ein Habitué des Olfersschen Salons, schrieb über Hedwig von Olfers: „Ihr Gespräch kannte keinen Klatsch und keine bequemen, abgegriffenen Zeitungsurteile; immer von Grazie leicht getragen, durch die ‚wundervolle Befriedigung unseres geistigen Bedürfnisses, Neues zu erfahren‘, rückwärts und vorwärts beflügelt, ohne jede falsche Bildung und Prüderie, von einem unbeirrbaren Takt gesteuert, aus dem Vollen geschöpft, improvisatorisch, mit leichten Sprüngen, manchen verschwiegenen, ja plötzlichen Übergängen, bestimmt, auch schalkhaft überraschend, nie lehrhaft.“ Der Schriftsteller Paul Lindenberg zählt außer Erich Schmidt noch zahlreiche weitere Gelehrte als Gäste des Olfersschen Salons auf: Theodor Mommsen, Ernst Curtius, Wilhelm Scherer und Herman Grimm. Er berichtet eine Anekdote, die im Salon der Hedwig von Olfers ihren Ursprung gehabt habe: Herman Grimm, dessen Werke auch in Amerika viel gelesen wurden, erzählte eines Tages erfreut, er habe einen Brief mit der Post erhalten, der nur die Adresse: „Grimm, Europa“ getragen habe. Theodor Mommsen kommentierte nur boshaft: „In Amerika scheint man nicht zu wissen, daß Jakob Grimm schon lange tot ist!“

Ein Stiefsohn von Hedwigs Tochter Nina war der Philosoph Paul Graf Yorck von Wartenburg (1835–1897; Freund Wilhelm Diltheys), der oft den Olfersschen Salon besuchte. Ein Sohn Ninas, also ein Enkel Hedwig von Olfers', war der Militärschriftsteller und Historiker Max Graf Yorck von Wartenburg (1850–1900), der im Jahre 1900 als Generalstabschef des Grafen Waldersee während der China-Expedition nach dem Boxer-Aufstand durch einen Unglücksfall starb. Er war der Verfasser der einst sehr viel gelesenen *Weltgeschichte in Umrissen*. Beide brachten zusätzliche Anregungen in den Olfersschen Salon. Paul Graf Yorck las zum Beispiel Anfang 1886 dort die kurz zuvor erschienene Novelle von Theodor Storm *Ein Fest auf Haderslevhuus* vor.

Mit dem zunehmenden Alter ihrer Mutter trat Marie von Olfers in der Geselligkeit stärker hervor, doch blieb Hedwig von Olfers bis zu ihrem Tode der eigentliche Mittelpunkt des Salons. Kurz nach ihrem 92. Geburtstag hieß es im Juni 1891 in der *Illustrirten Frauen-Zeitung* über Hedwig von Olfers, sie sei die älteste Dame der Berliner Hofgesellschaft. „Mit ihrem Namen wird das Berlin des dritten und vierten Friedrich Wilhelm, das alte unpolitische ‚ästhetische‘ Berlin wieder lebendig.“ Ein halbes Jahr später, am 11. Dezember 1891, starb Hedwig von Olfers. Anna von Helmholtz schrieb einige Tage danach an ihre Schwester: „Morgen wird die alte Frau von Olfers und ihre 92 Jahre begraben ... mit ihr geht ein Stück – vielleicht das letzte des alten literarischen Berlin zu Grabe, das noch die Zeit der Romantik mitmachte. Sie war die Heldin des Müller Liedes – jetzt die ‚schöne Müllerin‘ – die wir mit Schuberts Melodien immer besingen und war die liebenswürdigste, hübscheste, geliebteste aller alten Damen. Zierlich wie Tante [d. h. Mary Mohl geb. Clarke], etwas taub, gar nicht blind, stets zur Conversation bereit, ein anmutiges Stückchen Weiblichkeit vergangener Zeiten und Erscheinungen. Sie lebte gern bis zuletzt inmitten vollster Geistesfrische.“

Literaturgeschichte und preußische Geschichte waren in der Persönlichkeit der alten Dame anmutig repräsentiert gewesen. Die Großherzogin Luise von Baden (1838–1923), Tochter Kaiser Wilhelms I., schrieb in ihrem Beileidstelegramm an Marie von Olfers, wahrscheinlich sei mit Hedwig von Olfers der letzte Mensch gestorben, der die Königin Luise (1776–1810) noch persönlich gekannt habe. In den Zeitungen wurden zahlreiche Nachrufe veröffentlicht, und drei Monate nach ihrem Tode erschien Frau von Olfers – nach ihrem Porträt von Gustav Richter – auf dem Titelblatt der *Illustrirten Frauen-Zeitung*, in der eine Rezension ihrer soeben publizierten Gedichte von Erich Schmidt abgedruckt war. Hedwig von Olfers’ Gedichte, die im Manuskript bereits die Prinzessin Elisa Radziwill begeistert hatten, wurden noch an der Schwelle zum 20. Jahrhundert als individuell, „schlicht und gemüthvoll“ gelobt. Aus Anlaß des Erscheinens ihres Gedichtbandes wurde die Persönlichkeit der Frau von Olfers auch in der großen überregionalen *Allgemeinen Zeitung* gewürdigt; der Journalist Moritz Necker urteilte: „Sie war Dichterin nicht weniger im Gespräch, in der Lebensführung und Haltung, als am Schreibtisch.“ Der enge Zusammenhang zwischen dem klassischen Bildungsideal der Goethezeit und der Lebenshaltung einer „klassischen“ Berliner Salonnière wurde betont: „Sie hatte nur den Trieb, die eigene Persönlichkeit zu läutern und zu bilden. Dadurch bezeugte sie so recht, daß sie ein Kind der Goethe’schen Generation war.“ Der Salon der Hedwig von Olfers sei „der vornehmste, seinem inneren Werthe nach, von ganz Berlin“ gewesen.

Fanny Lewald

Fanny Lewald (1811-1889), eine andere „große alte Dame“ des Berliner Salons, die bereits drei Jahre vor Hedwig von Olfers gestorben war, hatte in den letzten Jahrzehnten viel im Olfersschen Salon verkehrt. Marie von Olfers berichtete 1882: „Gestern abend war bei uns ein wahres Redeturnier zwischen Exzellenz Hülsen und Frau Stahr, sie hätten für zehn genug gehabt. Sie erzählten beide höchst dramatisch und liebenswürdig.“ Die Schriftstellerin und Witwe des Königlichen Theaterintendanten Helene von Hülsen (geb. Gräfin Haeseler; 1829-1892), die etwas konventionell und fromm war, fühlte sich im Salon Olfers genauso wohl wie die Freidenkerin, ehemalige Demokratin und engagierte Vorkämpferin der Frauenemanzipation Fanny Lewald.

Nach dem Tode Adolf Stahrs im Jahre 1876 schränkte Fanny Lewald ihre eigene Geselligkeit stark ein, sah aber immer noch im kleinen Kreis bedeutende Persönlichkeiten des literarischen Lebens bei sich. Hübsche Billets, teilweise im Duodezformat oder noch kleiner, sind erhalten, mit denen sie in ihrer zierlichen, gestochen scharfen Handschrift Literaten wie Victor von Hehn, Paul Lindau oder Friedrich Spielhagen zu einer Tasse Tee und interessanten Freunden einlud. So heißt es zum Beispiel in einem Briefchen an den Kulturhistoriker Victor von Hehn (1813-1890): „Wollen Sie mir ein Vergnügen machen, so trinken Sie morgen, Freitag Abend, am engsten Theetisch mit mir u. Fr. Helmholtz Thee“ (22. April 1880). Andere Einladungen nehmen darauf Bezug, daß ihr Freund, der berühmte Zoologe Anton Dohrn (1840-1909; Begründer und Leiter der Meeresbiologischen Forschungsstation Neapel), gern Victor von Hehns Bekanntschaft machen würde oder daß der Präsident des Reichsgerichts, Eduard Simson, anwesend sein werde. Fanny Lewald sorgte dafür, daß ihre Bekannten aus ganz Deutschland oder aus dem Ausland, wenn sie bei ihr zu Gast waren, die Persönlichkeiten des literarischen Berlin kennenlernen könnten. Als Fanny Lewald 1884 ihren Umzug aus der Matthäikirchstraße in die Bendlerstraße vorbereitete, sah sie etwas wehmütig auf das Vierteljahrhundert zurück, das sie in ihrer alten Wohnung verbracht hatte; sie dachte an die vielen Gäste („soviel Hunderte von Menschen“), die dort „in schönem Verkehr“ mit ihr und ihrem inzwischen verstorbenen Mann gelebt hatten.

Die junge Schriftstellerin Emma Vely (1848-1934) lernte Fanny Lewald im Jahre 1882 näher kennen und urteilte über die alte Dame: „Ein ganzer, völlig abgeklärter, aber auch sehr selbstbewußter Mensch trat mir in dieser bedeutenden Frau entgegen.“ Wie Hedwig von Olfers sah Fanny Lewald Bildung und Humanität als zentrale Ziele menschlichen Strebens an, doch Fanny Lewald verband dies mit publizistischem Engagement auf gesellschaftlichem Gebiet. Es machte sich bemerkbar, daß Fanny Lewald mehr

als ein Jahrzehnt jünger als Hedwig von Olfers war, die Aufbruchsstimmung des Vormärz mit ihren emanzipatorischen Gedanken teilnehmend erlebt und die Revolution von 1848 als Fortschritt begrüßt hatte. Seit den späten 1860er Jahren zog sich die ehemalige Demokratin Fanny Lewald auf einen nationalliberalen Standpunkt, der ihrem Pragmatismus entsprach, zurück, nahm aber am öffentlichen Geschehen weiter regen Anteil und setzte sich für kleine, aber durchdachte Verbesserungen im öffentlichen Leben Berlins ein. Ihrem Vorschlag war es zu verdanken, daß die Berliner Museen nun auch an Sonn- und Feiertagen geöffnet wurden, damit der arbeitenden Bevölkerung der Besuch erleichtert wurde. Ferner regte sie die Umwandlung der Sodawasserbuden in Tee- und Kaffeestände zum Aufwärmen in den Wintermonaten und die Gründung von Vereinen zur Förderung der Berufstätigkeit von Frauen an.

Fanny Lewalds Engagement für Frauenbildung und Frauenberufsausbildung, unter anderem in ihren bedeutenden Schriften *Osterbriefe für die Frauen* (1863) und *Für und wider die Frauen* (2., ergänzte Auflage, 1875), sichert ihr einen Platz in der Geschichte der Emanzipation der Frau. Sie befürwortete alles, was der bildungsfähigen und wirtschaftlichen Gleichstellung der Frau dienen konnte; sie setzte sich für eine angemessene Berufsausbildung und Bezahlung der Frauen ein, für eine Öffnung der akademischen Berufe, für politische Bildung und politische Rechte der Frauen. Die Frage der Frauenbildung war für sie die Grundlage und Voraussetzung aller weiteren emanzipatorischen Maßnahmen. Fanny Lewald bestreit, daß es die alleinige Berufung der Frau sei, in den Pflichten als Frau und Mutter aufzugehen – wobei sie selbst eine ausgezeichnete Hausfrau, Ehefrau und Stiefmutter war. Aber bei allem ging es ihr um Humanität, nicht um „Feminismus“. Männer und Frauen sollten gleichermaßen davon profitieren, daß gegen die Unwissenheit und Hilflosigkeit der Frauen angekämpft wurde. Die Konventions- und Versorgungsehen sollten verschwinden. In einer frei geschlossenen, nach Schleiermacherschem Ideal glücklichen Ehe – wie sie Fanny Lewald selbst zuteil geworden war – sollte die Gemeinschaft mit einem geliebten und respektierten Partner die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit zum Wohle beider fördern.

Die Frauen sollten in die Lage versetzt werden, ihren Pflichtenkreis frei (im Rahmen des Möglichen) zu wählen. Als junge Frau hatte sich Fanny Lewald nicht ohne Konflikte mit ihrer Familie entschlossen, ihre Selbständigkeit, ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit und ihren Schriftstellerberuf durchzusetzen. Später entschied sie sich in ihrer Ehe ebenso selbstbewußt für ihre Rolle als Hausfrau, die sie neben ihrer fortgeführten literarischen Tätigkeit sehr ernst nahm. Der pragmatische und vernunftorientierte Bei-

trag der Königsbergerin zur Emanzipation der Frau bestand darin, daß sie versuchte, Ideen kantischer Pflichtethik und die Bildungsziele der deutschen Klassik mit den Herausforderungen des 19. Jahrhunderts, mit dem Liberalismus und dem naturwissenschaftlichen und technischen Fortschritt auf einen Nenner zu bringen und daraus die Konsequenzen für die Stellung der Frau zu ziehen. Der Standpunkt Fanny Lewalds war nicht ohne Wandlungen und gelegentliche Widersprüche. Er blieb aber im Kern klar und konstant, wie auch Fanny Lewalds persönliche Haltung immer pragmatisch, ehrlich und offen blieb.

Dem Salon Fanny Lewalds kam das zugute. Die Aufgeschlossenheit Fanny Lewalds für politische und soziale Fragen, ihr Freidenken und ihr naturwissenschaftliches Interesse sowie ihre feste Verankerung in den Bildungszielen der Aufklärung und der deutschen Klassik machten sie zur toleranten und ihrerseits akzeptierten Gesprächspartnerin von Persönlichkeiten aus den verschiedensten Kreisen – vom Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar bis zum Republikaner und Sozialdemokraten Johann Jacoby.

Als Schriftstellerin blieb Fanny Lewald hinter ihrer berühmten englischen Kollegin George Eliot, mit der sie oft verglichen wurde, zurück. Doch sie genoß die Hochachtung eines zahlreichen Publikums und bedeutender Autoren wie Paul Heyse und Marie von Ebner-Eschenbach, die ihr einmal schrieb, sie habe sie von Jugend an bewundert. Während die meisten Romane Fanny Lewalds (mit Ausnahme der *Familie Darner*) heute weitgehend nur noch vom literaturhistorischen Standpunkt aus interessant sind, haben ihre Schriften zur Frauenbildung, ihre Reiseberichte und ihre autobiographischen Aufzeichnungen einen bis heute unterschätzten Wert. Der Salon Fanny Lewalds, der nach ihrem Tod als Stück des alten „geistreichen Berlin“ gewürdigt wurde, war bei aller traditionellen Verankerung fortschrittlich ausgerichtet; in seinem Mittelpunkt stand eine selbständig denkende und in vieler Hinsicht „modern“ anmutende Persönlichkeit.

Elise von
Hohenhausen
(-Rüdiger)

Eine andere der „alten Damen“ des Berliner Salons kann keineswegs als modern gelten. Elise Freiin von Hohenhausen (verehelichte Rüdiger; 1812–1899), die nach dem Tode ihres Mannes und ihrer Mutter ihren Mädchennamen wieder angenommen hatte, war sehr konservativ eingestellt und idealisierte die Vergangenheit. Das tat dem Erfolg ihres Salons allerdings keinen Abbruch, denn obwohl Elise von Hohenhausen weniger flexibel und bedeutend war als Hedwig von Olfers oder Fanny Lewald, war sie gebildet, liebenswürdig und durch ihre Erlebnisse und Bekanntschaften eine wandelnde Literaturgeschichte. Sie konnte sich an den Salon ihrer Mutter im Berlin der Romantik erinnern und war selbst schon früh publizistisch und schriftstellerisch tätig gewesen.

Im Jahre 1831 hatte sie den Oberregierungsrat Karl Ferdinand Rüdiger geheiratet, mit dem sie bis 1845 in Münster/Westfalen lebte. Dort gründete Elise Rüdiger einen literarischen Zirkel, dem sich auch Annette von Droste-Hülshoff (1797-1848) anschloß. Bereits hier wurden die Qualitäten Elise Rüdigers als „Salonnière“ entdeckt; der gelehrte Christoph Bernhard Schläuter schrieb im Herbst 1839 an Annette von Droste-Hülshoff: „Ich war kürzlich zweimal in der Gesellschaft der Rätin Rüdiger ... sie hat etwas so Gutes, Wahres, liebenswürdig Menschliches, das stets von neuem anzieht und die Herzen gewinnen muß; ihr Urteil ist stets bedeutend und das Rechte treffend; sie redet nicht aus Büchern noch vom Hörensagen, sondern aus eignem Gefühl und eigner Ansicht.“ Elise Rüdiger wurde eine enge Freundin der Annette von Droste-Hülshoff, erkannte deren literarischen Rang schon sehr früh und setzte sich ihr Leben lang für die früh verstorbene Dichterin ein.

Nach dem Tode ihres Mannes im Jahre 1862 zog Elise Rüdiger aus Frankfurt an der Oder, wo sie zuletzt mit ihm gelebt hatte, nach Berlin. Weder ihre Mutter noch sie selbst hatten ihre Verbindungen zu den dortigen literarischen Kreisen abreißen lassen, und schon bald fühlte sich Elise von Hohenhausen in den Kreisen um Henriette Solmar, die Olfers-Damen und Minna von Treskow heimisch. Als Frau von Treskow mit ihrer Tochter Ada nach Italien zog, „vererbte“ sie ihren Salon mitsamt dem Dichter Prinz Georg von Preußen der Elise von Hohenhausen. Wenig später im Jahre 1870, gelang Elise von Hohenhausen auch ein großer schriftstellerischer Erfolg, der sie auf einen Schlag bekannt machte: das Buch *Berühmte Liebespaare*, dem sie ähnliche Veröffentlichungen wie *Denkmale der Freundschaft* und Aus *Goethe's Herzensleben* folgen ließ. Der belesene Prinz Georg (1826-1902) und selbst Leopold von Ranke (1795-1886) berieten die Schriftstellerin bei der Auswahl ihrer Quellen.

Auch der Salon der Elise von Hohenhausen profitierte von ihrem Autorenruhm, der seinen Höhepunkt allerdings bereits in den 1870er Jahren erreichte und dann bald wieder verblaßte. Dauerhafter war der Erfolg ihres Salons, den sie gemeinsam mit ihrer Nichte, der ebenfalls schriftstellernden Helene Freiin von Düring-Oetken (Pseudonym: „Arthur von Loy“; 1841-1931) führte. Berliner Literaten und durchreisende Gäste, wie ihre alten Freundinnen aus Minden, die Schriftstellerinnen Emmy von Dincklage und Elise Polko, trafen sich hier, Salondamen wie Clara Mundt-Mühlbach, Helene von Hülsen und Marie von Olfers, der dichtende griechische Gesandte Rangabé und Schauspielerinnen wie Marie Seebach. Auch Ernst von Wildenbruch, Berthold Auerbach, Julius Rodenberg (Herausgeber der *Deutschen Rundschau*) und der junge Schriftsteller Fedor von Zobeltitz

zählten zu den Gästen. Aus den Hofkreisen ist Luise Gräfin Stolberg-Stolberg (1799–1875), die selbst dichtete und komponierte und den Orient bereist hatte, zu erwähnen; doch auch die Mannschaft des *Kladderadatsch*, an ihrer Spitze Ernst Dohm, war hier anzutreffen.

Die Atmosphäre des Salons war gesucht stilvoll und vornehm, das Gespräch dennoch lebhaft und oft satirisch pointiert. Auch hier machte sich das „zweite Rokoko“ in Berlin geltend, allerdings in einer besonders „preziösen“ Variante. Elise von Hohenhausen war durch und durch Aristokratin und das deutlichste Beispiel einer Berliner „Précieuse“ – mehr noch als Henriette Paalzow (1792–1847) oder die vornehme Helene von Hülsen (1829–1892). Emma Vely berichtet in ihrer biographischen Skizze über Frau von Hohenhausen, diese habe ein sehr reines, etwas an das Hannöversche anklingendes Deutsch gesprochen; sie habe nie etwas von dem „Berlinertum“ mancher ihrer Habitués, von Berliner Witz und gutmütiger Derbheit angenommen. Elise von Hohenhausen hatte „den ganzen Gothaischen Kalender im Kopfe“ und empfing in einem „gold- und spiegel-schimmernden Salon“. Es war kein Zufall, daß sich viele der von ihr geschriebenen Bücher mit dem 17. und 18. Jahrhundert beschäftigten, der Glanzzeit des alten französischen Salons. Elise von Hohenhausen selbst hatte schon früh ihre Vorliebe für diese Zeit aus den Werken der französischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts bezogen.

Die Wirklichkeit holte diese gewollt aristokratische Haltung jedoch ein. Der Salon der Elise von Hohenhausen war keineswegs exklusiv; und die Gastgeberin, die einst die Verleger mit dem Manuskript des von ihrer Freundin Luise von François verfaßten Romans *Die letzte Reckenburgerin* bestürmt hatte, kam noch im Alter gern jungen Talenten entgegen. Schließlich nahmen bei Elise von Hohenhausen selbst finanzielle Sorgen überhand. Verschiedene außerordentliche Belastungen bei einer knappen Witwenpension und nur geringen Gewinnen aus ihren Büchern brachten sie 1890 so weit in Geldverlegenheit, daß sie zeitweise pensionsartig Zimmer zu vermieten begann. In mitleiderregender und gleichzeitig peinlich wirkender Weise nahm die alte Frau jede Gelegenheit wahr, sich bei ihren Verlegern in Erinnerung zu bringen, ihre schriftstellerischen Dienste anzubieten oder auf Neuauflagen ihrer Werke zu drängen – meist ohne Erfolg. Anscheinend gelang es Elise von Hohenhausen und ihrer Nichte Helene von Düring-Oetken, die ebenfalls nur mäßige literarische Erfolge hatte, nach außen hin und in ihrem Salon die finanziellen Sorgen zu vertuschen. Im Laufe der 1890er Jahre ging es ihnen dann, wie es scheint, wieder besser.

Über den 80. Geburtstag der Elise von Hohenhausen im Jahre 1892 berichtete die *Illustrierte Frauen-Zeitung* ausführlich, zählte die Gratulanten

auf, nannte Frau von Hohenhausen, ein literarisches Qualitätsurteil geschickt vermeidend, eine beliebte Schriftstellerin und schrieb, sie versammle noch immer „einen Kreis anerkannter Autoren und jüngerer aufstrebender Talente“ um sich. Elise von Hohenhausen, die, wie Emma Vely meinte, im Alter von einem „Hauch des ancien régime“ umweht war, starb 1899 an der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Sie war die letzte ihrer Salonnieren-generation und nach dem Tod der Frau von Olfers im Jahre 1891 die älteste Berliner Salonnière gewesen. Bis zuletzt bemühte sie sich, die Traditionen des aristokratischen literarischen Salons aufrechtzuhalten und pflegte diese nicht nur in ihren biographischen Erzählungen und Salonromanen, sondern auch in den Anstandsbüchern, die sie verfaßte.

Die hier genannten literarischen Salons waren keine Salons mehr der Avantgarde wie etwa im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. Es handelte sich um Traditionssalons, in denen die gesellige Funktion des Salons vorherrschte – schon fast im Sinne einer Komplementär- und Kompensationsfunktion für zweit- und drittklassige Schriftstellerinnen. Die Problematik des literarischen Salons im späten 19. Jahrhundert lag überdies unter anderem darin, daß es in Berlin damals zwar viele tüchtige, ja hervorragende Gelehrte, Wissenschaftler und auch Bühnenkünstler gab, jedoch kaum wirklich große Dichter und Schriftsteller. Die längst etablierte und zur Tradition gewordene Institution des literarischen Salons bot also einen Rahmen, der inhaltlich zunächst nicht mehr zu füllen war. Etwas stand ihr dabei sogar der Schatten der eigenen großen Vergangenheit im Wege. Und auch in diesem Zusammenhang ist festzustellen, daß die Salonkonversation zunehmend die Funktion erhielt, anspruchsvolle Rekreation für Gelehrte, Künstler, Musiker, Diplomaten usf. zu sein, während immer weniger kreative literarische Anregungen von den Salons ausgingen. Wenn dann später, am Ende des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts, eine neue bedeutende Avantgarde der Literatur überhaupt noch den Rückhalt an der traditionellen Gesellschaft suchte und fand, dann selten oder nie in den alten literarischen Salons, die außerhalb von politischer und wirtschaftlicher Macht lagen. Man traf die neue Avantgarde eher in den literarisch und künstlerisch aufgeschlossenen Kreisen der Finanzaristokratie an – so etwa Gerhart Hauptmann im Salon der Anna vom Rath.

Kunst- und Musiksalons um 1880

Die überwiegend literarisch orientierten Salons waren um 1880 fast nur noch eine Domäne der alten Damen. Außer den bereits erwähnten Salons (Olfers, Lewald, Hohenhausen) sind allenfalls noch die Salons zweier et-

Maxe Gräfin
von Oriola

Helene
von Hülsen

was jüngerer Frauen als literarische Salons von Bedeutung, die von Maxe Gräfin Oriola und Helene von Hülsen. Beide Salons hatten aber einen zusätzlichen starken künstlerischen und musikalischen Einschlag. Der musikalisch-literarische Salon der Maxe Gräfin Oriola geb. von Arnim (1818–1894) stand in enger Verbindung mit dem Salon der befreundeten Olfersschen Damen und bewahrte wie dieser noch einen gewissen biedermeierlichen Stil. Seit den 1870er Jahren waren die „Freitage“ der Gräfin Oriola in Berlin eine feste Institution. Schon seit den 1850er Jahren machten der Theaterintendant Botho von Hülsen und seine Frau Helene (1829–1892) ein glänzendes Haus. Später kamen noch die sogenannten „Helenen-Tees“ und „Künstler-Kaffees“ hinzu, bei denen Helene von Hülsen, die unter dem Pseudonym „Helene“ schriftstellerisch tätig war, ihre literarischen Kollegen sowie die Bühnengrößen Berlins empfing. Auch hier bestanden Querverbindungen zum Olfersschen Salon, der möglicherweise sogar ein gewisses Vorbild für Helene von Hülsens Geselligkeit darstellte.

Wichtiger als jenes Reservat von literarischen Salons älterer und alter Damen ist eine ganze Reihe von gesellschaftlich einflußreichen Salons, die während des Kaiserreichs entstanden und vorwiegend künstlerisch und musikalisch orientiert waren. Daß neben die Literatur, die in der ersten Generation der Berliner Salons diese hauptsächlich geprägt hatte, schon in der zweiten Generation (Radziwill, Helvig, Bardua u. a.) die bildende Kunst und die Musik traten und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beinahe dominant wurden, hatte verschiedene Ursachen. Es hing vor allem mit den veränderten Vorlieben des Publikums und – nicht ohne reziproken Zusammenhang – mit den sich wandelnden soziokulturellen Strukturen zusammen, so z. B. mit dem gesellschaftlichen Aufstieg der Künstler und Musiker und ihrem neuen Selbstverständnis. Auch die Relation von Schriftsteller, Dichter und Publikum änderte sich. Der Schriftsteller und Dichter brauchte, um sein – im Prinzip beinahe klassenlos gewordenes – Lesepublikum zu erreichen, kaum mehr die Vermittlung der Salons. Umgekehrt wird man nicht übersehen dürfen, daß die Salons der zweiten und späteren Generationen hinsichtlich der Literaturpflege unvermeidlich im Schatten der großen Anfänge der Salons und der deutschen Nationalliteratur (des Sturm und Drang, der Klassik und Romantik) standen, so daß die Hinwendung zur Musik und bildenden Kunst innovativ und belebend auf die Salonkultur Berlins wirkte und das Epigonische wettmachen half. Ferner ist zu berücksichtigen, daß die zahlenmäßig immer größer werdende Gesellschaft sich auch qualitativ, d. h. literarisch, wissenschaftlich und ideologisch im Laufe des 19. Jahrhunderts immer weiter auffächerte. Um so willkommener mußten die vergleichsweise irrationalen bildenden Künste

und die Musik als gemeinschaftsstiftende Faktoren sein. Selbst wenn die bildenden Künste und die Musik kontrovers diskutiert wurden, behielten sie die Funktion, einen gemeinsamen Nenner zu bilden, bei; einmal, weil sich die Probleme der Kunst und Musik nicht unmittelbar mit den gesellschaftspolitischen und ideologischen Frontstellungen deckten, und zum anderen, weil sie (jedenfalls fürs erste) spontaner erlebt und erfaßt werden konnten als die nur diskursiv und mit größerem Aufwand an Zeit zu rezipierende Literatur. Es ist ganz sicher, daß man sich – in einem üblichen und etwas vordergründigen Sinne – zumindest leichter „unterhalten“ und erholen konnte mit dem „Ohrenschmaus“ der Musik und der „Augenweide“ an schönen Bildern als bei Dichterlesungen und deren sprachlichen und gedanklichen Anforderungen. Insofern bildende Kunst und Musik an sich irrationaler und sinnlicher waren als die Literatur, entsprachen sie auch in besonderem Maße den Tendenzen des Zeitgeistes des sich ankündigenden 20. Jahrhunderts.

Und schließlich ist noch ein letztes zu beachten: Mit der besonderen Hinwendung der Salongesellschaft, ja der Kultur überhaupt, zur bildenden Kunst und Musik wiederholte die bürgerliche Kultur des 19. Jahrhunderts in gewisser Weise eine Attitüde des 17. und 18. Jahrhunderts, wo die höfische Gesellschaft ihr Zusammensein „accompagnieren“ ließ durch „Tafelmusiken“ oder „Nachtmusiken“ und künstlerisch arrangierte Säle und Zimmer. Das „Divertimento“ des „zweiten Rokoko“ der spätbürgerlichen Salongesellschaft entbehrt nicht einer gewissen Analogie zu den Vergnügungen des selbstbewußtesten aristokratischen 18. Jahrhunderts. Das „Flötenkonzert“ Menzels könnte ein „Leit-Bild“ gewesen sein. Dennoch dürfen über solchen Analogien die Unterschiede zwischen dem 18. und dem 19. Jahrhundert nicht übersehen werden.

Vorrangig Salons der bildenden Kunst in Berlin waren die Salons Richter, Harrach und Bernstein. Zwei Berliner Salonnieren waren damals mit bekannten Malern verheiratet, nämlich Cornelie Richter geb. Meyerbeer und Helene Gräfin Harrach geb. Gräfin Pourtale. (Babette Meyers kurze Ehe mit Stanislaus Graf Kalckreuth ist in diesem Zusammenhang auszuklammern.)

Cornelie Richter (1842-1922) knüpfte an die Geselligkeit ihrer Mutter Minna Meyerbeer (1804-1886) und an den Salon ihrer Großmutter Amalie Beer (1767-1854) an. Solange ihr Mann, der angesehene Porträtmaler und Historienmaler Gustav Richter (1823-1884; Ritter des Ordens Pour le mérite) noch lebte, stand eine animierte Künstlergesellschaft mit rauschenden Atelierfesten bei Richters im Vordergrund. Der gesellige und lebhafte Gustav Richter war der Mittelpunkt, während Cornelie Richter damals

Cornelie
Richter

wohl noch viel von ihren kleinen Kindern in Anspruch genommen wurde. Im Laufe der Jahre bildete sich jedoch immer mehr ein Saloncharakter dieser Geselligkeit heraus, auch Literaten und Musiker verkehrten hier in zunehmendem Maße. Der Mediziner Ernst von Leyden (1832–1910) schilderte den Richterschen Kreis folgendermaßen: „Richters schönes, künstlerisch ausgestaltetes Haus vereinigte in reger Geselligkeit die Vertreter der Kunst und Wissenschaft, der Aristokratie und Diplomatie ...“, und Cornelie Richter habe ihrem Mann „mit feinem künstlerischem Empfinden“ zur Seite gestanden. Nach dem frühen Tod Gustav Richters zeigte sich die gesellige Begabung Cornelie Richters noch deutlicher: Sie entwickelte sich zu einer der beliebtesten Berliner Salonnieren, deren Salon in den Jahren um die Jahrhundertwende außerordentlich wichtig und einflußreich war – es wird noch darauf einzugehen sein. Marie von Bunsen urteilte über Cornelie Richter: „Mehr als alle anderen Damen jüdischer Herkunft, die sich eine gesellschaftliche Stellung bei uns erwarben, hat man sie ins Herz geschlossen. Man hat sie geliebt. Sie war sanft, warmherzig und weiblich, sie sprach nicht viel, war nicht bedeutend, doch hatte sie instinktmäßiges Verständnis für Menschen.“

Diese Beobachtung ist ein weiteres Indiz dafür, daß es in Berlin für eine Salonnière mehr auf persönliche Ausstrahlung und Sinn für die Schaffung einer kultivierten, freundlichen Atmosphäre ankam als auf außergewöhnliche intellektuelle Ambitionen. Sehr „weibliche“ Frauen waren beliebter als „Blastrümpfe“, und viele überdurchschnittlich begabte Damen, von denen man argwöhnte, sie seien ehrgeizig oder eingebildet, hatten es schwerer in der Berliner Gesellschaft: so etwa die Kronprinzessin Viktoria oder Anna von Helmholz.

*Helene
Gräfin
Harrach*

Zugleich geistig bedeutend und allgemein beliebt war Helene Gräfin von Harrach (1849–1940), die wegen ihrer Schönheit und ihres charmanten Wesens zahllose Verehrer hatte. Graf und Gräfin Harrach standen dem Kronprinzenpaar nahe. Der anerkannte Maler Ferdinand Graf von Harrach (1832–1915) arrangierte zusammen mit der Kronprinzessin das berühmt gewordene Maskenfest im Kronprinzenpalais am 8. Februar 1875. Der gesamte Hof erschien im Renaissancekostüm, und den Höhepunkt des Abends stellte ein „Empfang am Hof der Medici“ dar, mit der Kronprinzessin und dem Grafen Harrach in der Rolle des Herzogspaares. Helene Gräfin Harrach unterhielt einen Salon, der zwar auf einen sehr kleinen Kreis beschränkt war, der jedoch als einer der vornehmsten und kultiviertesten in Berlin galt. Gesellschaftlich etwas offener wurde dieser Salon erst gegen Ende des Jahrhunderts, als die Harrachschen Töchter herangewachsen waren. Der spätere Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg

(1856–1921), der ein Cousin der Gräfin Harrach war, und viele Diplomaten zählten zum engeren Zirkel dieses Hauses.

Ein dritter Salon war für das künstlerische Leben im Berlin des Kaiserreichs von besonders großer Bedeutung, vor allem, was die neuen Richtungen der zeitgenössischen Kunst anging: der Salon der Felicie Bernstein, den unter anderen Max Liebermann (1847–1935) und die Malerin und Salonnierin Sabine Lepsius geb. Graef (1864–1942) mit Bewunderung geschildert haben. Während Sabine Lepsius den Salon Bernstein als einen der letzten „echten“ Berliner Salons bezeichnet, beschreibt ihn Max Liebermann kurz und bündig als den „wiederauferstandenen Salon der Frau Henriette Herz“. Felicie Bernstein (1850–1908), die Tochter des reichen jüdischen Kommerzienrats Leo Rosenthal in St. Petersburg, hatte ihre Mutter früh verloren und war in einem Dresdener Pensionat erzogen worden. 1872 heiratete sie den Juristen Carl Bernstein, zog 1873 mit ihm nach Berlin und wohnte zunächst in der Lennéstraße 2, dann in der „Präsidentenwohnung“ In den Zelten 21. Es handelte sich dabei um eine großzügige Wohnung, die als Spekulationsobjekt gebaut worden war, weil man damit rechnete, daß sie über kurz oder lang der Reichstagspräsident mieten würde. Das war aber nicht der Fall. So wurde diese – auch zur Repräsentation geeignete – Wohnung schließlich an das Ehepaar Bernstein vermietet, dem sie einen vornehmen Rahmen für seine Geselligkeit bot.

Dr. Carl Bernstein (1842–1894), der 1864 in Berlin promoviert hatte und als Jude in Rußland keine Anstellung erhielt, wurde 1878 Privatdozent und 1886 außerordentlicher Professor für römisches Recht an der Universität Berlin. Er war ein Verehrer des klassischen Altertums und trug eine bedeutende Kunstsammlung sowie eine wertvolle Bibliothek zusammen. Seine Frau Felicie und seine Schwester Therese teilten seine Interessen, und ihren geselligen Talenten war es zu verdanken, daß die „Mittwochabende“ der Bernsteins zu einem wichtigen Treffpunkt für Berliner Künstler und Kunstgelehrte wurden. Daneben verkehrten aber auch viele Vertreter der Musik- und Theaterwelt, Archäologen, Historiker, Juristen und Literaten in diesem Salon: Joseph Joachim, Richard Strauss, Adolf Furtwängler, Ernst Curtius, Theodor Mommsen, Rudolph von Gneist, Georg Brandes und Otto Brahms.

Die Konversationsbegabung der kleinen, zierlichen Felicie Bernstein war äußerst lebendig und mit pointiertem Humor gepaart. Mit Selbstironie konnte sie charmant sogar noch einen eigenen unfreiwilligen Faux-Pas erzählen. So habe sie einmal einem Schriftsteller, der sich bitter über das ungnädige Berliner Theaterpublikum beklagt habe, mit dem bekannten Witz des Kritikers Julius Stettenheim geantwortet: „Warum werden zu Premieren auch gerade immer die schlechtesten Stücke gespielt?“ Der Un-

Felicie
Bernstein

glückliche habe ihr nur kläglich erwidert: „Den Witz hat er ja auf mein Stück gemacht.“ Neben der heiteren, geistvollen Salonnière verkörperte deren Schwägerin Therese eher die Tradition der „précieuses“ und wachte streng über die Etikette in Felicie Bernsteins Salon. Sie achtete auf eine korrekte Kleidung und pflegte nachlässigen Gästen eine Rüge zu erteilen, die dann gutmütig versprachen, sich zu bessern.

Max Liebermann beschreibt die geschmackvollen Louis Seize-Möbel, mit denen die Empfangsräume eingerichtet waren; er zog sie den üblichen üppigen Gründerzeit-Möbeln und Makartsträußen vor. Auch hier lassen sich also, ähnlich wie in den Salons der Gräfin Schleinitz-Wolkenstein, der Fürstin Marie Radziwill und der Elise von Hohenhausen, gewisse Spätrokoko-Reminiszenzen finden. Max Liebermann betont, daß auch die zahlreichen französischen Gäste diesen rokokohaften Eindruck verstärkt hätten. Dennoch war der Salon keineswegs auf künstlerische Retrospektive ausgerichtet. Er war der fortschrittlichste kunstinteressierte Berliner Salon des Kaiserreichs.

Die ersten impressionistischen Bilder, die in Berlin zu sehen waren, hingen – etwa um 1880, als sie sogar in Paris noch umstritten waren – im Salon von Carl und Felicie Bernstein. Sie hatten die Gemälde über ihren Vetter Charles Ephrussi, einen Freund von Manet, Monet und Degas und späteren Direktor der *Gazette des Beaux-Arts* erworben. Wie in Frankreich stießen diese modernen Bilder auch in Berlin anfangs auf heftige Ablehnung. Adolph Menzel, der mit seinem „Balkonzimmer“ eines der frühesten „impressionistischen“ Bilder auf dem Kontinent gemalt hatte, betrachtete die Gemälde bei Bernsteins eingehend. Dann fragte er Felicie Bernstein: „Haben Sie wirklich Geld für den Dreck ausgegeben?“ Als er sah, wie sehr er die Hausherrin mit diesem Urteil verletzt hatte, entschuldigte er sich: „Es tut mir leid, mich so unhöflich über Ihre Sammlung geäußert zu haben, aber es ist meine aufrichtige Überzeugung. Ihre Bilder sind scheußlich.“

Bei anderen Künstlern und Kunsthistorikern hingegen stießen die Gemälde auf wohlwollendes und begeistertes Interesse. Max Liebermann, der seit etwa 1885 im Salon Bernstein verkehrte, bewunderte sie über alle Maßen: „... in der Sammlung befanden sich die schönsten Stillleben Manets, darunter der weiße Flieder, den Frau Bernstein der Nationalgalerie vermachte hat, die Klatschrosen, ein sehr schöner Degas, vor allem aber wundervolle Cl[aude] Monets, darunter das berühmte Champ de coquelicots ...“ Letzteres hatte Liebermann stets besonders bewundert, und Felicie Bernstein hinterließ es ihm nach ihrem Tode. Sabine Lepsius unterstreicht, daß diese ersten impressionistischen Bilder in Berlin dem dortigen Kunstleben wichtige Impulse gaben: „... leidenschaftlich bewundert oder veracht,

immer aber diskutiert, waren sie Anlaß zu Plänen, die sich dann später zur Begründung der Sezession [1898] verdichteten.“

Die erste Phase des Bernsteinschen Salons ging bereits um 1890 zu Ende, als, bedingt durch Krankheiten, Todesfälle und andere Probleme, Bernsteins ihre Wohnung in den Zelten aufgaben. Sie reisten viel und wohnten, wenn sie nach Berlin zurückkamen, im Hotel Kaiserhof. Dort starb Carl Bernstein 1894. Zwei Jahre später zogen Felicie und Therese Bernstein in die Stülerstraße 6 und begannen nochmals, wenn auch in räumlich beschränkterem Rahmen, an ihre frühere Salongeselligkeit anzuknüpfen. Erneut entstand im Salon Bernstein ein Mittelpunkt künstlerischen Lebens. Durch seine engen Verbindungen zur avantgardistischen französischen Malerei war der Salon bis zum Tod Felicie Bernsteins im Jahre 1908 ein anregender Treffpunkt für Berliner Künstler. Außer Max Liebermann, Sabine und Reinhold Lepsius ist von den Habitués Walter Leistikow (1865–1908) hervorzuheben. Ferner verkehrten dort auch der Maler Curt Herrmann (1854–1929), der Bildhauer Louis Tuailon (1862–1919) sowie der den modernen Malern gegenüber aufgeschlossene Direktor der Nationalgalerie Hugo von Tschudi (1851–1911).

Der Kunsthistoriker Werner Weisbach (1873–1953), der die Gastgeberin sehr verehrte, berichtet, daß sich Felicie Bernstein besonders bemühte, junge Künstler miteinander bekannt zu machen, aber auch auf unbekannte Talente hinzuweisen. Zu diesem Zweck fanden bei ihr häufig musikalisch umrahmte Sonntagsempfänge statt, die einen Fixpunkt im gesellschaftlichen Leben Berlins darstellten. Rückblickend faßte Max Liebermann zusammen: „Freilich kann man mit dem nötigen Geld einen Salon ausmachen, aber manche Dame glaubt einen Salon zu gründen und hat doch nur, wie Oscar Wilde sagt, eine Restauration eröffnet.“ Bei Felicie Bernstein sei das anders gewesen: „... zu Bernsteins ging man Bernsteins wegen.“ Auch der langjährige zweite Bürgermeister von Berlin, der Schriftsteller Georg Reicke, der mit seiner Frau (der Malerin Sabine Reicke) ein häufiger Guest bei Felicie Bernstein war, beschreibt diesem Salon bezüglich seiner geselligen und künstlerischen Anziehungskraft, „daß es seinesgleichen in dem damaligen Berlin nicht gab“. Nach dem Tod Felicie Bernsteins im Jahre 1908 habe dieser Salon keinen Ersatz gefunden.

Einen äußerlich bescheideneren, aber dennoch wichtigen und einflußreichen Salon mit künstlerischem und musikalischem Schwerpunkt führte Luise Begas-von Parmentier (1843–1920). Die aus Österreich stammende Malerin und Salonnierin war die Frau des frühverstorbenen Malers Adalbert Begas (1835–1888) und Schwägerin des Bildhauers Reinhold Begas. Sie war u. a. mit Marie von Olfers befreundet. Der Musiker Woldemar

*Luise
Begas-von
Parmentier*

Sacks beschreibt Luise Begas-von Parmentier folgendermaßen: „allzu begütert“ sei sie nicht gewesen, „[...] ,geistreich‘ war sie Gott sei Dank auch nicht, aber dafür reich an Geist und Esprit, verbunden mit bewunderungswürdiger Welt- und Menschenkenntnis – all das brachte es mit sich, daß alle ‚prominenten‘ Persönlichkeiten jener Zeit irgendwie zu ihr in Beziehung traten. Einer alten Wiener Aristokratenfamilie entstammend, war sie seit Jahren in Berlin angesiedelt und hatte sich im ersten Stockwerk ihres durchaus bescheidenen Gartenhauses in der Genthiner Straße – euphemistisch ‚Villa I.‘ genannt – eine Atelierwohnung mit vier bis fünf Zimmern geschmackvoll und salonmäßig eingerichtet.“ Woldemar Sacks stellte sie in die alte äußerlich anspruchslose, innerlich anspruchsvolle Salontradition und hob hervor, daß sie „[...] jene geheimnisvolle, angeborene Gabe besaß, alle bedeutenden Menschen jener Zeit interessieren und mit ihnen zwanglos verkehren zu können, wobei sie nur wenig Unterschied machte, ob es sich um einen mehr oder weniger bekannten Namen handelte. / Dort lernte ich nun im Laufe eines Jahres fast alle Größen der damaligen Zeit kennen, die ich in meiner Knabenzeit als Wachsfiguren in Kastans Panoptikum [...] angestaunt hatte, so z. B. Wildenbruch, Richard Voß, Ludwig Pietsch, Stettenheim, Salvatore Farina, Graf Oriola, Goltz-Pascha, Johanna Jachmann-Wagner (die Schwester Richard Wagners), Klara Schumann [...], Helene Büchmann (die Frau des Zitatenkönigs) und viele, viele andere [...]. Das Essen war für damalige Zeiten keineswegs opulent, aber immerhin gut; dagegen waren die geistigen Genüsse auserlesen – gab es doch manchen Gelehrten, Künstler und Schriftsteller von Weltruf, der es sich zur Ehre anrechnete, vor dieser kleinen Corona aufzutreten.“

Der Pianist, Komponist, Kabarettist und Bohémien Woldemar Sacks (geb. 1868) wurde durch den bekannten Schubertinterpreten Franz von Dülöng in den Salon Luise Begas-von Parmentiers eingeführt, der Sacks „entdeckt“ hatte und sich damals von ihm in öffentlichen Konzerten und Privataufführungen begleiten ließ. Und durch Hedwig Gräfin Brühl, die Palastdame der Kaiserin Friedrich, die ebenfalls im Salon Begas-Parmentier verkehrte, erhielt Woldemar Sacks eine Einladung, vor der Kaiserin Friedrich zu musizieren. Auch Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der Bruder der Kaiserin Auguste Viktoria, verkehrte in der Genthiner Straße. Luise Begas-von Parmentier, persönlich eine Malerin der traditionellen Schule, spielte eine große Rolle im „Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin“ und war neuen Strömungen in der Kunst gegenüber sehr aufgeschlossen. Der Kunsthistoriker Julius Meier-Graefe wohnte viele Jahre im Erdgeschoß des Hauses von Luise Begas-von Parmentier. Harry Graf Kessler wurde in ihrem Salon

durch Julius Meier-Graefe für die Mitarbeit an der geplanten Zeitschrift „Pan“ gewonnen, wie die Tagebuchnotiz Kesslers vom 1. November 1894 belegt.

Zehn oder fünfzehn Jahre später war die Geselligkeit nicht mehr ganz so häufig, die Salonniers und viele Habitués waren alt geworden, doch der Salon nach wie vor aufgeschlossen und interessant. Es kamen auch neue, junge Gäste. Rudolf Alexander Schröder wohnte in den Jahren 1905 bis 1908 gemeinsam mit dem Ehepaar Julius Meier-Graefe im Erdgeschoß des Hauses. Er berichtete: „Wir teilten uns eine Vierzimmerwohnung, die an einem altmodischen, von Vorgärten umgebenen Rondell lag, das seinen Zugang von der damaligen Genthiner Straße hatte. [...] Wir hatten das Parterre inne, im Oberstock wohnte die Besitzerin, Louise von Begas-Parmentier, eine alte Malerin, die allmonatlich zu Spaghetti und Würstchen einen Kreis erlauchter Geister um sich versammelte, darunter, neben angehenden Klavierspielerinnen, Bühnenstars, überalterten Sangesgrößen und literarischem Fußvolk aller Art, auch Isadora Duncan und Alfred Kerr, damals noch in voller Locken- und Bartpracht. Ich erinnere mich, daß er mir einreden wollte, es sei ein Zeichen völlig entarteten Seelentums, wenn ein Mensch zur Feder greife, um mittels ihrer seine seelischen Velleitäten der Mit- und Nachwelt kundzutun, was allerdings weder ihn noch mich gehindert hat, diesem freveln Spiel fernerhin obzuliegen. Auch im Parterre ging es in jenen Tagen lebhaft zu. – Meier-Graefe, der seine ‚Entwicklungs geschichte der modernen Malerei‘ eben vollendet hatte, hat in jenen Jahren sein Maréesbuch, seinen ‚jungen Menzel‘, seinen ‚Corot‘ und anderes geschrieben. – Ich selber schrieb, währenddem meine innenarchitektonischen Arbeiten auch in Berlin fortgingen, neben unzähligen Geschichten auch an meiner Übersetzung der Odyssee, übertrug für Max Reinhardt ein Shakespearestück [...].“ Heute ist das reizvoll gelegene, hübsche und gut restaurierte Haus von Luise Begas-von Parmentier in der Genthiner Straße 13 i (heute 30 i) (mit deutlich erkennbarem Atelierfenster) eines der wenigen noch erhaltenen Originalgebäude ehemaliger Berliner Salons.

Unter den musikalischen Salons spielte bis Mitte der 1880er Jahre der Salon der Gräfin Schleinitz eine dominierende Rolle. Mit dem Tod des Grafen Schleinitz im Jahre 1885 und dem Wegzug der Gräfin aus Berlin hatte dieser bereits besprochene, außerordentlich vielseitige Salon ein Ende gefunden. Sein Erbe traten in mancher Hinsicht andere Salons an, die der Wagnergemeinde nahestanden: die Salons Helmholtz, vom Rath, Richter und Oriola. Daneben wirkte auch das gastfreundliche Haus der ehemaligen Wagner-Freundin Mathilde Wesendonk (1828–1902), die 1882 nach Berlin gezogen war, auf das musikalische Leben ein. Sehr ausgeprägt war die

musikalische Seite des Salons der Maxe Gräfin Oriola. In ihrem Salon (ca. 1870–1890) wurde der Musik große Bedeutung zugemessen. Maxe Gräfin Oriola tat sich auch bei der Organisation von Wohltätigkeitskonzerten hervor. Da häufig Amateurmusiker aus dem Offizierskorps daran teilnahmen, wurden diese Konzerte oft im Zusammenwirken mit dem sehr musikalischen Feldmarschall Helmuth Graf Moltke vorbereitet.

Clara Simrock

Den Rang des Schleinitzschen Salons auf musikalischem Gebiet erreichten diese Kreise nicht. Aber ein neuer bürgerlicher Musiksalon gewann zunehmend an Einfluß. Bereits seit den 1870er Jahren veranstalteten der Musikverleger Fritz Simrock (1837–1901) und seine lebhafte Frau Clara (1839–1928), die beide aus dem Rheinland kamen, gelegentlich musikalische Abende, und im Laufe der Jahre wurde ein musikalischer Salon daraus. Unter den Gästen des Hauses Simrock befanden sich allerdings nicht nur Musiker, sondern auch Musikliebhaber aus allen Kreisen sowie bildende Künstler. Arnold Böcklin (1827–1901) war eng mit Simrocks befreundet; diese schätzten seine Bilder, noch bevor Böcklin allgemein anerkannt war, und besaßen mehrere Gemälde von ihm.

Der Salon Simrock bestand über Jahrzehnte, so daß bedeutende Musiker verschiedener Generationen dort verkehrten, von dem Pianisten und Komponisten Anton Rubinstein (1829–1894) bis zu Anton Dvořák (1841–1904) und Max Bruch (1838–1920). Geprägt wurde das Haus Simrock allerdings von der Freundschaft der Gastgeber mit Johannes Brahms (1833–1897), der gern nach Berlin kam und sich dort bei seinem Verleger und dessen Frau aufhielt. Brahms verehrte Clara Simrock außerordentlich. Diese nahm sich dafür heimlich auch seiner etwas verwahrlosten Kleidung an, besserte sie aus und sorgte für frische Halsbinden. Clara Simrock erzählte später noch oft, wie fesselnd Brahms als Gesprächspartner gewesen sei. Doch auch sie selbst verfügte über die Gabe anregender Konversation. Nach Fritz Simrocks Tod im Jahre 1901 führte Clara Simrock den Salon souverän fort – ein Zeichen, daß sie selbst die Seele der Simrockschen Geselligkeit gewesen war. Obgleich musikalische Matinéen und Soiréen immer seltener wurden, trafen sich ihre Bekannten aus dem Berliner Kunst- und Musikleben weiterhin täglich zwischen vier und sechs Uhr nachmittags bei ihr zum Tee.

Luise Gräfin von der Gröben

In der Hofgesellschaft entstand erst um 1890 wieder ein großer musikalischer Salon, der an die Tradition des Salons der Gräfin Schleinitz anknüpfte: Es handelte sich dabei um den Salon der sehr musikalischen Luise Gräfin von der Gröben (1847–1941). Geselligkeit in großem Stil wurde hier erneut mit intensiver Pflege der Musik verbunden. Doch die Gräfin von der Gröben war, anders als ihre Vorgängerin, keine enthusiastische Verehrerin

Richard Wagners. Dessen Musik hatte sich inzwischen so viele Anhänger erworben, daß ein Engagement, wie es die Gräfin Schleinitz in den 1870er Jahren an den Tag gelegt hatte, auch nicht mehr nötig war.

Interessant ist hingegen, daß außer den musikalischen Veranstaltungen im Salon der Gräfin von der Gröben – häufig waren es Wohltätigkeitskonzerte – auch Theaterstücke und „Lebende Bilder“ auf dem Programm standen. Die Berliner Hofgesellschaft des späten 19. Jahrhunderts war, wie auch bereits die Hofgesellschaft früherer Jahrzehnte, dankbar für jede Abwechslung. Sie wußte sogar die Proben zu den Amateurkonzerten und Laienaufführungen als angenehmen und anregenden Zeitvertreib zu schätzen. Der Aufwand, der dabei getrieben wurde, überstieg den ähnlichen Veranstaltungen in früherer Zeit jedoch ganz erheblich. Noch um die Jahrhundertmitte hatte man viel improvisiert und an genialen Notlösungen oder spontanen Einfällen großes Vergnügen gehabt. So hatte zum Beispiel Bettine von Arnim im März 1853 kurzentschlossen einen roten Fenstervorhang in ein Theaterkostüm für ihre Tochter Gisela verwandelt, die an einer Märchenaufführung mit wohltätigem Zweck im Olfersschen Salon mitwirkte. Wollte man jetzt etwas Besonderes vorführen, wurden aufwendige Kostüme beim Theaterschneider bestellt, ja die „Lebenden Bilder“ wurden manchmal unter der Anleitung eines professionellen Bildhauers arrangiert. Außerordentlich beliebt waren historische und patriotische Szenen, von dem Tableau „Maria Stuart und Rizzio“ bis hin zur Darstellung der Berliner Siegesallee.

Viele Chronisten des gesellschaftlichen Lebens in Berlin betonen, daß die Geselligkeit ganz allgemein seit den 1870er, vor allem jedoch seit den 1880er Jahren zunehmend üppiger und luxuriöser geworden sei: „Diners traten an Stelle des gemütlichen Zusammenseins und große Abendgesellschaften lösten die ästhetischen Tees ab“ (Alexander von Gleichen-Rußwurm). Das alte „Mehr sein als scheinen“ war nicht länger auf die Geselligkeit anzuwenden: Man „war wer“ und zeigte das auch – selbst wenn die Mittel vieler Gastgeber dadurch über Gebühr strapaziert wurden. Andererseits wird vermerkt, daß das geistige Niveau der Unterhaltung durch die umfangreichen Mahlzeiten gelitten habe. Marie von Bunsen bestätigt die allgemeine Tendenz, hebt aber zahlreiche Ausnahmen hervor. Vor allem streitet sie – zu Recht – ab, daß der vielfach zu Tage tretende Niedergang der Gesprächskultur notwendig auf die erlesenen Diners zurückzuführen sei. Sie schreibt: „Warum sollte ein Gespräch sich witziger, gehaltvoller bei Hausmannskost als bei getrüffelter Pute und namhaften Weinen entwickeln?“

Die Berliner Salons konnten sich von der vorherrschenden Zeitströmung nicht grundsätzlich ausschließen. Dabei sollte auch nicht außer acht

gelassen werden, daß es sogar in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Berlin schon Salons gegeben hatte, in denen gut oder gar üppig gespeist wurde (z. B. bei Amalie Beer). Entscheidend für die Qualität der Geselligkeit war lediglich, ob das Essen allein in den Mittelpunkt rückte oder ob man es als zusätzliche Annehmlichkeit empfand. Um die Wende zum 20. Jahrhundert wurde dann vielfach bereits wieder schlichterer Geselligkeit der Vorzug gegeben, nicht zuletzt unter dem Einfluß der neuen geistigen und kulturellen Entwicklungen. Für die Berliner Salons stellt die Zeit um 1890 die letzte große Zäsur vor dem Ersten Weltkrieg dar.

FÜNFTES KAPITEL

Die Berliner Salons der Jahrhundertwende

Politische Salons und Finanzsalons der wilhelminischen Zeit

Die politischen Salons

In der wilhelminischen Ära bestanden zwei wichtige politische Salons der 1870er und 1880er Jahre weiter: der Salon der Marie Fürstin Radziwill und der Salon der Hildegard Freifrau von Spitzemberg. Ein neuer politischer Salon, der für die Zeit der Jahrhundertwende bedeutsam wurde, entfaltete sich allerdings erst in den 1890er Jahren voll: der Salon der Helene von Lebbin, der engsten Vertrauten des Geheimen Rats Friedrich von Holstein (1837-1909). Bismarck, der fast dreißig Jahre lang an der Spitze der preußischen und deutschen Politik gestanden hatte, hinterließ bei seiner Entlassung im März 1890 ein Machtvakuum. Der eigentliche Chef des Auswärtigen Amtes, der zeitweise die deutsche Außenpolitik entscheidend bestimmte, stand in relativ untergeordneter Position und hatte keine politische Verantwortung nach außen zu tragen: die „graue Eminenz“ Friedrich von Holstein. Holstein stammte aus der Schule Bismarcks, man vertraute seiner politischen Erfahrung, und bei ihm liefen viele Fäden zusammen. Seinen Höhepunkt erreichte der Einfluß Holsteins zur Zeit der Kanzlerschaft Bülows (1900-1909). Friedrich von Holstein war außerordentlich menschenscheu. Er hatte in den 1870er Jahren in der Harry Graf Arnim-Affäre eine gewisse Rolle gespielt. Als Legationssekretär in Paris soll er dem Grafen Arnim, der damals dort deutscher Botschafter und sein unmittelbarer Vorgesetzter war, über längere Zeit im Auftrage Bismarcks nachspioniert haben. Seitdem wurde Holstein von einem Teil der Berliner Gesellschaft geschnitten. Zu den Freunden, die ihn nach dem Arnim-Prozeß nicht fallenließen, gehörte der spätere Personaldezernent im preußischen Innenministerium, Hermann von Lebbin (1819-1884). Dessen Frau, Helene von Lebbin geb. von Brandt (1849-1915), pflegte auch nach dem Tode ihres Mannes im Jahre 1884 dessen Freundschaften und Bekanntschaften weiter. Sie schuf einen kleinen, etwas in sich abgeschlossenen, aber wichtigen politischen Salon.

*Helene
von Lebbin*

Frau von Lebbin, die Tochter eines hohen preußischen Offiziers, war nie besonders hübsch gewesen, zog sich aber gut an. Ihr Wesen war nüch-

tern, unverblümt und manchmal etwas burschikos – dabei war sie intelligent, absolut zuverlässig und verschwiegen. Außerdem konnte sie aufmerksam zuhören und besaß Menschenkenntnis; Eigenschaften, die nicht nur ihr Freund Friedrich von Holstein, sondern auch andere Bekannte aus dem politischen Leben zu schätzen wußten. Über ihre politische Bildung, die die eingeweihten Kreise in Berlin erstaunte, meinte sie nur, sie habe seit ihrer Jugend täglich sorgfältig die *Nationalzeitung* gelesen: „Glauben Sie mir, tut man das wirklich und besitzt man ein erträgliches Gedächtnis, weiß man nicht schlecht im In- und Ausland Bescheid.“ Gemeinsam mit der Witwe des konservativen Reichstagsabgeordneten von Wedel-Malchow (eines anderen Freundes Holsteins) bemühte sich Frau von Lebbin, dem alten Junggesellen Friedrich von Holstein etwas wie einen familiären Hintergrund zu schaffen. Zudem war ihr Salon für Holstein nützlich und interessant, da zu ihr Persönlichkeiten des politischen Lebens oder der Diplomatie kamen, die Holstein kennenlernen oder zwanglos sprechen wollte. Allerdings fand bei Frau von Lebbin in Anwesenheit Holsteins keine große Geselligkeit statt. Der Kreis der Besucher wurde jeweils möglichst klein gehalten, weil Holstein nicht gern unter vielen Leuten war; häufig waren nur drei oder vier Gäste anwesend.

Umgekehrt suchten viele Politiker, die in ihrem Dienstrang weit über Holstein standen, Helene von Lebbin gern zum Gespräch auf: Der Reichskanzler Caprivi (1831–1899) war ein alter Jugendfreund von ihr, und dessen Nachfolger Hohenlohe (1819–1901) zählte ebenfalls zu den Gästen. Das Herrenhausmitglied Bogdan Graf Hutten-Czapski (1851–1937), selbst langjähriger Habitué des Salons, berichtet in seinen Memoiren, Fürst Hohenlohe habe während seiner Reichskanzlerzeit zu seinem eigenen Nachteil den Salon der Frau von Lebbin nicht mehr aufgesucht, wahrscheinlich, weil sein Sohn ihn gegen die Gastgeberin eingenommen habe. Es steht allerdings fest, daß Chlodwig Fürst zu Hohenlohe den Abend nach seiner Entlassung aus dem Reichskanzleramt im Jahre 1900 bei Frau von Lebbin zubrachte. Dort plauderte er mit Holstein über seine Botschafterjahre in Paris. Der dritte Reichskanzler nach Bismarck war Bernhard Fürst Bülow. Von ihm und seiner Frau wurde nicht nur Holstein, sondern auch Helene von Lebbin auffallend hofiert.

Die politischen Verbindungen der Frau von Lebbin waren vielfältig. Sie korrespondierte zum Beispiel mit dem liberalen Politiker Ludwig Bamberger, und in ihrem Salon waren Angehörige des Auswärtigen Amtes, verschiedene Staatssekretäre und Diplomaten anzutreffen. Zu den näheren Bekannten zählte Hugo Fürst Radolin (1847–1917), der von 1901 bis 1910 deutscher Botschafter in Paris war. Auch Bankiers, wie Julius und später

Paul (von) Schwabach sowie Carl Fürstenberg, waren bei ihr zu Gast, daneben einzelne Schriftsteller, z.B. Paul Lindenberg, oder Gelehrte wie der Mediziner Ernst von Leyden. Helene von Lebbin wurde für sehr einflußreich gehalten; es hieß sogar in manchen Kreisen, sie könne bei der Besetzung von Posten im Auswärtigen Amt und im diplomatischen Dienst mitreden. Bevor Hildegard von Spitzemberg, die ebenfalls einen politischen Salon in Berlin führte (ca. 1870-1914), Frau von Lebbin näher kennengelernt hatte, sprach auch sie im Jahre 1903 von ihr als von der „klugen und gebildeten, aber recht ränkesüchtigen und mit allen Wassern gewaschenen Freundin Holsteins“. „Bülows [der Reichskanzler und seine Frau] und Lichnowsky [Carl Max Fürst Lichnowsky, später deutscher Botschafter in London], sowie alles, was vom Auswärtigen Amt direkt oder indirekt“ etwas erreichen wolle, gehe, so Frau von Spitzemberg, der Frau von Lebbin „sehr um den Bart“. Aus diesem Grunde suchte auch die Schriftstellerin und Diplomatenfrau Elisabeth von Heyking (1861-1925; *Briefe, die ihn nicht erreichten*), eine Enkelin Bettine von Arnims, die Bekanntschaft der Frau von Lebbin. Sie bemühte sich nämlich nach langen Jahren in Übersee um eine europäische Gesandtenmission für ihren Mann. 1896 schrieb sie über Frau von Lebbin: „Sie ist eine Vertraute von Holstein, Hohenlohe, Caprivi, Radolin usw., kennt Gott und die Welt und soll viel Einfluß haben. Wenn auch keinen distinguierten, so macht sie doch einen entschieden praktisch-klugen Eindruck ...“ Hildegard von Spitzemberg lernte Frau von Lebbin kennen, als ihre Tochter Johanna den Diplomaten Hans Freiherrn von Wangenheim (1859-1915), einen Neffen von Holsteins anderer Freundin Klothilde von Wedel-Malchow, geheiratet hatte. Frau von Spitzemberg ließ sich durch Klothilde von Wedel-Malchow in den Kreis der Frau von Lebbin ziehen, nicht zuletzt weil sie glaubte, dies könne ihren „Diplomaten-kindern“, also Wangenheims, nützlich sein. 1903 traf sie Frau von Lebbin bei der Tante ihres Schwiegersohns zum ersten Mal. Helene von Lebbin wollte selbst allerdings, wie sie betonte, niemals Protektion ausüben. Sie erklärte ihrem Neffen, „daß sie es ängstlich vermeide, ihre guten Freunde um Hilfe für andere zu bitten. Es sei ihr unangenehm, mit derartigen Bitten hervorzutreten, ihre Freiheit würde dadurch untergraben, und sie wolle nicht anderen verpflichtet sein.“

Über den Einfluß und die politische Begabung der Helene von Lebbin gab es unterschiedliche Meinungen. Viele, die sie nicht oder kaum kannten, hielten sie für politisch talentiert und intrigant, sie war ihnen oft „unheimlich“. Der liberale Götz Graf Seckendorff, langjähriger Oberhofmeister der Kaiserin Friedrich, der Holstein verabscheute, nannte Helene von Lebbin nur „dieses Weib“. Dagegen schreibt Frau von Lebbins Neffe Friedrich von

Trotha in seinem Buch über Holstein, seine Tante habe weder „politische Inspiration“ für Holstein bereitgehalten noch die Angemessenheit politischer Maßnahmen beurteilen können, sie sei jedoch durch ihre Menschenkenntnis nützlich für ihn gewesen. Wieder anders urteilte Staatssekretär Arthur Zimmermann, der Frau von Lebbin ebenfalls gut kannte. Sie sei eine „außerordentlich begabte, ungewöhnliche Frau“ gewesen: „Ich habe ihren tiefen Verstand, ihr klares objektives Urteil über Menschen und Dinge, ihren aufrechten Charakter, ihre Herzensgüte und ihr formvollendetes Auftreten bewundert.“ Direkten politischen Einfluß schrieb auch er ihr nicht zu. Frau von Lebbin scheint mit ihrem Freund Holstein wie auch mit anderen Politikern viel über politische Fragen gesprochen zu haben, wobei sie gelegentlich – als Salonnieré – zwischen entgegengesetzten Auffassungen zu vermitteln versuchte. Ihre tiefe Verehrung für Holstein und ihre Gewöhnung an seine Argumentation ließen sie aber meist dessen Standpunkt teilen.

Als Hildegard von Spitzemberg im Januar 1906 anscheinend zum ersten Mal bei Frau von Lebbin selbst zu Gast war, noch vor der Entlassung Holsteins aus dem Amt – schilderte sie ihren Eindruck folgendermaßen: „Es ist ein heimliches [d.h. anheimelndes] kleines Nest in einem der kleinen alten Gartenhäuser am Carlsbad, wo die eigenartige Frau wohnt und wo mehr Politik getrieben wird als in manchem Ministerium, wo man aber gerade deshalb wenig erfährt.“ Als sie Frau von Lebbin im Laufe der nächsten Zeit besser kennenlernte, stellte sie fest, daß sie deren politische Fähigkeiten und ihren Einfluß überschätzt, ihren Charakter jedoch unterschätzt habe. Sie sei „höchst gutartig“, aber „leidenschaftlich persönlich“, sobald etwas ihren Freund Holstein anginge. Frau von Spitzemberg hebt, ähnlich wie Friedrich von Trotha, die vielen subjektiv gefärbten politischen Urteile der Helene von Lebbin hervor. Hier muß allerdings hinzugefügt werden, daß Frau von Lebbin möglicherweise schon aus Gründen der Verschwiegenheit anders mit Außenstehenden sprach als mit Holstein, mit Staatssekretären und Diplomaten, auch daß die Gespräche, als Holstein noch im Amt war, wohl anders verliefen als nachher. Hildegard von Spitzemberg beschreibt einen Abend im Herbst 1906 bei Frau von Lebbin, als Holstein schon nicht mehr im Amt war. Es war hauptsächlich von den kürzlich erschienenen Memoiren des Fürsten Hohenlohe und vom „Hauptmann von Köpenick“ die Rede. Der Schuster Wilhelm Voigt war nämlich gerade am Tag zuvor in einer Hauptmannsuniform aus zweiter Hand in Köpenick erschienen und hatte das Rathaus besetzen lassen. Frau von Spitzemberg meinte, diese „Gaunergeschichte“ scheine nicht der Wirklichkeit, sondern der Operettenwelt anzugehören. Alle Anwesenden im Salon der Frau von Lebbin seien sich darüber einig gewesen, es würde der allgemeine Eindruck

entstehen, daß ein solches Ereignis nur möglich sei „unter einem Regemente wie dem des Kaisers, wo die Menschen die unmöglichsten Dinge an Willkür und Wohldienerei für angängig halten“.

In den ernsten politischen Gesprächen im Hause Lebbin wurde, wenn nötig, auch nicht mit Kritik am Kaiser und seiner Umgebung gespart. Friedrich von Trotha meint dazu, man habe sehr sachlich diskutiert. Jede Kritik sei von der Frage ausgegangen, was „dem Deutschen Vaterlande und der Dynastie“ nütze oder schade. Dem Monarchisten Holstein und auch Frau von Lebbin bedeutete die Zukunft der Dynastie mehr als der Respekt vor dem gegenwärtigen Monarchen. Bereits am 1. Januar 1895, am Anfang des Kampfes mit seinem alten Freund und späteren Feind Philipp zu Eulenburg-Hertefeld hatte Holstein diesem geschrieben: „Sie denken an den Kaiser, ich denke auch an die Dynastie und verhehle mir nicht, daß Seine Majestät vom royalistischen Kapitale lebt und daß das, was er heute achtlos vergeudet, einstmals seinem Sohne – ja wahrscheinlich schon in wenigen Jahren ihm selbst fehlen wird.“ So oder ähnlich dürfte auch im konservativen Salon der Frau von Lebbin gesprochen worden sein.

Die größte Macht hatte Friedrich von Holstein in den Jahren um 1900; sein Protegé Bülow (1849–1929), dessen diplomatische Laufbahn er gefördert hatte, war Reichskanzler geworden und hielt lange Beratungen mit der „Grauen Eminenz“ ab; Holstein schien unentbehrlich. Es kann in diesem Zusammenhang nicht darum gehen, die Politik Holsteins mit ihren Konzepten und Fehlkalkulationen zu analysieren. Es sei nur kurz an Holsteins aggressive Haltung während der ersten Marokkokrise erinnert, die einen Präventivkrieg gegen Frankreich einkalkulierte. Die Außenpolitik Holstein/Bülow war gefährlich – und damals war es der Kaiser, der das Risiko eines Krieges ablehnte. Noch problematischer war die innenpolitische Seite der Außenpolitik, das heißt die Frage der Kompetenzen. Im Auswärtigen Amt herrschte in vieler Hinsicht ein Chaos der Zuständigkeiten und ein allgemeines Informationsdefizit. Bülow unternahm nichts dagegen und stützte sich auf Holstein. Dann opferte er den beim Kaiser sehr unbeliebten Holstein, wußte es aber so geschickt einzurichten, daß Holstein und selbst Frau von Lebbin kaum daran zweifelten, daß Holsteins Sturz im Frühjahr 1906 ohne das Wissen Bülows bewerkstelligt worden sei. Nach der Entlassung Holsteins wurde dieser weiterhin von Bülow hofiert und in den meisten Angelegenheiten um Rat gebeten.

Holstein hielt darum den Fürsten Eulenburg für schuldig an seinem „Sturz“ (der Bewilligung eines früher von ihm eingereichten Abschiedsgesuchs), was ihm wohl vom Reichskanzler eingeredet worden war. Als wenig später die yieldiskutierte Eulenburg-Affäre begann, in deren Verlauf

dem einflußreichen Freund des Kaisers sowie anderen angesehenen Persönlichkeiten Homosexualität und Meineid vorgeworfen wurden, hieß es, der rachsüchtige Holstein habe dem Journalisten Maximilian Harden, der diese Angelegenheit in einer großangelegten Kampagne publik machte, belastende Dokumente zugespielt. Restlos wird sich diese Frage wohl nie klären lassen: Frau von Spitzemberg glaubte zum Beispiel nicht, daß Holstein hinter dem Eulenburg-Skandal stecke, aber sie fürchtete, Holstein werde nun triumphieren. In der Tat gab es in der Folgezeit engere Kontakte zwischen Harden und Holstein sowie Frau von Lebbin; Holstein veröffentlichte einige Briefe an Harden in dessen Zeitschrift *Die Zukunft*, und das Ehepaar Harden verkehrte zumindest in späterer Zeit im Salon der Frau von Lebbin. Übrigens billigte diese die Briefe Holsteins an *Die Zukunft* von ihrem konservativen Standpunkt aus gar nicht. Einmal, weil Harden ein Liberaler war, und zum anderen, weil sie das Aufsehen fürchtete, das die Briefe Holsteins in Hardens Zeitschrift hervorrufen würden.

Wirklich kam es zu scharfen Angriffen gegen Holstein, und auch Helene von Lebbin wurde, wie üblich, gleich mitattackiert. Es wurde auch vermutet, sie sei jüdischer Herkunft, gleichviel, ob man aus ihrer Bekanntschaft mit Maximilian Harden und mit den jüdischen Bankiersfamilien Schwabach und Fürstenberg seine Schlüsse zog oder ob man, wie Marie von Bunsen meinte, bei jeder außergewöhnlichen und klugen Berlinerin mit dunklen Augen „*a priori* semitisches Blut“ vermutete. Frau von Lebbin war keine Jüdin, aber es wurde auch später noch von Biographen des Fürsten Eulenburg behauptet. In der erhitzten und verunsicherten Atmosphäre, die damals in Berlin herrschte, machte der Antisemitismus sein diffamierendes Geschäft.

Währenddessen wurde Holstein immer noch vom Reichskanzler Bülow in verschiedenen außenpolitischen Angelegenheiten konsultiert, und bei der zunehmenden Kränklichkeit Holsteins fielen Frau von Lebbin immer mehr Funktionen einer „Vorzimmerdame“ zu. Als Holstein bereits mit seiner letzten Krankheit kämpfte, hatte der stellvertretende Leiter des Auswärtigen Amtes, der spätere Staatssekretär Alfred von Kiderlen-Wächter (1852-1912), täglich lange Besprechungen mit ihm. Nachdem der Kanzler Bülow Holstein mit Rücksicht auf den – Holstein verabscheuenden – Kaiser einige Zeit nicht besucht hatte, erschien er eines Tages (wohl im April 1909), als es Holstein gerade sehr schlecht ging, zu einer politischen Unterredung, die zweieinhalb Stunden dauerte. Der Arzt und Frau von Lebbin saßen währenddessen händeringend im Nebenzimmer. Hildegard von Spitzemberg resümierte, man könne wohl sagen, „daß an diesem Krankenlager große Politik gemacht wurde“.

Einige Monate zuvor, im Oktober 1908, hatte Österreich durch die nun auch formelle Annexion Bosniens und der Herzegowina eine internationale Krise ausgelöst, die im Frühjahr 1909 noch nicht überstanden war. Österreichs Bündnispartner, das Deutsche Reich, sah sich plötzlich in die Balkanprobleme hineingezogen. Doch das Auswärtige Amt wurde vom Kaiser wie auch vom Kanzler zeitweise fast alleingelassen. Der zuständige Staatssekretär Wilhelm Freiherr von Schoen war unerfahren, und das Amt wandte sich an Holstein. Frau von Spitzemberg schrieb am 16. April 1909 in ihr Tagebuch: „... was soll man davon denken, daß der Kaiser [zur Urlaubsreise] geradezu in den brodelnden Hexenkessel fährt, Bülow in Venedig herumgondelt, Kiderlen in Bukarest und von dort infolge der neuesten Krisis kaum abkömmlich ist, Schoen [Staatssekretär im Auswärtigen Amt] wie immer ratlos dasteht und [Unterstaatssekretär] Stemrich an Holsteins Sterbebett sendet, um zu erfahren, was zu tun ist?“

Als es Holstein in den nächsten Wochen noch schlechter ging, wandten sich alle an Frau von Lebbin, weil Holstein niemanden empfangen durfte. Hildegard von Spitzemberg schrieb, Frau von Lebbin sei „von 8-11 meist unausgesetzt nur am Telefon!!“, und fügte hinzu: „Sie eröffnet alle Briefe an Holstein und teilt ihm davon mit, was sie für richtig hält; vom Amte werden ihr für Holstein alle interessanten Telegramme Marschalls [Adolf Freiherr Marschall von Bieberstein, Botschafter in Konstantinopel] eingeschickt!!“ Unterstaatssekretär Stemrich, der täglich mit Frau von Lebbin telephonierte, unterrichtete sie zusätzlich durch Berichte über die politischen Nachrichten des Tages, die ihr als Rohrpostbriefe zugestellt wurden.

Am 8. Mai 1909 starb Friedrich von Holstein. Die Nachrufe waren, selbst in den Zeitungen, die Holstein früher angegriffen hatten, vorwiegend freundlich oder zumindest respektvoll. Selbst die französische Presse, die keinen Grund hatte, Holstein zu loben, meinte, vom deutschen Standpunkt aus habe er seine Verdienste gehabt. Helene von Lebbin sammelte alle erreichbaren Zeitungsausschnitte und faßte sie in einem Album zusammen. Von Frau von Spitzemberg wurde ihr zugestanden, sie habe „bis dato einen vorzüglichen Takt bewiesen, ohne den sie niemals eine solche Stellung hätte behalten können ...“. Allerdings äußerte sie die Befürchtung, Frau von Lebbin würde nun ihren verstorbenen Freund vollkommen idolisieren. Es seien schon Bemerkungen gefallen, in denen Frau von Lebbin Holstein mit Bismarck verglichen habe.

Da Frau von Lebbin den schriftlichen Nachlaß Holsteins erbte, wurde sie gefürchtet. Sie unternahm aber keine Schritte zur Veröffentlichung; entweder aus Pietät, politischer Zurückhaltung oder weil sich ihre Gesund-

heit seit Ende 1909 stark verschlechterte. Ihr politischer Salon blieb bestehen, obgleich ihre fortschreitende Krankheit im Laufe der Jahre schließlich nur noch wenige Gäste zur gleichen Zeit erlaubte. Die Angehörigen des Auswärtigen Amtes, Diplomaten wie Graf Monts oder Fürst Lichnowsky, das Ehepaar Bülow (Fürst Bülow war nur noch bis zum Sommer 1909 im Amt), Salonnièren wie Frau von Spitzemberg oder Leonie Schwabach sowie viele andere besuchten sie aber weiterhin zu allgemeinen und politischen Zwiegesprächen. Bis zuletzt war die Art der Helene von Lebbin, mit Menschen umzugehen, „originell, oft burschikos und humorvoll“ (Bogdan Graf Hutten-Czapski).

Wie die anderen politischen Salondamen Berlins verfolgte auch Helene von Lebbin die weiteren Entwicklungen mit Sorge. Sie erlebte noch den Beginn des Ersten Weltkrieges. Fürst und Fürstin Bülow waren gerade bei ihr, als ein Telephonanruf mit der Nachricht des Attentats von Sarajewo kam. Als Frau von Lebbin am 1. Januar 1915 starb, wurde sie in einem Nachruf der *Frankfurter Zeitung* als bedeutende politische Salonnière gewürdigt. Sie habe „das gehabt, was in Berlin so selten ist, einen politischen Salon, das heißt es trafen sich in ihrer Wohnung ein großer Teil unserer Diplomaten, auch hervorragende und geistreiche Frauen der Berliner Gesellschaft“. Weiter heißt es: „Bis in die letzte Zeit hinein haben von den älteren deutschen Diplomaten wohl wenige Berlin berührt, ohne Frau von Lebbin aufgesucht zu haben, und mancher auch noch Aktive ist diesem Verkehr bis in die letzte Zeit treu geblieben, wo die einst wie eine politische Egeria angesehene und respektierte Dame nur noch eine einflußlose, kranke Frau war.“ Meßbaren Einfluß hatte Helene von Lebbin auch zu Lebzeiten Friedrich von Holsteins nicht gehabt, doch sie wollte auch keine Politik treiben. Sie schuf einen politischen Salon. Es wurde über politische Fragen gesprochen, Diplomaten und hohe Beamte tauschten Meinungen aus, man nahm Stellung zu politischen Ereignissen. Das Gespräch über Politik, nicht politisches Handeln machte einen politischen Salon aus.

Maria
Fürstin
Bülow

Es lässt sich kaum ein größerer Kontrast denken als zwischen der nüchternen, unverblümt urteilenden Helene von Lebbin und der Fürstin Maria von Bülow (1848–1929), ihrem häufigen Gast. Auch die Fürstin Bülow führte, während der Reichskanzlerzeit ihres Mannes (1900–1909), eine salonartige Geselligkeit in Berlin. Sie war eine graziöse, musikalische Frau, eine geborene Prinzessin Camporeale und Stieftochter des italienischen Politikers Marco Minghetti (1818–1886). Ihre Mutter, Donna Laura Minghetti (1829–1915), faszinierte als energische und bis in ihr hohes Alter schöne Frau. Friedrich von Holstein schätzte sie sehr, respektierte ihr politisches Urteil und schrieb 1901: „Die 76jährige Dame [richtig: 72jährige]

ist eine große Freundin von mir, von der Zeit her, wo von Bülow als Reichskanzler noch nicht die Rede war.“

Die Fürstin Bülow trat wie die Gräfin Schleinitz als begabte Pianistin und Wagner-Anhängerin hervor. Während ihrer ersten Ehe mit dem Diplomaten Karl August Graf Dönhoff hielt sie in Wien einen großen Salon, in dem Künstler und Musiker anzutreffen waren. Nach der Scheidung ihrer ersten Ehe (die vom Papst annulliert wurde, so daß eine Wiedervermählung kirchlich möglich war) heiratete sie Bernhard von Bülow, während dessen Botschafterzeit in Rom sie dort ebenfalls einen Salon führte. 1897 wurde Bülow Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, 1899 erhielt er den Grafentitel, 1900 wurde er Reichskanzler und im Jahre 1905 zum Fürsten erhoben.

Die Frage, ob es sich bei der salonartigen Geselligkeit der Fürstin Bülow in Berlin um einen „echten“ Salon handelte, ist eher zu verneinen. Bülows pflegten wohl großangelegte offizielle Geselligkeit, der sie durch einen glänzenden Rahmen, ihr sehr verbindliches Auftreten als Gastgeber und durch die Einladung von Künstlern und Gelehrten das äußere Erscheinungsbild eines aristokratischen Salons gaben. Die Fürstin Bülow hatte sogleich das Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße umbauen lassen, das, wie selbst Frau von Spitzemberg zugab, zur Zeit der Familie Bismarck die Atmosphäre eines „ärarischen Wartesaals 1. Klasse“ gehabt habe. Die Bismarcks hatten weder Wert auf eine geschmackvolle Einrichtung noch auf große Geselligkeit gelegt; die Fürstin Bismarck hielt sich weitgehend von der Öffentlichkeit fern. Bismarcks Nachfolger Caprivi war Junggeselle gewesen, die Frau des Fürsten Hohenlohe hatte sich selten in Berlin aufgehalten, und so war die Fürstin Bülow die erste „Hausherrinnen-Persönlichkeit“ im Reichskanzlerpalais. Sie interessierte sich für Musik, Kunst und Literatur; eigene politische Meinungen hatte sie nicht, stand aber sehr unter dem Einfluß ihrer Mutter und ihres Mannes. Frau von Spitzemberg meinte, bei aller Anerkennung ihrer gekonnten Repräsentation und geschliffenen Eleganz: „Ich, Gräfin Harrach und so manche andere Frau kommen mit ihr nicht recht vom Fleck; sie ist banal freundlich, weiß eigentlich außer ihrer Musik vom helllichten Tag nichts ...“

Neben ihrer offiziellen Geselligkeit hielt die Fürstin Bülow keine Gesellschaften in größerem Rahmen ab; sie hatte keinen offenen Salon, sondern nur ein enger Kreis naher Freunde traf sich bei ihr zu vornehmen, exquisiten Soiréen. Graf Hutten-Czapski berichtet, die Fürstin habe sich gern mit jungen Diplomaten und Mitarbeitern ihres Mannes umgeben, die ihre künstlerischen Interessen teilten. Das gab nicht nur gelegentlich Anlaß zu Klatsch, sondern wurde, etwa im Zusammenhang mit der Daily Telegraph-Affäre

1908, als politische Gefahr angesehen. Hildegard von Spitzemberg schrieb, entsetzt über die Nachlässigkeit, mit der die zuständigen Beamten das verhängnisvolle Kaiser-Interview hatten durchgehen lassen: „Das kommt davon, wenn die Begleiter des Fürsten, die danach die fettesten Posten bekommen, gewählt werden, je nachdem sie mit der Fürstin musizieren können, siehe Paul Below und Müller.“

Sehr bemühten sich Fürst und Fürstin Bülow, bei aller (schon von Amts wegen gebotenen) Exklusivität ihrer Geselligkeit, um „Literaten und Pressemachthaber“, wie Marie von Bunsen beobachtete. Diese Anstrengungen waren nicht ohne Erfolg, denn der Fürst und vor allem die Fürstin erhielten sehr gute Presse-Echos. Die Journalisten waren von der charmanten, musikalischen Fürstin begeistert und verglichen ihre – freilich offizielle – Geselligkeit mit dem Salon der Gräfin Schleinitz, der nach dem Wegzug der Gräfin aus Berlin erst in den Empfängen der Reichskanzlersfrau einen Ersatz gefunden habe. Als Gäste der Privatsoiréen der Bülows wurden Gerhart Hauptmann, Ernst von Wildenbruch, Hermann Sudermann, die Komponisten Leoncavallo und Humperdinck sowie die Maler Anton von Werner und Max Liebermann aufgezählt. Daß eine einst erfolgreiche Salonnier nun Soiréen mit geladenen Gästen dem offenen „jour fixe“-Salon vorzog, ist u. a. doch auch ein Indiz für das nahe Ende der Salontradition.

Sowohl der Fürst als auch die Fürstin verstanden es hervorragend, Gäste für sich einzunehmen und sich Sympathien zu schaffen. Von einem großen Empfang im Reichskanzlerpalais im März 1905 hieß es: „Im Vorzimmer empfängt Graf Bülow seine Gäste, im Frack und mit dem Bande des Schwarzen Adlers, strahlend vor Gesundheit und Liebenswürdigkeit, jedem einzelnen die Hand drückend, mit den meisten persönlich Bekannten auch noch ein rasches Begrüßungswort wechselnd.“ So Fedor von Zobeltitz in einem Feuilleton. Der Diplomat Friedrich Rosen ging über diese Beobachtung noch hinaus: „Bülow hatte es heraus, jeden einzelnen bei seinem Eintritt so zu begrüßen, als ob er die ganze Soirée nur seinetwegen veranstaltet hätte.“ Die Gräfin bzw. Fürstin Bülow trug durch ihre Grazie und Eleganz erheblich zu dem gesellschaftlichen Erfolg des Ehepaars Bülow bei. Fedor von Zobeltitz setzte seine Beschreibung des Empfangs fort: „... den Mittelpunkt des bunten Hin und Her bildet die Gräfin in lichtkastanienbrauner Brokatrobe mit goldgestickten Bordüren, im Haar ein paar blitzende Brillantsterne. Dem Zauber, der von ihrer Persönlichkeit ausgeht, kann man sich schwer entziehen.“

Fürst Bülow setzte seine und seiner Frau gesellschaftliche Gewandtheit gezielt für seine politischen Zwecke und sein Ansehen ein. Oft machte er selbst vor Schmeicheleien und Unaufrechtheiten nicht Halt. Nach Bülows

Sturz 1909 wurde der Weggang der Fürstin Bülow in vielen Kreisen der Hofgesellschaft bedauert. Wenn Fürst Bülows Angaben richtig sind, äußerte selbst der Kaiser dem HAPAG-Direktor Albert Ballin gegenüber: „Um Bülow ist es nicht schade, aber der Fortgang seiner Frau von Berlin ist ein wahrer Verlust. Sie repräsentierte in dem nüchternen und prosaischen Berlin das Cinquecento.“ Maria Fürstin Bülow blieb die einzige Frau eines Reichskanzlers zwischen 1871 und 1918, die stärker in der Öffentlichkeit hervortrat. Sie ist in die „Randzone“ des Berliner Salons einzuordnen, obwohl in der Spätzeit die Abgrenzungen etwas problematisch werden, wie das Beispiel Marie von Bunsens noch zeigen wird. Zweifellos ist der „Salon“ der Fürstin Bülow (ob man ihn nun als solchen im engeren Sinne akzeptiert oder nicht) außerordentlich einflussreich in der Berliner Gesellschaft gewesen.

Zurück zu den politischen Salons im eigentlichen Sinne. Als zweiter neuer politischer Salon (neben dem der Frau von Lebbin) ist der von Sascha Gräfin Schlippenbach (1852-1938) zu nennen. Sie war eine Tochter des Frankfurter Bankiers Wilhelm Metzler. Ihr Mann, Friedrich Graf Schlippenbach (1834-1882), war Major a.D. und diensttuender Kammerherr der Prinzessin Friedrich Carl von Preußen gewesen. Die verwitwete Gräfin Schlippenbach wohnte am Königsplatz (später Platz der Republik), also in der Nähe des Reichstagsgebäudes. Das war ein keineswegs ungünstiger Standort für einen politischen Salon. Mit ihren näheren Freunden, so mit Frau von Spitzemberg und dem Zentrumsabgeordneten Prinz Arenberg, wurde sie im Mai 1894 vom Baumeister Paul Wallot persönlich durch das neue Reichstagsgebäude geführt.

Sascha
Gräfin
Schlippen-
bach

Franz Prinz von Arenberg (1849-1907), Anführer der Zentrumsfraktion im Reichstag, war um 1900 die politische Hauptfigur des Salons der Gräfin Schlippenbach. Aber auch viele andere Politiker und Diplomaten, wie der bayerische Bundesratsgesandte Hugo Graf Lerchenfeld (1843-1925), Bernhard von Bülow (später Graf und Fürst), Adolf Freiherr Marschall von Bieberstein (1842-1912) und der eng mit Gräfin Schlippenbach befreundete Finanzminister Johannes von Miquel (1828-1901), verkehrten seit den 1890er Jahren in diesem Salon. Sascha Gräfin Schlippenbach war mit dem Botschafter Joseph Maria von Radowitz (1839-1912) verschwägert, dessen Schwiegermutter eine geborene Schlippenbach war, und ebenfalls mit dem deutschen Botschafter in Lissabon, Christian Graf Tattenbach, der mit ihrer Schwester verheiratet war.

Seinen Höhepunkt erreichte der Salon der Gräfin Schlippenbach zur Zeit der Kanzlerschaft Bülows (1900-1909). Besonders während der ersten Marokkokrise galt dieser Kreis als gut informiert. Bevor nämlich Kaiser

Wilhelm II. im Frühjahr 1905 seinen aufsehenerregenden Staatsbesuch in Tanger machte, hatte er Lissabon besucht und war auf der Weiterreise vom Botschafter Tattenbach begleitet worden. Gräfin Tattenbach und ihre Schwester Gräfin Schlippenbach fuhren daraufhin ebenfalls nach Tanger. Marie von Bunsen meint, Sascha Gräfin Schlippenbach habe durch ihre diplomatischen Verbindungen vieles erfahren, was nicht an die Öffentlichkeit gedrungen sei. So habe sie auch während der Algeciras-Konferenz, die für eine Beilegung der Marokkokrise sorgen sollte (1906), zum „engsten Kreis“ gehört und in „manche wenig beleuchtete Episoden hineingesehen“. Ob solche Beobachtungen von Außenstehenden zutrafen, ist nachträglich schwer zu beurteilen; anscheinend war man sehr diskret im engeren Zirkel des Salons Schlippenbach.

Nachweisbar aber erfuhr Sascha Gräfin Schlippenbach im Zusammenhang mit der Daily Telegraph-Affäre einige interessante Einzelheiten. Im Januar 1909, als das Interview immer noch die politischen Gespräche in Berlin beherrschte, unterhielt sich die Gräfin mit Frau von Spitzemberg über „die Zukunft von Kaiser und Bülow“. Gräfin Schlippenbach erlaubte sich hier eine Indiskretion, die ihre Freundin glücklicherweise in ihrem Tagebuch festhielt. Diese Äußerung ist für Bülows etwas zwielichtige Haltung in dieser Angelegenheit höchst aufschlußreich: „Bülow hat auch neulich an Radowitz gesagt, der Zustand mit dem Kaiser sei unhaltbar gewesen, es hätte einmal ein Ausbruch kommen müssen, und er habe nichts getan, um ihn aufzuhalten.“ Hildegard von Spitzemberg war entsetzt, und die Gräfin Schlippenbach bat sie, diese Information für sich zu behalten. Es war Frau von Spitzemberg klar, daß, wenn diese Bemerkung zutreffend war, Bülow den innen- und außenpolitischen Skandal nicht nur nicht verhindert, sondern bewußt zugelassen hatte. Sie kommentiert: „Damit würde freilich die Lücke ausgefüllt, die die Geschichte des Interviews selbst für Eingeweihte immer noch hatte, aber ein mißlungener Staatsstreich war es, besonders dem Auslande gegenüber.“ Der Kaiser sollte also derart kompromittiert werden, daß er seine Einmischungen in die Politik würde aufgeben müssen; möglicherweise war sogar an eine Verfassungsänderung gedacht worden. Es gab aber noch eine zweite, sehr einleuchtende Möglichkeit der Interpretation, die Frau von Spitzemberg sofort mit einkalkulierte: „Möglich auch, daß er [Bülow] aus der Not eine Tugend macht und für dämonische Kühnheit angesehen haben will, was schließlich doch nur Bummelei gewesen?!”

Es erscheint makaber, wie die politisch interessierten und zumindest teilweise informierten Kreise in Berlin den Torheiten des Kaisers und der unverantwortlichen Handlungsweise des Reichskanzlers zusehen mußten, ohne etwas daran ändern zu können: Selbst unter Parlamentariern machte

sich Fatalismus bemerkbar. Viele Gäste im Salon der Gräfin Schlippenbach verkehrten auch bei Hildegard von Spitzemberg, die ebenso wie die Fürstin Marie Radziwill ihren Salon in der wilhelminischen Zeit weiterführte. Beide verkörperten Traditionselemente des Berliner Salons – sie waren jetzt die „großen alten Damen“ des politischen Salons. Ihre Freundschaften zu Bismarck bzw. zur Kaiserin Augusta ließen sie als Repräsentantinnen einer vergangenen Generation erscheinen, und besonders Frau von Spitzemberg wurde als Freundin Bismarcks gern aufgesucht. Die Bismarckverehrung, die nach seinem Tod weiter zunahm, verstärkte sich durch das unbehagliche Gefühl, daß mit der deutschen Politik nicht alles zum Besten stünde – schon gar nicht angesichts einer krisenhaften Weltlage.

Viele der jüngeren Diplomaten kamen in den Salon der Frau von Spitzemberg, um sich von ihr über Bismarck erzählen zu lassen. Zum Beispiel berichtet der Diplomat Richard von Kühlmann (1873–1948) in seinen Memoiren, Hildegard von Spitzemberg sei, als er sie kennenlernte, bereits eine behäbige Matrone gewesen, aber außerordentlich gescheit und liebenswürdig. „Ihre enge und sehr persönliche Freundschaft zum ersten Reichskanzler wob gleichsam eine Aureole um sie“, meinte Kühlmann. Frau von Spitzemberg sei ihm eine treue mütterliche Freundin gewesen, und er habe ihren Salon in der Magdeburger Straße stets in dankbarer Erinnerung behalten. Vor allem konnte Hildegard von Spitzemberg die geselligen und politischen Verhältnisse in Berlin aus jahrelanger Erfahrung klug und treffend schildern, und Richard von Kühlmann betonte, dies habe ihm als jungem Diplomaten sehr geholfen: „Ihre Ratschläge und ihre Charakterschilderungen der wichtigsten Persönlichkeiten, die sich im Kaleidoskop der Hauptstadt bewegten, waren für mich ... wertvolle Fingerzeige.“

Hildegard
von
Spitzemberg

Politiker suchten Frau von Spitzemberg auf, um über die gegenwärtigen Zustände zu klagen, so Johannes von Miquel, der zu ihr über die „Mittelmaßigkeit aller lebenden Politiker“ sprach; „vielleicht“, meinte Frau von Spitzemberg trocken, aber verständnisvoll, „mit dem nicht unberechtigten Gedanken, daß er die einzige wirkliche Kapazität sei!“ Im Verkehr zwischen Politikern und hochgestellten Persönlichkeiten wurde gelegentlich das diplomatische Geschick der erfahrenen Salonnaire zur Hilfe gerufen. So etwa von Sophie von Hindenburg (der Frau eines Vetters des späteren Reichspräsidenten), die den sehr aggressiv veranlagten Politiker und Hofprediger Adolf Stoecker (1835–1909) zu Besuch erwartete. Frau von Hindenburg bat Hildegard von Spitzemberg bei ihrer Einladung (1893), „dafür zu sorgen, daß Stoecker dem prinzlich-Altenburgischen Paare gegenüber seine christlich-sozialen Bestrebungen, nicht aber seine antisemitischen Ideen auskramt“. Die geduldige Gesandtenwitwe führte ihren Auftrag so gut

sie konnte aus und fühlte sich durch die Bekanntschaft mit dem jungen Prinzen Max von Baden (1867–1929), den sie bei dieser Gelegenheit kennen- und schätzen lernte, etwas entschädigt.

Den alten Berliner Salonnièren der Jahrhundertwende fiel allgemein auf, daß Pflichtgefühl, Takt und echte Vornehmheit im gesellschaftlichen, aber vor allem auch im politischen Leben auszusterben drohten. Der Umschwung zeigte sich vor allem im Vergleich der Generationen: Frau von Spitzemberg meinte, die Kaiserin Friedrich habe nicht mehr die Haltung der alten Kaiserin Augusta gehabt, Herbert von Bismarck nicht mehr die Ritterlichkeit des „alten Löwen“ Bismarck. Schon um 1890 wurden diese Beobachtungen gemacht, und ähnliche Vergleiche fanden zwischen dem sprunghaften Wilhelm II. und seinem Vater, vor allem aber seinem vornehmnen, zurückhaltenden und pflichtbewußtesten Großvater Wilhelm I. statt.

*Marie
Fürstin
Radziwill*

Anfangs hatte man in der Berliner Gesellschaft über gelegentliche Taktlosigkeiten des „jungen Herrn“ hinweggesehen und ihm beträchtlichen Vertrauenskredit eingeräumt. Im Laufe der Jahre stellte man aber fest, daß der Kaiser sich nicht änderte, obwohl er älter geworden war. Gegen Ende der 1890er Jahre wurden Klagen über „den Dilettantismus, die Oberflächlichkeit und die Sucht nach Effekten“ beim Kaiser immer häufiger geäußert. Auch seinen Repräsentationspflichten ging der Kaiser gern aus dem Wege, wenn er etwas „Besseres“ vorhatte. Während des Besuchs eines japanischen Prinzenpaars, das ihn nicht weiter interessierte, wollte er zur Jagd fahren. Daher beauftragte er die Fürstin Marie Radziwill, den Gästen eine Soirée in seiner Abwesenheit zu geben, damit sie einen Eindruck vom gesellschaftlichen Leben in Berlin bekämen. Nun hatten die Radziwills aus dem Stegreif eine große, repräsentative Gesellschaft mit über hundert Personen zu organisieren. Anscheinend wußte der Kaiser, weshalb er seine Gastgeberpflichten delegierte; denn die Gesellschaft wurde, zumindest für die Hauptbetroffenen, äußerst langweilig und schwierig. Die Fürstin Marie, die sonst niemals um Kunstgriffe der Konversation verlegen war, mußte feststellen, daß sie sich mit der Prinzessin fast nur über ihre Sammlung japanischer Kunstgegenstände unterhalten konnte.

Was auf geselligem Gebiet belanglos und entschuldbar war, konnte im politischen Leben negative Folgen haben oder zumindest einen schlechten, verantwortungslosen Eindruck machen. Immer wieder wurden von verschiedenen Seiten Klagen laut (so auch von der Fürstin Radziwill und Frau von Spitzemberg), daß der Kaiser auf seinen Kreuzfahrten und Urlaubsreisen bestand, selbst wenn innen- oder außenpolitische Krisen seine Anwesenheit als Oberhaupt des Deutschen Reiches in der Hauptstadt wünschenswert machten. Frau von Spitzemberg und die Fürstin Radziwill kamen aus

zwei unterschiedlichen politischen Lagern der Bismarckzeit, aber seit den 1890er Jahren sahen sie sich häufiger und glichen sich einander in ihren Auffassungen an, da sie beide Grundpositionen des Konservativismus und der Mäßigung in der Politik vertraten. Beide waren Anhängerinnen der Monarchie.

Im Kreis der Frau von Spitzemberg fielen scharfsichtige Urteile über den Kaiser. Sowohl der Byzantinismus bei Hofe als auch die Neigung des Kaisers, auf einen kulturellen „Absolutismus“ eigener Schöpfung hinzuarbeiten, stießen auf Kritik. Der kluge Botschafter Marschall von Bieberstein führte 1902 die „leider stetig und rasch abnehmende Popularität des Kaisers“ darauf zurück, daß „er zu wenig König von Preußen und zu sehr deutscher Kaiser sei, von welcher Würde er sich einen ganz falschen Begriff zusammengeschmiedet“ habe. Das sollte heißen, daß dem Kaiser das Pflicht- und Verantwortungsgefühl sowie die persönliche Bescheidenheit, wie sie sein Großvater in hohem Maße besessen hatte, fehlten und daß er in Träumen mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit seine tatsächlichen Aufgaben vergaß. Das „Spielen mit mystisch-mittelalterlichen Begriffen“ in einer modernen Welt mache ihn lächerlich. Dies zwinge seine Umgebung zu einer Heuchelei, die sie ihm auf längere Sicht nachtragen würde.

Die Marokkokrisen, das Daily Telegraph-Interview und andere taktlose Äußerungen des Kaisers, die verschiedenen Balkankrisen und die sich zusätzende Weltlage wurden im Salon der Frau von Spitzemberg mit Sorge registriert und diskutiert. Resigniert schrieb Frau von Spitzemberg anlässlich des 25jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers im Jahre 1913: „Für uns Alte ist ja des jungen Herrn Regierungsantritt nur der letzte Akt der Tragödie, die mit Kaiser Friedrichs Krankheit beginnend, über des alten Herrn Tode und die Regierung des unseligen Friedrich zum jungen Herrn führt.“ Freilich kann man Wilhelm II. nicht für alle Probleme und Fehlentwicklungen verantwortlich machen. Viele selbständig denkende Angehörige der Hof- und Diplomatengesellschaft gestanden nach langjähriger Beobachtung dem Kaiser sogar zu, aufrichtig das Beste zu wollen – und dann immer das Falsche zu tun. Nach der „Novemberrevolution“, wie Frau von Spitzemberg die Daily Telegraph-Affäre (1908, ein Jahrzehnt vor der wirklichen Novemberrevolution) nannte, war der von seinem Kanzler im Stich gelassene und plötzlich stark verunsicherte Kaiser gelegentlich sogar ein Objekt des Mitleids. Er war nicht der einzige Schuldige und stand zudem seiner „Maßregelung“ durch Kanzler, Parlament und Öffentlichkeit vollkommen hilflos undverständnislos gegenüber. Ein Gutes hatte die Daily Telegraph-Affäre allerdings: Der Kaiser hielt sich etwa zwei Jahre lang in seinen Äußerungen sehr zurück. Im Sommer 1910 registrierte Hildegard

Hildegard
von
Spitzemberg

von Spitzemberg dann wieder einen Rückfall in die „Rederitis“, wie sie sich ausdrückte.

Der außenpolitisch verhängnisvollste Fehler Wilhelms II. war seine Begeisterung für den deutschen Flottenbau, der die Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien zunehmend belastete. Die Reichskanzler – der Vorwurf trifft zeitlich vor allem Bülow, der auch den größten Einfluß von allen Kanzlern auf den Kaiser besaß – unternahmen nichts dagegen. Während der Kanzlerschaft Bülows (1900–1909) wurden wichtige Möglichkeiten zu einer Verständigung mit England vernachlässigt. Das Deutsche Reich sah sich zunehmend isoliert, und selbst die Fürstin Marie Radziwill, die das Ehepaar Bülow im gesellschaftlichen Verkehr schätzte, zog nach Bülows Entlassung das Fazit, der Einfluß dieses Kanzlers auf den Kaiser habe innen- und außenpolitisch nur negative Auswirkungen gehabt.

Bülow's Nachfolger als Reichskanzler, Theobald von Bethmann Hollweg (1856–1921), wurde in den politischen Salons allgemein als aufrechter und maßvoller Politiker geschätzt. Doch schon bald stellten sich Zweifel ein, ob er sich gegenüber dem Kaiser und dessen Umgebung sowie gegenüber seinen eigenen Staatssekretären und Mitarbeitern würde behaupten können. Diese Befürchtungen bestätigten sich; Bethmann Hollweg konnte sich insbesondere nicht gegen die militärischen Berater des Kaisers, an ihrer Spitze Großadmiral Alfred von Tirpitz (1849–1930), Gehör verschaffen. Unter anderem scheiterte die Haldane-Mission im Jahre 1912, die eine Annäherungschance der englischen und deutschen Politik bedeutete, an dem großen Einfluß von Tirpitz auf den Kaiser. Verhandlungen und Kompromisse waren so von vornherein unmöglich.

Gerade damals wurde die deutsche Außenpolitik zudem durch den Tod zweier Staatsmänner geschwächt, in deren Kompetenz man besonders in den politischen Salons von Berlin Vertrauen gesetzt hatte. Beide waren Stammgäste in den Salons der Fürstin Radziwill und der Frau von Spitzemberg. Sowohl Adolf Freiherr Marschall von Bieberstein als auch Staatssekretär Alfred von Kiderlen-Wächter starben Ende 1912. Marschall, der, in Karlsruhe geboren, zunächst in badischem Dienst gestanden hatte, war von 1897 bis 1912 deutscher Botschafter in Konstantinopel. Dann wurde er im Frühjahr 1912 zum Botschafter in London ernannt. Seine Freunde wünschten und trauten ihm zu, daß er einen Ausgleich mit England bewerkstelligen würde. Hildegard von Spitzemberg hoffte das auch, wußte aber, daß selbst ihr alter Habitué keine Wunder vollbringen konnte. Er würde sicher keinen ganz schnellen Erfolg davontragen können. Die „Messiahhoffnung“, die man an Marschall knüpfte, meinte Frau von Spitzemberg, sei lediglich ein Beweis, wie verfahren die Situation sei. Solche Erwartungen stellten

zwar einen Vertrauensbeweis dar, trügen aber auch die Gefahr in sich, daß alles, was Marschall erreichen würde, neben den hochgespannten Erwartungen verblassen müsse. Die diplomatischen Kreise in Berlin waren schwer erschüttert, als Marschall schon im September 1912 starb.

Ein weiterer wichtiger Habitué der Salons Spitzemberg und Radziwill war Alfred von Kiderlen-Wächter, seit 1910 Staatssekretär im Auswärtigen Amt. Als Würtemberger war Kiderlen-Wächter ein Landsmann der Frau von Spitzemberg und verkehrte bereits seit den 1880er Jahren in ihrem Salon. Persönlich hatte Frau von Spitzemberg – wie übrigens auch die Fürstin Radziwill – zwar erhebliche Vorbehalte gegen ihn, weil er selbstherrlich und ohne Manieren war, doch galt Kiderlen als kompetenter und sachkundiger Politiker. Mitte 1912 schrieb Frau von Spitzemberg traurig über die „Anarchie“, die im Auswärtigen Amt herrsche, „... weil sich alles vor Kiderlens Grobheit duckt“. Als Kiderlen jedoch ebenfalls 1912 starb, verschlimmerte sich die Situation im Auswärtigen Amt weiter. Selbst die kritische Fürstin Radziwill, die ihn nur für einen mittelmäßigen Politiker hielt, erklärte, der Tod Kiderlens sei viel zu schnell auf den Marschalls gefolgt. Es gebe keine Persönlichkeiten, die in der Lage und fähig seien, die beiden zu ersetzen. Daß der Verlust solcher Politiker aus dem „zweiten Glied“ als so schwerwiegend empfunden wurde, belegt, wie wenig Vertrauen man in die Spitze der politischen Führung, in den Kanzler und den Kaiser setzte. Bereits im Frühjahr 1912 hatte die Fürstin Radziwill die Richtungslosigkeit der deutschen Politik beklagt und dabei in erster Linie Bethmann Hollweg und Wilhelm II. gemeint: Bethmann Hollweg schaffe es nicht, bestimmd aufzutreten, und der Kaiser gebe sich keine Mühe. Seitdem er nicht mehr gleichsam mit Trommelwirbel auftreten dürfe, lasse der Kaiser den Ereignissen ihren Lauf.

Im Salon Radziwill wie im Salon Spitzemberg sah man mit Pessimismus in die Zukunft. Bereits angesichts des ersten Balkankrieges schrieb die Fürstin Radziwill im Dezember 1912, Österreich führe sich wie von Sinnen auf und werde letztlich ganz Europa in Brand setzen. Erfreuliche Ereignisse, die in den politischen Salons besprochen werden konnten, waren in dieser Zeit selten. Zu ihnen zählte 1913 die Heirat der Tochter des Kaisers mit dem Prinzen von Cumberland, also dem Erben (bzw. Thronprätendenten) des Königreichs Hannover, das 1866 von Preußen annektiert worden war. Es handelte sich dabei zwar um eine Angelegenheit von geringer aktueller politischer Tragweite, doch die Heirat der Prinzessin Viktoria Luise (1892-1980) mit dem Prinzen Ernst August (1887-1953) stellte einen offiziellen Friedensschluß zwischen Hohenzollern und Welfen dar. Ernst August erhielt den Titel eines Herzogs von Braunschweig und durfte (wenigstens) sein

Braunschweiger Erbe antreten. Die Fürstin Marie Radziwill, die an den Hochzeitsfeierlichkeiten teilnahm, freute sich sehr über diese Verbindung; sie habe, schrieb sie, schon lange von einer derartigen Aussöhnung geträumt.

Im Januar 1914 starb Hildegard von Spitzemberg; ihr alter Freund Theobald von Bethmann Hollweg schrieb in seinem Kondolenzbrief an ihren Schwiegersohn Hans von Wangenheim, jeder, der diese „seltene und große Frau“ gekannt habe, verliere viel. Ihm und seiner Familie hätten die Persönlichkeit der Baronin sowie der „Schatz ihrer Erfahrungen und Erinnerungen“ viel bedeutet. Den anderen beiden großen politischen Salonnieren im damaligen Berlin, Frau von Lebbin und der Fürstin Radziwill, blieb es nicht erspart, den Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu erleben.

Die Finanzsalons

Neben den politischen Salons der wilhelminischen Zeit, den neuen Salons der Helene von Lebbin und der Sascha Gräfin Schlippenbach sowie den politischen Traditionssalons der Hildegard von Spitzemberg und der Marie Fürstin Radziwill sind für diese Epoche zwei bedeutende „Finanzsalons“, die der Bankiersfrauen Elli (von) Schwabach und Aniela Fürstenberg zu nennen. Daß zum Teil sehr gute Beziehungen zwischen den politischen Salons und den Finanzsalons in Berlin bestanden, ist bereits im Zusammenhang mit der Bankiersfrau Leonie Schwabach angesprochen worden, die mit den großen politischen Salonnieren befreundet war. Leonie Schwabachs 1898 verstorbener Mann war badischer Konsul in Berlin gewesen; ihr Sohn, Dr. phil. Paul Schwabach, hatte die Stellung eines britischen Konsuls inne. Schon allein dadurch ergaben sich Kontakte zur Berliner Diplomaten-gesellschaft. Wirtschaftliche und politische Fragen waren zudem in vielen Fällen eng verknüpft, wie die politische Brisanz des Baus der Bagdadbahn veranschaulicht. Die Beobachtungen des selbständig urteilenden Paul Schwabach und seine vielfältigen Informationsquellen wußten Frau von Lebbin und Hildegard von Spitzemberg ebenso wie die Fürstin Radziwill zu schätzen. Helene von Lebbin hat Paul (seit 1907: von) Schwabach den Nachlaß Holsteins vermacht.

*Elli (von)
Schwabach*

Paul Schwabach (1867-1938) heiratete 1896 die Hamburger Patrizier-tochter Elisabeth Eleanor („Elli“) Schröder (1869-1942) und zog mit ihr in die Mauerstraße 36. Es war dasselbe Haus, in dem Rahel Varnhagen zuletzt gewohnt hatte. Hier entstand nun bei den jungen Schwabachs eine rege Geselligkeit mit Gästen aus der Hochfinanz, aus dem Wirtschaftsleben, aus Diplomatie und Politik. Auch die Hofgesellschaft fand sich bereits ein, bevor Schwabachs 1907 geadelt wurden. Elli Schwabach war eine

vorzügliche Gastgeberin und eine der elegantesten Frauen von Berlin. Ihre Beziehungen zum politischen Berlin wurden jedoch vor allem von ihrem Mann geknüpft. Paul von Schwabach, nicht seine Frau, war der Hauptmittelpunkt dieses „Salons“, der dennoch in unserem Zusammenhang umso weniger übergeangen werden darf, als in der Spätzeit die Grenzen des „alten Salons“ verschwimmen: der Ehemann spielte nun häufig eine wichtige Rolle im „Salon“.

Hildegard von Spitzemberg hatte die Familie Schwabach durch Helene von Lebbin näher kennengelernt. Sehr schnell entwickelten sich freundschaftliche Beziehungen, und mehrfach war Frau von Spitzemberg auch in Kerzendorf, dem Landgut der Schwabachs, zu Besuch. Nicht selten konnte Elli Schwabach Frau von Spitzemberg schneller politische Neuigkeiten mitteilen als diese ihr; überhaupt kann man von einem guten Nachrichtenaustausch der befreundeten Salons untereinander sprechen, während die Information unter den verschiedenen offiziellen Stellen sowie innerhalb der einzelnen Ämter notorisch schlecht war. Als Bülow gestürzt wurde (1909), hielt sich Frau von Spitzemberg gerade in Kerzendorf bei den Schwabachs auf. Man vermutete dort, daß Bethmann Hollweg sein Nachfolger werden würde. Elli von Schwabach brachte schließlich die Bestätigung (die sie wohl telephonisch erhalten hatte). Als nachteilig wurde sofort empfunden, daß der in der Außenpolitik völlig unerfahrene neue Reichskanzler mit dem schwachen Freiherrn von Schoen im Auswärtigen Amt alleingelassen wurde. Eigentlich hatte man erwartet, daß Alfred von Kiderlen-Wächter, der wesentlich kompetenter als Schoen war, zum Staatssekretär ernannt werden würde. Paul von Schwabach sah besorgt in die Zukunft und äußerte, er halte Bethmann Hollweg „für zu gut und zu weich, um gegen Reichstag und kaiserliches Regiment anzukämpfen – wie kann ein so edles Pferd einen so schweren und verfahrenen Karren aus dem Sumpfe ziehen?“ Seine Befürchtungen über die Schwächen des neuen Reichskanzlers sollten sich bestätigen.

1910 wurde Alfred von Kiderlen-Wächter schließlich Leiter des Auswärtigen Amtes und Staatssekretär. Er schätzte die Verbindungen, die Paul von Schwabach als Bankier und englischer Konsul hatte, und fand sich in Berlin und in Kerzendorf häufig bei Schwabachs ein. Einmal erlangte er dadurch sogar unverdiente Lorbeeren: Er erfuhr durch Paul von Schwabach im Sommer 1910 von wichtigen Wirtschaftsverhandlungen, die Schwabach und andere Finanzleute mit ungarischen Banken führten. Kiderlen billigte diese Angelegenheit und wollte gern einen der Budapester Bankiers kennenlernen. Nachdem das Geschäft bereits perfekt war, stellte ihm Paul von Schwabach einen der Bankiers vor, und schon galt der Staatssekretär als

großer Wirtschaftskenner, der die Verhandlungen protegiert habe. „Kinderlen, der also keinen Finger dafür gerührt hat“, kommentierte Frau von Spitzemberg, werde „trotzdem von allen Seiten gepriesen ... für seine politische Tat“.

Trotz mancher Kritik am kaiserlichen Regime, die auch in den anderen politischen Salons zu finden war, blieben die Schwabachs loyale, konservative Anhänger der Monarchie. Sie stellten das unter Beweis, indem sie sich nach der Revolution 1918 für längere Zeit weitgehend aus dem gesellschaftlichen Leben Berlins zurückzogen und dem gestürzten Kaiser finanzielle Unterstützung anboten. Diese wurde dann allerdings nicht benötigt.

Ein zweiter Finanzsalon, in dem ebenfalls viele Diplomaten und Politiker verkehrten, erreichte zwar nicht die politische Bedeutung des Hauses Schwabach, war aber dafür insofern ein „echter“ Salon im alten, traditionellen Sinne, als er sich eindeutig um die Hausherrin versammelte. Der bedeutende Bankier Carl Fürstenberg (1850–1933), leitender Inhaber der Berliner Handelsgesellschaft, war zwar selbst nicht gerade geselligkeitsfeindlich, doch die treibende Kraft auf diesem Gebiet war seine temperamentvolle Frau Aniela (1856–1915), die Tochter des jüdischen Arztes Dr. Ludwig Natanson in Warschau. In kurzer Zeit gelang es Aniela Fürstenberg seit den 1890er Jahren, eine Geselligkeit mit „besonderem Anstrich“ zu schaffen. Carl Fürstenberg schrieb darüber selbstbescheiden, aber stolz: „Jedenfalls ist meine Frau der Gründung eines Salons so nahe gekommen, wie es in jener Zeit in Berlin möglich war.“ Er wußte also um die Schwierigkeiten der „Salons“ in dieser Epoche. Die regelmäßigen Donnerstagsempfänge Aniela Fürstenbergs hatten sich zu einer gesellschaftlichen „Einstellung“ verfestigt.

Von einer üppigen Dinergeselligkeit hielt man im Hause Fürstenberg nichts, da man diese als Pflichtveranstaltung ansah, doch die „Donnerstage“ wurden von Aniela Fürstenberg mit Eifer und kluger Regie besonders gepflegt. Dabei wandte sie unter anderem gekonnt den alten Salonkunstgriff an, ihre Gäste richtig zu „mischen“, also in harmonischer oder besonders interessanter Zusammenstellung nebeneinander zu setzen. Ferner sorgte die Gastgeberin auch für besondere Glanzpunkte in ihrem Salon, indem sie gelegentlich Dichterlesungen oder Vorträge an ihren Donnerstagen stattfinden ließ. Ihre Freundschaft oder Bekanntschaft mit mehreren anderen Salonnieren und Schriftstellerinnen gewährleistete, daß auch unter den weiblichen Salongästen viele bekannte und berühmte Persönlichkeiten waren: von den Damen Schwabach und Helene von Lebbin bis zu den Schriftstellerinnen und Frauenrechtlerinnen Gabriele Reuter (1859–1941) und Hedwig Dohm (1833–1919). Neben zahlreichen Industriellen, Diplo-

maten wie dem französischen Botschafter Jules Cambon und dem amerikanischen Botschafter Andrew White, hohen Beamten und Staatssekretären zählten auch Künstler, Gelehrte und Intellektuelle zu den Gästen des Salons. Berühmte Namen wie Robert Koch, Richard Strauß, Max Reinhardt und Gerhart Hauptmann werden von Carl Fürstenberg genannt. Das Gästebuch des Salons mit Eintragungen von vielen bedeutenden Persönlichkeiten wird als eindrucksvolles Dokument zum Salon Aniela Fürstenbergs in der Autobiographie Carl Fürstenbergs auszugsweise zitiert.

Neben ihrer Rolle als Gastgeberin eines Salons war Aniela Fürstenberg eine praktisch-organisatorisch begabte moderne Geschäftsfrau. Sie verwertete ihre Talente für die Firma ihres Mannes, die Berliner Handelsgesellschaft. Von Carl Fürstenberg wurde sie gern als Rednerin eingesetzt, weil sie sehr viel besser vor großem Publikum sprach als er, und sie mußte ihren Mann bei vielen offiziellen Gelegenheiten vertreten. Mit großem Erfolg wuchs sie in die Aufgabe einer – auch fachlich kompetenten – Firmen-Empfangschefin hinein. In früheren Jahrzehnten hatten Salonnieren zwar auch schon großen Einfluß in den Firmen ihrer Männer ausgeübt (z. B. Sophie Sander), doch das Gros der Salonnieren hatte seine Salonerfahrungen höchstens literarisch verwertet. In Aniela Fürstenberg kündigte sich das 20. Jahrhundert insofern an, als hier die vorherrschende Beschränkung der wohlhabenden bürgerlichen Frau auf den häuslichen Bereich durchbrochen wurde: Gesellschaftsdame und Geschäftsfrau hörten auf, Gegensätze zu sein.

Bereits im letzten Jahrzehnt vor der Jahrhundertwende zeichneten sich tiefgreifende Veränderungen im gesellschaftlichen Leben Berlins ab, die sich auch auf die Salons auszuwirken begannen. Neue Betätigungsfelder öffneten sich für Frauen, und während Aniela Fürstenberg sich an der Leitung der Berliner Handelsgesellschaft zu beteiligen begann, standen andere Salonnieren als Journalistinnen oder Kunstgewerblerinnen voll im beruflichen Leben. So Emma Vely, Marie Kirschner oder, aus der Randzone des Salons, Marie Luise Becker-Kirchbach (vgl. den folgenden Abschnitt).

Um die Jahrhundertwende änderte sich der Charakter vieler Berliner Salons, und der Stellenwert der Salons innerhalb des geselligen und gesellschaftlichen Lebens nahm stetig ab.

Die Berliner Salons zwischen Tradition und Jugendstil

Fin de siècle und die Kultur des „alten Europa“

Die Zahl der Berliner Salons verringerte sich um die Jahrhundertwende keineswegs. Einschließlich der bereits behandelten Salons der Politik und der Hochfinanz gab es zwischen 1890 und 1914 in Berlin 28 „echte“ Sa-

lons und eine große Gruppe geselliger Kreise: dreizehn salonartige Zirkel, die nicht eindeutig den Salons zuzuordnen sind. Die Abgrenzung zwischen „Salons“ und „salonartiger“ anspruchsvoller Geselligkeit wird in dieser Spätzeit des Salons immer schwieriger, wie bereits das Beispiel der Maria Fürstin Bülow oder der „Salon“ Schwabach gezeigt haben. Der organisatorische Rahmen, die Gesprächsthemen und Umgangsformen der Salongeselligkeit begannen sich in mancher Hinsicht – vor dem Hintergrund einer sich wandelnden Gesellschaft – zu verändern. Die „echten“ Salons der wilhelminischen Zeit waren die Salons von Bertha Baronin von Arnswaldt, Luise Begas-von Parmentier, Felicie Bernstein, Marie von Bunsen, Emma Dohme, Louise Dumont, Aniela Fürstenberg, Luise Gräfin von der Gröben, Helene Gräfin Harrach, Anna von Helmholz, Elise Freiin von Hohenhausen (verehelichte Rüdiger), Helene von Hülsen, Babette Meyer (Gräfin Kalckreuth), Marie und Aloisia Kirschner, Helene von Lebbin, Sabine Lepsius, Hedwig von Olfers (die freilich bereits im Dezember 1891 starb), Marie von Olfers, Maxe Gräfin Oriola, Vilma [von] Parlaghy, Marie Fürstin Radziwill, Anna vom Rath, Cornelie Richter, Marie Gräfin Schleinitz-Wolkenstein, Sascha Gräfin Schlippenbach, Leonie Schwabach, Clara Simrock, Hildegard Freifrau von Spitzemberg und Emma Vely.

In den Randbereich des Salons gehörten die Kreise um die Schriftstellerin und Dramatikerin Marie-Luise Becker-Kirchbach, Marie Fürstin Bülow, Clara Curtius (die Witwe des Hellenisten Ernst Curtius), Elise von Delbrück (die Frau des Politikers Rudolf von Delbrück), die Frauenrechtlerin und Schriftstellerin Hedwig Dohm, die Bankiersfrau Ottilie von Hansemann, die spätere Schriftstellerin Mechtilde Fürstin Lichnowsky (die sich dem Salon verweigerte!), Frieda Freifrau von Lipperheide, die auf eine Reform des Handarbeitswesens hinwirkte und die Redaktion der *Illustrirten Frauen-Zeitung* leitete, die bereits erwähnten Damen Flora von Pommer-Esche, Elli von Schwabach und Mathilde Wesendonk sowie Lady Katherine White, die Ansätze eines politischen Salons schuf. Diese knappe Aufzählung deutet bereits an, daß es im wilhelminischen Berlin immer noch eine umfangreiche und vielgestaltige Salongeselligkeit gab. Dennoch machten sich gravierende Veränderungen bemerkbar.

In Berlin setzte auf kulturellem und gesellschaftlichem Gebiet bereits in den 1890er Jahren die Moderne, das 20. Jahrhundert als Inbegriff dessen, was man als Fortschritt erhoffte oder auch befürchtete, ein. Der Generationensprung vom alten Kaiser Wilhelm auf seinen Enkel versinnbildlichte das ebenso wie die Entlassung Bismarcks zwei Jahre später (1890). Den Berlinern fiel vor allem das Wachstum ihrer Stadt auf, ferner die sich immer stärker ausprägende Differenzierung der Berliner Gesellschaft (d.h. der

gehobenen und gebildeten Gesellschaft) in voneinander unabhängige Schichten, aus denen sich besonders der Hof stärker als zuvor abhob. Der Schriftsteller Fedor von Zobeltitz schrieb rückblickend: „Die letzten Jahre des verflossenen Säkulum s veränderten Berlin ins betont Großstädtische, auch gesellschaftlich und menschlich. Es gab nicht mehr *eine* Gesellschaft ...“

Nicht-Berliner wunderten sich darüber, wie schnell Berlin seinen Charakter veränderte. Der österreichische Schriftsteller Hermann Bahr (1863–1934) beschrieb in seinem *Selbstbildnis* diesen Wandel. Er bemerkte einen scharfen Kontrast zwischen dem Berlin unter Kaiser Wilhelm I., das sich immer noch gern der Schinkelzeit erinnerte, obgleich es ohne Zögern begann, den standesgemäßen Pflichten einer Reichshauptstadt nachzukommen, und dem vorwärtsblickenden, dynamischen und ehrgeizigen Berlin der 1890er Jahre. Der Anglist Alois Brandl (1855–1944) meinte, das „altpreußische“ Berlin habe mit seiner Rückständigkeit in der Lebenshaltung und mit seiner geistigen Führungsposition unter Wilhelm I. noch existiert. „Es verschwand, als Bismarck wegging und ein ‚forscher‘ oder ‚schneidiger‘ Stil des Handelns aufkam. Man sprach jetzt vom Kaiser, aber ungenierter als früher vom König und in vertrauten Kreisen meist nur von S. M. Alle Droschken wurden schneller, die Mahlzeiten üppiger, die Weinkarten länger. Dialekt vorzulesen und Klassiker zu zitieren galt jetzt für altmodisch; man ging dafür ins Theater zur ‚modernen Bühne‘ und in die Kunstausstellung zur ‚Sezession‘. Die Politik wurde ‚aktuell‘, die Religionsdinge ‚sozial‘, und wenn ein neues Unternehmen gedeihen sollte, mußte im Titel das Wort ‚Welt‘ oder ‚zentral‘ vorkommen.“ Fortschrittsbewußtsein und Dynamik äußerten sich auf verschiedenen Gebieten, aber es wäre irreführend, wenn man für alle Berliner Salonkreise der Jahrhundertwende diese Tendenz annähme.

Das kulturelle Spektrum des damaligen Berlin erschöpft sich nicht im vordergründig erkennbaren Gegensatz zwischen der konventionellen Kultur des frühen Kaiserreichs (mit ihren Historiengemälden und Makartsträußen) und der dagegen revoltierenden Kunst und Literatur der Jahrhundertwende. Es gab noch eine andere, ältere Kultur, die aus der Zeit vor 1870 stammte und mit ihren rationalistischen und idealistischen Strömungen wirksam und lebendig blieb. Sie prägte viele Salons des späten 19. Jahrhunderts. Die Kreise dieser Salons standen zur gängigen Kultur der Gründerzeit ähnlich auf Distanz wie etwa zur „Kulturrevolution“ der Sezession. In Anlehnung an das Buch *Aus dem alten Europa* von Helene von Nostitz kann man von einer Kultur des „alten Europa“ in seinen gebildeten, toleranten, weltoffenen, sehr häufig aristokratischen Vertretern spre-

chen. Diese Kultur wurde erst durch den Ersten Weltkrieg zerstört. Helene von Nostitz bezieht sich in ihren Schilderungen vorwiegend auf eine am deutschen Idealismus bzw. an der deutschen idealistischen Philosophie orientierte, etwas weltfern erscheinende Gruppe im Umkreis des Salons der Cornelie Richter. Daneben existierte aber auch eine ebenso wichtige rationalistische, aus der Aufklärung kommende Tradition des „alten Europa“ und des „alten Preußen“.

Die führenden Salon-Repräsentantinnen der „rationalistischen“ Richtung sind bereits im Zusammenhang mit den politischen Salons dieser Zeit behandelt worden. Es waren Frauen, die den diplomatischen Kreisen Berlins nahestanden: die Fürstin Marie Radziwill (aus der französischen Tradition), Frau von Lebbin norddeutscher sowie Frau von Helmholz und Frau von Spitzemberg süddeutscher Provenienz. Sie sind einer „aufgeklärten“ Tradition zuzurechnen, obgleich von ihnen zumindest die Fürstin Radziwill und Frau von Spitzemberg als religiös gelten können, wobei ihre Religiosität zum Teil Ausdruck eines Glaubens an eine sittliche, vernünftige Weltordnung war. Sie waren von den Ideen des Rationalismus, der Mäßigung und stoischer oder kantischer Pflichtethik geprägt. Mit Besorgnis registrierten sie gegen Ende des Jahrhunderts Symptome einer Entwicklung, die ihnen bedrohlich erschien.

Aus Anlaß des Selbstmordes des österreichischen Kronprinzen Rudolf im Jahre 1889 schreibt Anna von Helmholz an ihre Schwester: „Gott ... was soll die simplen Sterblichen an das Leben fesseln, wenn die Kronprinzen sich totschießen?“ In allgemeinerer Betrachtung fährt sie fort: „Des Jahrhunderts oberflächlicher Pessimismus hat wohl in ihm, wie in allen jungen vornehmen Leuten gesteckt. Es ist so viel bequemer und leichter Schopenhauer’sche Lebensverachtung zu erwerben als Kants kategorischen Imperativ zu erfassen und zu durchleben.“ Ähnlicher Ansicht war Hildegard von Spitzemberg, die im Laufe der Jahre immer häufiger über Anzeichen nachlassenden Pflichtgefühls auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens klagte. Im Jahre 1910 verurteilte sie die Tendenz, für alles „Vererbung und Belastung“ verantwortlich zu machen, als eine Art Fatalismus. Ohne Erziehung und Streben nach Pflichterfüllung gehe es im Leben nicht. Sie erinnerte sich an Bismarck, der wohl gewußt habe, daß er „der Zeiten ohnmächtiger Sohn“ sei. Er habe in diesem Zusammenhang jedoch einmal zu ihr gesagt: „Aber, Higachen, deswegen muß man doch auf dem Platze, wohin uns Gott gestellt hat, seine volle Schuldigkeit tun!“ Frau von Spitzemberg zog das Fazit: „Das ist der Unterschied zwischen uns und der nächsten Generation, die die Flinte ins Korn wirft, wenn sie unsere menschliche Ohnmacht erkennt.“ Auch in der Politik schienen den alten

Damen des politischen Salons in Berlin, Frau von Spitzemberg, der Fürstin Radziwill und Frau von Lebbin, Oberflächlichkeit und Verantwortungslosigkeit zu dominieren.

Die zweite Gruppierung der Damen des „alten Europa“ ist einer etwas, aber nur wenig jüngeren, idealistischen oder romantischen Tradition zuzuordnen. In den Berliner Salons zählten Cornelie Richter, Mimi Gräfin Schleinitz-Wolkenstein, Helene Gräfin Harrach sowie mit einigen Einschränkungen Marie von Olfers zu dieser Richtung; als wichtige Habitués dieser Salons sind Botho von dem Knesebeck und Götz Graf Seckendorff zu nennen, die beide hohe Hofämter bekleideten. Helene von Nostitz schildert die Geselligkeit dieses Kreises ausführlich. Der Goethekult und die Musik wurden hier in besonderem Maße und als echte Anliegen gepflegt. Man sprach über Literatur, wenn auch nicht oder kaum über moderne Dichter. Dagegen beschäftigte man sich mit Philosophie, auch mit fernöstlichen Weisheitslehren. Nur die alte Marie von Olfers hatte sich als Salonnière dieser Gruppe eine tiefen, kindliche Religiosität bewahrt; die meisten anderen Mitglieder dieses Freundeskreises neigten zu einem Goetheschen Pantheismus oder waren, zumindest im kirchlichen Sinne, schlicht areligiös. Die Gräfin Schleinitz-Wolkenstein, eine Anhängerin Schopenhauers, brachte als Gesandtenfrau in St. Petersburg einmal die einflußreichen ungarischen Esterházys gegen sich auf, weil ein Angehöriger dieser streng katholischen Familie, ein junger Botschaftssekretär, unter ihrem Einfluß seinen Glauben zu verlieren drohte. Von einem Bekannten auf diese Angelegenheit angesprochen, meinte die Gräfin nur: ja, sie versuche in der Tat, den jungen Mann von diesem „nutzlosen Accessoir“ zu befreien.

Der Ästhetizismus dieser späten, noch vom deutschen Idealismus und der Romantik geprägten Salons wurde gelegentlich – vielleicht sogar provokativ – kultisch überhöht. 1910 starb Götz Graf Seckendorff, der viele Jahre lang der Oberhofmeister der inzwischen verstorbenen Kaiserin Friedrich gewesen war und ihr sehr nahegestanden hatte. Bei der Malerswitwe und Salonnière Cornelie Richter (1842–1922) fand, seinen Wünschen gemäß, eine Gedenkfeier ohne kirchliche Riten statt. Die Fürstin Marie Radziwill, die an der Trauerfeier teilnahm, schüttelte den Kopf über die „heidnische“, nämlich antikisierende Veranstaltung. Es waren Gemälde aus dem Besitz des Grafen Seckendorff aufgestellt worden, und auf Tischen hatte man seine Sammlung kostbarer Tabakdosen ausgebreitet. Einen Ehrenplatz nahmen die grün bekränzten Büsten des Kaisers Friedrich und der Kaiserin Viktoria ein. Die Feier begann mit einem Konzert, dann folgte die Trauerrede, die ein enger Freund des Verstorbenen, Botho von dem Knesebeck, Kabinettsrat der Kaiserinnen Augusta und Auguste Viktoria, hielt. Knesebeck würdigte

Cornelia
Richter

ausführlich die gemeinsamen geistigen und künstlerischen Interessen der verstorbenen Kaiserin Friedrich und des Grafen Seckendorff. Die Fürstin Radziwill monierte in ihrer Beschreibung der Trauerfeier, daß nicht ein Satz christlicher Prägung gefallen sei: „C'est peut-être très artistique, mais ce n'est guère chrétien.“ Humanismus, Menschlichkeit, Geschichtlichkeit, Kunst und Antike waren die Inhalte dieses Rituals.

Altersmäßig bestanden keine großen Unterschiede zwischen den rationalistischen und den idealistischen „Alt-Salons“ in Berlin; viele Habitués verkehrten auch in beiden. Der zerstreute, oft in tiefe Gedanken versunkene Goethekenner Botho von dem Knesebeck (1851–1911) gehörte zwar zu den Intimen des Richterschen Kreises, kam aber auch in den Salon der Frau von Spitzemberg, um politische Neuigkeiten mit ihr zu besprechen. Hildegard von Spitzembergs Bruder, der württembergische Bundesratsgesandte Axel von Varnbüler, gehörte mit seiner russischen, zur Mystik neigenden Frau Natascha zu den engeren Habitués im Salon Cornelie Richters. Helene von Nostitz beschreibt die beiden im Richterschen Salon folgendermaßen: „Die Varnbülers ... waren wie aus einem Bilde van Dycks herausgeschnitten. Die unendlich langen Glieder pathetisch verschlungen und in einen tiefen Stuhl zurückgelehnt, entwickelte Baron Varnbüler langsam und graziös seine Meinung über Kunst und Politik.“ Der etwas überstilisierte Enthusiasmus im intimeren Freundeskreis Cornelie Richters und die preziöse Kultiviertheit mißfielen nüchternen Beobachtern und wurden schon beinahe als dekadent empfunden. Frau von Spitzemberg war völlig anders veranlagt als ihr Bruder – Helene von Nostitz urteilte über sie: „Sie liebte die einfachen Linien und nicht die graziösen Verschnörkelungen des Lebens.“ So ist es nicht erstaunlich, daß Hildegard von Spitzemberg nach einem Besuch im Richterschen Salon schrieb: „Sonst gings mir wie immer in diesem Clan: ich werde nicht warm und fühle mich im Geiste so fremd, geachtet, aber nicht vertraut, so gut ich mich auch mit dem einzelnen stehe und so sehr ich der Begabung desselben Anerkennung zolle.“ Mit ihrem ausgeprägten Ethos konnte Frau von Spitzemberg den Enthusiasmus und die Flucht ins Spielerische nicht nachvollziehen: „Die gegenseitige Verhimmung und der Mangel an Ernst in so vielem ist mir unangenehm ...“ Die Salongeselligkeit drohte hier fast ins Kultische abzugleiten. Es ist allerdings hervorzuheben, daß die Freunde Cornelie Richters, die sich im Salon gern etwas dekadent gaben, darüber ihre vielfältigen beruflichen, höfischen und ehrenamtlichen Alltagspflichten keineswegs vernachlässigten.

*Helene
Gräfin
Harrach*

In enger Verbindung mit dem Salon Cornelie Richters stand der bereits angesprochene Salon der Helene Gräfin von Harrach (1849–1940), die der französische Schriftsteller Jules Huret um die Jahrhundertwende als bedeu-

tende Frau („femme supérieure“) würdigte. Helene von Nostitz beschreibt den engeren Kreis des Harrachschen Salons der damaligen Zeit als weltabgeschiedene Idylle: „Fast jeden Abend empfing die schöne Gräfin Harrach in ihrem Salon am Pariser Platz ihre Freunde.“ Wie im Salon Richter traten auch hier Botho von dem Knesebeck und Götz Graf Seckendorff hervor: „Viele dieser Gestalten, wie Knesebeck und Seckendorff, bekommen ein fast historisches Gepräge in ihrer feinen subtilen Abgeklärtheit, die die Dinge und die Welt nie nah berührte, sondern alles im Spiegel einer verfeinerten Kultur sah ...“ Die Wirklichkeit wurde mit Hilfe vorgeprägter literarischer Formulierungen zu bewältigen versucht; man faßte die Tragik des Lebens in einem sehr gewählten Zitat zusammen.

Ganz so weltfremd, wie es nach dieser Schilderung scheinen könnte, ging es jedoch auch im Salon der Gräfin Harrach nicht zu. Obgleich der Kreis der Intimen klein blieb, fanden sich oft interessante Gäste ein oder wurden eingeladen. Marie von Bunsen traf im Jahre 1911 auf einer Gesellschaft bei Harrachs unter anderem den Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg, den Philosophen Hermann Graf Keyserling, den Regisseur Max Reinhardt und das kunstverständige Fürstenpaar Carl Max und Mechtilde Lichnowsky. Für viele der jüngeren Diplomaten, so etwa für Richard von Kühlmann, war der Salon der Gräfin Harrach ein gern besuchtes „offenes Haus“.

Die Gräfin Schleinitz-Wolkenstein, die als Botschaftersfrau sowohl in Petersburg als auch in Paris Salons geführt hatte, lebte, nachdem ihr zweiter Mann sich aus dem diplomatischen Leben zurückgezogen hatte, im Sommer auf ihrem Südtiroler Schloß Ivano und im Winter in Berlin. Wie bereits Marie von Bunsen bemerkte, gehörte die Gräfin zu denjenigen Salonnieren, die sich bewußt als Berlinerinnen verstanden (wie z. B. auch Rahel Varnhagen und Hedwig von Olfers). Mimi Gräfin Wolkenstein zog Berlin allen anderen Städten, die sie kennengelernt hatte, vor und äußerte einmal Marie von Bunsen gegenüber: „... nirgendwo wird anspruchsvollen Menschen soviel als gerade in Berlin geboten.“ Hier wird freilich ein sehr subjektiv gefärbtes Urteil zitiert. Aber diese Bemerkung einer Frau, die auch in anderen europäischen Hauptstädten eine gesellschaftliche Rolle spielte, über viele Jahrzehnte einen Berliner Salon führte und die dortige Salongesellschaft gut kannte, läßt sich nicht völlig beiseiteschieben. Sie ist ein Indiz dafür, was die Berliner Salons unter günstigen Bedingungen für gebildete und anspruchsvolle Menschen bedeuten konnten.

Marie
Gräfin
Schleinitz-
Wolkenstein

Als die Gräfin Schleinitz-Wolkenstein seit 1903 wieder regelmäßig die Wintersaison in Berlin verbrachte, gelang es ihr ohne Schwierigkeiten, in ihren Räumen im Palasthotel an ihren früheren Salon im Hausministerium

anzuknüpfen, wenn auch in zahlenmäßig kleinerem Rahmen. In der Berliner Gesellschaft nahm sie immer noch eine hoch respektierte Stellung ein. Selbst der Kaiser verehrte sie und schickte ihr Blumen. Durch ihre Freundschaft mit Cornelie Richter stand sie in engen Verbindungen zu deren Salonzirkel, und auch viele ehemalige Gäste des Salons Schleinitz fanden sich wieder bei der Gräfin ein.

Aus der jungen Mimi Schleinitz war eine alte Dame geworden, die im Auftreten und im Gespräch noch immer bezauberte. Sie schien allerdings nicht ins 20. Jahrhundert zu passen, wie der kunst- und literaturverständige Harry Graf Kessler (1868–1937) schrieb. Nicht, weil sie „altmodisch“ gewesen sei, sondern weil sie wie „eine letzte, etwas künstlich konservierte Blüte aus dem Zauber Garten“ seiner Kindheit gewirkt habe. Obgleich Mimi Gräfin Wolkenstein erst ein Jahrzehnt nach Goethes Tod geboren war, verkörperte sie für den Grafen Kessler die Harmonie der Goethezeit. Graf Kessler schildert die Gräfin Wolkenstein folgendermaßen: Sie sei, „einen sicheren Bestand mädchenhafter Jugendlichkeit klug pflegend“, in ihren Räumen am Abend „in einer Wolke von Spitzen und Tüll bei gedämpftem Licht“ erschienen. Fast ohne Übergang habe sie mit den Anwesenden eine Konversation begonnen, die „wie ein Kapitel aus den ‚Wahlverwandtschaften‘ anmutete“. Graf Kessler bringt sie ausdrücklich mit den großen frühen Berliner Salonnieren in Verbindung: „... ihre Unterhaltung schillerzte ... bunt wie ein Schmetterling von geistreichen, etwas preziösen Bemerkungen und romantischen Einfällen, die noch den Duft Bettinas und Rahels verbreiteten.“ Mit beiden hatte Mimi Gräfin Schleinitz-Wolkenstein nicht nur ihre außerordentliche Goethe-Belesenheit und Goethe-Verehrung gemeinsam. Sie war die einzige Berliner Salonnière neben „Rahel“ und „Bettina“, von der man, zumindest in der Zeit ihres ersten Salons, sehr häufig nur den Vornamen nannte. Daß sich „Mimi“ als Chiffre für sie nicht völlig durchsetzen konnte, hing vor allem mit ihrem hohen Rang zusammen, der zumindest in den schriftlichen Äußerungen der ihr fernerstehenden und standesmäßig unterlegenen Gäste eine gewisse Distanz forderte.

Aus der Pariser Zeit der Gräfin Wolkenstein (1896–1903) berichtet Harry Graf Kessler über Konversationsspiele, die ihm, weil er sie ernst nahm, „preziös“ vorkamen. Vermutlich aber handelte es sich nur um einen heimlichen (historistischen) Scherz, die Anwendung eines alten Salon-Rezeptbuchs. „So gab sie jedem etwa auf, einen Edelstein zu nennen – Rauchtopas, Opal, Rubin, Diamant – und dann einen oder eine Anwesende, deren Wesen dem dieses Edelsteins entspreche.“ Es handelte sich im Prinzip um ein psychologisches, symbolisches Gesellschaftsspiel, das in ähnlicher Form bereits in den allegorischen Spielereien der französischen Salons des

17. Jahrhunderts und bei Harsdörffer (*Frauenzimmer-Gesprächsspiele*, 1641/49) auftauchte. Kessler fährt fort: „Junge Attachés gerieten in Verlegenheit, Freundinnen wurden süß-sauer oder giftig. Sie aber saß dem Gerichtshof vor wie eine Turnierkönigin.“ In der Tat scheinen hier Anklänge an die mittelalterlichen „cours d’amour“ mit ihren Erörterungen vorzuliegen, wenngleich es nicht mehr um die spitzfindigen Regeln der mittelalterlichen Minne ging, sondern nur noch um einen heiteren Zeitvertreib. Von der Parallelisierung des Aussehens und „Wesens“ edler Steine und menschlicher Charaktereigenschaften (einem sehr alten Denkschema) konnte dann allerdings die Unterhaltung möglicherweise auch auf allgemeinere Fragestellungen von Form und Inhalt, Erscheinung und Wesen weitergeleitet werden. Ob diese Unterhaltungen allerdings die Sphäre des damals wieder modischen Okkultismus streiften, bleibt – auch angesichts der Mentalität der Salonnaire – offen.

Der Geselligkeit der Gräfin Wolkenstein haftete stets etwas Abgehobenes und Esoterisches an, obgleich „Mimi“ mit ihrer Toleranz und Weltgewandtheit selbst alles andere als weltfremd war. Marie von Bunsen gibt ein Urteil der Anna von Helmholtz über die Gräfin Schleinitz wieder, das nicht unfreundlich, aber distanziert ist: „Sie war ... ganz auf das Sein, nicht auf das Tun eingestellt, und sie führte immer das gleiche Sein. Goethe, Schopenhauer, roter Damast als Hintergrund, etliche bevorzugte Menschen, die sie möglichst oft sieht.“ Anders als die acht Jahre jüngere Anna von Helmholtz engagierte sich die alte Gräfin Schleinitz-Wolkenstein nicht in der Frauenbildungsbewegung oder in den Vorständen karitativer Organisationen. Hatte sie sich früher voll für die Musik Richard Wagners eingesetzt, so strebte sie später danach, „auf allen Gebieten dem Leben eine künstlerisch beseelte, heitere Behaglichkeit zu schaffen“. So der Nachruf der *Bayreuther Blätter* auf die Gräfin Wolkenstein, in dem es weiter heißt: „Man kann sagen, sie hatte unter allen, auch schwierigen Umständen: den Mut des Behagens. Ein angeborener und kultivierter Schönheitssinn durchdrang ihren ganzen Lebensbau, wie er sich bei ihr selbst auch in Tracht und Einrichtung kundgab, vor allem aber in der natürlich gewählten Sprache zum mündlichen und schriftlichen Ausdruck kam.“ Mimi Gräfin Schleinitz-Wolkenstein war also eine Lebenskünstlerin, die versuchte, auch aus dem Alltagsleben ein „Kunstwerk“ zu gestalten – eine gewisse Analogie also zu Rahel, trotz aller Verschiedenheit sonst.

Der „Idealismus“ der Gräfin Wolkenstein erstreckte sich vorwiegend, aber nicht ausschließlich auf künstlerische und musikalische Dinge. Harry Graf Kessler betont, daß sie sich andererseits auch für alles, was ihr moralisch, politisch und gesellschaftlich wichtig erschien, ungeniert und beden-

kenlos einsetzen konnte: „So riskierte sie [in ihrer prekären Situation als österreichische Botschaftersfrau] während der Dreyfus-Affäre in Paris für das, was sie als Gerechtigkeit ansah, ihre gesellschaftliche Stellung ...“ Mit dem deutschen Botschafter in Paris, Georg Herbert Fürst zu Münster-Derneburg (1820–1902), der von seiner Enkelin Helene von Nostitz als typischer Grandseigneur des „alten Europa“ geschildert wird, war Mimi Gräfin Wolkenstein gut befreundet, und in Berlin stand ihr besonders Botho von dem Knesebeck nahe, der ihr chevalresker Verehrer war. So erweisen sich die Salons und Habitués dieser „idealistic-romantischen“ Richtung der Kultur des „alten Europa“ in der Berliner Gesellschaft als eigengeformte Gruppe. Allerdings begann sich die Gruppe seit etwa 1910 nach und nach durch Todesfälle zu lichten. Botho von dem Knesebeck starb 1911, und die Gräfin Schleinitz-Wolkenstein, die mit voller Energie noch Anfang 1911 als fast Siezigjährige der Generalprobe des *Faust*, Zweiter Teil, in der Inszenierung von Max Reinhardt von vier Uhr nachmittags bis zwei Uhr nachts zuschaute, starb im Mai 1912 in Berlin.

Jene alten Salonnièren ragten wie die Denkmäler einer anderen Zeit in die Gegenwart des späten Kaiserreichs hinein. Es spricht indes für die Vitalität jener Salonnièren, daß sie nicht aufhörten, Anteil zu nehmen und „mitzumachen“. Dabei braucht es nicht zu verwundern, daß sie und viele ihrer Gäste manche Bereiche der modernen Kunst und Literatur nach subjektiv unterschiedlichen Kriterien mit Skepsis betrachteten. Die Gräfin Schleinitz-Wolkenstein zum Beispiel war eher geneigt, moderne Dichter und modernes Theater zu akzeptieren als die moderne bildende Kunst. Der Schriftsteller Otto von Taube, der die Gräfin Wolkenstein 1905 in Venedig kennengelernt hatte, traf eines Tages den Fürsten und die Fürstin Lichnowsky im Salon der Gräfin Wolkenstein in Berlin. Es wurde lebhaft über Fragen der Kunst gestritten: „Beide [Fürst und Fürstin Lichnowsky] hatten es darauf abgesehen, die Gräfin aufzuziehen und zu necken, indem sie mit Feuereifer die neueste Kunst priesen, gerade das, was jene als ‚per-vers‘ und als ‚nur de-ko-ra-tiv‘ [sic!] verwarf.“ Allerdings ließ sich die Gräfin anscheinend nicht ungern auf solche Diskussionen ein.

Cornelia
Richter

Mimi Gräfin Wolkensteins Freundin Cornelia Richter kam durch den Grafen Kessler, der um die Jahrhundertwende Mitarbeiter der Kunstschrift *Pan* war, im Jahre 1900 sogar zu der Rolle einer Protektorin des Jugendstils. Graf Kessler brachte damals seinen Freund, den Belgier Henry van de Velde (1863–1957), für längere Zeit mit nach Berlin und führte ihn in die Salons Richter und Harrach ein. Dieser führende Zeichner, Architekt und Theoretiker des Jugendstils äußerte sich sehr positiv über das künstlerische Leben im Berlin der Jahrhundertwende: „In keinem anderen Land

Europas war in die Vorherrschaft der offiziellen Kunst eine derartig große Bresche geschlagen worden wie in Deutschland.“ In Berlin habe man sich damals lebhaft für das Neue in der Literatur, Musik und bildenden Kunst begeistert. „In Paris hatten die Meister der modernen Kunst noch schwer zu kämpfen, als in Deutschland die französischen Impressionisten und Bildhauer wie Auguste Rodin, Constantin Meunier und Georges Minne von den öffentlichen Museen erworben und von Kunstreunden aus den Kreisen der Industrie- und Finanzaristokratie gesammelt wurden.“

Van de Velde bezeichnetet den Salon Cornelie Richters als einen der wichtigsten Berliner Salons: Verschiedene Gesellschaftskreise hätten hier zwangslässig verkehrt. Diese Äußerung belegt, daß das Bild, welches Helene von Nostitz vom Salon Cornelie Richters entwirft, doch wohl nur für den engsten Freundeskreis zutraf. Es gab auch einen weiteren gesellschaftlichen Rahmen des Richterschen Salons, der in der Zusammensetzung gemischter und nicht so esoterisch war. Auch Frau von Spitzemberg bestätigt das. Im März 1908 spricht sie einmal von einer „bunt zusammengewürfelten“ Gesellschaft dort, bei der Max Reinhardt, Hugo von Hofmannsthal, Nietzsches Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche, Cornelie Richters Sohn, der Philosoph Raoul Richter, Harry Graf Kessler und andere zugegen gewesen seien.

Im Salon Cornelie Richters hielt van de Velde im Februar und März 1900 drei Vorträge über die moderne Kunst, und der Hausherrin fiel dabei die Rolle einer Vermittlerin zwischen dem künstlerischen „Revolutionär“ und der Berliner Gesellschaft zu. Diese hatte zwar in ihren Reihen bereits zahlreiche Verfechter der neuen Kunst aufzuweisen, war aber zahlenmäßig gesehen noch vorwiegend konservativ, wenn auch nicht grundsätzlich ablehnend eingestellt. Das Ansehen, das Cornelie Richter genoß, lockte auch Zuhörer zu den Vorträgen an, die in anderem Kreis wahrscheinlich gezögert hätten. „Die Gäste fühlten sich“, schrieb van de Velde, „vor Angriffen eines Neuerers gefeit, den die Hausherrin, die seines Taktes sicher war, ihnen zu präsentieren wagte.“ Im eleganten Rahmen, in der toleranten Sphäre einer vornehmen Gesellschaft erwies sich van de Veldes Kunstananschauung, selbst wenn sie nicht geteilt wurde, zumindest als diskutabel. Unter den Zuhörern „vom Fach“ befanden sich einflußreiche Persönlichkeiten, wie der Museumspapst Wilhelm von Bode (1845-1929), der wesentlich fortschrittlichere Leiter der Nationalgalerie Hugo von Tschudi (1851-1911) und der Architekt Hofbaurat Ernst von Ihne (1848-1917).

Aus der Perspektive mancher Zuhörer nahmen sich die Vorträge anders aus als in der Erinnerung van de Veldes. Die Schriftstellerin Elisabeth von Heyking schrieb im März 1900 über die „kuriose Versammlung bei Frau Richter“. Ein Herr van de Velde habe vorgetragen, „wie wir eigentlich unsre

Häuser einrichten sollten und was eigentlich schön ist. Danach sollten wir alle unsre schönen behaglichen Erinnerungsstücke verbrennen und in modernem linienverzierten Mobiliar wohnen!“ Auch Helene von Nostitz, die ihrerseits mit dem Grafen Kessler befreundet und ebenfalls anwesend war, berichtet, van de Velde habe „fanatisch in seiner Begeisterung, alle Möbel und Bilder, zwischen denen er stand“, verurteilt und „hätte sie am liebsten aus dem Fenster geworfen“. Allerdings fährt Helene von Nostitz fort: „... nachher wurde mit Knesebeck, Seckendorff, Harrachs, Varnbülers und anderen das Für und Wider erörtert.“ Einseitige Verurteilung fand dabei nicht statt. „Eine Schärfe kam selten in ein solches Gespräch, das meistens eben nur Gespräch blieb und nicht in dem Maße die Tat verlangte wie heutzutage ...“ Das Salon-Dekorum wurde trotz des Heißsporns van de Velde gewahrt.

Hildegard von Spitzemberg, die ebenfalls zu den Zuhörern zählte und eher konservative Kunstanseichten vertrat, schrieb sachlich, es sei ihr schwer gefallen, bei dem Vortrag die „Spreu vom Weizen“ zu trennen: „Vieles war sehr geistreich, was er vorbrachte, vieles unklar, übertrieben, sehr vieles für uns alle keineswegs neu, die wir im großen und kleinen nach bestem Wissen im Rahmen unserer Mittel der Schönheit nachstreben.“ Van de Velde habe sich insbesondere lebhaft gegen den Vorwurf verwahrt, daß seine Anschauungen „zur Verweichlichung, zur Décadence“ führten. Doch Frau von Spitzemberg ließ sich nicht ganz von seinen Ausführungen überzeugen. Sie wies darauf hin, daß die Anhänger van de Veldes zum Teil offensichtlich zur Dekadenz neigten, und die „Überschätzung der Kunst als Erziehungs-mittel“ nicht ungefährlich sei. Doch bei aller Reserve gegenüber den Thesen des Künstlers zeigte sie die Bereitschaft, sich mit ihnen auseinanderzu-setzen. Sie versuchte sogar bei einem Frühstück, zu dem Harry Graf Kessler sie mit van de Velde und anderen einlud, herauszufinden, was van de Velde eigentlich als „Ziel“ seiner Mission betrachtete.

Insgesamt stießen die Vorträge van de Veldes im Salon Cornelie Richters auf großes, wenn auch nicht unkritisches Interesse; sie waren ein be-merkenswerter Erfolg. Dennoch blieb es für ihn schwierig, in die allerhöchsten Kreise vorzudringen. Cornelie Richter bemühte sich, van de Velde hohe Protektion zu verschaffen, indem sie den Reichskanzler Bülow zu-sammen mit Hugo von Tschudi und Henry van de Velde in kleinem Kreis zum Diner einlud. Man wußte, daß Wilhelm II. die moderne Kunst strikt ablehnte. Doch glaubte Cornelie Richter, so van de Velde, „daß ein günsti-ger Bericht Bülows an den Kaiser diese Abneigung mildern könnte“. Offen-sichtlich hatte sie sich inzwischen selbst für die Sache der modernen Kunst gewinnen lassen; sie hoffte das gleiche für Bülow, dessen Frau überdies für ihre musischen Neigungen bekannt und mit Cornelie Richter befreundet

war. Der Versuch, den Reichskanzler für die neue Kunst zu interessieren, erwies sich jedoch als nutzlos. Bülow ahnte wahrscheinlich die Intentionen seiner Gastgeberin, scheute die Probleme, die sein Engagement für die moderne Kunst dem Kaiser gegenüber mit sich bringen konnte und „vermied es geflissentlich, den Gesprächsbereich auch nur zu streifen“. In Anbetracht der anderen Gäste grenzte das allerdings bereits an Unhöflichkeit. Henry van de Velde berichtet weiter: „Mit seltener Virtuosität führte er das Wort während des ganzen Diners, das als Musterbeispiel einer Geselligkeit gelten konnte, deren Sinn darin besteht, fade Worte ohne jede Bedeutung auszutauschen.“ Bülow war der ranghöchste Teilnehmer des Diners, man durfte ihn daher weder abrupt etwas fragen, noch ihn gar unterbrechen – die Bemühungen, etwas für die moderne Kunst, die Sezession und den Jugendstil zu tun, kamen also gar nicht erst zum Zuge.

Es ist müßig, zu spekulieren, ob sich Wilhelm II. tatsächlich zugunsten der modernen Kunst hätte beeinflussen lassen. Wahrscheinlich ist es nicht. Allein die wirkliche oder vermutete politische Linksorientierung der Künstler der Sezession hätte das verhindert, und zudem fühlte sich der Kaiser in Kunstfragen kompetenter als sein Kanzler.

Der Salon Cornelie Richters wurde nicht nur für die Kunst des Jugendstils bedeutsam, sondern bekam durch Hugo von Hofmannsthal (1874-1929) auch eine wichtige literarische Dimension. Frau Richter stand durch ihre jungen Freunde, den Grafen Kessler und Helene von Nostitz, in enger Verbindung mit dem österreichischen Dichter. Hofmannsthal besuchte bei seinen Aufenthalten in Berlin gern den Richterschen Salon und schätzte Cornelie Richter persönlich als „gütige kluge liebe Frau“ und als gute Gastgeberin. Während er sich einmal im Jahre 1909 über das Wiener Gesellschaftsleben beklagte – er weiche dort Leuten, die einen „Salon“ hätten, stets „in weitem Bogen“ aus –, zollte er dem Salon Cornelie Richters hohes Lob. „Salons im genre Richter gibt es in Wien durchaus nicht.“ Anscheinend war es vor allem die Cliquenwirtschaft in der „ersten“ Wiener Gesellschaft mit ihrem aristokratischen Klatsch, die der Dichter nicht ertragen konnte; die Kreise der Intellektuellen waren dort von den höheren Gesellschaftsschichten schärfer abgegrenzt als in Berlin.

Es fand sich sogar eine „Hofmannsthal-Gemeinde“ im Salon der Cornelie Richter zusammen. Als im Jahre 1911 der *Rosenkavalier* von Richard Strauss, mit dem Text Hugo von Hofmannsthals, nach seiner Dresdener Uraufführung auch bei seiner Berliner Premiere großen Erfolg hatte, war man im Freundeskreis Cornelie Richters darüber „sehr glücklich“, wie Hildegard von Spitzemberg berichtete. Insgesamt erwies sich der Salon Cornelie Richters damals als erfolgreicher Vermittler zwischen Tradition

und moderner Kunst und Literatur; auch der Philosoph Hermann Graf Keyserling (1880–1946), der später die Darmstädter „Schule der Weisheit“ gründete, war häufig im Richterschen Salon zu Gast. Manchmal lud Frau Richter ihre Freunde im Sommer in ihr Landhaus am Kleinen Wannsee ein, und Marie von Bunsen berichtet von einem eindrucksvollen Abend, an dem Richard Dehmel (1863–1920) dort seine Gedichte vorgelesen habe. Der Erste Weltkrieg bereitete diesem Salon ein Ende; Cornelie Richter starb 1922 im Alter von 80 Jahren. Auch der Salon ihrer Freundin Helene Gräfin Harrach hörte 1914 zu bestehen auf, obgleich die Gräfin Harrach (1849–1940) noch den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs erlebte.

*Marie
von Olfers*

Noch weniger als bei den vorgenannten Damen, Gräfin Schleinitz Wolkenstein und Cornelie Richter, lassen sich bei Marie von Olfers (1826–1924) die aufklärerischen und klassischen Traditionen von den idealistischen und romantischen trennen. Als lebendiges Denkmal ihrer selbst verkörperte Marie von Olfers in besonderer Weise das „alte Europa“. Erst 1924 ist sie fast 98jährig durch einen Unfall ums Leben gekommen. Marie von Olfers war noch zu Lebzeiten Goethes und Rahels geboren worden; sie war im 20. Jahrhundert (nach dem Tod der Elise von Hohenhausen [1812–1899]) mit über einem Jahrzehnt Abstand die älteste der Berliner Salonièren. Sie gehörte der Hofgesellschaft an, war mit der Großherzogin Luise von Baden (1838–1923), der Tochter Kaiser Wilhelms I., befreundet, zählte aber auch zu den „professionellen“ Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in Berlin. Der modernen Kunst und Literatur stand Marie von Olfers sehr aufgeschlossen und interessiert gegenüber, obgleich sie ganz wesentlich von der Zeit König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen geprägt war. Die zierliche alte Dame setzte mit ihrer musischen Begabung, ihrer Phantasie und ihrer kindlichen Naivität, die mit Klugheit und Altersweisheit eine Verbindung eingegangen war, ihre Zeitgenossen in Erstaunen. Seit dem Tode ihrer Mutter Hedwig von Olfers (1891) führte Marie von Olfers den Staemann-Olfersschen Salon in der dritten Generation weiter. Die alte Marie von Olfers in ihren hellen, pastellfarbenen Kleidern und mit ihrem weißen Lockenkopf wurde von vielen fast wie eine Märchengestalt angesehen. Auf den ersten Blick scheint die Bewunderung, die sie genoß – bei allen ihren persönlichen Vorzügen –, weit übertrieben zu sein. Der Dichter Richard Voß schrieb, Marie von Olfers sei im Alter eine „verklärte Gestalt“ gewesen, die nicht nur als Dichterin und Malerin, sondern vor allem als Persönlichkeit verehrt worden sei. „Nie wieder bin ich solcher Anmut, Güte und Unberührtheit von jedem Staub des Lebens begegnet“, meinte Richard Voß in seinen Erinnerungen etwas sentimental. „So wird Marie von Olfers fortleben im Gedächtnis der Menschen: lächelnd, lieblich und leuchtend.“ Auch

Helene von Nostitz zählte Marie von Olfers zu den „hervorragenden“ Frauengestalten und charakterisierte sie als „bezaubernde Frühlingserscheinung“. „Sie kannte nicht den Wechsel der Jahre, nie hat die Schwere des Altwerdens sie berührt.“ Ohne damit eine völlig befriedigende Erklärung bieten zu können, führt Helene von Nostitz dies auf die Prägung Marie von Olfers' durch die Romantik zurück und nennt als ihr Vorbild die ebenfalls im Alter jung gebliebene Bettine von Arnim.

Die ungewöhnliche Anziehungskraft, die Marie von Olfers auf ihre Zeitgenossen ausübte, hing wohl mit ihrer Güte, Phantasie und geistigen Lebhaftigkeit zusammen. Dabei blieb Marie von Olfers stets einfach und unkompliziert. Marie von Bunsen, welche die kulturhistorische Bedeutung der Persönlichkeit und des Salons der Marie von Olfers weit über den Wert von deren literarischen und künstlerischen Arbeiten stellte, sah in der alten Dame „die letzte Vertreterin jenes Lebensstils der äußersten Anspruchslosigkeit und des inneren Gehaltes“. Auch hier tritt also (ähnlich wie zum Beispiel bei Amalie von Helvig, Henriette Paalzow, Clara Mundt-Mühlbach und den beiden Elisen von Hohenhausen) die Persönlichkeit der Salonnier bzw. die von ihr repräsentierte und gepflegte Persönlichkeits- und Geselligkeitskultur gegenüber dem objektiven Rang ihres künstlerischen und literarischen Schaffens in den Vordergrund. Außer dem Charme der Marie von Olfers zogen auch ihre Erinnerungen und die vielen Bilder und Andenken in ihrer kleinen Mietwohnung zahlreiche Besucher an, die das „alte Berlin“ noch kennenlernen wollten. Fedor von Zobeltitz beschrieb Marie von Olfers als „altmodisch“ im positiv wertenden Sinne: „Sie nannte sich späterhin selbst ein altmodisches Jüngferchen, und ein Hauch vergangener Tage wehte durch ihr Heim, in dem jedes Möbelstück, jedes Bild Geschichten aus der Romantik erzählen konnte.“

Zu den Gästen ihres Salons zählten viele, die bereits im Salon ihrer Mutter verkehrt hatten, z. B. Richard Voß, Ernst von Wildenbruch und Wilhelm Dilthey; ferner andere Salonnieren und die Kinder oder Enkel ihrer zahlreichen, zum Teil schon verstorbenen Freunde und Bekannten. Auch moderne Dichter fanden, eingeführt durch andere Gäste, den Weg in den Salon der Marie von Olfers. Helene von Nostitz berichtete: „Rilke, Hofmannsthal und die jüngeren Dichter suchten Marie von Olfers auf und standen unter ihrem Zauber. Nie verschloß sie sich dem Neuen, dem Kommenden.“ Wahrscheinlich trug die enge Freundschaft Marie von Olfers' mit Sophie von Hindenburg, deren Tochter Helene von Nostitz-Wallwitz und Harry Graf Kessler mit dazu bei, daß Marie von Olfers den Dichter Hugo von Hofmannsthal kennenlernen konnte. 1911 schrieb Marie von Olfers einmal an ihre Nichte: „Einen sehr amüsanten zufälligen Tee hatte

ich Sonnabend [d. h. es handelte sich nicht um den regulären „jour fixe“]. Hofmannsthals, Hindenburghs, Graf Kessler und [Rudolf Alexander] Schröder vom Inselverlag.“ Auch der damals noch wenig bekannte Dichter und Übersetzer Thassilo von Scheffer (1873–1951), der zu einem der bedeutendsten Vermittler griechischer und römischer Epik und Mythologie werden sollte (1921 erschien sein bedeutendes Werk *Die Schönheit Homers*), verkehrte schon vor dem Krieg im Salon der Marie von Olfers. Er las dort im Februar 1913 aus seiner *Ilias*-Übersetzung (1913 auch im Druck erschienen) vor. Darüber berichtete Marie von Olfers: „Herr von Scheffer las oder rezitierte sehr schön und natürlich Patroklos und Hektors Tod. Er übersetzt so, daß uns die Schönheit Homers nahegebracht wird.“ Die *Ilias* war seine erste große Übersetzungsleistung (1918 folgte die *Odyssee*), mit der er erfolgreich der alten Homerübersetzung von Johann Heinrich Voß Konkurrenz machte. Das neo-klassische Element der dynamischen Jugendstilbewegung trat nun gegen den statischeren Geist des Klassizismus der Goethezeit (an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert) in die Schranken.

Sehr bezeichnend ist, wie die damals 87jährige Marie von Olfers auf Max Reinhardts *Tasso*-Inszenierung von 1913 reagierte. Sie erklärte begeistert: „Es war ein Erlebnis ... Nie ist mir Goethe gewaltiger erschienen, nicht klassisch, sondern modern. Ich glaube, hätte er [Goethe] es gesehen, er wäre erst empört gewesen, dann aber hätte er schmunzelnd gesagt: ‚kann doch auch in dieser Hinsicht mehr als alle‘.“ Das Urteil, das Marie von Olfers hier Goethe über Max Reinhardt in den Mund legt, gilt einen Eindruck davon, wie nah die alte Dame zugleich dem 20. Jahrhundert und der Goethezeit stand.

Marie von Olfers, die noch Christian Rauch und Karl Friedrich Schinkel kennengelernt hatte, blieb auch für die späteren Entwicklungen in der bildenden Kunst aufgeschlossen. Ihr Freund Ferdinand Graf Harrach (1832–1915), der 1892 ein Porträt von ihr schuf, zählte freilich zu den konventionellen Malern, doch auch die Jugendstil-Kunstgewerblerin und Malerin Marie Kirschner (1852–1931) und der Bildhauer Georg Kolbe (1877–1947) gehörten in der Spätzeit zum engeren Freundeskreis. Großen Einfluß übte Marie von Olfers auf ihre begabte Nichte Sibylle von Olfers (1881–1916) aus, die während ihrer künstlerischen Ausbildung in Berlin bei ihr lebte. Allerdings waren die Bilderbücher, die Sibylle von Olfers dann schuf, denen ihrer Tante weit überlegen. Bis heute zählt das entzückende Werk *Etwas von den Wurzelkindern* zu den beliebten Klassikern der Bilderbuchliteratur.

Wie vorher ihre Mutter Hedwig war Marie von Olfers eine verehrte Seniorin der Berliner Gesellschaft. Ihr 70. Geburtstag 1896 und vor allem ihr 80. Geburtstag waren Ereignisse, die ein lebhaftes Presse-Echo hervor-

riefen. 1906 wurde eine Marie von Olfers-Stiftung zur Prämierung künstlerisch wertvoller Kinderbücher gegründet, zu deren Gunsten Richard Voß, Ernst von Wildenbruch, Erich Schmidt, Heinrich Wölfflin und andere Vorträge zu halten versprachen. Zu Beginn des folgenden Jahres feierte der Berliner Lyzeumsklub Marie von Olfers mit einer Ausstellung ihrer literarischen und kunstgewerblichen Werke. Auch Kaiserin Auguste Viktoria erschien und unterhielt sich sehr freundlich mit der alten Dame, der diese Ehrungen jedoch keineswegs zu Kopf stiegen. „Nun denke ich, werden sie mich ausgefiebert haben“, schrieb sie belustigt und erleichtert.

Marie von Olfers' 90. Geburtstag fiel bereits in den Ersten Weltkrieg; sie erlebte auch noch die Novemberrevolution und die ersten Jahre der Weimarer Republik. Im März 1918 hatte sie der Revolutionstage von 1848 gedacht, deren Augenzeugin sie gewesen war, und revolutionäre Befürchtungen für die Zukunft gehegt. Sie blieb Royalistin und korrespondierte mit der Großherzogin Luise von Baden bis zu deren Tod (1923). Obgleich in den letzten Jahren ihre Augen nachließen, war Marie von Olfers bis zu ihrem Tode geistig regsam. Anfang 1924 fiel sie einem tragischen Unfall zum Opfer: Ihr Kleid fing am Kamin Feuer, und bevor Hilfe kommen konnte, erstickte sie im brennenden Zimmer.

Wichtige Elemente des Berliner Salons im 19. Jahrhundert waren in Marie von Olfers verkörpert: die Bildungswelt Goethes und Wilhelm von Humboldts, der Kunstgeschmack der Zeit Friedrich Wilhelms IV., die Phantasie und die kindliche Frömmigkeit vieler Romantiker und schließlich das umfassende Ideal der Harmonie in der Persönlichkeit. Marie von Olfers war ein Stück Kontinuität der Berliner Kulturgeschichte. Die Gespräche in ihrem Salon bewegten sich im Laufe der Zeit um viele verschiedene Themen, während die Salonnieré dieselbe blieb. Nicht zuletzt lag die Bedeutung dieses Salons darin, daß, vermittelt durch die persönlichen Erinnerungen Marie von Olfers', verschiedene Epochen des Berliner Salons gleichzeitig darin präsent waren.

Viele moderne Menschen des 20. Jahrhunderts zeigten sich fasziniert von Gesprächen mit den alten Salondamen, die klug, subjektiv und amüsannt aus der Geschichte des geistigen Lebens in Berlin erzählen konnten. Hugo von Hofmannsthal verehrte Cornelie Richter, Harry Graf Kessler und Hermann Graf Keyserling bewunderten die Gräfin Schleinitz-Wolkenstein.

Je älter diese Damen waren, desto interessanter wurden ihre Erzählungen. Das traf auch auf Marie von Olfers und ihre um drei Jahre jüngere Schwester Hedwig Abeken (1829–1919) zu. Der junge Walther Rathenau (1867–1922) verkehrte viel im Salon der eng mit den Olfers-Damen be-

freundeten Babette Gräfin Kalckreuth geb. Meyer (1835-1916). In einem Brief um 1900 berichtet er einmal, er habe dort außer den Dichtern Richard Voß und Ernst von Wildenbruch den Theologen und Religionshistoriker Wolf Wilhelm Friedrich Graf Baudissin (1847-1926), Marie von Olfers und die Geheimrätin Abeken angetroffen. „Den ganzen Abend hat mir die Abeken von 1840 erzählt“, schrieb Rathenau, und er ließ sich ausführlich von der damaligen Hofgesellschaft, von Ludwig Tieck, Rahel [!] und Karl August Varnhagen von Ense, Bettine von Arnim und Henriette Sontag berichten. Sehr angetan davon meinte er, es sei etwas ganz besonderes für ihn, den „Elektrikerjungen“ (sein Vater Emil Rathenau war der Gründer der AEG), „noch einmal mit Händen den Zauberring der Romantik zu berühren“. In den Salons der alten Damen war das „alte Berlin“ immer noch lebendig.

Die neuen künstlerischen und literarischen Salons

Das bewegte geistige und künstlerische Leben im Berlin der Jahrhundertwende spiegelte sich besonders deutlich in den damals neu entstehenden Salons von Marie und Aloisia Kirschner, Emma Dohme, Sabine Lepsius, Marie von Bunsen, Emma Vely und Bertha Baronin von Arnswaldt wider. Fin de Siècle, die Kunst der Sezession, der Jugendstil, der Symbolismus und der Stefan George-Kult, die „Lebensphilosophie“ und Diltheys Begriff der „Geisteswissenschaften“, fernöstliche Philosophie, aber auch die Frauenemanzipation und die neue Berliner Bohème wurden in den Salons diskutiert und wirkten auf sie ein.

Marie und Aloisia Kirschner

Zu den kleineren, aber langlebigen und interessanten Salons gehörten die „Donnerstage“ der Schwestern Kirschner, die im Jahre 1886 34- bzw. 32-jährig nach Berlin gekommen waren und in ihrer Geselligkeit Musik, Literatur und bildende Kunst pflegten. Der Maler Anton von Werner, der die beiden unverheirateten Schwestern durch Maxe Gräfin Oriola kennlernte, schrieb über sie: „Beide haben seit jener Zeit Berlin zu ihrer zweiten Heimat erkoren und während sie die Sommermonate in ihrer böhmischen Heimat zubringen, würde im Winter die Berliner Gesellschaft die genialen Schwestern und ihre Donnerstags-Tees mit ihren auserlesenen musikalischen Genüssen in dem Atelier der Steglitzer Straße schmerzlich vermissen.“

Die ältere der Schwestern, Marie Kirschner (1852-1931), die eine enge Freundin der Marie von Olfers wurde, war eine begabte Malerin und Kunstmalerin. Ein von ihr gestaltetes Zimmer wurde 1904 auf der Weltausstellung von St. Louis mit einer Medaille ausgezeichnet. Kunsthistorisch sind jedoch vor allem ihre Entwürfe für Vasen und Gefäße, die dann in

einer böhmischen Glashütte (Loetz Witwe) hergestellt wurden, für die Entwicklung des Jugendstilglasses von Bedeutung. Von Marie Kirschner entworfene Glasgefäße sind auch heute noch begehrte Sammelobjekte. Während Marie Kirschner den Jugendstil vertrat, kann Aloisia Kirschner (1854–1934), die sich als Schriftstellerin „Ossip Schubin“ nannte, literarisch als Repräsentantin des Fin de Siècle gelten. Ihre zahlreichen und damals recht erfolgreichen Romane schildern vorrangig die Künstlerbohème und die Dekadenz österreichischer Aristokraten.

Die „Donnerstagstees“ der Schwestern Kirschner waren beliebt: „alle élégance Berlins“ versammelte sich bei diesen Gelegenheiten, wie Marie von Olfers im März 1903 berichtete. Zu den Gästen im Kirschnerschen Salon zählte auch der Dichter Ernst Hardt (1876–1947), der im Jahre 1908 mit seinem Schauspiel *Tantris der Narr* bekannt wurde.

Bis wenige Monate vor dem Tod Felicie Bernsteins im Juni 1908 war deren Salon der wichtigste Treffpunkt der Berliner Sezession gewesen. Noch in ihren letzten Lebenstagen ließ sie Max Liebermann, Walter Leistikow und zwei weitere befreundete Künstler zu sich rufen, um mit ihnen noch Einzelheiten der Verwaltung des Legats, das sie der Sezession aussetzte, zu besprechen. Nach dem Tod Felicie Bernsteins rückte der künstlerisch orientierte Salon Emma Dohmes an den Platz des Bernsteinschen Salons. Emma Dohme (1854–1918), die Witwe des Kunsthistorikers und Direktors der Kunstsammlungen des Königlichen Hauses Robert Dohme (1845–1893), führte seit den 1890er Jahren einen Salon, dessen Gäste sich zum großen Teil mit denen Felicie Bernsteins überschnitten. Die Persönlichkeit Emma Dohmes war weniger ausgeprägt als die Felicie Bernsteins, doch sie war eine interessierte, herzliche Gastgeberin, die sich um Geselligkeit in großem Stil bemühte.

Die Beliebtheit des Salons von Emma Dohme wurde fast zu einem Problem. So beobachtete der Kunsthistoriker Werner Weisbach, häufig sei „Qualität durch Quantität erdrückt“ worden. „Jeden Dienstag hatte sie während des Winters bei sich offenen Abend, zu dem jeder, der bei ihr eingeführt war, erscheinen konnte.“ Manchmal waren die Salonabende derartig überfüllt, daß Emma Dohme die Zahl der Gäste kaum mehr übernahm und die Geselligkeit und die Gespräche nicht mehr zu steuern waren.

Wenn indes kein über großes Gedränge herrschte, waren die Abende angenehm, und die Unterhaltung verlief vielseitig und angeregt. Der Schriftsteller Oskar A.H. Schmitz (1873–1931), der sehr anspruchsvoll in geselligen Dingen war, zählte den Salon Emma Dohmes zu den bedeutenden Berliner Salons der Vorkriegszeit. Neben Kunst und Ministerialbürokratie seien auch Wissenschaft und Literatur gut vertreten gewesen: „Max Lie-

Emma
Dohme

bermann, Lovis Corinth, Hugo von Tschudi, [Julius] Meier Gräfe, Valerian von Loga, Dora Hitz, Werner Sombart und viele andere waren an den berühmten Dienstagen häufige Gäste, bei denen die ausgesuchteste Küche, so die mit Austern gefüllten ‚Kücken à la Liebermann‘, der Stolz der liebenswürdigen Hausfrau, die oft entgegengesetzten Standpunkte der Gäste milderte.“ Auch Walther Rathenau und Maximilian Harden verkehrten im Salon Emma Dohmes, ebenso der Dichter Cäsar Flaischlen (1864-1920) mit seiner Frau. Diesen schloß Emma Dohme ganz besonders ins Herz, hielt große Stücke auf ihn und freute sich röhrend, wenn der Dichter ihr ein neues Werk, zum Beispiel seine *Zwischenklänge*, schickte.

Während sich in dem großen, turbulenten Salon Emma Dohmes das wachsende, pulsierende Berlin des 20. Jahrhunderts bemerkbar machte – schon früh besaß Emma Dohme ein Telephon, um Bekannte schnell erreichen zu können und vor allem schnell erreichbar zu sein, schlossen sich andere Salons wegen eben solcher Gefahren, wie sie im Salon Emma Dohmes sichtbar wurden, zunehmend ab und zeigten die Tendenz zum „elitären Salon“. Diese Entwicklungstendenz zum „Elitesalon“ hing unter anderem auch damit zusammen, daß die Interessen der gebildeten Kreise Berlins, und d. h. diese Kreise selbst sich immer stärker differenzierten und als Ganzes unüberschaubar wurden.

Sabine
Lepsius

Einen sehr anspruchsvollen Salon gründete die Malerin Sabine Lepsius in den 1890er Jahren. Die weitere Entwicklung dieses Salons ist sehr aufschlußreich für die Problematik des Salons in seiner Spätphase. Sabine Lepsius (1864-1942) war die Tochter des Historienmalers Gustav Graef (1821-1895). Sowohl ihre Mutter Franziska Graef (1824-1893), die aus der schon früh assimilierten, hochangesehenen jüdischen Familie Liebreich in Königsberg stammte, als auch ihre Schwiegermutter Elisabeth Lepsius, die Frau des Ägyptologen, hatten bereits eine salonartige Geselligkeit in ihren Häusern geschaffen. Da sie auch sehr musikalisch war, konnte sich Sabine Graef erst recht spät auf die Malerei festlegen. 1892 heiratete sie den Porträtmaler Reinhold Lepsius (1857-1922), und bereits um 1895 hatte sich in ihrem Hause ein Salon gebildet. Sabine Lepsius zitiert in ihren Memoiren eine boshafte Bemerkung, die damals in Berlin über sie kursierte: „Sabine ist weder schön noch reich, noch hat sie einen reichen Gönner – wie kommt sie dazu, einen Berliner Salon zu besitzen?“ Für Sabine Lepsius waren solche Urteile lediglich ein Symptom des dominierenden Materialismus in weiten Teilen der Berliner Gesellschaft. Die Malerin schrieb selbstbewußt, einen „Salon“ im landläufigen mondänen Sinne habe sie freilich nie gehabt, wohl aber eine sehr gesuchte Geselligkeit in harmonischer Atmosphäre. „Eine Insel hatten wir uns geschaffen, und sie zog eine

ganze Schar an aus allen Kreisen der Berliner Gesellschaft, vom armen Künstler bis zur Hochfinanz.“

Ohne Zweifel ist diese Salon-Gründung aufschlußreich für das Selbstverständnis bzw. Selbstbewußtsein einer Malerin damals und für die Be reitschaft der Gesellschaft, solches Selbstverständnis anzunehmen und in den Salon zu kommen. Daß Sabine Lepsius auch musizierte, hat das Unternehmen sicher ebenso gefördert wie ihre durch die Eltern und Schwiegereltern vermittelten gesellschaftlichen Beziehungen – durch ihren Schwiegervater Richard Lepsius auch zu den Gelehrtenkreisen. Indes steht sie als bildende Künstlerin, die einen erfolgreichen Salon gründete, nicht allein, sondern in einer breiten Zeitströmung der Spätzeit.

Ein „neuer Idealismus“, der sich zum Teil an die Opposition Nietzsches gegen die oberflächlichen Werte der Gesellschaft seiner Zeit anlehnte, wurde im Salon von Sabine Lepsius ausgiebig diskutiert; übrigens zählte auch Nietzsches Freundin Lou Andreas-Salomé (1861-1937) zeitweise zu den Gästen im Hause Lepsius. Viele der Habitués dieses Salons traten in den neuen geistigen Strömungen der Jahrhundertwende führend hervor. Als Repräsentant des Symbolismus und für sich stehendes Phänomen ist hier vor allem der Dichter Stefan George (1868-1933) zu nennen. Auch die Philosophie war vertreten, und zwar durch Dilthey und Simmel: „Wilhelm Dilthey prägte den Begriff der ‚Geisteswissenschaft‘ und erfüllte ihn zusammen mit Kurt Breysig und Georg Simmel mit neuem Inhalt“, schrieb Sabine Lepsius. Wilhelm Dilthey (1833-1911) war eng mit Reinhold Lepsius befreundet; Georg Simmel (1858-1918) kannte Sabine Lepsius seit ihrer Kindheit, da er ein Schulfreund ihres Bruders, des Archäologen Botho Graef, gewesen war. Simmel gehörte zu den wichtigsten deutschen Vertretern einer philosophischen Richtung, die mit der von Henri Bergson begründeten „Lebensphilosophie“ verwandt war. Das Irrationale im Menschen wurde hier – neben dem Rationalen – stärker als zuvor anthropologisch berücksichtigt. Gleichzeitig setzte ein großer Aufschwung der Psychologie und Pädagogik ein. Der Schulreformer Kurt Hahn (1886-1973) verkehrte bei Sabine Lepsius. Sozialismus und soziale Frage wurden diskutiert, und Künstler wie die mit den Lepsius' bekannte Käthe Kollwitz (1867-1945) schilderten das Elend der Armen in ihren Bildern. In der Kunst bereitete sich die Gründung der Berliner Sezession (1898) vor, das Kunstgewerbe wurde durch den Jugendstil weiter aufgewertet. Alle diese Strömungen schlügen sich im Salon von Sabine Lepsius nieder. Aus dem Bereich der Kunst verkehrten besonders viele Vertreter im Hause Lepsius, von dem Kunstgewerbler Otto Eckmann (1865-1902) und den Kunsthistorikern Hugo von Tschudi (1851-1911) und Ludwig Justi (1876-1957)

bis zu dem Maler und hervorragenden Buchgestalter Melchior Lechter (1865–1937). Außer den bereits erwähnten Gästen zählten zum Kreis der Habitués auch die Schriftstellerinnen Gertrud Kantorowicz und Margarete Susman, die Literaturwissenschaftler Friedrich Gundolf, Georg Brandes und Richard M. Meyer.

Trotz materieller Beschränkungen – die Maler-Karriere von Reinhold und Sabine Lepsius erfüllte nicht die anfangs gehegten Erwartungen – führte das Ehepaar Lepsius ein recht offenes und gastfreundliches Haus, in dem sich Bekannte manchmal wochen- oder monatelang einquartierten. Ohne Zweifel wurde hier – wie oft auch in den Salons zweitklassiger Schriftstellerinnen – mangelndes Genie durch die Pflege einer besonders anspruchsvollen und geistreichen Geselligkeit „kompensiert“. Dieses zusätzliche soziokulturelle, vermittelnde Engagement hob – gewissermaßen sekundär – die Bedeutung der Künstlerin Sabine Lepsius; wobei dieses Tun nicht nur Sinn und Nutzen für die Salonnieré hatte, sondern auch für die Allgemeinheit, d. h. in diesem Fall für das gesellige und kulturelle Leben Berlins. Der Salon Lepsius hatte, wie Werner Weisbach beobachtete, dabei einen betont exklusiven Charakter: Vor allem gegenüber Fremden und Leuten, die ihnen ferner standen, legten Lepsius’ bei aller Freundlichkeit ein entschieden elitäres Bewußtsein an den Tag und versuchten es auch ihren Kindern weiterzugeben.

Zweifellos waren Sabine und Reinhold Lepsius hoch gebildet und die Gespräche im Salon Lepsius von einem außergewöhnlichen Niveau. Es wurden ernsthafte und zum Teil sogar scharfe Auseinandersetzungen ausgetragen; Philosophie und Literatur wurden als „Seinsfragen“ diskutiert und umstritten, und zwischen den zahlreichen anwesenden Sachverständigen und Experten nahm das Gespräch fast „professionellen“ Charakter an. Die Unverbindlichkeit und Leichtigkeit der Konversation des 18. Jahrhunderts, die auch noch für die Salons im 19. Jahrhundert vorbildhaft blieb, lösten sich hier auf. Vor allem änderte sich auch die Rolle der Frauen im Gespräch. Viele der weiblichen Teilnehmer der Geselligkeit waren berufstätig als Malerinnen, Schriftstellerinnen, Übersetzerinnen usf. und traten als echte Konkurrentinnen der Männer auf – im Berufsleben wie im Gespräch. Sie waren über ihre Rolle als „gebildete Laien und Dilettanten“, die sie früher zumeist gespielt hatten, hinausgewachsen. Die Salonnieré alten Stils hatte zwischen entgegengesetzten Meinungen goldene Brücken zu bauen versucht oder eine hoffnungslos verfahrene Diskussion mit einer heiteren Bemerkung in eine andere Richtung gelenkt. Sabine Lepsius konnte das zwar auch – aber sie ergriff häufig, ungeachtet ihrer Rolle als Gastgeberin, energisch Partei. Obwohl nicht alle Abende im Salon Lepsius von

Auseinandersetzungen geprägt waren, trugen die Literaten, Künstler und Gelehrten, die sich bei Lepsius' einfanden, nichtsdestoweniger ihr Gefühl einer beängstigenden Zerrissenheit der Welt, das um 1900 allgemein und immer stärker wurde, mit hinein in die abendliche Unterhaltung. Dabei trat sehr deutlich zutage, daß die bildungsmäßigen und kulturellen Wertungen und Ziele in dieser Generation bereits eine kleinere gemeinsame Basis hatten als in früheren Generationen. Auch der hohe Anteil von „Kapazitäten“ in diesem Salon förderte Kontroversen, da die Fachleute gegenüber Laien und erst recht gegenüber Kollegen keineswegs geneigt waren, von ihren Standpunkten abzurücken.

Wie in philosophischen und literarischen Fragen kam es auch in der Kunst zu einer fortschreitenden Differenzierung. Sabine und Reinhold Lepsius schlossen sich der Berliner Sezession an und vollzogen somit die Trennung vom sogenannten Realismus. Später distanzierten sie sich jedoch wieder von der Sezession, weil sie die dort für ihre Begriffe überhandnehmende soziale „Tendenzkunst“ und die neuen formalen Revolutionen (mit einem wachsenden Trend zur Disharmonie) ablehnten. In vielen Bereichen wurden die Spannungen der Zeit spürbar, und anders als in den politischen Salons (in denen man mit Sorge die Entwicklungen zwar verfolgen, aber nicht ändern konnte), ging es bei den Gesprächen im Salon Lepsius auf künstlerischem Gebiet um konsequentes praktisches Handeln.

Die Streitgespräche in den traditionellen Salons hatten zwar auch oft Konfliktstoffe grundsätzlicher Art zum Inhalt; doch man ließ sie dort nicht so explosiv werden; denn für ernste und erbitterte Auseinandersetzungen war in den alten Salons kein Platz vorgesehen. Es hatte sie zwar auch damals gelegentlich gegeben, doch gewissermaßen nur als „Panne“. Die Toleranz war stets ein wichtiges Substrat und Postulat, ja eine *conditio sine qua non* der Salons gewesen, aber um 1900 machte sich auch hier Intoleranz bemerkbar.

Am deutlichsten wurde das an der Rolle, die der Dichter Stefan George (1868-1933) im Salon Lepsius spielte. Seit 1896 verkehrte Stefan George im Hause Lepsius, von etwa 1900 bis 1912 war er besonders eng mit dem Ehepaar befreundet, und der Salon Lepsius wurde ein wichtiges Forum des Berliner George-Kreises. Auch hier versuchte der Dichter, sein Ideal einer „inneren Geselligkeit“ zu verwirklichen, einer Geselligkeit, die sich von jeder Oberflächlichkeit lösen, aber zugleich völlig unter seiner eigenen geistigen Dominanz stehen sollte. Stefan George führte viele neue Gäste im Salon Lepsius ein, andere wurden von selbst durch seine Anwesenheit dort angezogen. Doch in der außerordentlichen Persönlichkeit des Dichters lag auch eine Gefahr für den Salon. Zwar verewigte George die Geselligkeit bei

Reinhold und Sabine Lepsius, indem er für die beiden das Gedicht *Die blaue Stunde* schrieb, doch im Banne Stefan Georges wurde aus einer Salongesellschaft eine andächtige Gemeinde. Das für die Salons grundlegende Prinzip gleichberechtigter Geister wurde aufgehoben; wer sich nicht zum „Jünger“ des „Meisters“ bekehren ließ oder sich nicht uneingeschränkt positiv äußerte, war zum letzten Mal – zumindest zu den George-Abenden – eingeladen worden.

Die Schriftstellerin Marie von Bunsen (1860–1941) durfte nur einmal zu einer Stefan George-Lesung erscheinen, weil sie keine bedingungslose Anhängerin seiner Kunst zu werden versprach. Über den betreffenden Abend im Hause Lepsius berichtet sie, der Salon habe einer „Mysteriengrotte“ geglichen. „Das Zimmer war verdunkelt, nur am Lesetischchen leuchtete eine rotverschleierte Lampe; der anliegende Raum wurde freigehalten.“ Mit gedämpfter Stimme erklärte ihr der Hausherr, dort werde der Dichter sitzen. Die Lesung selbst gefiel Marie von Bunsen sehr gut, und die Gedichte erregten ihre „aufrichtige Bewunderung“. Auch die Persönlichkeit Stefan Georges interessierte sie: „Teils Liszt, teils Dante, vor allem Dante; auch ihm hat man eine Höllenwanderung angesehen.“ Wenig später veröffentlichte Marie von Bunsen eine insgesamt sehr positive Zeitungsnotiz über Stefan George, in der allerdings auch Anklänge zweifelnder Ironie am George-Kult und eine Andeutung über „Konventikelluft“ vernehmlich wurden. Sofort folgte die Exkommunikation: „So war ich ein Versager und wurde nie wieder zu Stefan George eingeladen.“

Sabine Lepsius selbst brachte Stefan George zunächst uneingeschränkte Verehrung entgegen. Die erste Lesung des Dichters in ihrem Salon, zu deren Zuhörern unter anderen Rainer Maria Rilke und Lou Andreas-Salomé zählten, fand Mitte November 1897 statt. „Gestern war ein großer Tag!“ schrieb Sabine Lepsius in ihr Tagebuch, „Stephan George sagte vor einem erlesenen Hörerkreis einige Gedichte.“ Aus dem Vortrag eines Dichters wurde hier tatsächlich ein fast mystisch zu nennendes Erlebnis: „... es war göttlich, so, wie man es sich eben vorher nicht denken kann, und so wurde man allmählich hineingezaubert in die Stimmung seiner Dichtung ...“ Daß nach und nach Gerüchte entstanden, in denen die Versammlungen des George-Kreises wie die „einer Geheimloge mit sonderbaren Zeremonien“ charakterisiert wurden, ist nicht verwunderlich. Der Schriftsteller Oskar A. H. Schmitz, der auch im Salon Lepsius verkehrte, berichtet: „So wurde erzählt, George lese mitternachts bei Lepsius, auf einem Elfenbeinthron sitzend, von nackten Epheben umgeben, zwischen Weihrauchwolken seine Gedichte vor.“ Manche Freunde, denen an der Bildung einer Georgeschen „Legende“ lag, hatten nichts gegen solche Erzählungen einzuwenden. Der

Dichter Karl Wolfskehl meinte sofort zu Schmitz: „Sie haben es doch hoffentlich nicht dementiert?“

Ein übersteigerter Idealismus, selbst wenn er wie im George-Kreis mit großer Dichtung zusammenhing, konnte mit seiner Forderung nach blinder Anhängerschaft und in seiner Intoleranz lächerlich – oder gefährlich werden. Sogar Sabine Lepsius erkannte das, als sie, bei aller Bewunderung für diese Dichtungen und den Dichter selbst, seine Dominanzansprüche nicht mehr ertragen konnte. 1912 löste sich das Ehepaar Lepsius endgültig von ihm. Über ihren inneren Bruch mit Stefan George schrieb Sabine Lepsius, sie habe die „Satzungen“ des Dichters nicht völlig annehmen können; „ich konnte nicht meine Götter [d. h. ihre Ehe, ihre Familie, ihre Malerei] verleugnen und den seinigen dienen, auch wenn ich fühlte, daß er mir dadurch verlorenging. So wichtig seine Forderungen für seine begeisterten Jünger sein mochten – von allen älteren und selbständigen Menschen mußten sie ihn lösen.“ George brauchte „Gehorsam“, und das war für Sabine Lepsius letztlich eine unmögliche Bedingung. Sie war klug genug, um einzusehen, daß sie sich selbst von einem großen Dichter nicht geistig versklaven lassen dürfe. Auch für ihren Salon wirkten sich die Autoritätsansprüche Stefan Georges negativ aus, weil sie dem Prinzip freier Salongeselligkeit entgegen gesetzt waren. Es zeigten sich hier deutlich Verfallserscheinungen des Salons der Spätzeit.

Es will scheinen, als habe Sabine Lepsius zunächst mit den Séancen Stefan Georges und deren Überstilisierung etwas der von ihr beklagten Stillosigkeit der zeitgenössischen Gesellschaft entgegenwirken wollen. Doch die Überstilisierung und die Stilosigkeit waren Geschwister und verrieten ihre gemeinsame Herkunft aus der Unsicherheit über die Normen und Maße des gesellschaftlichen Umgangs, aus dem Verlassen der z. T. gewiß schon erlahmten oder erstarrten und darum leer und trostlos gewordenen Tradition. In Erscheinungen wie Stefan George zeigte sich das Ende des aristokratischen, bürgerlichen und humanistischen Individualismus, der zu den Grundlagen der Salongeselligkeit gehörte, genauso wie sonst in der Vernachlässigung der inneren und äußeren gesellschaftlichen Disziplin. Eine zum Kollektivismus und zur kulturellen Anarchie tendierende Massengesellschaft war mit dem Wesen des Salons ebenso unvereinbar wie vermeintliche „Überindividuen“ und deren Kult.

Glücklicherweise machten die Abende im Rahmen des George-Kreises nur einen Teil der Lepsiusschen Salongeselligkeit aus, so daß nicht der ganze Salon im Schatten des großen Dichters stand. In den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg begann allerdings auch dieser andere Teil des Salons sich aufzulösen, da mehrere wichtige Habitués von Berlin wegzo-

gen, so auch Georg Simmel, der eine Professur in Straßburg erhielt. Die interessantesten Jahre dieses wichtigen und in vieler Hinsicht zeittypischen Salons lagen zwischen 1895 und 1910.

*Marie von
Bunsen*

Marie von Bunsen (1860-1941), die nur einmal an einem Abend des George-Kreises hatte teilnehmen dürfen, trug dies wahrscheinlich mit Fassung. Die Tochter des liberalen Parlamentariers Georg von Bunsen (1823-1896) und Enkelin des Diplomaten und Gelehrten Christian Josias von Bunsen (1791-1860) verkehrte damals in vielen Berliner Salons. Sie machte sich als Schriftstellerin und Aquarellistin einen Namen und schickte sich um 1900 als knapp vierzigjährige Frau an, selbst einen kleinen Salon zu eröffnen. Drei Momente sind an ihrem Salon besonders aufschlußreich: Marie von Bunsen war die letzte Dame mit Vierzig im wilhelminischen Berlin, die damals (um 1899/1900) noch einen Salon gründete, sie war unverheiratet, eine „emanzipierte“ und als solche anerkannte Frau, und schließlich schuf sie sich, ähnlich wie Sabine Lepsius, wenn auch ganz anders angelegt, einen „elitären“ Salon.

Der Salon Marie von Bunsens war nicht der letzte Berliner Salon, der in der Zeit von 1900 bis 1914 eingerichtet wurde, doch gründete Marie von Bunsen damals als einzige ihren Salon im „typischen“ Salonnierenalter von etwa vierzig Jahren. Der um 1910 eröffnete Salon von Bertha Baronin von Arnswaldt war das Werk einer schon älteren Dame. Sabine Lepsius (geb. 1864), die einzige Berliner Salonnière in der Zeit von 1900 bis 1914, die jünger war als Marie von Bunsen, hatte ihren Salon schon in den 1890er Jahren als etwa Dreißigjährige geschaffen. Marie von Bunsen war 1860 geboren. Von den sonst zwischen 1860 und 1880 geborenen Damen, die wir als Berliner Salonnières erfassen können, hat keine in der Zeit von 1900 bis 1914 bzw. 1918, also im üblichen Alter, einen Salon gegründet. Dieses „Vakuum“ nach 1900 ist zwar für die vier Jahre von 1914 bis 1918 und auch noch für die ersten Nachkriegsjahre ohne weiteres verständlich; nicht aber für die Zeit von 1900 bis 1914. Erst verspätet gewissermaßen – in den bewegten zwanziger Jahren – entwickelten sich dann noch einmal vereinzelt Salons von Damen, die zwischen 1860 und 1880 geboren waren. Spätphänomene in jeder Hinsicht, die auch nur noch am Rande des gesellschaftlichen Lebens figurierten. Auf die Gründe für die ungünstige Ausgangssituation, die neuen Salons nach 1900 vorfanden, wird im folgenden noch einzugehen sein.

Marie von Bunsen war in vieler Hinsicht die selbständige, „emanzipierte“ Berliner Salonnière. Obgleich sie finanziell durch ihre Familie versorgt war, begann sie früh, mit schriftstellerischen Arbeiten, Zeitschriftenartikeln und durch den Verkauf ihrer Aquarelle ihre Einkünfte

aufzubessern. Reisen brachten sie schon in ihrer Jugend mit außereuropäischen Ländern und mit der „großen Gesellschaft“ zahlreicher europäischer Hauptstädte in Kontakt, häufig hielt sie sich auch in England auf, da ihre Mutter Engländerin war. Marie von Bunsen verkehrte an vielen deutschen Höfen. Sie wurde besonders von der Kaiserin Friedrich geschätzt, deren Hofdame sie hätte werden sollen, wenn der Tod Kaiser Friedrichs die Haltung der Witwe nicht zu Einschränkungen gezwungen hätte.

Durch ihre Bildung und Sachlichkeit erwarb sich Marie von Bunsen ebenso den Respekt der Berliner Gesellschaft wie durch ihre weit verzweigten gesellschaftlichen Verbindungen und durch ihre großen Asienreisen, die sie in den Jahren vor dem Krieg allein unternahm, und die sie bis nach Japan führten. Vor allem zeichnete sich Marie von Bunsen durch Selbstständigkeit und bewußte Lebensgestaltung aus. Sie stellte ihr ganzes Leben, wie Gertrud Bäumer später schrieb, unter das „Gebot der Selbstbildung“, nicht nur in theoretischem Sinne, sondern auch verstanden als er-lebte Bildung. Im Alter formulierte es Marie von Bunsen rückblickend folgendermaßen: „Ohne hochfliegenden Ehrgeiz versuchte ich an dem Schönen und Wertvollen der Vergangenheit und Gegenwart teilzunehmen, versuchte, so gut ich es verstand, ‚zu leben‘.“ Sie zitierte Ortega y Gasset, der Leben als einen Wert „an und für sich“, als „Besonderheit, Wechsel, Entfaltung“ definierte. Dabei war sich Marie von Bunsen sehr wohl darüber im klaren, daß sie mit diesen Zielen in der Nachfolge der Bildungsziele der deutschen Klassik stand bzw. der Neo-Klassik des 20. Jahrhunderts zugehörte.

Marie von Bunsen galt nicht nur als „Lebenskünstlerin“, sondern ihre Selbstständigkeit und nicht zuletzt ihre Sportlichkeit brachten ihr gelegentlich auch die Bezeichnung eines „weiblichen Junggesellen“ ein; es war bekannt, daß Marie von Bunsen allein die wichtigsten deutschen Flüsse entlanggerudert war. Ihr nicht unerheblicher Beitrag zur Emanzipation der Frau war sehr individuell; sie beteiligte sich nicht an der Frauenstimmrechtsbewegung oder ähnlichen organisierten Bemühungen. Dagegen half Marie von Bunsen auf ihre Art, das Klischee der „alten Jungfer“ zu widerlegen. Selbst hochgebildete unverheiratete Frauen hatten es damals schwerer als verheiratete Frauen, ernstgenommen zu werden. Marie von Bunsen beschrieb ihre eigene gesellschaftliche Position: „Ich war die erste, geraume Zeit die einzige unverheiratete Dame, der, ohne Amt, noch eigentlichen Beruf, in der Berliner Welt die Stellung einer verheirateten Frau eingeräumt wurde.“

Ihr Selbstverständnis als „emanzipierte Frau“ hinderte Marie von Bunsen nicht daran, einen Salon zu gründen: Beides schloß sich nicht grundsätzlich aus. Während sich einige Jahre später die unkonventionelle, indi-

vidualistische Fürstin Mechtilde Lichnowsky bewußt *gegen* einen „Salon“ entschied, gründete die nicht weniger unkonventionell veranlagte Marie von Bunsen in Kenntnis der Salontradition und der sich vollziehenden Wandlungen der Geselligkeit um 1900 einen Salon – freilich einen Salon eigener Prägung. Ihre Geselligkeit in der Königin-Augusta-Straße, später in der Corneliusstraße, war ein „elitärer“ Salon. Doch anders als beim ebenfalls „elitären“ Salon von Sabine Lepsius handelte es sich hier nicht um eine Exklusivität, die auf verschiedene, aber eng miteinander verbundene künstlerische, gelehrte und literarische Kreise beschränkt war. Der Salon Marie von Bunsens ging nicht aus einer Bewegung des „neuen Idealismus“ oder aus einer bestimmten Intellektuellengeneration hervor, sondern entwickelte die alte Salontradition weiter. Da sich Marie von Bunsen sehr gut in den Berliner Salons auskannte und mit der Hofgesellschaft, verschiedenen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlerkreisen schon von ihrem Elternhaus her in Berührung gekommen war, besaß sie einen guten Überblick über die Berliner Gesellschaft. Sie lud Habitués anderer Salons, bekannte durchreisende Persönlichkeiten und ihre eigenen Freunde regelmäßig in wechselnder, interessanter Zusammensetzung zu sich ein; man könnte also von einem Elitesalon sprechen, der die Crème der anderen Salons abschöpfte. Marie von Bunsen hatte keinen „jour fixe“ mehr und führte kein „offenes Haus“ im eigentlichen Sinne. Ihr Salon war exklusiv. Die Salonnière behielt die volle Verfügung über Tag und Stunde sowie die Zusammensetzung ihrer Geselligkeit. Meist waren es „Sonntagsfrühstücke“, die am frühen Nachmittag stattfanden.

Übrigens wich Marie von Bunsen mit ihrer Tischgeselligkeit weniger von den internationalen Gepflogenheiten des Salons ab, als man zunächst vermutet. Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es nämlich in vielen Pariser Salons üblich geworden, die „freie“ Salongeselligkeit des „jour fixe“ durch eine vorhergehende Tischgesellschaft zu ergänzen – und abzusichern. Mit den zum Diner geladenen Gästen schuf die Salonnière eine Kerngruppe für den anschließenden Salonabend, die sie selbst nach ihren Wünschen zusammenstellen konnte. Das schadete der Salongeselligkeit in keinem Fall und konnte unter Umständen einen schwach besuchten oder in seiner Zusammensetzung ungünstigen „jour fixe“ retten. Diese „Zwischenstufe“ zwischen der traditionellen „freien“ Salongeselligkeit des „jour fixe“ und dem kleinen, elitären Salon der Marie von Bunsen war wenige Jahre zuvor von einem Kenner der Pariser Salons, dem Berliner Salonhabitué Ludwig Bamberger, in einem Feuilleton für die *Nationalzeitung* als anspruchsvolle Form der Geselligkeit gewürdigt worden (1895; 1898 in seinen *Gesammelten Schriften* abgedruckt). Marie von Bunsen

mußte aufgrund ihrer räumlichen Beschränkung noch einen Schritt weiter gehen, aber sie machte aus der Not eine Tugend. Eine häufig zitierte Schilderung ihres Salons lieferte der Schriftsteller Oskar A. H. Schmitz, der dem Salon Marie von Bunsens zugestand, das „höchste Niveau“ der Gastlichkeit in Berlin zu erreichen: „Sie führte kein großes Haus, aber ich muß ihr das Kompliment machen, daß es das einzige war, wo man die Kompositionslære der Geselligkeit aus dem Grunde verstand.“ An dieser Stelle muß unterstrichen werden, daß in den eigentlichen, d. h. in den offenen Salons, zu denen alle einmal eingeführten Bekannten an den festgesetzten Abenden erscheinen konnten, eine strenge „Komposition“ verschiedener Gäste gar nicht möglich gewesen wäre. Die Gastgeberin wußte ja nicht, wer kommen würde; sie konnte höchstens passende Gruppen unter ihren Besuchern schaffen. Bei Marie von Bunsen sah die Geselligkeit anders aus. Oskar A. H. Schmitz fährt fort: „Weil Frau von Bunsens Tisch klein war, mußten die Gäste sehr kontrapunktiert werden. Jedes ihrer Sonntagsfrühstücke war in dieser Hinsicht ein Kunstwerk.“ Der Ersatz der üblichen Werktags-Soirée durch eine spät angesetzte Sonntags-Matinée trug dem „weekend“ der Arbeitswelt Rechnung. Die Gäste gehörten verschiedenen Kreisen und einem breiten sozialen Spektrum an: „Eine Exzellenz oder ein großer aristokratischer Name, der sich nicht mit einem hohlen Kopf oder einer trockenen Seele verband, gab ihrer Veranstaltung Glanz, darum gruppierten sich ein paar kleinere Kronen, sowie geistreiche Leute und die eine oder andere hübsche Frau.“

Im Jahre 1909 nahm der Schriftsteller Kurt von Reibnitz zum ersten Mal an einem der „Sonntagsfrühstücke“ Marie von Bunsens teil. Anwesend waren „der Dichter Richard Voß und Frau, Prinz und Prinzessin Schönaich-Carolath und der Direktor der Nationalbank Julius Stern, Förderer der damals jungen Sezession, und seine Frau Malgona Stern, eine begabte Malerin“. Mit großem Geschick stand Marie von Bunsen ihrer Geselligkeit vor: „Nur ein Gespräch am Tische, das von des Hauses Herrin meisterlich beherrscht wurde.“ Bei anderen Gelegenheiten zählten z. B. die Schriftstellerin und Diplomatenfrau Elisabeth von Heyking, der Philosoph Hermann Graf Keyserling, Alfred Lichtwark aus Hamburg oder der holländische Diplomat Keuchenius zu den Gästen. Die hocharistokratischen Namen vieler Besucher dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Salon Marie von Bunsens in einer zwar hübschen und mit Kunstsinn eingerichteten, aber keineswegs großen oder besonders vornehmen Wohnung abgehalten wurde. Marie von Bunsen schreibt selbst dazu: „Ich empfand es nicht als anmaßend, alle, in deren Häusern ich verkehrte, seien es Botschafter, Staatssekretäre, Fürstlichkeiten oder Finanzgrößen, einzuladen, und

auf das liebenswürdigste sind sie ausnahmslos in die kleine Gartenwohnung gekommen.“

Im frühen 20. Jahrhundert lösten das Wachstum Berlins und die Tatsache, daß die gebildeten, künstlerischen und literarischen Kreise immer weitläufiger und unübersichtlicher wurden, zwei entgegengesetzte Entwicklungen in den Berliner Salons aus: die Tendenz zum übergroßen, ja überfüllten Salon – wie bei Emma Dohme – oder zum gewählten kleinen Elite-salon einer Marie von Bunsen. Obgleich diese vor allem praktische Gründe hatte, einen Salon „mit Einladung“ zu schaffen und damit wesentlich vom Kern der offenen Salongeselligkeit abzuweichen, spielte dabei wohl auch die Erkenntnis eine Rolle, daß sie durch die Zusammenstellung ihrer Gäste einen Einfluß auf die Gestaltung des Nachmittags nehmen konnte, den andere Salonnieren nicht hatten. Mit dem Salon Marie von Bunsens wurde einerseits zwar ein besonders hohes geselliges Niveau erreicht, doch andererseits auch ein Endpunkt der Salonentwicklung. Der Saloncharakter begann sich zu verwischen. Die „Salonnierenpersönlichkeit“ Marie von Bunsens trägt indes wesentlich dazu bei, trotzdem die Anwendung des Salonbegriffs auf ihre Gastlichkeit zu rechtfertigen. Das Wechselspiel von Freiheit und Form, das den Salon ausmachte, war ihr kongenial. „Sie war der unabhängige Mensch, der mir je begegnet ist“, schrieb Gertrud Bäumer, „ – frei von allen Vorurteilen und Befangenheiten, gleichgültig gegen jede bloße Konvention – gerade weil ihr Wesen und ihr Lebensstil in höchstem Maße das hatten, was man Form nennen kann.“

*Emma
Vely*

An den Salons von Sabine Lepsius und Marie von Bunsen lassen sich die geselligen Entwicklungen um 1900 und die Stellung der modernen Frau zum Salon in wichtigen Ausschnitten ablesen. Doch ist festzuhalten, daß es sich bei beiden um Frauen mit einem gesicherten wirtschaftlichen und familiären Rückhalt handelte. Bei einer weiteren „modernen“ Salonnière, der Schriftstellerin und Journalistin Emma Vely (1848-1934), waren die Voraussetzungen weniger günstig. Emma Vely war darauf angewiesen, für sich und ihre Tochter den Lebensunterhalt allein zu verdienen; sie lernte die „Frauenfrage“ aus der Perspektive einer geschiedenen Frau in hartem beruflichem Konkurrenzkampf mit männlichen Kollegen kennen. Unter dem Druck finanzieller und zeitökonomischer Notwendigkeiten fand sie zur „Urform“ des Berliner Salons, der Geselligkeit bei Tee und Butterbroten, zurück. In ihrem direkten Engagement für die Gleichstellung der Frau, vor allem auch im beruflichen Leben, stand Emma Vely in der Nachfolge der von Fanny Lewald erhobenen Forderungen in bezug auf die Frauenbildung und -berufsausbildung. Die junge Emma Vely hatte einmal sogar die in ihrer Frühzeit auch für die Emanzipation der Frau schreibende Clara

Mundt-Mühlbach kennengelernt, und mit der alten Fanny Lewald verband Emma Vely ein näheres freundschaftliches Verhältnis.

Emma Couvely (1848–1934), die Tochter eines früh verstorbenen Waffenfabrikanten aus einer Hugenottenfamilie (von ihrem Mädchennamen leitete sie ihren Schriftstellernamen ab), erlebte eine triste Kindheit; ihre Mutter brachte nie Verständnis für das lebhafte, begabte und phantasielobe Mädchen auf und verbot ihr später auch, ihren Neigungen entsprechend zum Theater zu gehen. Die junge Emma Vely arbeitete einige Jahre als Gouvernante und schrieb in ihrer Freizeit Novellen, die sie rasch bekannt machten. 1871 heiratete sie den Stuttgarter Verlagsbuchhändler Carl Simon (gest. 1892), und kurz darauf entstand Emma Velys Biographie der Reichsgräfin Franziska von Hohenheim (1748–1811), der Freundin und späteren Frau des Herzogs Karl Eugen von Württemberg. Die Arbeit gründete sich auf umfangreiche Archiv- und Quellenstudien und stellte damals mit Abstand die beste Schrift zu diesem Thema dar. Das wurde auch in einer Rezension der *Historischen Zeitschrift* anerkannt, und der König von Württemberg verlieh der Verfasserin anerkennend eine hohe wissenschaftliche Auszeichnung (1875).

Damit war der äußere Höhepunkt von Emma Velys Karriere erreicht. Der Verlag ihres Mannes hatte Defizite, welche die erfolgreiche Schriftstellerin durch die schnelle Veröffentlichung zahlreicher Romane ausgleichen helfen sollte. Dadurch ergab sich ein wachsender Arbeitsdruck für die junge Frau, die zudem für eine kleine Tochter zu sorgen hatte, und die Qualität der Romane, die sie verfaßte, wurde dadurch nicht besser. Nachdem Emma Vely jahrelang ihre immer unglücklicher werdende Ehe ertragen hatte und von ihrem Mann ausgenutzt worden war, entschloß sie sich schließlich zur Scheidungsklage. 1889 zog sie mit ihrer Tochter Lolo, die ihren Vater in ihrem Tagebuch schlicht als den Mann bezeichnete, „der meiner Mutter Leben zerstörte“, nach Berlin.

Die nun etwa vierzigjährige Emma Vely mußte von ihrer literarischen Tätigkeit leben und arbeitete hart an Romanen, Aufsätzen und regelmäßig abzuliefernden Feuilletons. Müdigkeit und Depressionen sind die immer wiederkehrenden Konstanten ihrer Tagebuchnotizen. Besonders für eine Anfängerin war der Journalismus ein in vieler Hinsicht aufreibendes Geschäft, das durch Termin- und Konkurrenzdruck nicht einfacher wurde: „... ich mußte Ellbogen an Ellbogen mit den Männern kämpfen. Ich war Konkurrent!“ schrieb Emma Vely später in ihren Lebenserinnerungen. „Ich beanspruchte das Recht auf Arbeit und ihren vollen Lohn. Viele Steine sind mir in den Weg geflogen ... Ich bot meine Ware an – gefiel sie, benötigte man sie, wurde sie genommen, zuweilen auch darum gefeilscht.“ Emma

Vely bemühte sich erfolgreich, nichts von ihren Sorgen zur Schau zu tragen, sie fühlte sich wohl in Berlin und wurde schließlich auch als tüchtige Schriftstellerin und Journalistin anerkannt.

In den literarischen Zirkeln Berlins hatte es die zurückhaltende Hannoveranerin, die verwirrenderweise über Süddeutschland nach Berlin kam, zunächst ebenfalls nicht leicht; man gab ihr die Spitznamen „die kühle Madame“ und „die unnahbare Frau Marquise“. Diese Reserve schwächte sich bei näherer Bekanntschaft mit der Schriftstellerin ab, zumal auch literarische Salonnieren wie Elise von Hohenhausen und Helene von Hülsen mit ihr bald auf sehr freundschaftlichem Fuß standen. Der bescheidene Versuch Emma Velys in den 1890er Jahren, eine einfache Schriftstellergeselligkeit zu gründen, erwies sich als der Anfang eines interessanten, gemischten Salons.

Emma Vely schreibt selbst darüber: „Ich machte mein Haus, so viel es mir Zeit und Mittel gestatteten, zu einem gastlichen. Sah kleine Kreise in bescheidener Bewirtung bei mir und war Montags nachmittags zum Tee für meine Bekannten daheim.“ Die Zahl der Besucher nahm im Laufe der Zeit zu, und die „Montage“ Emma Velys, „wirklich anregende und zwanglose hübsche Plauderstunden“, wurden eine feste Einrichtung. Den „Stamm“ der Gäste bildeten Angehörige der Berliner Literaten- und Zeitungswelt. Auch die Theaterkreise der Hauptstadt waren zahlreich vertreten, da sich Emma Velys Tochter Lolo für den Beruf einer Schauspielerin entschied und eine Schülerin der berühmten Marie Seebach (1829–1897) war. Durch diese Schwerpunkte, was die Berufe der Gäste anging, erhielt der Salon Emma Velys einen fast „professionellen“ Anstrich. Eine leichte Neigung zur Bohème wurde zwar durch die Besucher nahegelegt, kam aber in dem ausgesprochen „gutbürgerlichen“ Rahmen der Gastlichkeit nicht zum Tragen.

Schon um 1900 galten die „Montage“ Emma Velys als eines der letzten Beispiele der alten Tradition des literarischen Salons in Berlin. Anfang 1902 erschien im *Berliner Tageblatt* – für das auch Emma Vely regelmäßig arbeitete – ein großes Photo von einem „Montagstee“ bei ihr. Im Text hieß es unter der Überschrift „Ein literarischer Salon“: „Unter den wenigen Stätten in Berlin, welche noch die Bezeichnung als ‚Salon‘ im alten künstlerischen Sinne des Wortes verdienen, darf das Heim der bekannten Romanschriftstellerin Frau E. Vely in der Maaßenstraße genannt werden. Dort treffen sich an jedem Montag Schriftsteller und Künstler beiderlei Geschlechts zu einer höchst angeregten Thee- und Plauderstunde.“ Die Inflation des Salonbegriffs war, wie aus dieser Notiz hervorgeht, damals offenbar bereits weit fortgeschritten. „Salon“ konnte um 1900 vielerlei bedeuten, u. a. auch einen rein gesellschaftlichen Treffpunkt (ohne kulturelle Ambitionen und Ausstrahlung), so daß der Verfasser dieses Berichts im Interesse Emma

Velys offenbar den Anspruch, es sei ein Salon „im alten künstlerischen Sinne“, für wünschenswert hielt. In der Bildunterschrift werden die einzelnen auf dem Photo abgebildeten Salongäste zum Teil mit Namen genannt; es handelte sich vorwiegend um Schauspielerinnen, Theaterdirektoren und Schriftsteller oder deren Frauen.

Viele der Gäste, die im Laufe der Jahre zu den „Montagen“ Emma Velys erschienen, sind heute vergessen, andere sind noch bekannt. Zu ihnen zählen die liberalen Politiker Heinrich Rickert und Ludwig Bamberger, die Schriftsteller und Dichter Julius Stinde, Otto Erich Hartleben und Ernst von Wildenbruch, der Verleger Carl Frankenstein, Rudolf Löwenstein vom *Kladderadatsch*, Chefredakteur Arthur Levysohn vom *Berliner Tageblatt* und aus der Theaterwelt Marie Seebach, Ludwig Barnay und Hedwig Niemann-Raabe.

Außerdem stand Emma Vely mit vielen wichtigen Persönlichkeiten der Frauenbewegung in Kontakt. So mit Anna Schepeler-Lette (1827-1897), der langjährigen Vorsitzenden des Berliner Lette-Vereins (eines wichtigen Frauenbildungswerks), und mit Hedwig Dohm (1833-1919), der Witwe Ernst Dohms, die sich schriftstellerisch für die Frauenemanzipation engagierte und über deren Bücher Emma Vely Rezensionen schrieb. Auch an der Zeitschrift *Die Frau*, die der bürgerlichen Frauenbewegung nahestand und von Helene Lange (1848-1930) herausgegeben wurde, arbeitete Emma Vely mit. Bei einem Besuch in den Vereinigten Staaten, wo Lolo Vely kurz vor dem Ersten Weltkrieg ein Theaterengagement hatte, lernte Emma Vely die größere Unabhängigkeit der amerikanischen Frauen kennen und war beeindruckt. Den Reportern, die sie interviewten, erklärte sie gleichzeitig, auch in Deutschland habe die Frauenrechtsbewegung Fortschritte gemacht; sie nannte die Namen Helene Lange, Gertrud Bäumer und Alice Salomon. Ferner sprach sich Emma Vely nachdrücklich für das Frauenstimmrecht aus: „Ich bin sicher, daß es sie [die Frauen] freier, wissender macht.“ Es sei lächerlich, daß ein Mann, der nicht lesen und schreiben könne und völlig unwissend sei, wählen dürfe, und eine intelligente Frau nicht.

In ganz anderer Weise als Marie von Bunsen trat Emma Vely als „emanzipierte“ Frau und Salonnière auf. Emma Velys Salon war ein wichtiger Treffpunkt der Berliner Literaten-, Presse- und Theaterkreise; es wurden interessante Gespräche geführt, doch das Spielerische des Salons scheint weniger ausgeprägt gewesen zu sein als bei früheren Salons. Wahrscheinlich wurde häufig sogar „gefachssimpelt“. Wie eng für Emma Vely Arbeit und Salongeselligkeit verbunden waren, zeigt sich deutlich an den vielen Nachrufen, die sie im Auftrag von Zeitungen für bekannte Schriftsteller und Theaterleute schreiben mußte, die Gäste ihres Salons gewesen waren. Gesel-

ligkeit und Gesellschaftsjournalismus hingen hier eng zusammen. Es sei dahingestellt, ob und inwieweit Emma Vely mit der Gründung ihres Salons unmittelbar professionelle Ziele verfolgte, also Stoff für ihre Artikel gewinnen wollte. Jedenfalls wird Emma Vely froh gewesen sein über die Vorteile, die der eigene Salon ihr bot. Ganz neu war ein solcher „Nebenzweck“ der Salongesellschaft – ob er nun bewußt ins Auge gefaßt wurde oder nicht – freilich nicht: Es hatte ihn z. B. bereits in den Salons der älteren Elise von Hohenhausen und der jüngeren Elise von Hohenhausen (in Zusammenarbeit mit ihrer Nichte Helene Freiin von Düring-Oetken) gegeben.

Bertha von
Arnswaldt

Den letzten neuen Berliner Salon vor dem ersten Weltkrieg gründete Bertha Freifrau von Arnswaldt (1850–1919). Sie war etwa gleichaltrig mit Emma Vely, zog aber erst als ungefähr sechzigjährige Frau nach Berlin und versammelte dort (um 1910) einen Salon um sich. Die Baronin von Arnswaldt war mehrfach verwitwet, hatte lange in Frankfurt am Main gelebt und war zuletzt mit einem Hannoveraner Gutsbesitzer und Parlamentarier verheiratet gewesen. Sie verfügte über keine außergewöhnliche Bildung, aber über viel Humor, Vorurteilslosigkeit und eine gewisse „Unverwüstlichkeit“, verbunden mit Zeit und Möglichkeiten für eine großzügige Gastlichkeit. Ihre Wohnung lag am turbulenten Nollendorfplatz, und ähnlich bewegt war die Geselligkeit der Baronin von Arnswaldt. Sähen ihre Bekannten spät abends noch Licht bei der Baronin, kamen sie oft noch in ihren Salon hinauf – ganz gleich, wieviel Uhr es war und ob gerade der reguläre Empfangstag auf dem Kalender stand oder nicht. Das war etwas Neues und mit der Etikette und Disziplin der früheren Salonkultur nicht zu vereinbaren. Auch hier zeigt sich ein Symptom der Spätphase. Der Salon der Bertha von Arnswaldt lässt sich andererseits weder der Tendenz der „überfüllten Salons“ noch der der „elitären Salons“ zuordnen; auch Fragen der Frauenemanzipation spielten in ihrem Kreise keine Rolle.

Man könnte in gewisser Hinsicht fast von einem Salon „alten Stils“ sprechen, vor allem, da auch zahlreiche alte Habitués anderer literarischer Salons zu den Gästen zählten, an ihrer Spitze der alte Friedrich Freiherr von Dincklage, „wohl der einzige überlebende, anmutig in den schönen Künsten dilettierende preußische General, dessen Kultur noch in der Zeit Friedrich Wilhelms IV. wurzelte“, wie Oskar A. H. Schmitz schrieb. Auch die Salonnière selbst, die mehrere Beobachter wegen ihres heiteren Wesens mit Goethes Mutter, der Frau Rat Goethe, verglichen, schien zum „alten“ Salontyp zu gehören. Sie verfügte zudem noch über die traditionelle Kunst, gepflegte, anmutige Konversation zu machen.

Außergewöhnlich war jedoch, daß in diesem Salon alle Altersstufen und Lebenskreise vom Adel und der Hochfinanz bis zur literarischen und künst-

lerischen Avantgarde bürgerlicher Prägung nicht nur, sondern sogar bis zur Berliner Bohème vertreten waren. Das hatte es in diesem Ausmaß nie in den Berliner Salons gegeben, wobei hinzuzufügen ist, daß im 19. Jahrhundert oft über Jahre oder Jahrzehnte keine Berliner Bohème existierte. Im frühen 20. Jahrhundert erlebte sie jedoch eine hektische Blütezeit, und es fanden sich sehr viele junge Talente in ihren Reihen. Die Berliner Bohème hatte vor dem Ersten Weltkrieg ein wesentlich regeres Leben aufzuweisen als die meisten bürgerlichen Schriftstellerkreise. Es war daher ein geschickter Schachzug der Baronin von Arnswaldt – bezeichnenderweise einer Angehörigen des Adels –, tatsächliche oder potentielle Bohémiens zumindest zeitweise aus ihrem Kneipenmilieu herauszuziehen und in ihren Salon zu holen. Allerdings mußte sie bei ihrer Geselligkeit vom Stil der alten Salons abweichen und gewisse Zugeständnisse machen: Mit Tee und Butterbroten wären nämlich höchstens die anwesenden Honoratioren zufrieden gewesen.

So nahm der Salon, zumindest wenn die engeren Freunde des Hauses versammelt waren, den Charakter eines Symposions mit großer Virtuosität der Bewirtung „aus Küche und Keller“ an, wie Carl Ludwig Schleich berichtet. Alkoholfrei ging es nicht zu, und es blieb nicht bei den wenigen Gläsern Wein, die sich auch in den alten Salons häufig eingebürgert hatten. Selbst das Rauchen war erlaubt, während früher in Anwesenheit von Damen und erst recht in den Salons überhaupt nicht geraucht werden durfte. Carl Ludwig Schleich (1859–1922) – zugleich Mediziner, Dichter und Bohémien – fühlte sich im Salon der Baronin Arnswaldt sehr gut aufgehoben: „Da saßen wir denn im Bibliothek- und Kneipzimmer oft dicht gedrängt beieinander, und die Reden, Anekdoten, Dispute und Kontroversen schwirrten nur so um die Wette mit anklingenden Gläsern, und Gedanken wälzten sich wie die Wolken des dichten Zigaretten dampfes.“ Die Hausfrau hatte sich, gleichsam als Präsidentin der Versammlung, eine kleine Bronzeglocke zugelegt, mit der sie zur Ordnung rufen konnte, wenn die Diskussion zu chaotisch wurde. Sie war aber auch bereit, wie ihr Schleich dankbar bescheinigte, gelegentlich ein für ihren Salon nicht ganz passendes Wort zu überhören. Nur mit solchem Entgegenkommen war es ihr möglich, „in ihrem Hause eine Elite der allerbedeutendsten und anziehendsten Männer zu einem Bunde“ zu versammeln, „wie ihn solcher Art Berlin wohl nie besessen hat und auch nie wieder sehen wird“, wie Schleich enthusiastisch urteilt.

Es ist interessant, daß auch hier, im Zusammenhang mit der Bohème, der Elitebegriff genannt wird, der allerdings nicht auf den gesamten Arnswaldtschen Salon anwendbar ist, weil noch andere Kreise als der hier gemeinte dort verkehrten. Carl Ludwig Schleich selbst war eine typische

Erscheinung der damaligen Berliner Bohème: ein begabter Literat, als Arzt einer der Erfinder der Lokalanästhesie, dabei ein zeitweise vollkommen hältloser Alkoholiker. Bertha von Arnswaldt war ihm eine geduldige und zuverlässige Freundin; sie half ihm auch, wenn nötig, aus seinen regelmäßig wiederkehrenden finanziellen und häuslichen Schwierigkeiten. Dafür konnte sie scherhaft, aber stolz erklären: „Ich habe mit zwei Dichtern in meinem Leben intim zu tun gehabt, Eduard Mörike hat mich als kleines Mädchen auf den Knien geschaukelt, Schleich hat mich als alte Frau auf den Händen getragen!“ Zu den näheren Freunden Carl Ludwig Schleichs, die allerdings nicht direkt der Berliner Bohème zuzurechnen sind, gehörten die Schriftsteller Wolfgang Goetz (1885–1955) und Oskar A. H. Schmitz (1873–1931). Beide zählten zu den Gästen des Salons der Baronin von Arnswaldt, „dieses einzigartigen letzten Berliner Salons“, wie Oskar A. H. Schmitz ihn bewertete.

Weitere Gäste, die häufig bei Bertha von Arnswaldt erschienen, waren die Schriftsteller Theodor Däubler und Eckart von Naso, die Dichter Hermann Sudermann und Cäsar Flaischlen, der Musiker Conrad Ansorge und der Schauspieler Hadrian M. Netto. Auch der Verleger Ernst Rowohlt war häufig hier anzutreffen sowie „die alte Exzellenz Hoffmann aus dem Justizministerium“, der für das Urbild des „Struwwelpeter“ gehalten wurde, weil er ein Sohn des Verfassers dieses Kinderbuches war. Die Aufzählung veranschaulicht, wie gemischt der Salon der Bertha von Arnswaldt in der Tat war. Politiker, Priester und Künstler hätten im Salon Arnswaldt verkehrt, schrieb eine Enkelin der Baronin später: „.... ein sehr großer Kreis, der bei ihr Wärme, Menschlichkeit, Anregung und Verständnis fand. Kurz, es habe eine Geselligkeit stattgefunden „wie in den Zeiten der Romantik“. Wirklich zeigte die freie und unkonventionelle Geselligkeit im Hause der Frau von Arnswaldt leichte Anklänge an den bewegten Salon Rahel Levins um 1800 in Berlin. Eine Berliner Bohème hatte es zwar damals nicht gegeben, doch stellten möglicherweise die Abenteurer und lebenslustigen Intellektuellen im Salon Rahels ein ähnlich belebend wirkendes geselliges Element dar. Der Charakter des Salons der Bertha von Arnswaldt dürfte sich übrigens, je nach der Zusammensetzung der Gäste an einem bestimmten Abend, verschieden – einmal ruhiger und dann wieder temperamentvoller – dargestellt haben.

Im übrigen konnte Bertha Baronin von Arnswaldt schon mit ihrem engeren Familienkreis fast einen Salon bestreiten: Es befanden sich bekannte Persönlichkeiten des Berliner Lebens darunter. Ihr Sohn aus erster Ehe, der Bankier Fritz Andrae (1873–1950), war mit einer Schwester Walther Rathenaus verheiratet, und auch Walther Rathenau selbst schätzte die Baro-

nin Arnswaldt und ihren Salon. Die begabte Edith Andreae (geb. Rathenau; 1883–1952) zählte nach dem Ersten Weltkrieg zu denjenigen Berlinerinnen, die mit ihrer Geselligkeit nochmals an die Tradition des Berliner Salons anknüpften.

Das „Aussterben“ der Salons

Die meisten Salongründungen der wilhelminischen Ära in Berlin waren Einflüssen unterworfen, welche die überlieferten Strukturen des Salons zum Teil erheblich veränderten. Die zunehmende Unübersichtlichkeit der Kreise, die früher die Basis der Salons gebildet hatten, führte, wie bereits dargelegt worden ist, zu übergroßen Salons einerseits und zu besonders kleinen, elitären Salons andererseits. Durch die Emanzipation der Frau, die Berufstätigkeit von Salonnieren und dadurch bedingte veränderte Interessen erhielt ein Salon u. U. einen „professionellen“ Einschlag. In anderen Fällen konnten die etablierten Umgangsformen des Salons durch die Aufnahme von Mitgliedern der neuen Berliner Bohème nicht mehr durchgehalten werden. Diese Entwicklung war noch nicht abgeschlossen, als der Ausbruch des Ersten Weltkrieges den Berliner Salons ein gewaltsames Ende bereitete. Unter den schwierigen Bedingungen der Weimarer Zeit gelang es einigen Frauen zwar nochmals für kurze Zeit, den Faden der Salontradition wieder aufzunehmen, doch eine – wie auch immer geartete – Erneuerung einer umfassenden Berliner Salonkultur war nicht mehr möglich.

Hier ist die Frage zu stellen, ob die Berliner Salons auch ohne den Ersten Weltkrieg „ausgestorben“ wären. Immerhin wurde das Verschwinden der Salons bereits vor dem Krieg diskutiert. Mochten die Gründe, die man für das Ende der Salonkultur verantwortlich machte, verschieden lauten – alle Stimmen zeigten sich darüber einig, daß ein Aussterben der Salons, nicht nur in Berlin, sondern in allen europäischen Städten, absehbar sei. Im folgenden ist also zweierlei zu unterscheiden: das Aussterben der Salons im allgemeinen und die speziellen Bedingungen und Faktoren, die das Verschwinden des Berliner Salons herbeiführten.

In der älteren Geschichtsschreibung des europäischen Salons wurde häufig bereits das 19. Jahrhundert als Zeit eines allgemeinen Niedergangs der Salons angegeben. Das war insofern berechtigt, als das „klassische“ Zeitalter der Salons, nämlich das französische Ancien Régime mit seiner kulturellen Hegemonie über Europa, 1789 zu Ende ging. Durch die kurzzeitige napoleonische Herrschaft über weite Teile Europas wurde diese kulturelle Hegemonie Frankreichs nicht wiederhergestellt. Allerdings müssen Salon-Historiographen wie Valerian Tornius, die diese Meinung ver-

treten, dem 19. Jahrhundert doch eine „Nachblüte“ des Salons, vor allem in Paris und Berlin, zugestehen. Mit dieser anhaltenden und erfolgreichen Nachblüte in so wichtigen europäischen Hauptstädten ist das Urteil vom „Niedergang“ oder „Aussterben“ freilich schon wieder relativiert. Von sachkundigen Beobachtern der Salons wie Marie von Bunsen oder Helene von Düring-Oetken wird der entscheidende Einschnitt für das „Aussterben“ der Salons am Ende des 19. Jahrhunderts gemacht. Aber die Existenz von Salons wird von zahlreichen Augenzeugen auch noch im frühen 20. Jahrhundert festgestellt. Auch in der neueren Literatur zu den französischen Salons wird das 19. Jahrhundert uneingeschränkt zur Zeit der Salonkultur gerechnet, und in einigen Fällen werden sogar Pariser Salons nachgewiesen, die ihre Bedeutung erst nach dem Zweiten Weltkrieg erlangten.

Wenn man von Einzelerscheinungen und strittigen Fällen absieht, lässt sich sagen, daß die „Weichen“ für das Ende des Salons seit ungefähr 1890 gestellt waren. Damals traten Veränderungen im gesellschaftlichen und geselligen Leben ein, die sich stark auf die Salons auswirkten. Der Erste Weltkrieg und die Krisen der folgenden Jahre verstärkten und beschleunigten diese Entwicklung. Zweifellos bestanden noch Salons in Europa, doch ihre Ausstrahlung war weitgehend geschwunden. Aus der Perspektive von 1928 schrieb Marie von Bunsen, die europäische Salonkultur bestehe nicht mehr, und das Ende der deutschen Salons sei keine Einzelerscheinung: „Das ist der Zug der Zeit; in Paris, in London, in Rom wird genau das gleiche festgestellt und beklagt.“ Als Ursachen nennt sie eine ganze Reihe von internationalen Phänomenen: „Neben der Kriegs- und Inflationskatastrophe, die Überlastung, der Amerikanismus unseres Daseins, das unruhige Reise- und Abwechslungsbedürfnis, das Zunehmen der Gasthofgeselligkeit, der Klubs, die Leidenschaft für allen Sport.“ Es waren nicht nur gesellschaftliche und materielle Verschiebungen, sondern auch der – teilweise dadurch mitbedingte – veränderte Lebensstil.

Dieser neue Lebensstil kam erst in den zwanziger Jahren voll zum Durchbruch, kündigte sich aber bereits in den 1890er Jahren an. Gegenüber Sport und Reisen, einem wachsenden Angebot von Clubs und Vereinen – auch für Frauen –, dem Interesse an internationalen Kongressen, an kulturellen und sozialen Organisationen, insbesondere auch an der Frauenbewegung, rückten die Salons im öffentlichen Leben bereits damals in den Hintergrund, obgleich noch Salons in nennenswerter Zahl existierten (28 große Salons in Berlin zwischen 1890 und 1914). Auch das Engagement von Salonnieren auf verschiedenen der genannten Gebiete nahm um die Jahrhundertwende zu. Während die Aktivitäten gebildeter Frauen sich in früheren Jahrzehnten weitgehend auf Familie, Salon und Geselligkeit, Wohltätigkeit

tigkeit und eventuell noch musiche Betätigung beschränkt hatten, gab es nun sehr viel mehr sinnvolle Beschäftigungsmöglichkeiten als zuvor. Marie von Bunsen zog das Resümee: „So gibt es in unseren Tagen unterhaltende, glänzende, gemütliche und fröhliche Gesellschaften, nirgends, oder fast nirgends jedoch Häuser, deren Gastfreundschaft im wahren Sinn Kulturwerte zusammenfaßt und fördert.“

Hier wird ein weiterer wichtiger Punkt berührt. Nicht nur das gesellschaftliche, sondern auch das kulturelle Leben war seit dem Ende des 19. Jahrhunderts diffuser geworden. Mengenmäßig wurde es immer schwieriger, die literarischen, künstlerischen und philosophischen Entwicklungen im einzelnen zu verfolgen, wenn man sich nicht auf einen schmalen Ausschnitt beschränkte. Hatte das literarische Leben als ganzes im 19. Jahrhundert noch eine fast fraglose Grundlage der Allgemeinbildung und des Salongesprächs dargestellt, so verwirrten nun die literarischen Programme verschiedenster „Avantgarden“ große Teile des nicht direkt beteiligten gebildeten Publikums. Ähnlich war es auf künstlerischem Gebiet. Traditionelle Werte, Schönheitsbegriffe und Konventionen wurden in Frage gestellt. Die Faszination, welche die Technik auf die Menschen der Jahrhundertwende ausühte, ging teilweise auf Kosten der „alten“ Kultur, die zugleich durch die konkurrierenden revolutionären Tendenzen in der modernen Kunst und Literatur für viele ihre frühere Autorität verloren hatte. Um 1900 befand sich die europäische Kultur in einer Krise. Die Perspektiven, die zum Beispiel Luftschiffe und Motorflugzeuge eröffneten, waren allgemein einsichtig und konnten als Fortschritt begrüßt werden, während für eine Kunst und Literatur, die sich von den „klassischen“ Wertmaßstäben absetzte, der Verdacht der Dekadenz nahelag. Die Einstellung des deutschen Kaisers kann hier als typisches Beispiel genannt werden. Wilhelm II. stand mit seiner Verurteilung der Kunst der Berliner Sezession keineswegs isoliert innerhalb des gebildeten Publikums.

Vor dem Hintergrund dieser allgemeinen Entwicklung vollzog sich auch in Berlin der Niedergang der traditionellen Salonkultur. Wie aus der Schilderung der Berliner Salons der Jahrhundertwende hervorgeht, bedeutete dies freilich nicht, daß die Salons vor dem Ersten Weltkrieg „ausstarben“. Ältere Salons bestanden vielmehr mit ihren Traditionen weiter, während sich die meisten Salon-Neugründungen an die sich wandelnden Verhältnisse anpaßten, neue Elemente in den Salon einbrachten oder Konventionen des „alten“ Salons nicht länger berücksichtigten. Bei diesen „modernisierten“ Salons jedoch, die sich bemühten, mit der kulturellen Entwicklung Schritt zu halten, läßt sich die berechtigte Frage stellen, ob es sich überhaupt noch um „Salons“ handelte. Sabine Lepsius nahm in ihren Memoi-

ren noch den Begriff des Salons für ihre Geselligkeit in Anspruch, betonte aber den besonderen Charakter ihres Salons; Marie von Bunsen rechnete ihre „Sonntagsfrühstücke“ nicht mehr unter die Salons, obgleich sie der Salontradition stärker verhaftet waren als die Abende im Hause Lepsius.

Noch komplizierter gestaltet sich die Materie, wenn man die Urteile zeitgenössischer Gesellschaftschronisten in die Betrachtung einbezieht. Zunächst müssen diejenigen Urteile ausgeschieden werden, in denen sich infolge einer weitverbreiteten subjektiven Täuschung die nicht stichhaltig belegte Auffassung widerspiegelt, daß die letzte Blütezeit der Geselligkeit und des Salons jeweils die Zeit der vorhergehenden oder der Großeltern-generation gewesen sei. Solche Bemerkungen, die sich in verschiedenen Modifikationen seit der Biedermeierzeit für Berlin nachweisen lassen, sind lediglich eine Variante der Erinnerungen an die „gute alte Zeit“. Sie können keinesfalls als Beleg für die These dienen, die Berliner Salons hätten sich seit dem frühen 19. Jahrhundert in permanentem Niedergang befunden. Manchmal freilich waren Klagen über das Aussterben der Salons insofern für gewisse Zeitspannen berechtigt, als es Jahre gab, in denen keine oder nur wenige Salons in bestimmten Kreisen der Berliner Gesellschaft existierten. In den 1840er Jahren dominierten höfisch ausgerichtete Salons, in den 1850er Jahren waren bürgerliche Salons bedeutsamer, usf. Marie von Bunsen und Sabine Lepsius, die hier als Theoretikerinnen der Geselligkeit (und zudem als Augenzeugen und Betroffene) angeführt werden können, sind sich darin einig, daß es noch zur Zeit Kaiser Wilhelms I., in den 1870er und 1880er Jahren, eine Salongeselligkeit „alten Stils“ gegeben habe.

Sabine Lepsius setzt sich in ihrem Aufsatz *Über das Aussterben der „Salons“* aus dem Jahre 1913 ausführlich mit dem Ende der Salons auseinander. Der Aufsatz ist kurz nach dem endgültigen Bruch mit Stefan George (1912) geschrieben und hat indirekt wohl auch die Krise ihres eigenen Salons zum Thema. Sie betont – sicher etwas zu einseitig idealistisch argumentierend –, daß für das Aussterben der Salons weniger äußerliche Gründe wie Zeitmangel, Großstadttrubel, größere Ansprüche in der Bewirtung usw. verantwortlich seien, sondern innere Ursachen. Statt Tradition sei, auch in der Geselligkeit, nur noch die „Sensation“ gefragt. Es fehle zunehmend an „Stil“. Das mache sich zum Beispiel in der Sprachkultur bemerkbar, etwa in der Unsicherheit der Anrede, in mangelnder Höflichkeit, in der Unfähigkeit zum Zuhören und in der Neigung, den Gesprächspartner zu unterbrechen. Zudem habe die Emanzipation der Frau das Verhältnis zwischen den Geschlechtern im geselligen Umgang verändert. Während Galanterie und Koketterie „alten Stils“ eine Grundkonstellation des Salons dargestellt hätten, könne die moderne, nach Gleichberechtigung strebende

Frau nicht mehr „kokett“ sein, ohne die Grenze zur „Halbweltdame“ zu verwischen.

Die von Sabine Lepsius zum Teil etwas schulmeisterlich dargelegten „stilistischen“ Gründe für das Aussterben des Salons sind nicht von der Hand zu weisen, reichen aber nicht entfernt aus, um das gesamte Phänomen zu erklären. Am Rande ihrer Ausführungen – die zwar allgemein gehalten sind, aber auf Beobachtungen der Autorin in der Berliner Gesellschaft beruhen – weist Sabine Lepsius auf einen weiteren Aspekt hin. Diesem kommt größeres Gewicht zu, als es in der Argumentationsreihe ihrer Abhandlung den Anschein hat. Kluge, gebildete Frauen, die früher fast nur im Salon ein intellektuelles Betätigungsfeld gefunden hätten, seien im 20. Jahrhundert in die Lage versetzt worden, ihre Bestätigung in einem Beruf zu finden. Das Beispiel Emma Velys hat zwar gezeigt, daß sich Beruf und Salon auch ergänzen und fördern konnten, doch bereits bei ihr lag, schon aus wirtschaftlichen Gründen, der Vorrang beim Beruf.

Neue berufliche Möglichkeiten und Freizeitbeschäftigungen der Frauen förderten zweifellos den Niedergang der Salongesellschaft. Die Emanzipation der Frau brachte ein Selbstverständnis der Frauen mit sich, das nicht unbedingt, aber unter Umständen dem Interesse an der Salongesellschaft und an der Gründung eines Salons zuwiderlief. Selbst der Begriff der „großen Dame“, der fast untrennbar mit den Salons verbunden war, konnte vor dem Hintergrund der Emanzipation der Frau ins Zwielicht geraten. So waren Lobeshymnen von Kritikern auf die literarischen Produktionen einer „Dame“ oft nur die Verschleierung des Eingeständnisses, daß sie die Verfasserin, weil sie eine Frau war, nicht ernstnahmen. Die Schriftstellerinnen wünschten jedoch kein nachsichtiges Verständnis, sondern ehrliche Kritik. Eine Schriftstellerin wie die Fürstin Mechtild Lichnowsky, deren hoher Stand ein weiteres, ähnlich geartetes Hindernis für offene Beurteilungen war, hatte es in dieser Hinsicht besonders schwer. Sie wollte, daß man ihre Bücher, nicht sie selbst rezessierte. Die Klischees und trivialen Sensationen, auf die ihre Kritiker, auch in wirklich positiv gemeinten Besprechungen, zurückgriffen, verärgerten die Schriftstellerin stets aufs Neue. „Frau – Dame – Fürstin – möchte ich gern an einem kleinen Spieß übers Feuer halten“, schrieb sie 1914 in solchem Zusammenhang.

Fürstin Mechtild Lichnowsky (1878-1958), eine geborene Gräfin Arco-Zinneberg, ist eine Schlüsselfigur für die Problematik des „Aussterbens“ der Salons. Sie bietet das beste Beispiel einer Frau, die von ihrer gesellschaftlichen Stellung her, ihren Verbindungen zur Berliner Aristokratie sowie ihrer Bildung und Aufgeschlossenheit für künstlerische und literarische Dinge, die besten Voraussetzungen gehabt hätte, einen bedeutenden

Mechtild
Fürstin
Lichnowsky

Salon in Berlin zu schaffen – sich jedoch bewußt dagegen entschied. Seit ihrer Heirat mit dem Diplomaten Carl Max Fürst Lichnowsky (1860–1928) im Jahre 1905 lebte sie zwar im Sommer mit ihrem Mann auf dem Lande in Schlesien oder unternahm ausgedehnte Reisen mit ihm, doch den Winter verbrachte das Ehepaar häufig in Berlin. Als Frau eines angesehenen schleisischen Magnaten, der den Kaiser gelegentlich auf Jagden begleitete, nahm die Fürstin Lichnowsky einen hohen gesellschaftlichen Rang in Berlin ein. Als geborene Gräfin Arco-Zinneberg war sie (durch ihre Urgroßmutter väterlicherseits, die eine Enkelin der Kaiserin Maria Theresia war) sogar entfernt mit regierenden europäischen Herrscherhäusern verwandt. Auch mit einigen in Berlin ansässigen Familien des hohen Adels, zum Beispiel den Oriolas und Harrachs, war sie verwandt oder verschwägert. Dennoch fühlte sie sich als Bayerin (sie war auf Schloß Schönburg bei Pocking/Niederbayern geboren) nie recht heimisch in Berlin; ihre gesellschaftlichen Pflichten trennten sie von ihren Kindern, und sie lehnte den Ton der damaligen Berliner Hofgesellschaft ab. Diese wiederum trug ihr vielfach ihre Natürlichkeit und Unkonventionalität nach. Die Fürstin Daisy von Pleß, die ihr Verständnis entgegenbrachte, schrieb dazu: „Sie [viele Mitglieder der Hofgesellschaft] finden sie wahrscheinlich ungezogen, weil sie fast zu natürlich ist; sie kümmert sich nicht im mindesten um irgend jemand oder irgend etwas.“ Fürstin Mechtilde Lichnowsky galt als „originell“. Sie war begabt, belesen und aufgeschlossen für die moderne Literatur und Kunst. Die Lichnowskys besaßen als die ersten in Berlin Werke von Picasso und setzten sich für den zeitweise verfemten Maler Willy Geiger ein. Des weiteren waren sie mit Hugo von Hofmannsthal sowie Harry Graf Kessler bekannt und mit dem Philosophen Hermann Graf Keyserling befreundet; sie förderten zudem den Dichter Rainer Maria Rilke. Dennoch gründete die Fürstin Lichnowsky keinen Salon in Berlin. Ein auf das gesellschaftliche Leben hin ausgerichtetes Dasein als Salonnieré wäre ihr nur noch oberflächlich und unbefriedigend erschienen.

Deprimiert und ohne echte Aufgabe, erwog sie um 1909 – noch bevor sie anfing, schriftstellerisch tätig zu werden – ernsthaft, ihre Stimme ausbilden zu lassen: „*Arbeiten* möcht ich halt, meiner Begabung entsprechend!“ Im gesellschaftlichen Leben Berlins sah sie nur erstarrte Formen ohne Inhalt. Immer wieder beobachtete sie die Verstellung der Menschen, vor allem das, was sie als „*Weltstandpunkt*“ bezeichnete: „Ich kann Weltmenschen nicht vertragen. Den *Weltstandpunkt!!!* Die Oberflächlichkeit, die Lüge, die Posen! Diese Erfrischung, wenn man einmal zufällig mit einem Menschen ... zusammenkommt, wo alles *echt* ist; wo man nach seinem Herzen reden kann!“

Diese Äußerungen stehen in keinem Gegensatz zur Zielsetzung zumindest der „frühen“ Berliner Salons. Auch in den Kreisen der Hofgesellschaft, in denen die Fürstin Lichnowsky in erster Linie verkehrte, gab es im letzten Jahrzehnt vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges noch einige solche „echte“ Salons. Aber diese Salonnièren waren damals schon verhältnismäßig alt und etwas versteift in den Traditionen der eigenen Anfänge (die Damen Radziwill, Spitzemberg, Harrach, Schleinitz-Wolkenstein, vom Rath, Richter, Schlippenbach, von der Gröben). Um 1910 trat diese „Überalterung“ des Berliner Salons bereits klar zutage. Eine der beiden jüngsten und die bei weitem unkonventionellste der Berliner Salonnièren, Marie von Bunsen, war um 19 Jahre älter und wesentlich „konservativer“ als die Fürstin Lichnowsky. Selbst wenn Mechtilde Lichnowsky gewollt hätte, wäre von ihr wahrscheinlich keine „Reform“ des Berliner Salons ausgegangen. Auch war sie noch nicht alt genug, um tonangebend und mit Autorität wirken zu können. Andere Frauen ihrer Generation, wie Helene von Nostitz-Wallwitz (geb. 1878) und Katharina von Kardorff-Oheimb (geb. 1879), gründeten erst in den zwanziger Jahren Salons in Berlin.

Die Frauen, die 1910 im „idealen Salonnièrenalter“ von etwa vierzig Jahren gewesen wären, traten nicht in Erscheinung. Die einzige Salongründung nach der Marie von Bunsens (um 1900) war die der Bertha Baronin von Arnswaldt (um 1910), doch diese gehörte noch einer älteren (Salonnièren-)Generation an. Eine natürlich nachwachsende Salonnièren-generation nach 1900 gab es nicht in Berlin: daher auch die „Geburtenlücke“ Berliner Salonnièren in den 1860er und 1870er Jahren. Da in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts zumindest kurzfristig wieder Salons entstanden, spricht einiges für die Annahme, daß – abgesehen von den allgemeinen Tendenzen, die sich ungünstig auf die Salons auswirkten – das gesellschaftliche Klima gerade im wilhelminischen Berlin einen unzureichenden Nährboden für Salons darstellte.

Die Hofgesellschaft war von der Verschlechterung der gesellschaftlichen Atmosphäre besonders schwer betroffen, unter anderem durch die Großsprecherei in der Umgebung des Kaisers und in den Offizierskreisen sowie durch die Bigotterie im Gefolge der Kaiserin. Karrieresucht, militärischer Ton und Engstirnigkeit waren zwar keineswegs auf die Hofkreise beschränkt, machten sich aber hier neben anderen Unarten besonders bemerkbar. Der tonangebende „Salon“ der Fürstin Maria Bülow, die den gleichen Gesellschaftskreisen angehörte wie die Lichnowskys, war ein Musterbeispiel berechnender Freundlichkeit – während die Fürstin Mechtilde Lichnowsky stets ihren Abscheu vor der „Pose“ betonte. Die meisten Beobachter der damaligen Zeit stimmen darin überein, daß Fürst und Für-

stin Bülow alle Taktiken der Schmeichelei bis zur Perfektion (und bis zur Falschheit) beherrschten. Es ist sicher nicht anzunehmen, daß die Bülows mit ihrem gesellschaftlichen Blendwerk allein in der Berliner Gesellschaft dastanden oder diese gar korrumptierten, vielmehr kann der mondäne Bülowsche „Salon“ als Paradebeispiel der gesellschaftlichen und geselligen Entwicklung im Berlin des frühen 20. Jahrhunderts gelten oder als Spitze des Eisbergs. Die führenden Schichten der Berliner Gesellschaft waren jedenfalls eitler, steifer, aber auch intoleranter als im gesamten 19. Jahrhundert. Wie die Salonnieren „alter Schule“, etwa die Fürstin Radziwill oder die Freifrau von Spitzemberg über die geistige Enge und den Verfall echter Vornehmheit um 1900 dachten, ist an anderer Stelle bereits geschildert worden.

Das traditionell tolerante und besonders fremdenfreundliche preußische Berlin existierte nicht mehr. In einem Brief vom 14. März 1913 an ihre Schwester Helene Gräfin Harrach verglich die Fürstin Lichnowsky die verstaubten Formalitäten und die Gespreiztheit der Berliner Hofwelt um 1900 mit der freieren Atmosphäre der Londoner Gesellschaft: „Ich glaube ich schrieb Dir schon, daß die hiesigen Menschen [gemeint sind die Londoner] aller Kategorien nicht so steif und was ich provinziell nenne sind, als in Berlin. Acht Jahre war ich in Berlin und bin immer angedurchlauchtet worden – Hier, nach kurzer Zeit mit allen auf einem harmlosen Sacré-Coeurfuss [Anspielung auf ihre Schulzeit in einem Internat in Vorarlberg!] Sie nennen mich beim Namen – sie unterhalten sich mit mir, fühlen die Art der Erziehung sofort heraus, wohingegen in Berlin bei dem ewigen Wittern von Katholizismus und bei der dortigen Erziehung mit Confirmandenbläue, niemand Verständnis für einen heiteren, selbstsichereren, natürlichen Menschen hat. War man heiter so bedeutete es ihnen älplerische Urwüchsigkeit. Sagte man was mit der Frische des Überzeugten, so ward man ob des überströmenden Temperaments sanft belächelt. Blieb man auch auf dem Hofball natürlich und einfach so war das Majestätsbeleidigung.“ Intoleranz, Überbetonung der Etikette und Mißtrauen gegen natürliches Auftreten, wie sie die Fürstin Lichnowsky hier – vielleicht etwas drastisch überspitzt – kritisiert, waren in dieser Form neu am Berliner Hof und in der Hofgesellschaft. Zwar hatte auch der alte preußische Hof starre Formalitäten besessen. In manchen Zeiten, so unter dem Einfluß des Pietismus in den 1830er Jahren oder während des Kulturkampfes hatte es auch konfessionelle Reibereien gegeben. Doch diese Erscheinungen waren temporär oder hatten ausgleichende Gegengewichte. Die Natürlichkeit der Königin Luise und die Einfachheit Kaiser Wilhelms I. können hier ebenso als Beispiele aufgeführt werden wie die Lebhaftigkeit der jungen Berliner Hofgesellschaft

der 1840er Jahre oder die Kontakte König Friedrich Wilhelms IV. mit der äußerst unkonventionellen Bettine von Arnim. Die katholischen Minderheiten in Preußen hatten in Friedrich Wilhelm IV. und in der Kaiserin Augusta zuverlässige und tolerante evangelische Protektoren gefunden, und in den Berliner Salons des 19. Jahrhunderts hatten konfessionelle Gegensätze nie eine Rolle gespielt.

Im frühen 20. Jahrhundert waren Spontaneität und Unbefangenheit in der Berliner Hofgesellschaft nicht mehr gefragt. Eine Persönlichkeit wie die Fürstin Mechtild Lichnowsky, die in ihrer Art etwas an Bettine von Arnim erinnert, mußte sich, zumal in ihrer gesellschaftlichen Stellung, in Berlin fehl am Platze fühlen. Die Beobachtungen der Fürstin Lichnowsky sind zwar sehr subjektiv, doch sie veranschaulichen, wie ungünstig das allgemeine Klima in Berlin damals für Salons wurde. Die Verhältnisse bei Hofe waren in abgeschwächter Form auch in bürgerlichen Kreisen zu finden – nicht überall, aber, wie die Ausführungen von Sabine Lepsius zur damaligen Berliner Geselligkeit belegen, deutlich sichtbar. Die noch existierenden Salons der bürgerlichen Kreise waren im gesellschaftlichen Leben Berlins isoliert und damit ohne größeren Einfluß, selbst wenn es sich um bedeutende und kulturgeschichtlich interessante Zirkel handelte.

Hatte sich die Fürstin Lichnowsky in Berlin gegen einen Salon entschieden, so sah sie sich in London, wo sie von 1912 bis 1914 als Frau des deutschen Botschafters lebte, plötzlich an der Spitze einer salonartigen Geselligkeit. Auch dort waren ihr die Repräsentationspflichten, „auf Deutsch Vor- oder vielmehr Verstellungspflichten“, nicht immer angenehm. Doch sie fühlte sich in Großbritannien, wo man extreme Individualisten respektierte, wohler als in Berlin. Schon im Laufe des Jahres 1913 wurde Carlton House Terrace, die deutsche Botschaft in London, zu einem inoffiziellen Treffpunkt für Schriftsteller, Künstler, Politiker und Diplomaten. Obgleich die allgemeine kulturelle Entwicklung auch in England für die Entstehung von Salons nicht mehr günstig war, wies der Zirkel um die Fürstin Mechtild Lichnowsky in London zumindest Ähnlichkeiten mit salonartiger Geselligkeit auf. Wenn sich deutsche Künstler und Intellektuelle in London aufhielten, die mit der Fürstin Lichnowsky bekannt waren, trafen sie sich gern bei ihr. So waren zum Beispiel Harry Graf Kessler, Hermann Graf Keyserling oder der Schriftsteller Carl Sternheim bei ihr zu Gast. Auch Angehörige der Londoner Diplomatengesellschaft fanden sich ein, und die Fürstin Lichnowsky freundete sich besonders mit dem kultivierten englischen Außenminister Sir Edward Grey (1862-1933) an. Die Londoner schätzten das neue deutsche Botschafterpaar und ihr Haus sehr, und es entbehrt nicht einer gewissen Tragik, daß ausgerechnet Fürst und

Fürstin Lichnowsky es waren, die bei Kriegsausbruch den deutschen Botschafterposten in London verlassen mußten. Alle Warnungen des Fürsten Lichnowsky, England werde im Falle eines deutsch-französischen Krieges kaum neutral bleiben, waren in Berlin nicht ernstgenommen worden, da der Kaiser den Berichten seines Militärattachés größere Aufmerksamkeit schenkte als denen des deutschen Botschafters.

Bezeichnend für die Berliner Verhältnisse ist auch die wachsende Distanz der engeren Hofkreise und der kaiserlichen Familie zur Salongesellschaft seit den 1890er Jahren. Zwar hatte der Kaiser eine gewisse Verehrung für manche alte Salondamen wie die Gräfin Wolkenstein, die Fürstin Marie Radziwill oder die etwas jüngere Fürstin Maria Bülow, aber am Salonleben nahm das Kaiserpaar nicht mehr teil, ebensowenig wie andere Mitglieder dieser Hohenzollergeneration. Früher hatten Angehörige des preußischen Königshauses ganz selbstverständlich in den Berliner Salons verkehrt. Sie selbst hatten davon ihren Nutzen, und auch die Salons zogen Vorteile aus diesen Kontakten. Noch Kaiserin Augusta und Kronprinzessin Viktoria hatten ihre eigene inoffizielle Geselligkeit einem „Salon“ möglichst ähnlich zu gestalten versucht. Doch Kaiserin Auguste Viktoria lud höchstens von Zeit zu Zeit einen dem Hof angenehmen Dichter zu sich ein oder ein Lesekränzchen, bei dem Klassiker auf dem Programm standen. Zudem billigte Wilhelm II. keine näheren Kontakte zu den literarischen Salons. Die Prinzessin Friedrich Carl zum Beispiel hätte gern einen literarischen Zirkel eingerichtet, wagte es aber nicht, weil sie ein Veto des Kaisers fürchtete.

Bei Frauen des Bürgertums oder des niederen Adels konnten solche Erwägungen freilich keine Rolle spielen, doch dafür kamen bei ihnen andere Gründe, die das Aussterben des Salons förderten, stärker zur Geltung: die Tätigkeit in verschiedenen Organisationen und Vereinen oder die Entscheidung, einen Beruf zu ergreifen. Nur wo sich Berufs- und Saloninteressen entgegenkamen – z. B. bei der Schriftstellerin Emma Vely – konnten sich bei berufstätigen Frauen noch Salons bilden.

Gleichzeitig mit dem Rückgang der Salon-Neugründungen seit etwa 1890 sank der Stellenwert des Salonlebens innerhalb des immer schneller wachsenden kulturellen und geselligen Angebots der Großstadt Berlin. So war bereits um die Jahrhundertwende das Ende der Berliner Salons vorgezeichnet, obgleich noch bedeutende Salons bestanden. Es gab zwar anspruchsvolle Geselligkeit, doch im hektischen Massenzeitalter des 20. Jahrhunderts hatten die Salons als kulturell und gesellschaftlich integrativ wirkende Einrichtung keinen Platz mehr. Sie waren, auch schon rein quantitativ, überfordert. Selbst die Ansätze, die es noch in den zwanziger Jahren – zum Teil von bedeutenden Frauen ausgehend – zu neuen Salons gab,

bestätigten, daß alle diese Kreise sich nicht mehr aus dem übrigen geselligen Leben Berlins herausheben konnten. Sie blieben isolierte und kurzlebige Einzelphänomene, in manchen Fällen ein damenhafter Luxus, den sich eine Parlamentarierin oder Schriftstellerin leistete, die aber zugleich im Beruf „ihren Mann“ stand.

Die letzten Berliner Salons

Im August 1914 gingen in Europa – nach dem bekannten Ausspruch des konservativen englischen Politikers Sir Edward Grey – „die Lichter aus“. Das aufgeklärte Europa, das so stolz auf seine technischen, zivilisatorischen und kulturellen Leistungen war, stürzte sich in einen Krieg, der furchtbare Opfer forderte und die Führungsrolle Europas in der Welt nachhaltig in Frage stellte.

In den politischen Salons in Berlin war schon lange über eine ungeschickte deutsche Außenpolitik geklagt worden, doch erst im Juni/Juli 1914 zeigten sich die Schwächen des Auswärtigen Amtes und des Reichskanzlers voll. Kompetente Außenpolitiker fehlten, und der Einfluß militärischer Planungen verhinderte eine sachliche und brauchbare Analyse der politischen Lage. Zwar wurden in der Öffentlichkeit, ja selbst unter Politikern und Diplomaten Befürchtungen geäußert, doch man wollte in Berlin noch nicht mit einem Krieg rechnen. Marie von Bunsen berichtet: „Noch am 20. Juli glaubten Wohlunterrichtete an die Erhaltung des Friedens, noch am 30. Juli hat Fürst Bülow bei Gräfin Groeben die Unmöglichkeit eines Krieges auseinandergesetzt. Am 31. wurde der Handschuh hingeworfen.“

Nachdem am Morgen des 31. Juli die Nachricht von der russischen Mobilmachung in Berlin eingetroffen war, lief auch die deutsche Kriegsmaschinerie an und führte den faktischen Kriegsausbruch herbei. Besonders in Anbetracht der in letzter Zeit verbesserten deutsch-englischen Beziehungen, die vielleicht eine Chance zur Vermeidung des Krieges geboten hätten, wenn die deutsche Kriegserklärung an Frankreich nicht erfolgt wäre, und angesichts der Warnungen des deutschen Botschafters in London, England würde bei einem deutsch-französischen Konflikt nicht neutral bleiben, war das deutsche Vorgehen gemäß dem Schlieffen-Plan ein schwerer politischer Fehler. Vermeintliche militärische Notwendigkeiten beeinflußten politisches Handeln. Die Verletzung der belgischen Neutralität gab den endgültigen Ausschlag für den Kriegseintritt Englands.

Die politischen Salons in Berlin fanden während des Krieges ihr Ende: Frau von Spitzemberg war schon tot, Frau von Lebbin – bei Kriegsausbruch bereits schwer krank – starb Anfang 1915. Fürstin Marie Radziwill

hatte als gebürtige Französin unter der verbreiteten Spionagehysterie zu leiden und zog sich auf ihre schlesischen Güter zurück, wo sie im Sommer 1915 starb. Durch den Krieg wurden die Reste der Berliner Salongesellschaft auseinandergerissen; viele Habitués standen im Felde, und zahlreiche Salonnieren und Salondamen arbeiteten in Hilfsorganisationen oder Lazaretten. Allerdings gab es in Berlin, anders als zum Beispiel in Dresden oder München, zumindest in der ersten Zeit vereinzelt und eingeschränkt noch regelmäßige Nachmittagsempfänge, bei denen sich die höheren Gesellschaftskreise trafen und Kriegsnachrichten, Versorgungsneuigkeiten oder auch nur Gerüchte austauschten. Zu Beginn des Krieges bemühte sich Marie von Bunsen noch einige Zeit, ihre „Sonntagsfrühstücke“ in bescheidenerem Rahmen fortzusetzen; zu ihren Gästen zählte unter anderen häufig der irische Freiheitskämpfer Sir Roger Casement, der nach dem irischen Osteraufstand 1916 zum Märtyrer seiner Sache wurde. Im Laufe der Zeit ließ sich aber auch diese Geselligkeit nicht mehr durchführen.

In den Kriegsjahren nahm die Emanzipation der Frau, besonders in beruflicher Hinsicht, auf traurige Weise einen Aufschwung. Denn gerade während des Krieges wurde die Tätigkeit von immer mehr Frauen in „Männerberufen“ zu einer Notwendigkeit. Nach dem Krieg aber konnte man schlecht den Millionen Frauen, deren Ehemann oder künftiger Ehemann gefallen war, ihre Lage noch weiter erschweren, indem man ihnen den Zugang zu vielen, auch höherqualifizierten Berufen weiter versperrte. Die Frauen erhielten in Deutschland das aktive und passive Wahlrecht, und in die Weimarer Nationalversammlung zogen bereits weibliche Abgeordnete ein. – Manche Veränderungen im einzelnen schlossen sich an. Selbst bisher als unantastbar betrachtete Grundsätze der Frauenkleidung fielen (zum Teil auch bedingt durch Rohstoffmangel) einer Mode-Revolution zum Opfer. Ein Beispiel: Während des Krieges fanden im musikalischen Salon der bereits erwähnten Luise Gräfin von der Gröben (1847–1941) gelegentlich noch Nachmittagskonzerte mit dem Gepräge der Vorkriegszeit statt. Eines Tages erschien, zum zunächst sprachlosen Entsetzen der meisten anwesenden alten Damen, eine elegante junge Gräfin – die einen kniefreien Rock trug. Alle Traditionen des Anstands schienen durch solche revolutionären Entwicklungen gestürzt zu sein.

Nach dem Ersten Weltkrieg kam es nur sehr vereinzelt zu einer Restauration „alter“ Salongeselligkeit. Der musikalische Salon der Gräfin von der Gröben zählte zu diesen Ausnahmen, doch die meisten Salonnieren der älteren Generation waren damals bereits gestorben. Für kurze Zeit versammelte die Fürstin Mechtilde Lichnowsky in den zwanziger Jahren einen kleinen literarischen Zirkel in Berlin um sich; auch einzelne andere bereits

erwähnte Damen, wie Edith Andreae (1883–1952) oder Helene von Nostitz-Wallwitz (1878–1944), gründeten eine anspruchsvolle Geselligkeit mit hohem Niveau, konnten die Salonkultur jedoch nicht wieder beleben. Zahlreiche Schriftstellerinnen und Journalistinnen in Berlin bemühten sich ebenfalls um Salons; diese stellten allerdings eine moderne „professionelle“ Geselligkeit dar und hatten viel von dem Charakter früherer Salons verloren. Ferner wirkten sich die Krisen der jungen Weimarer Republik (die Inflation z.B.) negativ auf eine Wiederherstellung der traditionellen Salonkultur aus (eine solche „Restauration“ hatte man selbst noch während des Krieges für möglich gehalten). Berlin veränderte sich weiter. Im Laufe der zwanziger Jahre entwickelte es sich zu einer kulturellen Metropole, in der sich zahllose große Talente, vor allem aus den Bereichen der Literatur, des Theaters und des Films zusammenfanden. Doch die „Salons“ als Institution der Geselligkeit waren völlig in den Hintergrund getreten und konnten zudem schon von ihrer geringen Zahl her keinen bedeutsamen Einfluß mehr ausüben.

Ein Salon der Weimarer Republik war jedoch insofern von besonderer Wichtigkeit, als er nicht nur alle Qualitäten eines politischen Salons besaß, sondern auch die Entwicklung der politischen Salons in Berlin zu einem Abschluß brachte. Es handelte sich um den Salon der Katharina von Oheimb (1879–1962), die als erste Berliner Salonnière zugleich einen politischen Salon führte und ein politisches Mandat wahrnahm. Als Abgeordnete der Deutschen Volkspartei gehörte sie von 1920 bis 1924 dem Reichstag an. Die Beschränkung auf einen engen parteipolitischen Standpunkt fiel ihr jedoch schwer. 1924 lehnte sie eine erneute Kandidatur ab – auch, als sich daraufhin die Deutsche Demokratische Partei um sie bemühte. Katharina von Oheimb hatte Verbindungen zu allen politischen Lagern. Walther Rathenau und Gustav Stresemann waren häufig in ihrem Salon anzutreffen, und mit dem Reichspräsidenten Friedrich Ebert war sie befreundet. Nach dem Tod Friedrich Ebets (1925) geriet sie mit Stresemann in der Frage des von der DVP aufzustellenden Kandidaten für die anstehende Reichspräsidentenwahl in Konflikt – sie setzte sich, auch publizistisch, für Reichswehrminister Geßler ein, den Stresemann für außenpolitisch untragbar hielt. Katharina von Oheimb konnte sich in ihrer Partei nicht durchsetzen, blieb jedoch eine äußerst einflußreiche Frau im öffentlichen und politischen Leben der Weimarer Republik. Seit ihrer Heirat mit dem Politiker Siegfried von Kardorff (1873–1945) im Jahre 1927 schränkte sie ihre Geselligkeit allerdings sehr ein, so daß sich ihr Salon weitgehend auflöste.

Die politischen Salons, die sich in Berlin zunächst nur sehr zögernd entwickelt hatten, stellten also damals noch einen der letzten Berliner Salons von Bedeutung. Freilich ließ sich die Entwicklung, die seit der Jahr-

*Edith
Andreae*

*Helene
von Nostitz-
Wallwitz*

*Katharina
von
Kardorff-
Oheimb*

hundertwende das Aussterben der Salons herbeiführte, nicht aufhalten. Äußere Einflüsse, wie die Katastrophe des verlorenen Krieges und der Inflation, wirkten auf diesen Prozeß nur beschleunigend. Die Weltwirtschaftskrise mit ihren Folgen sowie die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, die dem Berliner Salon auch noch grundlegende geistige und soziale Charakteristika, so Meinungsfreiheit, Toleranz und die jüdischen Salonnièren und Habitués raubte, setzten den Salons in Berlin ein definitives Ende. Moderne Arbeitswelt, Körperkultur und Jugendkult, modernes Verbandswesen und die verschiedenen Formen kollektivistischen Denkens hatten schon vorher das Ihre dazugetan.

SCHLUSS

Schauen wir zurück – was machte das Besondere der „Salons“ aus? Die vielen Arten Geselligkeit, welche dem literarischen Salon (und allen seinen Sonderformen) ähnelten, teilweise mit ihm konkurrierten und oft mit ihm verwechselt wurden, also die Lesekränzchen, „Mittwochsgesellschaften“, Debattierclubs und auch die anspruchsvolle regelmäßige Geselligkeit um einen einzelnen kultivierten Mann (etwa eine Tafelrunde *à la Sanssouci*) konnten in einem wesentlichen Punkt nie an die weiblich geprägte Salongeselligkeit heranreichen: sie konnten nicht die Atmosphäre schaffen, welche eine kluge, interessante und charmante Frau um sich zu verbreiten verstand – eben jene spielerische Mischung aus Koketterie und Mütterlichkeit, Neugier und Einfühlungsvermögen, Galanterie und Bildungseifer, aus Enthusiasmus und Kritik, aus Heiterkeit und Sachlichkeit, subjektiven und objektiven Argumenten im Gespräch.

Dieses speziell weibliche Moment der Salongeselligkeit hängt mit der Entstehungsgeschichte und der Tradition der Salons zusammen. Die Salons waren ein Emanzipationsphänomen der Frauen der gebildeten Mittel- und Oberschichten, die einerseits als Frauen der „gehobenen und höheren Stände“ sehr weitgehend auf das Haus verwiesen waren, aber zu gebildet und aufgeschlossen waren, um sich mit dem vielzitierten Frauen-Horizont von „Kirche, Küche, Kinderstube“ zu begnügen. Bis auf wenige, sehr spezielle Ausnahmen war den Frauen die Teilnahme am wissenschaftlichen und kulturellen Leben in der Öffentlichkeit versagt. Die übliche (höfische, aristokratische, bürgerliche) Geselligkeit mit ihren Etikettevorschriften und Standesdünkeln, Oberflächlichkeiten und Einseitigkeiten befriedigte sie nicht.

Daß die Salons sich in Berlin entwickelten, während sich die große Französische Revolution ankündigte, ist mehr als eine nur zeitliche Parallele.

Durch die naturrechtlichen, philosophischen und literarisch-empfindsamen Strömungen des Zeitalters der Aufklärung bildete sich in ganz Europa eine Situation heraus, die nicht nur politisch revolutionär war. Sie war es politisch, weil das Ancien Régime mit seinem Absolutismus und den Überbleibseln des feudal geprägten Ständestaates fragwürdig geworden war. Doch auch geistige, literarische, künstlerische Revolutionen standen vor der Tür, wie u. a. die Literatur des Sturm und Drang belegt. Die Berliner Salons, die – ungeachtet des beträchtlichen Anteils an adeligen Salonnieren – ein im wesentlichen „bildungsbürgerliches“ Phänomen waren, wurden schon in ihrer Entstehungszeit zum Forum des bürgerlichen, staatsbürgerlichen, aber auch weltbürgerlichen Gedankenguts. Formal, was den guten Ton betraf, blieben indes die Eleganz, Geschliffenheit und Leichtigkeit des Rokoko stets mehr oder weniger Vorbild – trotz Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Französischer Einfluß also gleich zweimal.

Die Berliner Salons waren in ihrer speziellen Ausprägung einerseits eine Übernahme französischer Kulturtraditionen, andererseits eine genuine Hervorbringung geistvoller Berlinerinnen bzw. Wahlberlinerinnen und preußischer Aufklärung. Moses Mendelssohn, aus dessen Umkreis mehrere der ganz frühen Berliner Salonnieren stammten, hatte in seiner preisgekrönten Akademieschrift von 1784 *Über die Frage: was heißt aufklären?* geschrieben: „Bildung zerfällt in *Kultur* und *Aufklärung*. Jene [also *Kultur*] scheint mehr auf das *Praktische* zu gehen: auf Güte, Feinheit und Schönheit in Handwerken, Künsten und Geselligkeitssitten (objektive); und auf Fertigkeit, Fleiß und Geschicklichkeit in jenen, Neigungen, Triebe und Gewohnheit in diesen (subjektive). [...] *Aufklärung* hingegen scheinet sich mehr auf das *Theoretische* zu beziehen. Auf vernünftige Erkenntnis (objekt.) und Fertigkeit (subj.) zum vernünftigen Nachdenken, über Dinge des menschlichen Lebens, nach Maßgebung ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses in die Bestimmung des Menschen.“

Wichtig ist, welche bedeutsame Rolle Moses Mendelssohn dem gesellschaftlichen Umgang neben den Wissenschaften zumißt: „Eine Sprache erlanget *Aufklärung* durch die Wissenschaften und erlanget *Kultur* durch gesellschaftlichen Umgang, Poesie und Beredsamkeit. Durch jene wird sie geschickter zu theoretischem, durch diese zu praktischem Gebrauche. Beides zusammen gibt einer Sprache die *Bildung*. Kultur im Äußerlichen heißt *Politur*. Heil der Nation, deren Politur Wirkung der Kultur und Aufklärung ist; deren äußerliche Glanz und Geschliffenheit innerliche, gediegene Echtheit zum Grunde hat! Aufklärung verhält sich zur Kultur wie überhaupt Theorie zur Praxis; wie Erkenntnis zur Sittlichkeit; wie Kritik zur Virtuosität. [...] Man kann sagen: die Nürnberger haben mehr Kultur, die

Berliner mehr Aufklärung; die Franzosen mehr Kultur, die Engländer mehr Aufklärung; die Sineser [= Chinesen] viel Kultur und wenig Aufklärung. Die Griechen hatten beides, Kultur und Aufklärung. Sie waren eine *gebildete* Nation, so wie ihre Sprache eine *gebildete* Sprache ist. – Überhaupt ist die Sprache eines Volks die beste Anzeige seiner Bildung, der Kultur sowohl als der Aufklärung, der Ausdehnung sowohl als der Stärke nach“ (*Berlinische Monatsschrift*, September 1784).

Wie sehr sich der Bildungsgedanke um 1800 mit dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft beschäftigte, geht sowohl aus Schleiermachers *Versuch einer Theorie des geselligen Betragens* und den Schriften Wilhelm von Humboldts als auch anderer hervor, so z. B. auch Johann Gottfried Herders Bildungsideen. „Bildung“ ist für ihn Weiterentwicklung durch Individuation von Subjekten und Objekten, von Menschen und Dingen. Nur der Mensch kann seine „Bildung“ eigenverantwortlich in die Hand nehmen und lenken mit dem Ziel, sich weiterzuentwickeln. Das sei auch das Verbindende unter den Menschen.

In den Berliner Salons pflegte man Aufklärung, Kultur und Sprache und hatte ein ausgesprägtes Gefühl dafür, daß das gemeinsame Bildungsstreben Männer und Frauen, Arme und Reiche, Adelige und Bürgerliche zu gleichberechtigten Mitgliedern der Salonwelt und also der *res publica litteraria* machte. Gerade den von ihrem Ausgangspunkt her besonders benachteiligten jüdischen Frauen der frühen Berliner Salons gelang es auf diese Weise, antiquierte ständische Schranken wenigstens teilweise zu überwinden und anderen Frauen ein imponierendes Beispiel geistiger und geselliger Emanzipation zu geben. Es ist auch bemerkenswert, daß der Kern der Berliner Salonwelt gegen die antisemitischen Strömungen im Berlin vor allem des späteren 19. Jahrhunderts sehr weitgehend immun blieb. Die Weichenstellungen Lessings und Mendelssohns wirkten auch noch nach mehr als hundert Jahren. Überhaupt war die Integrationskraft der Berliner Salons bemerkenswert; katholische, süddeutsche und aus dem Ausland stammende Frauen bewährten sich als Salonnieren. Ein kosmopolitisches Element prägte die Salons *per definitionem*.

Die Berliner Salons waren wichtiger für das kulturelle und gesellige Leben Berlins, als sich meßbar, etwa durch die Ermittlung sämtlicher Dichterlesungen, Hauskonzerte und Ermutigungen künstlerischer Erstlingswerke, ausdrücken ließe. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts mußten die Berliner Salons vor den ihnen in den Weg tretenden Schwierigkeiten kultureller und gesellschaftlicher Art kapitulieren. Die Salons waren eine Institution für persönliche Begegnungen überschaubarer adeliger und (groß-)bürgerlicher Kreise, für eine Gesellschaft, die sich abends Zeit zum Gespräch

nehmen konnte und nicht zu weit voneinander entfernt wohnte. Dem modernen Massenzeitalter, dem sich auch die Intellektuellen nicht, jedenfalls nicht so ohne weiteres, entziehen konnten, waren die Salons nicht mehr gewachsen.

Die alte soziale Doppelfunktion der Salons: einerseits die Generalprobe der noch nicht erreichten Frauenemanzipation zu sein, andererseits gesellige Bildung und Kultur in spezifisch weiblicher Atmosphäre zu vermitteln bzw. zu schaffen, hatte sich überlebt. Daran änderten auch heroische Wiederbelebungsversuche in den zwanziger Jahren (etwa von Edith Andreea oder Corinne Sombart) nichts, eben weil die Dichte und der kulturelle Stellenwert der Salons als Gesamtphänomen innerhalb der Gesellschaft nicht mehr gegeben waren. Man konnte weder die Uhr der Geschichte noch die Uhr der Frauenemanzipation zurückdrehen. Warum sollte man auch? Die Berliner Salons hatten ihre große Zeit zwischen 1780 und 1914.

Es ist nicht zufällig, daß in Deutschland die Salonkultur gleichzeitig mit der höfischen Kultur und deren Zentralfiguren, den Monarchen, verschwanden. Höfische Kultur und Salonkultur hatten in Alteuropa viele Voraussetzungen gemeinsam und waren doch auch Gegensätze, Antipoden und Rivalen. Speziell die Berliner Salontradition setzte erst ein, als die Monarchie in Deutschland dank der Französischen Revolution und ihren Auswirkungen in ihre letzte, defensive Phase eintrat. Je mehr sich die Salons im Laufe des 19. Jahrhunderts mit dem Establishment, nach 1871 des Kaiserreichs, liierten und ligierten und identifizierten, desto unausweichlicher wurde der Untergang der Salonkultur zusammen mit dem ganzen System. Das ist sicher richtig. Doch so wenig der Untergang der deutschen Monarchien allein mit dem Ersten Weltkrieg hinreichend zu erklären ist, so wenig ist der Niedergang der Salonkultur bloß aus dem Ende des Kaiserreichs und dem Zusammenbruch seiner gesellschaftlichen Strukturen abzuleiten. Ohne Zweifel haben wir es mit parallelen und überdies sich wechselseitig beeinflussenden Symptomen zu tun. Allerdings lagen die letzten (gemeinsamen) Ursachen tiefer. Der alte Individualismus und Personalismus, die alte Persönlichkeitskulur (mit allen ihren geistigen, seelischen, religiösen, moralischen, familiären, gesellschaftlichen und politischen Verästelungen und Ausprägungen), wozu auch die Erbmonarchien mit ihren Strukturen gehörten, hatte in der modernen Massengesellschaft und deren seelischer Kälte und (kapitalistischen oder kommunistischen) Regelsystemen keine echte Chance mehr als kultur- oder staatstragender Faktor. Wir Menschen am Ende des 20. Jahrhunderts sind doch wohl weiter vom 18. und 19. Jahrhundert, von deren Glanz und Schwächen entfernt, als wir es wahrhaben möchten.

Salonadressen-Spaziergänge

Spaziergänge zu den Adressen der ehemaligen Berliner Salons veranschaulichen sehr schön, wie dicht benachbart viele Salons waren, und daß auch die Salongäste oft nur kurze Fußwege zurückzulegen hatten, weil es „Zentren“ des geistigen Berlin der Salons gab. Um die Spaziergänge bequem zu gestalten, ist hier nur eine Auswahl von wichtigen Salons berücksichtigt, deren Adressen heute noch nachzuvollziehen sind. Leider sind die alten Gebäude selbst meistens nicht mehr erhalten. Doch wenn ein Haus, das einen Salon beherbergte, in seinem ursprünglichen Zustand oder wenigstens umgebaut noch vorhanden ist, wurde das vermerkt. Für alle Nicht-Berliner: die meisten Straßen zählen die Hausnummern auf jeweils einer Straßenseite hin und vom Ende der Straße her durchgehend wieder zurück. Unter den Linden ist diese traditionelle Zählweise aber in den dreißiger Jahren geändert worden: eine Seite zählt seitdem gerade, die andere ungerade.

Spaziergang I: BERLINER ALTSTADT ÖSTLICH DER SPREE

Wir beginnen in der

Großen Hamburger Straße

(nördlich der S-Bahn-Station Hackescher Markt), auf dem ältesten jüdischen Friedhof Berlins, am Begräbnisort Moses Mendelssohns, weil die ersten Berliner Salonnièren aus seinem geistigen Umkreis kamen. Hier finden wir (nicht ganz am ursprünglichen Platz) Moses Mendelssohns (erneuerten) Grabstein; der alte Friedhof wurde in der Zeit des Nationalsozialismus zerstört. Heute ist der Friedhof eine Grünanlage mit einem Mahnmal und einer Gedenktafel. Hier liegen auch Markus Herz und andere Persönlichkeiten der frühen Berliner Salons begraben. Deren Gräber sind nicht mehr vorhanden. An der benachbarten ehemaligen Knabenschule der jüdischen Gemeinde ist eine Erinnerungstafel für Moses Mendelssohn angebracht.

Wir gehen weiter zur Sophienkirche (Sophienstraße 2-3), dem Schmuckstück dieses Viertels. In der Kirche und auf dem Kirchhof (Öffnungszeiten: Mittwoch Nachmittag und nach den Gottesdiensten) liegen ebenfalls frühe

Berliner Salongäste begraben, u. a. Karl Wilhelm Ramler, Carl Friedrich Zelter und Leopold von Ranke. Anschließend biegen wir rechts in die

Sophienstraße

ein. Wenn der Friedhof der Sophienkirche geschlossen ist, hat man von der Sophienstraße aus wenigstens durch den Zaun einen Einblick. Die Sophienstraße hat das Gesicht des 19. Jahrhunderts erfreulich gut behalten. Nach Überquerung der Rosenthaler Straße gelangt man halbrechts geradeaus (östlich) durch die Schönhauser Straße in die

Münzstraße,

wo Philippine Cohen um 1800 im ehemaligen Hause des Ministers von Zedlitz wohnte (Münzstraße 20; zwischen Verlorene Straße und Jacobsstraße).

Ziemlich unbefriedigend ist der weitere Weg (entweder zurück durch die Schönhauser Straße, oder im Bogen durch Rochus- und Dircksenstraße) durch die

Spandauer Straße.

Die Spandauer Straße verläuft heute anders als früher; es sind keine Häuser aus der „Salonzeit“ mehr erhalten. Henriette Herz, die erste Berliner Salonnière, wohnte in der Spandauer Straße (und später Neue Friedrichstraße 22; diese Straße existiert nicht mehr, sie war die östliche Verlängerung der Friedrichsbrücke an der Museumsinsel [teilweise heutige Burgstraße]). Im späten 19. Jahrhundert stand noch das Haus Moses Mendelssohns, Spandauer Straße 68. Das Haus der Familie Beer, Geburtshaus Meyerbeers war schon zur Zeit der Berliner Spaziergänge Julius Rodenbergs in den 1880er Jahren abgerissen (*Bilder aus dem Berliner Leben*, 3 Bde., Berlin 1885-1888). Amalie Beer wohnte um 1800 Spandauer Straße 72 (an der Kreuzung mit dem heutigen Alexanderplatz, Nähe Marienkirche). Rahel Levin-Varnhagens Geburtshaus in der Spandauer Straße stand in der Nähe des heutigen Roten Rathauses (ein Eckhaus gegenüber dem Alten Rathaus, dem Vorgängerbau des heutigen). Henriette Herz wurde im sogenannten „Borchardtschen Hause zum Weißen Schwan“ am Neuen Markt geboren.

*Spaziergang II: DIE GEGEND SÜDLICH VOM EHEMALIGEN SCHLOSS UND IM
UMFELD DER ÖSTLICHEN LEIPZIGER STRASSE*

Vom südöstlichen Schloßplatz biegen wir in die Breite Straße ein.

Breite Straße

Hier ist das schöne alte Ribbeck-Haus (Nr. 35) aus dem Jahre 1624 erhalten. Sophie Sander wohnte 1795-1803 in der Breiten Straße 23 (wohl Nähe

Mühlendamm), das Haus steht nicht mehr. Wir biegen rechts in die Gertraudenstraße ein und dann erneut rechts in die Brüderstraße.

Brüderstraße

Das Haus des berühmten Verlegers und Schriftstellers Friedrich Nicolai (des Freundes von Mendelssohn und Lessing) in der Brüderstraße 13 ist erhalten. Nicolai bewohnte es von 1787 bis zu seinem Tod 1811. Hier war kein Salon, aber ein geistiger Mittelpunkt Berlins; viele Mitglieder der Salongesellschaft verkehrten hier. Nach Nicolais Tod gehörte das Haus seinem Schwiegersohn Parthey und dessen Erben. Elisa von der Recke, die auch zu Lebzeiten des gastlichen alten Nicolai hier mehrmals zu Besuch geweilt hatte, wohnte 1814/15 in der Brüderstraße 13 bei Partheys, bevor sie 1815 in das Palais ihrer Schwester (Unter den Linden 7) umzog. Gedenktafeln am Nicolaischen Hause erinnern an Elisa von der Recke, Theodor Körner und seine Eltern und an Adolf von Lützow, die alle hier zu Gast waren oder sogar längere Zeit wohnten. Übrigens gründete die Salonnière und Philanthropin Anna vom Rath in der Brüderstraße 10 um 1900 die erste Berliner Krankenküche. Wir gehen weiter und biegen nach links in die Sperlingsgasse ein (benannt nach Wilhelm Raabes Roman). Der Schriftsteller Wilhelm Raabe wohnte hier 1854/55 (damals Spreegasse). Aus dieser Zeit ist nichts erhalten. An der Gertraudenbrücke gehen wir rechts und werfen seitlich einen Blick in die Kurstraße, wo Sophie Sander ab 1803 wohnte, und zwar in der Kurstraße 51 (neben dem damaligen Ober-Kriegs-Kollegium). Am Spittelmarkt beginnt die Leipziger Straße.

Wir gehen weiter zu den Spittelkolonnaden und zum ehemaligen Dönhoffplatz. Die alte Bebauung ist nicht mehr vorhanden. Ungefähr dort, wo früher das alte Preußische Abgeordnetenhaus an der Leipziger Straße (gegenüber dem Dönhoffplatz) stand, ist heute die Post. Erhalten ist nur die (freilich rekonstruierte und an leicht verändertem Standort wiedererrichtete) Kolonnade an der Leipziger Straße, die sog. Spittelkolonnade mit der Nachbildung des Obelisken vom Dönhoffplatz. Der Dönhoffplatz befand sich etwa da, wo heute die Kolonnade (gegenüber früher etwas nach Westen versetzt) steht.

Dönhoffplatz (zwischen Leipziger, Krausen-, Jerusalemer und Kommandantenstraße [heute Axel-Springer-Straße])

Am Dönhoffplatz wohnte Elisabeth von Staegemann 1825 bis 1833 im ehemaligen Hardenbergschen Palais. In der

Krausenstraße

wohnte um 1820/24 Elise Freifrau von Hohenhausen geb. von Ochs, Nr. 10 (an der Südseite, zwischen Friedrich- und Charlottenstraße).

Die Leipziger Straße wird weiter westlich von der Markgrafenstraße und von der Charlottenstraße gekreuzt. In der

Markgrafenstraße

wohnte Henriette Herz in ihren letzten Lebensjahren (Nr. 59). In der südlichen

Charlottenstraße

wohnte Rahel Levin-Varnhagen 1808/10 Nr. 22 (Ostseite, Ecke Krausenstraße). Elisabeth von Staegemann wohnte 1818/25 Charlottenstraße 68 (Westseite, Ecke Leipziger Straße) und 1833/35 Charlottenstraße 31 (Ostseite, zwischen Mohren- und Kronenstraße). Wir gehen weiter, bis die

Friedrichstraße

kreuzt, und werfen einen Blick nach Süden, auch wenn wir nicht so weit laufen wollen. Clara Kugler (geb. Hitzig) wohnte mit ihrem Mann Franz Kugler in den 1830er bis 1850er Jahren in der Friedrichstraße 242 (an der Westseite, zwischen Puttkamerstraße und Belle-Alliance-Platz, heute Mehringplatz). Hier wohnte bis zu seinem Tode auch ihr Vater Julius Eduard Hitzig, eine zentrale Figur des literarischen Lebens in Berlin, Freund und Biograph von E.T.A. Hoffmann und Adelbert von Chamisso und freundlicher Patron der geselligen Anfänge des Salons der Schwestern Bardua um 1820. Friedrichstraße 235 wohnte der Dichter, Botaniker und Salongast Adelbert von Chamisso von 1822 bis 1838; auf ihn weist eine Gedenktafel hin.

Spaziergang III: BEREICH GENDARMENMARKT, STADTMITTE

Im Bereich des Gendarmenmarktes waren die Salons dicht gesät; wir beginnen in der

Jägerstraße (im Abschnitt östlich vom Gendarmenmarkt)

Rahel Levin-Varnhagen wohnte in den 1790er Jahren bis 1808 in der Jägerstraße 54 (Nordseite der Straße). Hier war der erste Höhepunkt der Berliner Salons. Das Haus ist baulich stark verändert worden, aber eine Gedenktafel und Rahels Porträt im Relief nach Tieck weisen auf die große Salonnierin hin.

Elisabeth (von) Staegemann wohnte 1806 bzw. 1809/1818 in der Dienstwohnung ihres Mannes, des Staatsrats Friedrich August (von) Staegemann im Bankgebäude (Seehandlung) in der Jägerstraße 21/22 (Südseite, Ecke Markgrafenstraße). Das Originalgebäude ist nicht mehr vorhanden. Eine weitere Finanzbeamtenfrau und Salonnierin, Amalie von Beguelin, lebte um 1812ff. ebenfalls in der Seehandlung (Bankgebäude), Jägerstraße. Im

Vorgängerbau („Colombsches Haus“) war Alexander von Humboldt 1769 geboren worden (Gedenktafel).

Die Malerin Caroline Bardua und ihre Schwester Wilhelmine wohnten um 1820/1829 im benachbarten Hause Jägerstraße 23 und führten dort einen Salon. Der Dichter August Friedrich Ernst Langbein, Habitué in diesem Salon, legt dem Apoll auf dem Dach des Schauspielhauses eine Huldigung an Mine Bardua in den Mund, weil das neue Schinkelsche Schauspielhaus 1821 an deren Geburtstag eingeweiht wurde. „Ich hatte Langeweil‘ und sah / Oft nach der Jägerstraße nieder / Zu schauen Minchen Bardua / Die Sängerin der schönsten Lieder [...].“

Wir gehen nicht weiter, werfen aber einen Blick östlich Richtung Spree. Rahel und Karl August Varnhagens Freundin Henriette Solmar lebte in den 1830er bis 1850er Jahren im oberen Stockwerk des Bankgebäudes (Reichsbank) in der Jägerstraße 34 (an der Ecke jenseits der Oberwallstraße, heute nicht mehr bebaut). Die Salonnieré und Verfasserin historischer Romane Henriette Paalzow wohnte in den 1830er Jahren in der Niederlagstr. 4 (Nähe Werderscher Markt), hier ist ebenfalls nichts mehr erhalten.

Wir gehen die Markgrafenstraße ein paar Schritte Richtung Unter den Linden. Nördlich des Gendarmenmarkts verläuft die Französische Straße (wo, wie der Name besagt, im 18. Jahrhundert viele *Réfugiés* wohnten). Hier waren eine ganze Reihe von Salonadressen:

Französische Straße (zwischen Friedrichstraße und Oberwallstraße)

Caroline und Wilhelmine Bardua wohnten 1833-1850 Französische Straße 28 (Nähe Hedwigsdom). Hier wurde der berühmte „Kafféeter“, ein literarischer Club junger Mädchen unter dem Präsidium Maxe von Arnims, ins Leben gerufen. Die Schriftstellerin und Salonnieré Helene von Hülsen wohnte in den 1870er Jahren bis 1886 in der Französischen Straße 36 (Nordseite). Dienstwohnung des Generalintendanten des Kgl. Schauspielhauses). Der große Gelehrte und Salongast Wilhelm von Humboldt, Witwer der Salonnieré Caroline von Humboldt, hatte ab 1831 Französische Straße 42 (gegenüber dem Französischen Dom) seine Berliner Stadtwohnung. Rahel Levin-Varnhagen lebte 1819-27 in der Französischen Straße 20 (Südwesstecke Friedrichstraße).

Wir gehen weiter bis zur Kreuzung mit der Friedrichstraße und wenden uns wieder südlich. Es kreuzt wieder die Jägerstraße, es folgen Tauben-, Mohren- und Kronenstraße.

Taubenstraße

Caroline und Wilhelmine Bardua zogen 1819 in die Taubenstraße. Die Hausnummer ist nicht bekannt. An der Ecke Taubenstraße 31/Char-

lottenstraße 56, zum Gendarmenmarkt hin, lebte und starb E.T.A. Hoffmann, der nicht viel von den Salons hielt, aber herrliche Parodien auf „Möchtegern“- und „Trivial“-Salons hinterlassen hat. Eine Gedenktafel weist auf ihn hin.

Friedrichstraße

Im mittleren Teil der Friedrichstraße wohnte Elisabeth Menzel in den 1860er Jahren (bis 1874). Hier hatte sie ihren originellen Dachgartensalon in der Friedrichstraße 188 (Westseite, zwischen Mohren- und Kronenstraße). Es war das Haus des Schauerschen Kunstverlags, den die Schwägerin Adolph von Menzels damals führte.

Kronenstraße

Caroline und Wilhelmine Bardua wohnten 1829/33 Kronenstraße 59 (an der Nordostecke Friedrichstraße); Henriette Herz wohnte einige Zeit Kronenstraße 58.

Spaziergang IV: BEHRENSTRASSE UND MAUERSTRASSE

Ein weiterer Spaziergang vom Gendarmenmarkt aus bietet sich durch die Behrenstraße an und führt bis zur Mauerstraße und zurück zur Taubenstraße.

Behrenstraße (in ost-westlicher Richtung)

Elise Gräfin von Bernstorff lebte 1817/19 Behrenstraße 39 (Südseite, Ecke Hedwigskirchgasse). Die Bankiersfrau und Salonnière Aniela Fürstenberg wohnte ab 1907 Behrenstraße 33 (Südseite, zwischen Charlotten- und Markgrafenstraße, das Haus ist erhalten und frisch restauriert). Clara Mundt-Mühlbach lebte in den 1860er Jahren Behrenstraße 30 (Südseite, zwischen Charlotten- und Markgrafenstraße, rechts neben Aniela Fürstenberg).

Rahel Levin-Varnhagens Wohnung war von 1810 bis 1814 Behrenstraße 48 (zwischen Charlottenstraße und Friedrichstraße, Nordseite). Amalie von Helvig wohnte ab etwa 1816 Behrenstraße 23 (zwischen Friedrichstraße und Kanonierstraße, Südseite). Rechts daneben, Behrenstraße 21/22 (heute Bayerisches Ministerium für Bundesangelegenheiten, Dienststelle Berlin) befindet sich eine Gedenktafel für Leonhard Euler, der dort wohnte und dessen *Briefe an eine deutsche Prinzessin* die naturwissenschaftliche Anfangslektüre (!!?) der jungen Henriette Herz waren. Um 1850 lebten Richard und Elisabeth Lepsius kurze Zeit Behrenstraße 60 (wohl schräg gegenüber Amalie von Helvig, rechts neben der Komischen Oper).

Mathilde von Rohr, Freundin von Sophie Gräfin von Schwerin und Gründerin eines literarischen Kreises, in dem Bernhard von Lepel und

Theodor Fontane verkehrten, wohnte in den 1850er und 1860er Jahren Behrenstraße 72 (Nordseite, Ecke Wilhelmstraße). Heute befindet sich dort eine Gedenktafel für Heinrich Heine, der 1821/23 nebenan, Behrenstraße 71, wohnte.

Mauerstraße 36, zwischen Behrenstraße und Französischer Straße (nicht erhalten, heute Innenministerium)

Rahel Levin-Varnhagen wohnte von 1827 bis zu ihrem Tode 1833 in der Mauerstraße 36. Von dieser berühmten Berliner Salonadresse ist kein altes Gebäude mehr erhalten. Im gleichen Haus führte Ludmilla Assing ihrem verwitweten Onkel den Haushalt und einen Salon. In den Jahren 1896 bis 1913 hatte die kultivierte Bankiersfrau Elli von Schwabach einen Salon in der traditionsreichen Mauerstraße 36. Wir gehen die Mauerstraße südlich entlang, bis die

Taubenstraße

kreuzt, und biegen in die Taubenstraße ein. Hier befindet sich am einzigen erhaltenen alten Haus (Nr. 3, Ecke Glinka-Straße, erbaut 1738/39), eine Gedenktafel für Schleiermacher (das nicht erhaltene Schleiermachersche Pfarrhaus der zerstörten Dreifaltigkeitskirche sah ähnlich aus). Wer die Mauerstraße noch weiter entlanggehen will: An Nr. 53 befindet sich eine Gedenktafel für Heinrich von Kleist, der 1810/11 hier wohnte.

Spaziergang V: PARISER PLATZ, WILHELMSTRASSE, UNTER DEN LINDEN

Wir beginnen am Brandenburger Tor und werfen einen Blick in Richtung Reichstagsgelände. Vom alten Viertel um den ehemaligen

Königsplatz (heute Platz der Republik)

bzw. die nördlich anschließenden Straßen ist fast nichts übriggeblieben. Es seien aber wenigstens einige Adressen zwischen Königsplatz und Spree erwähnt, weil hier (vor allem um 1900) die Salons dichtgedrängt waren: Luise Gräfin von Voß wohnte ab Mitte der 1850er Jahre Seegerhof 9 (= später Königsplatz 5). Im gleichen Hause hatte um 1900 Sascha Gräfin von Schlippenbach ihren Salon. Die Salonnier Luise Gräfin von der Gröben wohnte seit den 1890er Jahren Bismarckstraße 3; im gleichen Hause ab 1905 auch Helene Gräfin von Harrach. Elise von Delbrück wohnte 1876/1905 Alsenstraße 4, Helene Gräfin von Harrach um 1910 ff. Alsenstraße 6a, usw. Felicie Bernstein hatte in den 1880er Jahren (bis 1891) In den Zelten 23 sogar die vornehme sogenannte „Reichstagspräsidentenwohnung“ (ein „geplatztes“ Spekulationsobjekt des Bauherrn) zur Miete inne, die der Familie Bernstein auf Dauer aber doch zu groß und ungemütlich

war. Noch weiter „In den Zelten“ im Tiergarten lag einst die Wohnung Bettine von Arnims In den Zelten Nr. 5 (ab 1847). Das Haus war freilich vor hundert Jahren schon nicht mehr erhalten. Eine Gedenktafel am Haus der Kulturen (Kongreßhalle), das heute an diesem Platz steht, erinnert an Bettine von Arnim. Auch heißt heute ein Teil des Spreeufers in dieser Gegend Bettina-von-Arnim-Ufer.

Der Pariser Platz

war stets eine sehr vornehme Adresse. Am Pariser Platz 3 wohnte im Jahre 1825 Bettine von Arnim bei der Familie Savigny (Schwester und Schwager). Marie Fürstin Radziwill wohnte 1878/1914 Pariser Platz 3, und Helene Gräfin von Harrach um 1900 (bis 1904) Pariser Platz 4 (beide an der Südseite). Dieses Haus, das ehemalige Arnimsche Palais, war das Geburts haus Achim von Arnims. Minna Meyerbeer lebte mit ihrem Mann, dem Komponisten Giacomo Meyerbeer, von 1843 bis 1863 Pariser Platz 6a. Im oberen Stock Pariser Platz 7 wohnte 1893 bis 1933 Max Liebermann (Nordseite). Im Osten des Pariser Platzes (am Hotel Adlon) zweigt die

Wilhelmstraße

nach Süden ab. Die alte Bebauung dieser Straße der Adelpalais' und Ministerien ist fast vollständig zerstört; man sollte daher nur einige hundert Meter in die Straße hineingehen und dann zu den Linden zurückkehren. Informationstafeln weisen auf den Standort einiger wichtiger früherer Gebäude hin.

Wilhelmstraße zwischen den Linden und der Voßstraße, Westseite:

1816 kaufte der Verleger und Buchhändler Georg Andreas Reimer das ursprünglich (1737) Schwerinsche Palais Wilhelmstraße 73 (und vermietete Teile davon); 1858 ging das Haus in königlichen Besitz über. Seit 1861 war hier das Königliche Hausministerium. Mimi Gräfin von Schleinitz-Wolkenstein wohnte 1865/86 Wilhelmstraße 73 (ihr erster Mann Alexander Graf von Schleinitz war Minister des Königlichen Hauses). 1919 übernahm das Deutsche Reich dieses Haus; es wurde das Reichspräsidentenpalais der Weimarer Republik.

Elise von Delbrück wohnte 1875/76 Wilhelmstraße 74, während die Frau des langjährigen Außenministers Christian Graf Bernstorff, Elise Gräfin von Bernstorff, ab 1819 Wilhelmstraße 76 gewohnt hatte.

Luise Fürstin Radziwill lebte 1796/1816 und später, vor allem in der Wintersaison, im Palais Radziwill, Wilhelmstraße 77, das auch in der Folgezeit noch Salons beherbergte. Ernestine von Wildenbruch, die ehemalige Hofdame der Fürstin Luise Radziwill, lebte 1848/50 im Palais Radziwill und führte dort einen Salon, nach ihr in den 1860er und 1870er Jahren

Marie Fürstin Radziwill. 1875 verkaufte die Familie Radziwill (die an den Pariser Platz zog) dieses Haus, das dann (ab 1878) Reichskanzlerpalais wurde. Von 1900-1909 führte Marie Fürstin Bülow im Reichskanzlerpalais ihren Salon; die Wilhelmstraße 77 wurde z. T. nach ihren Vorschlägen von dem Architekten Ernst von Ihne umgebaut. Heute befindet sich am ehemaligen Standort eine Erläuterungstafel mit Abbildung.

Leonie Schwabach (1842-1913) wohnte am Wilhelmplatz 7 (Hatzfeldsches Palais; Höhe Mohren- und Kronenstraße) und führte dort ihren Salon.

Sophie Gräfin von Schwerin lebte in den 1840er bis 1860er Jahren im alten Dönhoffschen Palais, Wilhelmstraße 63 (Ostseite, zwischen Wilhelmplatz und Leipziger Straße), das später (1903) mit einem Neubau an gleicher Stelle Preußisches Staatsministerium wurde. In der Nähe wohnte in der

Voßstraße

(Querstraße zur Wilhelmstraße Richtung Tiergarten) Hildegard Freifrau von Spitzemberg, Voßstraße 10 (zeitweise 11).

Elise Gräfin von Bernstorff lebte 1815/17 Unter den Linden in einem nicht erhaltenen Haus, wo später die Kreuzung mit der „Neuen“ Wilhelmstraße (nördliche Verlängerung der Wilhelmstraße) entstand. Anna von Helmholtz wohnte 1876/89 Neue Wilhelmstraße 16.

Lohnenswerter für einen Abstecher ist die östliche Parallelstraße der Neuen Wilhelmstraße, die heutige

Schadowstraße.

Dort ist das interessante, mit schönen Supraporten und einem Relief-Feld geschmückte Schadow-Haus (Nr. 10/11) erhalten, das einen Besuch rechtfertigt, weil Johann Gottfried Schadow (1764-1854) über Jahrzehnte ein wichtiger Salongast war. Eine Tafel erinnert an den großen Bildhauer. Bei der Spurensuche

Unter den Linden

ist zu beachten, daß die Hausnummern Unter den Linden seit den 1930er Jahren völlig verändert worden sind (eine Seite gerade, eine Seite ungerade Hausnummern); man orientiert sich am besten an den Querstraßen oder alten Plänen!

Die Linden waren natürlich eine vornehme Adresse. Hier standen und stehen teilweise noch die großen Palais. Luise Gräfin von Voß wohnte 1807 und die Jahrzehnte danach Unter den Linden 2 (Ecke Wilhelmstraße/Pariser Platz). Dorothea Herzogin von Kurland wohnte 1803/09 im Kurfürstlichen Palais Unter den Linden 7 (Südseite, zwischen Kleiner Mauerstraße und Wilhelmstraße, heute Nr. 63/65). Das Haus wurde später

russische Botschaft; auch die heutige russische Botschaft steht ungefähr am gleichen Platz. Zeitweise wohnte in einer Parterrewohnung dieses Palais auch ihre Schwester, die Schriftstellerin Elisa von der Recke (um 1815).

Wilhelm (und später auch Caroline) von Humboldt wohnten 1809 ff. Unter den Linden 26 (Gegenüber Ecke Friedrichstraße). Henriette von Crayen 1805/32 Unter den Linden 32, an der südwestlichen Ecke zur Charlottenstraße, wo sich auch Sala Tarone, die berühmte „Italiener-Waaren-Handlung“ befand. Das ehemalige Palais der Gräfin Lichtenau befand sich Unter den Linden 36 (zwischen Charlottenstraße und Kgl. Bibliothek bzw. Opernplatz, heute Nr. 11). An der Nordseite der Straße wohnte Elise Freifrau von Hohenhausen geb. von Ochs um 1820 (Unter den Linden 59, zwischen Neustädtischer Kirchgasse und Kleiner Kirchgasse westlich der Friedrichstraße).

Bettine von Arnim wohnte 1835/44 mit ihren Töchtern Unter den Linden 21, im Haus des Grafen Raczyński (Südseite, westlich der Friedrichstraße zwischen Passage und Kleiner Mauerstraße, gegenüber der damaligen Englischen Botschaft).

Spaziergang VI: VON DER WEIDENDAMMER BRÜCKE ZUR CHARITÉ UND ZURÜCK

Weidendamm

Henriette Paalzow wohnte 1838/42 am Weidendamm 5. Damals stand in der Nähe, nördlich der Spree, noch das heute zerstörte Schloß Monbijou. Auf die östlich von der Friedrichstraße abzweigende

Johannisstraße

sollte man nur im Vorbeigehen einen Blick werfen. Vom Gräflich Roßschen Palais in der Johannisstraße 11, wo Lina Duncker 1849/55 ihren Salon hatte, ist nichts mehr erhalten.

Dagegen lohnt es nördlich der Weidendammer Brücke das Viertel westlich der Friedrichstraße anzuschauen. Von der Friedrichstraße biegen wir links in die

Reinhardt-Straße (früher Karl- oder Carlstraße)

ein. Clara Mundt-Mühlbach wohnte um 1847 Karlstraße 22, 1868/70 Karlstraße 18. Wir gehen weiter durch die Reinhardtstraße (Karlstraße) bis zum Virchow-Denkmal oder aber alternativ rechts in die Albrechtstraße und wieder links in die Schumannstraße, die noch schöne alte Bebauung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts aufweist. Hier waren zwar keine Salons, aber hier kann man sich das Straßenbild von vor 150 Jahren noch gut vergegenwärtigen. Die Schumannstraße führt in Richtung Charité; bemer-

kenswert ist das Denkmal des berühmten Augenarztes Albrecht von Graefe, der auch enge Verbindungen zur Berliner Salonwelt hatte. Wir gehen nach links (Richtung Süden), stoßen an der Kreuzung Reinhardtstraße/Luisenstraße auf das Rudolf von Virchow-Denkmal und gehen die

Luisenstraße (Louisenstraße)

weiter Richtung S-Bahn. Minna von Treskow wohnte um 1843 Luisenstraße 13 (Gartenhaus) und Clara Mundt-Mühlbach um 1840 Luisenstraße 20, um 1850 Nr. 27. Der Komponist Albert Lortzing wohnte Nr. 53, Robert Koch Nr. 57; Gedenktafeln an den erhaltenen Originalgebäuden. Dann biegen wir links in die

Marienstraße

ein, in der viele alte Häuser noch vorhanden und restauriert sind. Clara Mundt-Mühlbach wohnte um 1844 Marienstraße 22. Im gleichen Haus hatte auch Adolph von Menzel 1860/65 sein Atelier. Das Originalgebäude ist erhalten. Die Marienstraße mit ihren vielen alten Häusern vermittelt, ähnlich wie die weiter nördlich gelegene Schumannstraße, noch die Atmosphäre des 19. Jahrhunderts. In dieser Straße wohnten übrigens auch Hermann Bahr (Nr. 18) und Heinrich Hart (Nr. 25). Durch die

Albrechtstraße

(Clara Mundt-Mühlbach wohnte 1870/73 Albrechtstraße 12a) gehen wir wieder auf die Spree zu und gehen links über den

Schiffbauerdamm

(Franziska Graef wohnte ab 1874 Schiffbauerdamm 33, zwischen Karlstraße und Luisenstraße) und am Bertolt-Brecht-Platz vorbei zur Weidendammer Brücke zurück.

Spaziergang VII: DOROTHEENSTRASSE, KUPFERGRABEN, MUSEUMSINSEL

Wir beginnen den Rundgang am Kastanienwäldchen zwischen der Neuen Wache und dem Zeughaus Unter den Linden. Hinter dem Kastanienwäldchen liegt das Palais am Festungsgraben, wo der Freiherr vom Stein 1804-1808 wohnte und arbeitete (Gedenktafel), links dahinter die ehemalige Singakademie (heute Maxim Gorki-Theater), in der viele Salonnièren und Salongäste unter der Leitung Carl Friedrich Zelters mitgesungen haben (Henriette Solmar, Mine Bardua, Hedwig von Olfers, Laura Förster u. a.). Links gelangen wir zum

Hegelplatz

und zum östlichen Ende der Dorotheenstraße. Im (nicht mehr erhaltenen,

aber neu errichteten) Hufelandhaus am Hegelplatz wohnte Christoph Wilhelm Hufeland, der medizinische Schriftsteller und Arzt vieler Salonbesucher, von 1804 bis 1836 (Gedenktafel). Wir werfen einen Blick die

Dorotheenstraße (nördliche Parallelstraße der Linden)

entlang. Bettine von Arnim wohnte 1816 Dorotheenstraße (damals Letzte Straße 51); Elise Freiin von Hohenhausen (verehel. Rüdiger) wohnte um 1870 Dorotheenstraße 28. Ebenfalls in der Dorotheenstraße wohnten in den 1840er Jahren Fanny Prinzessin zu Biron-Wartenberg und (1843-1848) Henriette Gräfin von Rossi (die Sängerin Henriette Sontag). Die Brüder Grimm wohnten 1846 für ein Jahr Dorotheenstraße 47, die englischen Schriftsteller und Salonbesucher George Eliot und George Henry Lewes bei ihrem Berlinaufenthalt 1854/55 Dorotheenstraße 62 (gegenüber der Westecke der Bunsenstraße).

Vom Hegelplatz biegen wir rechts in die nördliche Parallelstraße der Dorotheenstraße ein, die

Bauhofstraße,

die zum Kupfergraben an der Spree führt. Sie ist sehr hübsch und gut erhalten. Gottfried Keller wohnte hier in seiner Berliner Zeit, die Gedenktafel (Bauhofstr. 2) bezeichnet aber nicht das richtige Haus, das sich am heutigen Hegelplatz befand, aber nicht mehr existiert. Auch am

Kupfergraben

sieht man noch etwas vom alten Berlin. Hegel wohnte dort (1820-1831; Nr. 4a, nicht erhalten, erhalten ist dagegen Nr. 5), Gustav Magnus richtete am Kupfergraben 7 1842-1870 das erste Physikalische Institut in Deutschland ein, und später wohnte im gleichen Haus (1911-1921) der berühmte Regisseur Max Reinhardt.

Gegenüber vom Kupfergraben liegt die

Museumsinsel,

die wir auf der Bodestraße Richtung Friedrichsbrücke überqueren. Es ist zu beachten, daß im 19. Jahrhundert noch nicht alle heute vorhandenen Museen dort erbaut waren; zunächst stand nur das Alte Museum, dann folgte das Neue Museum, erst später die anderen Museen. Dafür existierten damals noch die heute nicht mehr vorhandenen Straßen Hinter dem Neuen Packhof und Cantianstraße auf der Museumsinsel.

Cantianstraße (diese heute verschwundene Straße auf der Museumsinsel führte im Bogen an der Spree entlang von der Friedrichsbrücke zum Kupfergraben)

Hedwig von Olfers lebte 1841/77 in der Cantianstraße 4-5 auf der Nord-

westseite der Museumsinsel, nach Angaben Johannes Werners von 1937 dort, „wo jetzt die Treppe des Pergamon-Museums ist“. Es handelte sich um die Dienstwohnung Ignaz von Olfers', der Direktor der Königlichen Museen in Berlin war. Das eigentlich aus zwei Häusern bestehende Gebäude lag „inmitten großer schattiger Gärten und hatte eine wundervolle Aussicht über die Spree nach Monbijou“ (Margarete von Olfers) und mußte in den 1870er Jahren dem Bau der S-Bahn weichen. Der Garten grenzte an den von Sara Levys Haus Hinter dem Neuen Packhof Nr. 3. Hedwig von Olfers wurde in ihrem Salon von ihren Töchtern, vor allem von ihrer im elterlichen Hause verbleibenden unverheirateten Tochter Marie von Olfers unterstützt. Im gleichen Gebäude Cantianstraße 4-5 lebte das mit der Familie Olfers befreundete Ehepaar Friedrich und Laura Förster (Salon-habitués), außerdem hatte hier 1842/47 die Schriftstellerin und Salonnierin Henriette Paalzow ihre Wohnung.

Hinter dem Neuen Packhof (nördlich der heutigen Bodestraße)

Sara Levy wohnte jahrzehntelang in ihrem Hause Hinter dem Neuen Packhof Nr. 3. Auch Hedwig von Olfers wohnte 1840/41 Hinter dem Neuen Packhof, und Bettine von Arnim 1844/45 Hinter dem Neuen Packhof Nr. 2.

In der Verlängerung der Friedrichsbrücke (Burgstraße) ist auf der linken Seite noch das alte Pfarrhaus der Garnisonkirchen-Gemeinde erhalten, in dem der beliebte Garnisonprediger und Schriftsteller Emil Frommel wohnte, der viele Salonnierinnen und Salongäste seiner Zeit als Seelsorger betreute.

Spaziergang VIII: BEREICH MATTHÄIVIERTEL (ZWISCHEN TIERGARTENSTRASSE, LANDWEHRKANAL UND LEIPZIGER PLATZ)

Tiergartenstraße

Die Tiergartenstraße zieht sich am südlichen Rand des Tiergartens entlang. Hier waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts „Sommerwohnungen“ zu finden, später wurden hier die berühmten Villen gebaut. Vom alten Tiergartenviertel ist wenig erhalten, man fährt am besten mit dem Auto durch die Tiergartenstraße oder blickt diese Straße nur entlang. Henriette Herz hatte eine Sommerwohnung Tiergartenstraße 18, Amalie Beer in der Tiergartenstraße eine Villa, Ottilie von Hansemann wohnte seit den 1860er Jahren Tiergartenstraße 61 (30 bzw. 31), Hedwig Dohm 1905 ff. Tiergartenstraße 19 bzw. 18e und Elli von Schwabach ab 1913 Tiergartenstraße 3.

Das Viertel um die Matthäi-Kirche

Man braucht viel Phantasie, sich das alte Matthäi-Viertel heute noch vorzustellen. Erhalten ist an alten Gebäuden nur noch die Matthäi-Kirche, die

Parey-Villa (heute integriert ins Kulturforum, Sigismundstraße) und die Von-der-Heydt-Villa am Reichpietschufer (früher Königin-Augusta-Ufer). Nicht nur die Straßennamen haben sich teilweise geändert, sondern auch die Straßen verlaufen z. T. völlig anders. Die Viktoriastraße existiert nicht mehr; die Potsdamer Straße hat nördlich der Potsdamer Brücke nicht mehr ihren alten Verlauf: beide Straßen lagen im Bereich der heutigen verbreiterten nördlichen Potsdamer Straße. Die Margaretenstraße existiert in ihrer alten Form nicht mehr, sie ist verkürzt und heißt heute Sharoun-Straße, die Regentenstraße heißt Hitzig-Allee und die Bendlerstraße (Gedenkstätte des 20. Juli 1944) heißt natürlich Stauffenbergstraße.

Bendlerstraße (heute Stauffenbergstraße)

In der alten Bendlerstraße, vor allem in dem Teil zum Reichpietschufer (früher Königin-Augusta-Ufer) hin, waren mehrere Salons: Elisabeth Lepsius wohnte 1855 ff. Bendlerstraße 18 („Casa Lepisia“), Fanny Lewald wohnte 1885/89 Bendlerstraße 21, Clara Curtius um 1872 Bendlerstraße 22 und Helene von Lebbin 1896/99 Bendlerstraße 29 (gegenüber der Gedenkstätte des 20. Juli). Die Häuser sind nicht erhalten.

Margaretenstraße (nur noch ein Teil ist erhalten unter dem Namen Sharounstraße)

Hedwig von Olfers wohnte 1877/91 in der Margaretenstr. 7, nach ihrem Tode wohnte ihre Tochter Marie von Olfers noch bis 1901 dort und führte auch den Salon weiter. Zeitweise wohnten auch die verwitweten anderen zwei Töchter Hedwig von Olfers' im gleichen Haus: Nina Gräfin Yorck von Wartenburg und Hedwig Abeken. Von den Habitués der Salons wohnten in der Margaretenstraße u. a. die Schriftsteller Julius Rodenberg (Nr. 1) und Genée (Nr. 17) sowie der Militärhistoriker Max Jähns (Nr. 7) und der Politiker Ludwig Bamberger (Nr. 18). Auch in der

Matthäikirchstraße

gab es eine Reihe von Salons. Hier wohnten Clara Curtius Nr. 4 (1870er Jahre ff.), Fanny Lewald Nr. 18 (1860/85), Lady Katherine White Nr. 31 (um 1895) und Hedwig Dohm Nr. 28 (heute Nr. 5), etwa an der Neuen Nationalgalerie, bevor sie um 1900 in die Tiergartenstraße zog. Von den Habitués wohnten hier u. a. der Maler Paul Meyerheim (Nr. 3), Herman Grimm (Nr. 5) und Prof. Robert Gustav Kirchhoff (Nr. 23).

Viktoriastraße (ehemals zwischen Matthäikirchstraße und Potsdamer Straße, nicht mehr erhalten, im Bereich der heutigen Potsdamer Straße, zum Kulturforum hin)

Hier waren die Salons gegen Ende des 19. Jahrhunderts besonders dicht

gesät, es wohnten: Marie von Olfers 1901/05 Nr. 4a, Anna vom Rath ab 1890 Nr. 6, Aniela Fürstenberg in den 1890er Jahren Nr. 7, Henriette Solmar um 1872 Nr. 35, 2. Stock, Babette Meyer, verehel. Gräfin von Kalckreuth (Salon seit den 1870er Jahren), Nr. 37 (Ecke Viktoria- und Bellevuestraße).

Königin-Augusta-Straße (heute Reichpietschufer)

Elisabeth Lepsius wohnte 1854/55 Grabenstraße 34 (spätere Königin-Augusta-Straße), Anna von Helmholtz 1871-1876 Königin-Augusta-Straße 45, Lady Katherine White, um 1900, Nr. 22 und Marie von Bunsen um 1900, Nr. 41.

Regentenstraße (nur noch ein Teil der Straße ist als Hitzigallee existent)
Marie von Olfers wohnte von 1905 bis 1910 Regentenstraße 4, Henriette Solmar versammelte seit den 1870er Jahren in der Regentenstraße 11 noch einen kleineren Freundeskreis um sich, Hildegard Freifrau von Spitzemberg wohnte um 1872 Regentenstraße 24.

Der Bereich Leipziger Platz und Potsdamer Platz sowie die nördliche Potsdamer Straße bildeten die Verbindung zwischen Tiergartenviertel und Wilhelmstraße/Leipziger Straße. Die

Lennéstraße und Bellevuestraße

waren eigentlich noch Tiergartenviertel, gehörten aber auch schon in den Bereich Leipziger Platz und Potsdamer Platz: Caroline und Wilhelmine Bardua wohnten 1850-1852 Lennéstraße 6, Felicie Bernstein ab 1873 Nr. 2, 2. Stock. Cornelie Richter lebte seit den 1890er Jahren Bellevuestraße 5, Anna vom Rath 1880 ff. Bellevuestraße 10 (vorher 4a), Aniela Fürstenberg um 1905 Nr. 6a, Maxe Gräfin von Oriola um 1870 Nr. 12.

Westliche Leipziger Straße und Leipziger Platz

Fanny Mendelssohn-Hensel wohnte ab 1825 Leipziger Straße 3 (zwischen Leipziger Platz und Wilhelmstraße, 1894 abgerissen, später wurde dort das Preußische Herrenhaus errichtet). Das Herrenhaus steht noch und wird den Bundesrat beherbergen. Etwa gegenüber lebte Clara Mundt-Mühlbach Leipziger Straße 125. Fanny Lewald wohnte Leipziger Platz Nr. 3, im Hinterhaus, und Minna von Treskow Nr. 18 (beide in den 1850er Jahren).

Potsdamer Platz

Mimi Gräfin von Schleinitz-Wolkenstein, damals schon lange in zweiter Ehe mit einem österreichischen Diplomaten verheiratet, wohnte seit der Pensionierung ihres Mannes 1903 bis zu ihrem Tode 1912 jeden Winter im Palasthotel am Potsdamer Platz und knüpfte dort an ihre frühere Berliner Salontradition an.

Nördliche Potsdamer Straße (Nr. 1-23a und Nr. 124-141)

In der nördlichen Potsdamer Straße (zwischen Potsdamer Brücke und Potsdamer Platz) wohnten, vor allem in den 1870er Jahren, eine Reihe von Salonnieren: Hildegard Freifrau von Spitzemberg (Nr. 13), Clara Mundt-Mühlbach (um 1873, Nr. 16), Lina Duncker (1855 bis um 1877, Nr. 20) und Maxe Gräfin von Oriola (1872/83 Nr. 22a).

*Spaziergang IX: ZWISCHEN WINTERFELDPLATZ, LANDWEHRKANAL UND POTSDAMER STRASSE**Maaßenstraße*

Wir beginnen an der Nordseite des Winterfeldplatzes, wo Emma Vely seit den 1890er Jahren Maaßenstraße 14, im vierten Stock wohnte und ihren Salon hatte. Das Haus ist erhalten (wenn auch z. T. modernisiert). Weiter geht es nördlich auf den Nollendorfplatz zu.

Nollendorfplatz und Bülowstraße

Maxe Gräfin von Oriola wohnte zuletzt, 1883 bis 1894, Bülowstraße 2 (direkt am östlichen Nollendorfplatz). Bertha Baronin von Arnswaldt, die 1910 endgültig nach Berlin zog, wohnte am Nollendorfplatz 7 (zwischen Maaßenstraße und heutigem Metropoltheater), an einer der quirligsten Ecken dieser Gegend. Ihre Habitués klingelten gelegentlich auch noch zu später Stunde, wenn sie bei der alten Dame noch Licht sahen.

Durch die ehemalige Mackensen-Straße (jetzt Else-Lasker-Schüler-Straße) wandern wir weiter nordöstlich, Richtung Zwölf-Apostel-Kirche. Wir gehen weiter die Genthiner Straße hinauf, um uns in einer kleinen Stichstraße auf der Westseite der Genthiner Straße eine der hübschesten heute noch erhaltenen Berliner Salonadressen anzusehen (Nr. 30 i).

Genthiner Straße

Die Malerin und Salonnière Luise Begas von Parmentier wohnte idyllisch im ersten Stock der Genthiner Straße 13 i (heute Nr. 30 i). Das Originalgebäude ist erhalten und sehr schön restauriert, das große Atelierfenster deutlich erkennbar. Rudolf Alexander Schröder wohnte in den Jahren 1905 bis 1908, gemeinsam mit dem Ehepaar Julius Meier-Graefe, im Erdgeschoß des gleichen Hauses. Er berichtete: „Wir teilten uns eine Vierzimmerwohnung, die an einem altmodischen, von Vorgärten umgebenen Rondell lag, das seinen Zugang von der damaligen Genthiner Straße hatte. [...] Wir hatten das Parterre inne, im Oberstock wohnte die Besitzerin, Louise von Begas-Parmentier, eine alte Malerin, die allmonatlich zu Spaghetti und Würstchen einen Kreis erlauchter Geister um sich versammelte.“ In den bedeutendsten Jahren dieses Salons, den 1890er Jahren, war hier ein Treffpunkt der entste-

henden Bewegung des Jugendstils gewesen. Aber auch Musiker, Gelehrte und Mitglieder der engeren Hofgesellschaft verkehrten hier.

Wir gehen weiter die Genthiner Straße nordwärts bis zur Kreuzung Lützowstraße, biegen rechts in die Lützowstraße ein und dann wieder links in die Kluckstraße (ehemalige Magdeburger Straße), durch die wir auf den Landwehrkanal zugehen.

Magdeburger Straße (heute Kluckstraße)

Hildegard Freifrau von Spitzemberg hatte vor dem Ersten Weltkrieg ihren diplomatisch-politischen Salon Magdeburger Straße 3, nahe am Schöneberger Ufer. Leider ist dort nichts mehr von der alten Bebauung erhalten. Wir gehen rechts weiter am Schöneberger Ufer entlang, Richtung Potsdamer Straße, bis wir zur heutigen Hausnummer 61 kommen. Das alte Gebäude ist erhalten, nur die Hausnummer hat sich geändert.

Schöneberger Ufer

Marie von Olfers wohnte von 1910 bis zu ihrem Tod 1924 Schöneberger Ufer 33 (heutige Zählung Nr. 61), im zweiten Stock. Es gibt ein Photo der neunzigjährigen alten Salonnierin, auf ihrem Sofa sitzend, in dieser Wohnung. Rudolf Alexander Schröder erzählte später ganz begeistert in seiner Rede *Berlin einst und jetzt*: „In ihrem Gespräch und ihren mit Andenken aller Art überfüllten Zimmern fühlte man sich zurückversetzt in die Zeiten der Bettina, Alexander von Humboldts und Leopold von Rankes.“ 1924 starb die fast hundertjährige Marie von Olfers bei einem Zimmerbrand in ihrer Wohnung am Schöneberger Ufer. – Am Haus befindet sich eine Gedenktafel für den Schauspieler Hans Albers, der nach dem Zweiten Weltkrieg einige Zeit dort wohnte.

Wir gehen weiter zur Potsdamer Brücke und blicken die südliche Potsdamer Straße entlang.

Südliche Potsdamer Straße

Elisa Gräfin von Ahlefeldt wohnte 1840/46 Potsdamer Chaussee 38 (damals hieß die Potsdamer Straße noch so), in den 1870er Jahren ff. wohnten auch Hedwig und Ernst Dohm in der Potsdamer Straße. Frieda Freifrau von Lipperheide hatte mit ihrem Mann in den 1870er bis 1890er Jahren ein großes Haus Potsdamer Straße 37.

Die erste Parallelstraße zum Schöneberger Ufer jenseits der Potsdamer Brücke heißt

Am Karlsbad.

Wir werfen nur einen kurzen Blick in diese Straße. Clara Simrock wohnte in den 1880er Jahren bis 1901 Am Karlsbad 3, Helene von Lebbin 1899/

1907 Am Karlsbad 27. In der gleichen Straße hatte um 1850 Joseph von Eichendorff gewohnt (Nr. 4, heute Nr. 3/5).

Weitere Hinweise:

Die folgenden Salon-Adressen lohnen keinen eigenen Spaziergang, weil sie zu weit voneinander entfernt liegen; sie sind mehr für theoretische Stadtplan-Anschauung geeignet, um sich die „Westwanderung“ von Salons klarzumachen. Auch

zwischen Leipziger Platz und Anhalter Bahnhof

gab es Mitte des 19. Jahrhunderts Salons: Bettine von Arnim (1845/47 Köthener Straße 9-11); Elisa Gräfin von Ahlefeldt (1850er Jahre Dessauer Straße 7), Minna von Treskow (1860er Jahre Bernburger Straße 15/16). Im späten 19. Jahrhundert gab es eine ganze Reihe von Salons

zwischen Tiergarten und Zoo:

Felicie Bernstein (1896/1908 Stülerstraße 6), Anna von Helmholtz (1895/99 Rauchstraße 3), Emma Dohme (ab ca. 1895 Corneliusstraße 10a), Marie von Bunsen (Corneliusstraße 4a), Clara Simrock (ab 1901 am Lützowplatz 3), Elise Freiin von Hohenhausen, verehel. Rüdiger (1870er bis 1890er Jahre Landgrafenstraße 10), Lina Duncker (ab 1877 Von-der-Heydt-Straße 1a). Um 1900 war dann auch der

Bereich Kurfürstendamm und Charlottenburg

erreicht: Helene von Lebbin wohnte seit etwa 1908 Uhlandstraße 173, Anna von Helmholtz 1889/95 Marchstraße 25 b, Sabine Lepsius Charlottenburg, Kantstraße 162 (das Haus ist erhalten, hier traf sich auch der George-Kreis) und Ahornallee 31.

X. Ausflug nach Tegel

Hingegen lohnt ein Ausflug zum Schloß Tegel, wo Caroline von Humboldt zwar keinen eigentlichen Salon hatte (dafür war es zu weit aus der Stadt heraus), wo aber noch der Geist der Familie von Humboldt in den Räumen spürbar ist.

Spaziergänge zu den letzten Ruhestätten von Salonnieren und Habitués

Selbst wenn wir die Wohn-Adressen noch finden, können wir nur mehr wenige Häuser der Salonnieren sehen, und selbst diese wenigen meist in sehr veränderter Umgebung. Besser steht es um die letzten Adressen der Berliner Salonnieren und Salon-Habitués, wo sie im Tode ruhen. Auch von den Gräbern sind viele verschwunden, aber von einer überraschend großen Zahl von Salonnieren und ihren Gästen lassen sich ihre Grabstätten auf Berliner Friedhöfen noch feststellen und aufsuchen. Im folgenden werden einige Spaziergänge zu den letzten Ruhestätten der Berliner Salonnieren und Habitués vorgestellt. Aus Gründen der Kürze und Praktikabilität konnte keine Vollständigkeit angestrebt werden. Die Rundgänge ermöglichen auf eine sehr merkwürdige und hintergründige Weise eine interessante Reise in die Berliner Salonvergangenheit, insofern die Nachbarn in den Salons, die Nachbarn zu Lebzeiten in ihren Stadtvierteln, sehr häufig auch im Tode Nachbarn auf den Friedhöfen wurden.

Für die Vorbereitung dieser Friedhofsspaziergänge waren die umfangreichen, in vier Bänden niedergelegten Forschungen Willy Wohlberedts zu den Berliner Friedhöfen grundlegend (*Verzeichnis der Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin, Potsdam und Umgebung*), wenn auch nicht erschöpfend. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der einzelnen Berliner Friedhofsverwaltungen, des Fördervereins Alter Berliner Garnisonfriedhof e. V. und des Bezirksamts Mitte (Naturschutz- und Grünflächenamt) haben mich durch ihre hilfsbereite Zusammenarbeit in vielen Fragen beraten und in Zweifelsfragen, wenn es ihnen möglich war, durch freundliche Auskünfte unterstützt; ich danke ihnen an dieser Stelle noch einmal sehr herzlich dafür.

Aus Gründen der Übersichtlichkeit und Klarheit werden hier im allgemeinen nur die Wege zu den Gräbern der Salonnieren (deren Namen zudem durch Großbuchstaben hervorgehoben sind) genau beschrieben. Die Gräber der Habitués indes sind (bis auf einige Ausnahmen) nur aufgezählt worden, da die meist aushängenden oder zu erwerbenden Friedhofspläne die Ruhestätten der bekannten, prominenten Toten aufzeigen und andernfalls auch das Friedhofspersonal sehr hilfsbereit ist.

Spaziergang I: Friedhöfe vor dem Halleschen Tor

Die wichtigsten Friedhöfe für die Berliner Salon-Geschichte befinden sich vor dem Halleschen Tor. Auf den Friedhöfen im Winkel der Zossener Straße und der Baruther Straße liegen die meisten der Berliner Salonnièren und Habitués der Zeit bis 1850 sowie auch noch zahlreiche aus späteren Jahren begraben – alle jene, die zu den Kirchengemeinden Dreifaltigkeit, Jerusalems-Gemeinde und Neue Kirchengemeinde und Friedrichwerdersche Gemeinde gehörten. Wer wenig Zeit hat, sollte zunächst die Friedhöfe Baruther-Zossener-Blücherstraße-Mehringdamm besuchen.

Die Friedhöfe vor dem Halleschen Tor zwischen Mehringdamm, Zossener Straße, Baruther Straße und Blücherplatz

(Verkehrsanschluß: U-Bahn Mehringdamm [Westseite] oder Buslinie 341 [Ostseite]).

Es handelt sich bei den Friedhöfen vor dem Halleschen Tor zwischen Mehringdamm und Zossener Straße um eine zusammenhängende Friedhofsanlage, mit Mauern als Binneneinteilungen. Hier liegen HENRIETTE HERZ, RAHEL LEVIN-VARNHAGEN, ELISABETH VON STAEGEMANN, FANNY MENDELSSOHN-HENSEL, MARIE VON OLFERS, EMMA DOHME und Marie GRÄFIN SCHLEINITZ-WOLKENSTEIN begraben. LINA DUNCKER ist wahrscheinlich im Grab ihres Mannes hier bestattet. Auch FRIEDERIKE HELENE UNGER (1751-1813) und ELISA GRÄFIN VON AHLEFELDT (1788-1855) sind hier beerdigt worden, wobei die Gräber schon lange nicht mehr auffindbar sind. Von den vielen hier begrabenen Habitués können nur einige wichtige erwähnt werden. Wenn man die Chronologie der Salongeschichte wenigstens annähernd einhalten möchte, sollte man den Rundgang von Osten, von der Zossener Straße her beginnen, dann parallel zur Baruther Straße bis zum Mehringdamm weitergehen und auf dem Rückweg zur Zossener Straße die Nordhälfte des Friedhofs anschauen.

Friedhof II der Jerusalems-Gemeinde und der Neuen Kirchen-Gemeinde, Blücherplatz/Zossener Straße

Das Grab der ersten Berliner Salonnière, HENRIETTE HERZ (1764-1847), ist erhalten (Abt. 1/2 – 3 – 9/10) und mit einem großen gußeisernen Kreuz nach dem Entwurf von Schinkel geschmückt. Wenn man den Friedhof von der Zossener Straße her betritt, hält man sich links, das Grab der Henriette Herz befindet sich im südöstlichen Viertel des Friedhofs. (Orientierungshilfe: in der Nähe befinden sich die unübersehbaren Grabmäler der bedeutenden Mediziner-Familie von Graefe, welche eng mit den Schwestern Bardua befreundet war und u. a. auch in deren Salon verkehrte.)

An der Mauer zur Baruther Straße liegen zwei der Großen des Berliner Theaters um 1800 und wichtige Gäste der frühen Berliner Salons, nämlich August Wilhelm Iffland (1759-1814) und Friederike Bethmann-Unzelmann (1766-1815).

Geht man weiter in westlicher Richtung, gelangt man auf den Friedhof I der Dreifaltigkeitsgemeinde, der das Mittelstück der südlichen Friedhofs-hälften darstellt.

Friedhof I der Dreifaltigkeitsgemeinde, Baruther Straße

RAHEL LEVIN-VARNHAGENS (1771-1833) Grab liegt in der Südostecke dieses Friedhofsabschnitts (Abt. VII – 2 – 39) und ist sehr unauffällig, mit Efeu überrankt. Rahel spricht uns durch eine in Stein gemeißelte Inschrift an: „Gute Menschen – wenn etwas Gutes für die Menschheit geschieht – dann gedenkt freundlich in Eurer Freude auch meiner. Rahel Varnhagen von Ense.“ Es ist ein Doppelgrab; auch Rahels Ehemann Karl August Varnhagen von Ense (1785-1858), der sie um ein Vierteljahrhundert überlebt hat, ist hier beigesetzt. Julius Rodenberg fand bei seinen Friedhofsbesuchen in den 1880er Jahren neben dem Varnhagenschen Grab auch noch das jetzt nicht mehr erkennbare Grab der „alten Dore“, der allen Salongästen bekannten treuen Dienerin Rahels, vor.

Heinrich von Stephan (1831-1897), Gründer des Weltpostvereins und Habitué der späten Berliner Salons, ist wegen seines großen Denkmals (von Joseph Uphues) guter Orientierungspunkt für Rahels Grab. Wenn man vor dem Grab steht und nach links weitergeht, gelangt man zur Varnhagenschen Begräbnisstätte.

Ebenfalls leicht zu finden ist die schöne Grabstätte der Familie MENDELSSOHN-BARTHOLDY-HENSEL (Abt. VI – 6). Es ist ein abgegrenztes großes Familiengrab für Kinder und Enkel von Moses Mendelssohn unter alten Bäumen im Nordwesten dieses Friedhofsabschnitts:

LEA (1777-1842) und Abraham MENDELSSOHN-BARTHOLDY (1772-1835) sind hier begraben, ebenso ihre viel zu früh verstorbene Tochter FANNY MENDELSSOHN-BARTHOLDY-HENSEL (1805-1847) und deren Mann, der Maler Wilhelm Hensel (1794-1861). Lea Mendelssohn-Bartholdy und ihre Tochter Fanny führten viele Jahre lang gemeinsam einen Salon und wurden vor allem für ihre regelmäßigen „Sonntagsmusiken“ ab 1825 berühmt. Damals brillierte Fanny Mendelssohn-Hensel als Chorleiterin und kluge Frau – heute ist sie als Komponistin wiederentdeckt worden. Auch ihr berühmter Bruder Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809-1847) ist hier beigesetzt.

Ganz in der Nähe, im südwestlichen Teil des Dreifaltigkeitsfriedhofes (Abt. VI – 3 – 26), befand sich auch das nicht mehr erhaltene Grab der MIMI

GRÄFIN SCHLEINITZ-WOLKENSTEIN (1842-1912), die dort an der Seite ihres 1885 verstorbenen ersten Mannes Alexander Grafen von Schleinitz (1807-1885) ruht. Sie hatte seit den 1860er Jahren in ihrem Salon den noch sehr umstrittenen Richard Wagner protegiert. Die Freunde der Gräfin Schleinitz-Wolkenstein empfanden es als sinnige Fügung des Schicksals, daß diese in Rom geborene eigentlich kosmopolitische Frau, die als Diplomatenfrau in mehreren europäischen Hauptstädten gelebt, aber stets Berlin den Vorzug gegeben hatte, auch in Berlin starb und dort beerdigt wurde. Ihr Grab lag links vom Mendelssohn-Bartholdyschen Erbbegräbnis „unter Bäumen“, etwa in der nördlichen Mitte des Gräberfeldes VI.

Wenn wir weiter parallel zur Baruther Straße nach Westen gehen, gelangen wir auf den Friedhof III der Jerusalems-Gemeinde und der Neuen Kirchen-Gemeinde.

*Friedhof III der Jerusalems-Gemeinde und der Neuen Kirchen-Gemeinde,
Mehringdamm 21*

Ein wichtiger Habitué der Berliner Salons war der Dichter und Botaniker Adelbert von Chamisso (1781-1838), der schon in kindlichem Alter als französischer Revolutionsflüchtling nach Preußen gekommen war. Chamisso's Grab befindet sich in der Nähe (aber nicht an) der Mauer zur Baruther Straße (Abt. 3/1 – 38 –1). Es ist leicht zu übersehen, weil der flache Stein sehr unauffällig ist. (Orientierungshilfe: in der Nähe eine gut sichtbare hölzerne Eule auf einem Nachbargrab.)

In der Nähe des Haupteingangs vom Mehringdamm, südlich vom Hauptweg, befindet sich das Grab der musikalisch und künstlerisch begabten ELISABETH VON STAEGEMANN (1761-1835), die in Königsberg und seit ca. 1810 in Berlin einen Salon führte (Abt. 4/1 – 10). Ein sehr schöner Grabstein mit ovalem Schriftfeld erinnert an sie und ihren zweiten Ehemann, den Dichter und Staatsrat Friedrich August von Staegemann (1763-1840).

Auch beider Enkelin, die Schriftstellerin, Malerin und Salonnierin MARIE VON OLTERS (1826-1924) wurde hier beigesetzt. Ihr sehr verwitterter kleiner Grabstein trägt die Inschrift: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Elisabeth von Staegemanns Tochter Hedwig von Olfers liegt auf dem alten Matthäikirchhof begraben; ihre ehemalige Grabstelle ist zwar bekannt, aber nicht mehr erkennbar. Daher sollte man hier dieser drei Generationen umfassenden Berliner Salonnierendynastie Staegemann-Olfers (von 1806/10 bis 1924) gedenken.

E.T.A. Hoffmann (1776-1822), Elisabeth Staegemanns Landsmann aus Königsberg, war kein großer Freund der Berliner Salons, hatte allerdings laut einer Staegemann-Olfersschen Familientradition bereits im Königs-

berger Salon Elisabeth Staegemanns verkehrte und kannte auch seinen Juristenkollegen Friedrich August Staegemann sehr gut. Hoffmann kam, wohl durch seinen Freund Julius Eduard Hitzig, gelegentlich in den Berliner Salon Sara Levys. Sein Grab nördlich vom Hauptweg, Nähe Haupteingang Mehringdamm (Abt. 1/1 – 32 – 6), hat einen Grabstein mit einem Schmetterling (die befreite Seele), den Lebensdaten und der Inschrift: „Kammer Gerichts Rath, ausgezeichnet im Amte, als Dichter, als Tonkünstler, als Maler. Gewidmet von seinen Freunden“. Leider ist der Grabstein nicht mehr der originale, sondern eine Kopie.

Nicht weit vom Grab Hoffmanns, nördlich vom Hauptweg, befindet sich das Grab des humoristischen Schriftstellers Adolf Glaßbrenner (1810-1876). Der Grabstein mit Porträtbüste ist leicht zu erkennen. Auch die Theaterwelt Berlins, die in den Salons der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verkehrte, ist in diesem Teil des Friedhofs vertreten, u. a. die Schauspielerin Minona Frieb-Blumauer (1816-1886), Adolph L'Arronge (1838-1908) und Theodor Döring (1803-1878), der ein interessantes Denkmal hat: einen Obelisken, über den von oben ein Theatervorhang gefallen ist.

An der nördlichen Friedhofsmauer zur Blücherstraße hin (Abt. 2/2 Erbb.) befindet sich die große Grabanlage des Juristen und Sozialpolitikers Wilhelm Adolph Lette (1799-1868), der in den Salons von Lina Duncker und wahrscheinlich auch von Fanny Lewald verkehrte. Er gründete den später nach ihm benannten „Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“ und war an der Gründung des „Vereins der Künstlerinnen und Kunstmäzeninnen zu Berlin“ beteiligt. Viele Berliner Salonnièren engagierten sich für diese Vereine.

*Friedhof I der Jerusalems-Gemeinde und der Neuen Kirchen-Gemeinde,
Am Blücherplatz/Zossener Straße*

Im mittleren Teil dieses Friedhofs befindet sich das Erbbegräbnis der Salonnière EMMA DOHME (1854-1918), die nach dem Tode ihres Mannes, des Kunsthistorikers Robert Dohme (1845-1893), einen künstlerischen Salon in der Corneliusstraße unterhielt. Die Bronze-Plaketten fehlen, auch der Vorname Emma Dohmes (Abt. 3/1 – Erbb.).

In der Nähe befindet sich das Grab des Verlegers Franz Duncker (1822-1888), der sich gemeinsam mit Schulze-Delitzsch um die „Gewerkvereine“ verdient machte. Das auffällige Denkmal mit dem Porträt Franz Dunckers ist leicht zu finden (Abt. 2/1 – 7 – 34). Auf seine Frau LINA DUNCKER (1825-1885), die Salonnière und Freundin Gottfried Kellers und Ferdinand Lasalles, die hier vielleicht ebenfalls beerdigt ist, weist nichts mehr hin.

Spaziergang II: DIE FRIEDHÖFE AN DER BERGMANNSTRASSE (KREUZBERG)

Friedhof II der Dreifaltigkeitsgemeinde, Friedhof II der Friedrichwerderschen Gemeinde, Friedhof IV der Jerusalems-Gemeinde und der Neuen Kirchen-Gemeinde

(Verkehrsan schluß: U-Bahn Gneisenaustraße oder Süd stern, oder Buslinie 140).

Diese Friedhöfe sind weniger wegen der dort ruhenden Salonnieren (das Grab HENRIETTE PAALZOWS auf dem Friedhof II der Friedrichwerderschen Gemeinde nicht mehr erhalten) als wegen der Habitués interessant.

Friedhof II der Dreifaltigkeitsgemeinde, Bergmannstraße 39-41

Im oberen Teil des Friedhofs liegen der Salon-Habitué Theodor Mommsen (1817-1903) und der mit Bettine von Arnim befreundete Maler Karl Blechen, etwas tiefer, am mittleren Haupt-Querweg und unterhalb des Mommsen-Grabes das Grab des gastfreundlichen Verlegers Georg Andreas Reimer (1776-1842) und seiner Frau Minna (1784-1864) (Abt. B – OA – 48/51). Ebenfalls am mittleren Haupt-Querweg liegt Friedrich Schleiermacher (1768-1834), Salon-Habitué und Freund von Henriette Herz, den Schlegels und von Bettine von Arnim. Das große, mit Schleiermachers Büste geschmückte Grabmal (Abt. B – OA – 118) ist ein guter Orientierungspunkt. Die Inschrift der Gedenktafel lautet: „Gedenket an eure Lehrer die / Euch das Wort Gottes gesaget! / Welcher Ende schauet an und / Folget ihrem Glauben nach.“ Schleiermachers frühverstorbener Lieblingssohn Nathanael liegt ebenfalls hier begraben. Der Vater hat ihn selbst dort beerdigt. Unterhalb des Schleiermacher-Grabes liegen die Grabstätten der Salon-Habitués Ludwig Tieck (1773-1853) und Karl Lachmann (1793-1851).

Etwas weiter unterhalb am Längsweg liegt das leicht zu übersehende Grab der Charlotte von Kalb (1761-1843), die mit Schiller befreundet war und ihren Lebensabend in Berlin verbrachte, wo ihre Tochter Edda Hofdame der Prinzessin Marianne von Preußen (Schwägerin König Friedrich Wilhelms III.) war. Die Inschrift auf dem Stein lautet: „Ich war auch ein Mensch, sagt der Staub! Ich bin auch ein Geist, sagt das All!“ (Abt. B – HA – 14).

Ebenfalls auf diesem Friedhof beerdigt sind die gelehrten Salon-Habitués Henrich Steffens (1773-1845), Georg Heinrich Pertz (1795-1876), Friedrich von Raumer (1781-1873) und Karl Wilhelm Ludwig Heyse (1797-1855), der Vater Paul Heyses. Ferner der Dichter August Kopisch (1799-1853) und die Schauspielerinnen Marie Seebach (1829-1897) und Amalie Wolff (1783-1851).

Besonders interessant ist das Grab von Adolph von Menzel (1815-1905) (Abt. A – W.S. – 48). Er liegt neben seinem frühverstorbenen Bruder Ri-

chard in dem Grab, das eigentlich für dessen Frau ELISABETH MENZEL bestimmt war. Das Grab schmückt eine Büste Menzels von Reinhold Begas. Elisabeth Menzel-Milner (1838-1906), der ihr berühmter Schwager nie vergab, daß sie sich wiederverheiratete, ist auf einem Schöneberger Friedhof begraben.

Friedhof II der Friedrichswerderschen Gemeinde, Bergmannstraße 42-44
Die Schriftstellerin und Salonnière HENRIETTE PAALZOW (1792-1847) war hier begraben, ebenso ihr Bruder, der Maler Wilhelm Wach. Beide Gräber waren aber laut Willy Wohlberedt schon zu Beginn dieses Jahrhunderts eingeebnet. Als Salon-Habitués sind auf diesem Friedhof u. a. zu nennen die Mediziner Johann Friedrich Dieffenbach (1794-1847; unübersehbares Mausoleum oben am Querweg) und Ernst von Leyden (1832-1910; Hauptweg 76-77).

Friedhof IV der Jerusalems-Gemeinde und der Neuen Kirchen-Gemeinde, Bergmannstraße 45-47

Hier sind einige wichtige Salon-Habitués begraben: der Diplomat und Briefschreiber Kurd von Schlözer (1822-1894) (Abt. 5 – Erbb.; ganz links, weit vorn, an der Mauer, von der Straße sichtbar), der Germanist Erich Schmidt (etwa Mitte des Friedhofs nach Osten hin, jenseits des ersten Haupt-Querwegs) und die Schauspielerin Charlotte Birch-Pfeiffer (1800-1868) (Abt. 2 – Wahlreihe; etwas oberhalb und weiter östlich davon).

Spaziergang III: DIE FRIEDHÖFE NÖRDLICH DER STADTMITTE

Alter Friedhof der Jüdischen Gemeinde (1672-1827), Große Hamburger Straße 26-27

(Verkehrsanschluß: S-Bahn Hackescher Markt oder U-Bahn Weinmeisterstraße)

Dieser älteste jüdische Friedhof in Berlin (Begräbnisse vom späten 17. Jahrhundert bis 1827) wurde unter den Nationalsozialisten zerstört. Eine Mahn- und Gedenktafel erinnert daran. Begraben sind hier aus der Welt der Berliner Salons u. a. Moses Mendelssohn (1729-1786) und Markus Herz (1747-1803). Für Moses Mendelssohn ist (nicht an der ursprünglichen Stelle) ein neuer Grabstein als Gedenkstein errichtet worden.

Alter Friedhof der Sophiengemeinde, Sophienstraße 2-3, Mitte
(Verkehrsanschluß: S-Bahn Hackescher Markt oder U-Bahn Weinmeisterstraße)

Der Friedhof (nur zu bestimmten Zeiten, Mittwoch Nachmittag und zu den Gottesdiensten, geöffnet) ist meist geschlossen, von der Sophienstraße

kann man jedoch durch den Zaun einen Blick auf den Friedhof werfen, wo Anna Louisa Karsch (1722-1791; Dichterin und Großmutter der Helmina von Chézy), Carl Friedrich Zelter (1758-1832) und Leopold von Ranke (1795-1886) begraben sind. Karl Wilhelm Ramlers (1725-1798) Grab ist in der Kirche.

Garnisonfriedhof (1722), Liniestraße 207-212 / Kleine Rosenthaler Straße, Mitte

(Verkehrsananschluß: U-Bahn Rosenthaler Platz)

Auf dem Offiziers-Garnisonfriedhof wurden die Salonnières ERNESTINE VON WILDENBRUCH und SOPHIE GRÄFIN VON SCHWERIN beerdigt.

Das Grab der ERNESTINE VON WILDENBRUCH (1805-1858), Hofdame der Fürstin Luise Radziwill, Ehefrau des Diplomaten Louis von Wildenbruch (1803-1874; illegitimer Sohn des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen) und Mutter des Dichters Ernst von Wildenbruch, ist zwar nicht erhalten, läßt sich aber lokalisieren. Nach einem Bericht Adolph Kohuts (*Sonntags-Zeitung für Deutschlands Frauen*, Jg. 1902/03, Heft 45) muß es sich neben dem erhaltenen Grab ihrer Pflegemutter Wilhelmine von Boguslawska geb. Radeke (1769-1839) befunden haben: „Auf dem alten Garnisonkirchhof in Berlin fand sie ihre Grabstätte neben ihren Pflegeeltern.“ Das große Kreuz aus Eisenkunstguß, welches das Grab Wilhelmine von Boguslawskas schmückt, liegt fast genau in der Mitte des Friedhofs an einem Querweg und ist leicht zu finden. Das Grab Louis von Wildenbruchs dürfte vermutlich auch in der Nähe gewesen sein.

Der Grabstein des ältesten Sohnes der Wildenbruchs, Heinrich Emin von Wildenbruch (1842-1893), liegt dem Grab der Boguslawskis gegenüber auf der östlichen Seite des Querwegs: Quader mit Säulenbasis, Säule oder Kreuz fehlt. Leider ist der Stein sehr verwittert, so daß die Inschrift nur mit Mühe zu lesen ist. Die Inschrift lautet: „Hier ruht in Gott der Oberst à la suite des Generalstabs Heinrich Emin von Wildenbruch [...]“, es folgen die nicht mehr zu lesenden Lebensdaten. Der berühmte Sohn Ernestine von Wildenbruchs, der Dichter Ernst von Wildenbruch (1845-1909; verheiratet mit Maria von Weber, einer Enkelin Carl Maria von Webers), ist in Weimar begraben.

Das Grab der SOPHIE GRÄFIN VON SCHWERIN (1785-1863), der Frau des „Siegesboten“ nach der Einnahme von Paris 1814, Graf Wilhelm von Schwerin-Wolfshagen, der dann 1815 bei Belle-Alliance/Waterloo fiel, ist nicht erhalten. Wir wissen jedoch, u. a. aus dem Nachruf von Professor Adolf Schottmüller: „Sie starb am 27. Januar 1863, im 78. Jahre und wurde drei Tage darauf auf dem hiesigen Offiziers-Garnison-Friedhöfe, zwi-

schen ihrer Schwester Cäcilie [Gräfin Dönhoff] und ihrer Pflegetochter Caroline [Gräfin Schwartzenau] bestattet.“

Erhalten sind die Gräber dreier wichtiger Salon-Habitués: von dem Freiheitskämpfer Adolph von Lützow (1782-1834; Anführer des Lützowschen Freikorps; Ehemann der Salonnière Elisa Gräfin von Ahlefeldt), dem Dichter Friedrich Baron de la Motte-Fouqué (1777-1843) und dem überaus beliebten Garnisonprediger und Schriftsteller Emil Frommel (1828-1896), der viele Berliner Salonnières konfirmiert, getraut oder beerdigt hat.

Jüdischer Friedhof Schönhauser Allee 23-25, Prenzlauer Berg (an Samstagen und Sonntagen geschlossen!)

(Verkehrsanschluß: U-Bahn Senefelderplatz)

Hier sind AMALIE BEER und MINNA MEYERBEER beerdigt, wahrscheinlich auch SARA LEVY (1761-1854), obgleich diese aktenmäßig nicht mehr nachzuweisen ist.

Etwa an der Mitte der Nordmauer des Friedhofs (linkerhand vom Eingang) liegt das große Familiengrab der Beer-Meyerbeers. Hier ruhen u. a. AMALIE BEER (1767-1854), MINNA MEYERBEER (1804-1886), mit der Grabinschrift: „Die Liebe höret nimmer auf“, und Giacomo Meyerbeer (1791-1864). Amalie Beers Enkelin bzw. Minna Meyerbeers Tochter, die Salonnière Cornelie Richter ist auf dem alten Matthäi-Friedhof begraben.

In der Nähe der Beer-Meyerbeerschen Grabstätte befindet sich auch das Grab David Friedländers (1750-1834), des Freundes und Schülers Moses Mendelssohns, der erster jüdischer Stadtrat Berlins und Gast in zahlreichen Salons war.

Ferner liegen hier wichtige Habitués der Salons. In der Ehrenreihe (erster breiter Querweg links vom Eingang) sind die Politiker Ludwig Bamberger (1823-1899) und Eduard Lasker (1829-1884) begraben. In der Ehrenreihe der Abteilung B (weiter nördlich; Eck-Grab) befindet sich das Grab des Literaturhistorikers Ludwig Geiger (1848-1919), der in seinem großen Lebenswerk u. a. auch wichtige Vorarbeiten für die Erforschung der Berliner Salons geleistet hat. Ganz in der Nähe, westlich von der Ehrenreihe, zur Straße hin, befindet sich das marmorne Grabmal des Bankiers Julius Leopold Schwabach (1831-1898), dessen Frau Leonie einen wichtigen Salon führte (Vase oder Urne mit Draperien, Palmen- und Blütenzweig; Inschrift: „Die Liebe höret nimmer auf“).

Am rückseitigen Hauptweg des Friedhofs, der von Nordosten nach Südwesten verläuft, befindet sich das Grab von Max Liebermann, der nicht nur ein geistvoller Habitué, sondern auch ein zuverlässiger und wichtiger Chro-

nist der Berliner Salons war. Südwestlich des Liebermannschen Grabes am gleichen rückseitigen Hauptweg liegt das Grab des Literaturhistorikers Richard M. Meyer (1860-1914), der mit seiner Liebenswürdigkeit nicht aus dem Berliner Salonleben des späten 19. Jahrhunderts wegzudenken ist. Die Grabinschrift lautet: „Hier ruht Prof. Dr. Richard M. Meyer / ein deutscher Philologe aus der Schule Wilhelm Scherers.“ Hinter den Lebensdaten folgt das Zitat: „Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde, daß sie uns von dorther, gleich Sternen, entgegenleuchten als Richtpunkte. Goethe.“

Links neben dem Grab Richard M. Meyers liegt das Grabmal der Sängerin Sophie Löwe (1847-1876), die u. a. auch im Salon Amalie Beers verkehrte. Die Gestaltung des Grabes ist bemerkenswert: eine Pyramide, geschmückt mit dem Bildnismedaillon der früh verstorbenen Künstlerin.

Spaziergang IV: ALTER FRIEDHOF DER ST. MATTHÄUSGEMEINDE (SCHÖNEBERG)

Alter Friedhof der St. Matthäusgemeinde, Großgörschenstraße 12-14 / Monumentenstraße, Schöneberg

(Verkehrsan schluß: U-Bahn Yorck-Straße oder S-Bahn Großgörschenstraße)

Hier liegen die ehemaligen Nachbarn des Tiergarten- und Matthäikirchenviertels, Salonniers und Salongäste der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, oft in nächster Nähe beieinander: so z. B. HEDWIG VON OLFERS, ANNA VOM RATH und CORNELIE RICHTER – wobei nur letzteres Grab noch erhalten ist. Ferner liegen hier CLARA CURTIUS, FRIEDA FREIFRAU VON LIPPERHEIDE und OTTILIE HANSEMANN begraben. Auch CLARA MUNDT-MÜHLBACH und Theodor Mundt sind hier beerdigt, ihre Gräber sind allerdings ebenfalls nicht erhalten.

Das Grab von HEDWIG VON OLFERS (1799-1891) ist nicht erhalten, es lag im linken oberen Friedhofsteil (Feld K: K-n-26) rechts unterhalb der Gräber ihrer Salonkolleginnen Cornelie Richter und Anna vom Rath. Es muß sich links oder rechts von dem noch erhaltenen Grab Direktor Gustav Hartmanns (mit einem bronzenen Bildmedaillon; K-n-16/17) befunden haben. In der Olfersschen Familie war es üblich, am Heiligen Abend den verstorbenen Familienmitgliedern kleine, kerzenbesteckte Weihnachtsbäumchen auf die Gräber zu bringen.

In der hintersten oberen linken (südöstlichen) Ecke des Friedhofs befindet sich das Grab CORNELIE RICHTERS (1842-1922), der jüngsten Tochter Meyerbeers, und ihres Mannes, des Malers Gustav Richter (1823-1884)

(Erb 230 K-oI/sI-). Helene von Nostitz berichtet über die Beisetzung Cornelie Richters: „Noch eine Stunde war um die Hülle der Verstorbenen diese liebliche, fein vibrierende Atmosphäre wach [...]. Grünfeld spielte in der kleinen stillen Kapelle noch einmal Händels feierliches Largo, dann sang der Chor ‚Über allen Wipfeln ist Ruh‘.“

Einige Grabstellen links davor befand sich das Grab von ANNA VOM RATH (1839-1918) und ihrem Mann Adolph vom Rath (1832-1907); es wurde im Krieg beschädigt oder zerstört. Man findet die Stelle links neben dem erhaltenen Grab von Franz van Deuren (Erb 227 K-o). Anna vom Rath starb am Ostersonntag 1918; da sie sich nicht nur als Salonnière, sondern auch als segensreich wirkende Philanthropin einen Namen gemacht hatte, wurde ihr eine der letzten „großen“ Beerdigungen des Kaiserreichs zuteil, die nichtsdestoweniger von den furchtbaren Kriegsopfern der Zeit überschattet war. Die Neue Preußische Zeitung vom 4. April 1918 berichtete über die Trauerfeier: „In Vertretung der Kaiserin, für die Oberhofmeisterin Gräfin v. Brockdorff und die Hofstaatsdame Fräulein v. Gersdorff erschienen waren, legte Kammerherr Kabinettsrat Frhr. v. Spitzemberg einen Kranz aus weißem Flieder und Maiglöckchen nieder. Prächtige Blumenarrangements hatten gesandt die Frau Kronprinzessin, Prinz und Prinzessin August Wilhelm, Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen, Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, Herzog von Ratibor, Fürst von Hatzfeld, Frau Ellen von Siemens, der Hauptvorstand des Vaterländischen Frauenvereins, der Vorstand des Vereins für Krankenküchen, der Vorstand der Adolf-vom-Rath-Stiftung, Prinz zu Schönaich-Carolath, das Haus Wahnfried in Bayreuth, der Vorstand der Richard Wagner-Vereine u. a. – Der König von Bulgarien ließ sich durch seinen hiesigen Militärbevollmächtigten Oberst Gantschew vertreten. [...]“

Im oberen Mittelteil des Friedhofs (Südrand des Feldes F) befindet sich das Erbbegräbnis der Familie Hansemann. In der Grabanlage der Bankiersfamilie Hansemann (Erb 25 F-s-*; Mausoleum und Gräber), deren bekanntestes Mitglied der liberale Politiker und preußische Finanzminister David Hansemann (1790-1864) war, befindet sich auch das Grab der Salonnière OTTILIE VON HANSEMANN (1840-1919) der Frau Adolph von Hansemanns (1826-1903), die sich u. a. auch um die Frauenbildung verdient machte.

Gleich daneben (westlich) liegen die Gräber der Germanisten Jacob und Wilhelm Grimm (1785-1863 und 1786-1859, die „Brüder Grimm“) und des Kunst- und Literaturhistorikers Herman Grimm (1828-1901), der mit Bettine von Arnims jüngster Tochter Gisela verheiratet war. Er machte sich auch als Goethe-Forscher einen Namen. Zur Beerdigung Hermans Grimms

sandte der Freund Ernst von Wildenbruch einen rührenden Brief aus Weimar und einen Veilchenstrauß aus Goethes Garten. Herman Grimm wurde mit diesem Veilchenstrauß begraben.

Im mittleren Teil des Friedhofs (Nordseite des Feldes D) liegt die Grabstätte von CLARA CURTIUS und ihrem Mann, dem Archäologen und Gräzisten Ernst Curtius (D-17-16*). Südöstlich davon, im gleichen Feld am Mittelgang, unterhalb des erhaltenen Grabes des Bildhauers Johann Friedrich Drake (1805-1882) (D-o-30*), muß sich das nicht mehr erhaltene Grab von CLARA MUNDT-MÜHLBACH (1814-1873; D-o-43) und Theodor Mundt (1808-1861) befunden haben. Henriette Solmar (1794-1890), deren Grab nicht erhalten ist, dürfte auch auf diesem Friedhof beerdigt sein.

Das aufwendige Grabmal des Ehepaars FRIEDA FREIFRAU VON LIPPERHEIDE (1840-1896) und Franz Freiherrn von Lipperheide (1838-1906) ist an der rechten, d. h. westlichen Friedhofsmauer im unteren (nördlichen) Drittel zu finden (Erb 374 Q-wI-*). Die ursprüngliche Bekrönung mit Puttenreliefs ist nicht mehr erhalten.

Von den vielen Habitués, die auf diesem Friedhof begraben sind, sollen hier nur einige genannt werden; die ausgezeichnete Friedhofs Broschüre führt die erhaltenen Gräber prominenter Berliner auf. An erster Stelle ist das Grab des Kunsthistorikers und Dichters Franz Kugler (1808-1858) an der Südostecke des Feldes A/X8 (A-s-*) zu erwähnen, des Ehemanns der Salonnierin Clara Kugler geb. Hitzig, die in München starb und dort auch beerdigt ist. Ferner sind die vielen Schriftsteller und Gelehrten zu nennen, die im Viertel rings um die Matthäi-Kirche und am Tiergartenrand wohnten, die dortigen Salons besuchten und die dann meist auch auf diesem Friedhof beerdigt wurden: z. B. Wilhelm Scherer (1841-1886), Heinrich von Sybel (1817-1895), Wilhelm Hertz (1822-1901), Rudolf von Virchow (1821-1902), Rudolf von Gneist (1816-1895), Leopold Kronecker (1823-1891) und Adolf von Harnack (1851-1930).

Spaziergang V: FRIEDHÖFE VOR DEM ORANIENBURGER TOR

Diese Friedhöfe befinden sich ungefähr in der Verlängerung der Friedrichstraße nach Norden bzw. Nordwesten.

Die Friedhöfe an der Chausseestraße
(Verkehrsanschluß: U-Bahn Oranienburger Tor)

Friedhof der Französisch Reformierten Gemeinde (I), Chausseestraße 127, Mitte

Auf dem alten Friedhof der Französisch Reformierten Gemeinde dürfte

HENRIETTE VON CRAYEN (1755-1832) begraben sein; es ist allerdings kein Grab mehr vorhanden. Erhalten die Gräber von Ludwig Devrient (1784-1832), Marie Anne Dutitre (1748-1827; Berliner Original), Emil Du Bois-Reymond (1818-1896) und Johann Friedrich Ancillon (1767-1837) (alle links vom Eingang) und von Daniel Chodowiecki (1726-1801) (rechts vom Eingang; leicht zu übersehen, weil das Grab einen neuen Grabstein hat!).

Friedhof der Dorotheenstädtischen und Friedrichwerderschen Gemeinde, Chausseestraße 126, Mitte

Auch dieser Friedhof (heute bekannt als Friedhof, wo Bertolt Brecht, Heinrich Mann u. a. liegen) hatte viele Salonnièrengräber. Erhalten ist die Grabstätte von ELISE DELBRÜCK (1840-1926) und ihrem Mann, dem Staatsminister Rudolf von Delbrück (1817-1903) im Mittelteil des Friedhofs (M 2 – 12). Elise von Delbrück führte eine salonähnliche Geselligkeit und galt als Inbegriff der „die rechte Sofaecke beanspruchenden Exzellenz“ (Marie von Bunsen).

Leider sind die Gräber der Salonnières AMALIE VON HELVIG, FLORA VON POMMER-ESCHE und HEDWIG ABEKEN bereits zur Zeit der Forschungen Willy Wohlberedts längst verschwunden gewesen. Dank den freundlichen Nachforschungen und Auskünften der Dorotheenstädtischen Kirchhofsverwaltung konnte ich jedoch erfahren, daß das Grab von FLORA VON POMMER-ESCHE (1812-1900) bereits 1914 eingeebnet wurde (der Ort ist nicht mehr feststellbar), und wo sich die anderen Gräber befanden.

AMALIE VON HELVIG (1776-1831) wurde am 22. Dezember 1831 auf dem alten, verschwundenen Teil des Friedhofs beerdigt [Erbbegräbnis der Familie, damals „Helwig“ geschrieben, wo auch ihr Mann Carl Gottfried (+ 1844) und ihre Tochter Dora (+ 1847) beerdigt wurden]. Amalie von Helvig hatte laut Wohlberedt eine (heute nicht mehr erhaltene) eiserne Gedenktafel an der Grenzmauer: „Anna Amalia Freiin von Imhoff / verehelichte von Helvig / war / im geselligen Leben, durch ihre Schriften, als / Dichterin –, als vortreffliche Hausfrau, Mutter, Schwester u. Freundin im häuslichen Kreise / gekannt.“

Zum weiteren Schicksal der sterblichen Überreste der Salonnière zitiere ich das Schreiben der Dorotheenstädtischen Kirchhofsverwaltung: „Der alte Teil des Kirchhofes (dort wo sich heute die Hannoversche Straße befindet – bis zum Oranienburger Tor) wurde ca. 1889 aufgegeben. Die Grabstätte wurde ‚nach der Französischen Mauer‘ im neueren Teil des Kirchhofes verlegt. Heute befinden sich dort die Gräber von Heinrich Mann und Johannes R. Becher.“

HEDWIG ABEKEN geb. von Olfers (1829-1919), Tochter und Biographin von Hedwig von Olfers, Schwester der Marie von Olfers und wichtige

Helferin in beider Salon, wurde am 23. April 1919 an der Seite ihres Mannes, des Geheimen Legationsrats Heinrich Abeken (1809-1872), „Bismarcks Feder“ und Bearbeiter der „Emser Depesche“, beigesetzt. Nach Wohlberedt lautete der Spruch auf dem Grabmal Hedwig Abekens: „Ich will Dich segnen / und Du sollst im Segen sein.“ Das Grab (vierter Querweg links vom Hauptweg) befand sich gegenüber der heute noch erhaltenen Grabstätte Freund.

Als Gräber von Habitués sind u. a. die von Christoph Wilhelm Hufeland (1762-1836), Christian Rauch (1777-1857), Gottfried Schadow (1764-1850), Eduard Gans (1798-1835), Karl Friedrich Schinkel (1781-1841), Julius Eduard Hitzig (1780-1849) und Familie (Mausoleum), und Johann Gottlieb Fichte (1762-1814) zu nennen. Interessant ist das große Familiengrab des Malers Franz Krüger (1797-1857). Seine Frau, die liebenswürdige Sängerin Johanna Eunicke (1798-1856), war die erste „Undine“ in der Fouqué-Hoffmannschen Oper. Sie ist auf dem berühmten „Huldigungsbild“ Franz Krügers zusammen mit Hedwig von Olfers als Zuschauerin in einem offenen Wagen sitzend dargestellt.

Die Gräber von Salon-Habitués, wie die des Dichters August Friedrich Ernst Langbein (1757-1835) und seiner Frau Johanna sowie des Historikers Friedrich Förster (1791-1866) und seiner Frau Laura (1799-1864; einer Tochter des Pädagogen Gedike und Freundin Hedwig von Olfers’), waren schon im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts nicht mehr erhalten.

Invalidenfriedhof, Scharnhorststraße 32, Berlin Mitte

(Verkehrsan schluß: U-Bahn Zinnowitzer Straße oder die Buslinie 157, welche zum Bundeswehr-Krankenhaus fährt)

Auf diesem Friedhof sind FANNY VON BOYEN geb. Prinzessin von Biron-Kurland, HELENE VON LEBBIN und HELENE VON HÜLSEN beerdigt worden. Der Friedhof wurde im Zweiten Weltkrieg stark zerstört; nach dem Bau der Berliner Mauer 1961 gingen bis 1989 auch Mauer- und Grenzanlagen zwischen Ost- und Westberlin durch das hintere Friedhofsgelände. Es ist aber schon viel zur Restaurierung von Gräbern geschehen.

Das Grab von FANNY VON BOYEN geb. Prinzessin von Biron-Kurland (1815-1888) befindet sich in dem großen, gut erhaltenen bzw. restaurierten Boyenschen Erbbegräbnis im linken Teil des Friedhofs vor dem großen Scharnhorst-Grabmonument mit dem Löwen.

Die Gräber von HELENE VON LEBBIN und HELENE VON HÜLSEN befanden sich laut freundlicher Auskunft des Naturschutz- und Grünflächenamtes (Bezirksamt Berlin Mitte) im Feld B des Friedhofs, rechts vom Hauptweg im mittleren hinteren Teil des Friedhofs.

Das Grab HELENE VON LEBBINS (1849-1915) im Feld B I Reihe 1, Nr. 1, ist nicht erhalten. Ihre Urne wurde im Grabe ihres Mannes Hermann von Lebbin (1819-1884) beigesetzt. Das Grab ihres Freundes Friedrich von Holstein ist ebenfalls nicht erhalten; die Stelle ist aber überliefert: es lag im einstigen Niemandsland zwischen Kanal und Mauer links vom Hauptweg. Das Grabmal der Eltern Helene von Lebbins (Heinrich und Helene von Brandt; Kreuz rechts vom Hauptweg direkt vor dem großen Querweg) ist erhalten, allerdings ist es auf alten Plänen an anderer Stelle verzeichnet (weiter links, Nähe Scharnhorst-Grabmal). Heinrich von Brandt war im Generalstab tätig und Sohn des gleichnamigen Generals und Militärschriftstellers.

HELENE VON HÜLSEN (1829-1892) ist im Feld B II, Reihe 4, Nr. 31 beigesetzt. Das Grab ist nicht erhalten.

Wichtige Habitués, die auf diesem Friedhof begraben sind, waren u. a. der Kriegsminister Julius von Verdy du Vernois (1832-1910) und vor allem der eng mit Varnhagens und Olfers' befreundete Friedrich Wilhelm Freiherr von Willisen (1790-1879).

Spaziergang VI: DIE FRIEDHÖFE AN DER LIESENSTRASSE

Friedhof der Französisch Reformierten Gemeinde (II), Liesenstraße 7, Mitte
(Verkehrsanschluß: U-Bahn Schwartzkopfstraße oder Reinickendorfer Straße)

Obgleich auf dem Friedhof der Französisch Reformierten Gemeinde (II) keine Salonnière begraben liegt, sollte man, wenn man zum unmittelbar benachbarten Friedhof der St. Hedwigs-Gemeinde geht, zuvor wenigstens kurz dem Grab Theodor Fontanes (1819-1898) einen Besuch abstatten, der bei Sophie Gräfin Schwerin, Mathilde von Rohr und Fanny Lewald Salongast war und die historische Henriette von Crayen zur ebenso liebenswürdigen literarischen „Josephine von Carayon“ in seinem Roman *Schach von Wuthenow* umformte. Fontanes Grabstätte – in der westlichen Friedhofshälfte – ist ausgeschildert. Rechts daneben ruht Georg Minde-Pouet (1871-1950), der sich um die Berlin-Historiographie und die Kleist-Forschung sehr verdient gemacht hat.

Friedhof der St. Hedwigs-Gemeinde, Liesenstraße 8, Mitte
(Verkehrsanschluß: U-Bahn Schwartzkopfstraße oder Reinickendorfer Straße)

Das Grab der Gräfin WILHELMINE VON LICHTENAU (1753-1820), einer Vorläuferin der Berliner Salongesellschaft, ist nicht erhalten. Die Gräfin Lichte-

nau war nach ihrem Tode zunächst in der katholischen Berliner St. Hedwigs-kirche beigesetzt; sie wurde nach der Zerstörung der Hedwigskirche 1943 auf diesen Friedhof umgebettet. Das (nicht erhaltene) Grab befand sich im Grabfeld IV rechts zwischen dem Eingang (von der Liesenstraße her) und der Friedhofskapelle.

Das Grab der Salonnaire MAXE GRÄFIN VON ORIOLA (1818-1894 [alte phonetische Schreibweise: Oriolla]), der ältesten Tochter Bettine von Arnims, ist leicht zu finden. Das Oriolasche Erbbegräbnis liegt südwestlich hinter der St.-Annen-Friedhofskapelle, rechts neben dem sehr auffälligen Renversschen Grabdenkmal. Das große Steinkreuz für das Ehepaar Graf Eduard und Gräfin Maxe von Oriola ist sehr gut erhalten. Über den Todes-tag Maxe Gräfin von Oriolas, den 31. Dezember 1894, berichtete die Ge-sellschafterin der Gräfin: „Heute morgen, wenige Stunden nach dem Tode der Gräfin, kam Fräulein [Marie] v. Olfers und wollte ihr den gewohnten Silvestergruß bringen. Sie erzählte, sie sei in der Nacht – gerade zur Todes-stunde der Gräfin – aufgewacht mit dem Gedanken, daß sie ja das übliche Silvesterbildchen für ‚die Maxe‘ vergessen habe; da sei sie ganz früh aufge-standen und habe es gezeichnet und das Verschen dazu gedichtet. Es be-gann: ‚Ist die Türe auch verschlossen, Liebe schleicht sich doch hinein.‘“ – Im hinteren Teil des Erbbegräbnisses, links hinter dem Grabkreuz, liegt Luise Gräfin von Oriola (1824-1899) begraben, die langjährige Palast-dame der Prinzessin, Königin und Kaiserin Augusta. Luise Gräfin von Oriola war eine Schwester des Grafen Eduard von Oriola. Auch dessen Eltern und dessen Bruder liegen in diesem Erbbegräbnis bestattet.

Erhalten sind die Gräber einiger Salon-Habitués, nämlich der Sängerin Anna Milder-Hauptmann (1785-1838; kleiner Stein rechts hinter der Fried-hofskapelle, links vom Renversschen Grabmal), und von Carl Begas d. Ä. (1794-1854; hinterer Teil des Friedhofs, rechts an der Mauer in der Nähe der alten Kapelle); in der Nähe ist das Grabmal für Peter von Cornelius (1783-1867) vereinfacht neu errichtet worden.

Nicht erhalten sind die Gräber von Henriette Mendelssohn (1775-1831; ehem. Grabfeld II, östlich der Kapelle) und Marianne Saaling (1886-1869). Auch die Gräber von Ignaz von Olfers (1793-1872; verheiratet mit Hedwig geb. von Staegemann), Direktor der Königlichen Museen in Berlin, und Athanasius Graf von Raczyński (1788-1874), Diplomat und Kunstsam-mler, sind nicht erhalten. Sie befanden sich in Grabfeld I bzw. Grabfeld IV links und rechts zwischen Eingang Liesenstraße und der Kapelle.

Spaziergang VII: St. Hedwigskirche und Dom

St. Hedwigskirche, Krypta, Hedwigkirchgasse, Mitte

(Verkehrsanschluß: Buslinie 100 oder U-Bahn Französische Straße)

In der katholischen St. Hedwigs-Kirche ist die Salonnière LEONIE VON SCHWABACH erdbestattet, allerdings weist nichts mehr auf ihr Grab hin. Ehemals waren hier WILHELMINE GRÄFIN VON LICHTENAU und LADY KATHERINE WHITE beigesetzt.

In der Krypta der St. Hedwigskirche befand sich 1913-1943 der Sarkophag der Salonnière LEONIE VON SCHWABACH geb. Kayzler (1842-1913). Der zerstörte Sarkophag wurde nach dem Bombenangriff 1943 nicht auf den Friedhof in der Liesenstraße überführt, sondern die Überreste Leonie Schwabachs wurden im äußeren Bereich der Krypta erdbestattet.

Der Sarg von Lady Katherine White (gest. um 1902) und ihres Mannes wurde 1938 nach England überführt. Die Überreste der Wilhelmine Gräfin Lichtenau (1753-1820) nach der Zerstörung der Hedwigskirche durch einen Bombenangriff 1943 auf den St. Hedwigs-Friedhof in der Liesenstraße umgebettet.

Dom[kirche], Karl-Liebknecht-Straße, Mitte

(Verkehrsanschluß: u. a. Buslinie 100)

Im Dom auf der Spreeinsel ist Königin Sophie Charlotte von Preußen beigesetzt, die als „Philosophin“ auf dem Königsthron zur Vorgeschichte der Berliner Salons zählt. Der Salon-Habitué Prinz Louis Ferdinand von Preußen, gefallen bei Saalfeld, wurde später in den Dom überführt.

VIII. Weitere Friedhöfe

Friedhof der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Berlin Weißensee, Herbert-Baum-Straße 45 (Markus-Reich-Platz 1)

(Verkehrsanschluß: Busline 100 oder 156)

FELICIE BERNSTEIN (7.9.1850-11.6.1908), die den wichtigsten Salon der bildenden Kunst der Kaiserzeit in Berlin führte, ist auf dem Friedhof der Jüdischen Gemeinde zu Berlin in Weißensee begraben. Ihr Grab liegt vom Eingang Herbert-Baum-Straße her im vorderen Teil des Friedhofs hinter den Friedhofsgebäuden rechts (Grabstätte Nr. 33621) im Feld H1 in der 21. Reihe.

Auch zahlreiche Habitués der Salons sind hier beigesetzt, z. B. Karl Emil Franzos (1848-1904), Rudolf Mosse (1843-1920), Lesser Ury (1861-1931) und Theodor Wolff (1868-1943), um nur einige zu nennen.

Friedhof der Familie von Humboldt im Park des Schlosses Tegel, Tegel, Gabrielenstraße

(Verkehrsan schluß: U-Bahn Tegel)

Auf dem Friedhof der Familie von Humboldt im Schloßpark zu Tegel sind CAROLINE VON HUMBOLDT, ihr Mann Wilhelm von Humboldt (1767-1835), ihr Schwager Alexander von Humboldt (1769-1859), der in seinen Berliner Zeiten einer der wichtigsten und geselligsten Berliner Salon-Habitués überhaupt war, und weitere Mitglieder der Familie von Humboldt begraben.

Landeseigener Friedhof Wannsee, Lindenstraße 1 und 2

(Verkehrsan schluß: U-Bahn Wannsee)

Die Gräber ANNA VON HELMHOLTZ (1834-1899) und Hermann von Helmholtz (1821-1894) – Ehrengrab (A.T. 52) – und von Eduard und JOHANNA ARNHOLD (salonartige Gesellschaft) sind erhalten.

IX. Nicht mehr erhaltene Gräber von Salonnieren auf weiteren Friedhöfen

Mit dem Vordringen der Stadt Berlin nach Westen am Ende des 19. Jahrhunderts wanderten auch viele Salonadressen mit. Und auch hier entstanden (aus heutiger Sichtweise) „Prominentenfriedhöfe“. Salonnierengräber sind allerdings auf den sonst interessanten Friedhöfen von Wilmersdorf und Charlottenburg seltener und die wenigen nicht mehr erhalten. Lohnender ist die Suche nach Salon-Habitués: Literaten, Künstlern, Musikern usw.

Friedhof und Krematorium Wilmersdorf, Berliner Straße 100/103:

EMMA VELY [eigentlich Simon; geb. Couvely] (1848-1934); möglicherweise auch LUISE BEGAS-VON PARMENTIER (1843-1920).

Kirchhof der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Gemeinde, Fürstenbrunner Weg 69-79:

ELISE FREIIN VON HOHENHAUSEN (verehel. Rüdiger) (1812-1899). Das Grab ist laut Auskunft der Friedhofsverwaltung nicht erhalten. Allerdings sind die Gräber von zahlreichen Salon-Habitués, wie Joseph und Amalie Joachim (1831-1907 bzw. 1839-1899), Friedrich Spielhagen (1829-1911), Gustav von Schmoller (1838-1927) und Otto von Gierke (1841-1921), noch vorhanden. Auch auf dem

Landeseigenen Friedhof Heerstraße, Trakehner Allee 1 / Heerstraße:

in Charlottenburg finden sich noch Gräber von Salon-Habitués, wie Max Friedländer (1867-1958), Georg Kolbe (1877-1947) oder Leo Blech (1871-1958).

X. Berliner Salonnièren, die außerhalb Berlins begraben sind

Zahlreiche wichtige Berliner Salonnièren sind nicht in Berlin begraben, meist, weil sie inzwischen von Berlin weggezogen waren, oder weil ihre Familiengräber auswärts lagen oder sie selbst nicht in Berlin starben und nicht überführt wurden. Hier seien einige der wichtigsten genannt:

- Bettine von Arnim (1785-1859) – begraben in Wiepersdorf
Ludmilla Assing (1821-1880) – gestorben und begraben in Florenz
Caroline und Wilhelmine Bardua (1781-1864 bzw. 1798-1865) – gestorben und begraben in Ballenstedt/Harz
Marie von Bunsen (1860-1941) – begraben in Bonn
Dorothea Herzogin von Kurland (1761-1821) – gestorben und begraben in Löbichau
Clara Kugler (1812-1873) – gestorben und begraben in München
Fanny Lewald (1811-1889) – gestorben in Dresden, begraben in Wiesbaden
Hildegard Freifrau von Spitzemberg (1843-1914) – beigesetzt in Stuttgart
Marie und Aloisia Kirschner (1852-1931 bzw. 1854-1934) – begraben in der Tschechischen Republik, wahrscheinlich in Koschatek/Košatky
Marie Fürstin Radziwill (1840-1915) – begraben wahrscheinlich in Kleinitz/Schlesien
Luise Fürstin Radziwill (1770-1836) – beigesetzt in der Radziwillschen Familiengruft zu Antonin
Sascha Gräfin von Schlippenbach – gestorben und wohl begraben in Bad Kreuth/Bayern

Am Schluß dieses Berlin- und Friedhofsrundgangs können vielleicht folgende Verse von Marie von Olfers stehen, die als Motto für viele der Werte der Berliner Salonwelt passen. Nach dem Tode Marie von Olfers' 1924 fand sich beim Ausräumen ihrer Wohnung am Schöneberger Ufer ein Konzept-Blatt mit den zitierten Versen eingeklemmt hinter ihrem Schreibtisch, fast wie ein letzter Gruß der Verstorbenen. Es sind (im März 1900) verfaßte Verse für das Stammbuch eines Kindes, in denen die blaue Blume „Vergißmeinnicht“ und die blaue Blume der Romantik als Quell der Freude und der Phantasie beschrieben werden. Das Gedicht endet:

*Vergessen sollst du nie, wenn Liebes dir geschehen,
Vergessen nie, wenn Schönes du gesehen,
Aus deines Lebens schönsten Stellen,
Aus deiner Seele tiefsten Quellen
Soll dir die Wunderblume sprießen
Und ihren Segen dir erschließen!*

(Marie von Olfers)

Abbildungsnachweis

Umschlagbild: Unter Verwendung von Abb. 13.

Abb. 1: Henriette von Crayen, Gemälde von Anton Graff, um 1783, nach: Ekhart Berckenhagen, Anton Graff. Leben und Werk, Berlin 1967, Nr. 200, vgl. Nr. 202, S. 92.

Abb. 2: Henriette Herz, Stich von Albert Teichel (nach Anton Graff, um 1792), nach: Rahel Varnhagen, Gesammelte Werke, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, Uwe Schweikert und Rahel E. Steiner, Bd. 10: Studien, Materialien, Register, München 1983, S. 241.

Abb. 3: Luise Fürstin Radziwill, Pastell von Johann Bardou, um 1800, nach: Kurt Jagow, Wilhelm und Elisa. Die Jugendliebe des Alten Kaisers, Leipzig 1930, Tafel bei S. 128.

Abb. 4: Amalie Beer, Gemälde von Carl Kretschmar, um 1800, nach: Giacomo Meyerbeer, Briefwechsel und Tagebücher, mir Unterstützung der Akademie der Künste Berlin in Verbindung mit dem Institut für Musikforschung Berlin hrsg. und komm. von Heinz Becker, Bd. 1, Berlin 1960, Tafel bei S. 208.

Abb. 5: Elisabeth von Staegemann, Selbstporträt (Aquarell?), 1808, nach: Margarete von Olfers, Elisabeth v. Staegemann. Lebensbild einer deutschen Frau (1761-1835), Leipzig 1937, Tafel bei S. 160.

Abb. 6: Rahel Varnhagen von Ense, Zeichnung von Wilhelm Hensel, 1822 (Wiederholung des Künstlers aus dem Jahre 1832), nach: [Cécile Lowenthal-Hensel, Lucius Grisebach und Horst Ludwig (Ausstellung und Katalog).] Preußische Bildnisse des 19. Jahrhunderts. Zeichnungen von Wilhelm Hensel. Ausstellung der Nationalgalerie Berlin, 21. August - 18. Oktober 1981 [...], Berlin 1981, Nr. 47, S. 50.

Abb. 7: Elise Freifrau von Hohenhausen, Zeichnung von Wilhelm Hensel, 1822, nach: [Cécile Lowenthal-Hensel, Lucius Grisebach und Horst Ludwig (Ausstellung und Katalog).] Preußische Bildnisse des 19. Jahrhunderts. Zeichnungen von Wilhelm Hensel. Ausstellung der Nationalgalerie Berlin, 21. August - 18. Oktober 1981 [...], Berlin 1981, Nr. 36, S. 44.

Abb. 8: Clara Kugler, Gemälde von Carl Begas d. Ä., um 1833, Privatbesitz, nach: [Hildegard Westhoff-Krummacher (Ausstellung und Katalog).] Als die Frauen noch sanft und engelsgleich waren. Die Sicht der Frau in der Zeit der Aufklärung und des Biedermeier, Ausstellung des Westfälischen Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte Münster, 19. November 1995 - 11. Februar 1996, Münster 1995, Kat. Nr. 119, Tafel S. 325.

Abb. 9: Ludmilla Assing, Selbstporträt (Pastell), 1850, nach: Rahel Varnhagen, Gesammelte Werke, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, Uwe Schweikert und Rahel E. Steiner, Bd. 10: Studien, Materialien, Register, München 1983, S. 240.

Abb. 10: Clara Mundt-Mühlbach, Anonyme Zeichnung, nach: Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbach's, gesammelt und hrsg. von ihrer Tochter Thea Ebersberger, Leipzig 1902, Frontispiz.

Abb. 11: Fanny Lewald-Stahr, Photographie, 1875, nach: Großherzog Carl Alexander [von Sachsen-Weimar] und Fanny Lewald-Stahr in ihren Briefen 1848-1889, eingel. und hrsg. von Rudolf Göhler, Bd. 2, Berlin 1932, Frontispiz.

Abb. 12: Anna von Helmholtz, Gemälde von Wilhelm Füssli, 1869, nach: Anna von Helmholtz. Ein Lebensbild in Briefen, hrsg. von Ellen von Siemens-Helmholtz, Bd. 1, Berlin 1929, Frontispiz.

Abb. 13: „Abendgesellschaft bei Frau von Schleinitz“, Zeichnung von Adolph (von) Menzel, 1874, nach: Anton von Werner, Erlebnisse und Eindrücke 1870-1890, Berlin 1913, S. 95. Anton von Werner gibt die Entstehung des Blattes mit „1875“ an, die Zeichnung ist aber rechts unten von Menzel eindeutig „29. Juni 1874“ datiert.

Abb. 14: Marie („Mimi“) Freifrau von Schleinitz, Gemälde von Franz Lenbach, 1872, nach: [Irmgard Wirth (Ausstellung und Katalog):] Berlinerinnen. Bekannte und unbekannte Frauen in Berlin aus drei Jahrhunderten. Ausstellung des Berlin Museums vom 26. April bis 29. Juni 1975, Kat. Nr. 92, Tafel 25.

Abb. 15: Hedwig von Olfers geb. von Staegemann, Altersbildnis, Photographie, nach: Hedwig von Olfers geb. von Staegemann. Aus Briefen zusammengestellt [von Hedwig Abeken], Bd. 2: 1816-1891, Berlin 1914, Tafel bei S. 608.

Abb. 16: Felicie Bernstein, Photographie, wohl 1872, nach: Carl und Felicie Bernstein. Erinnerungen ihrer Freunde, mit Beiträgen von Gustav Cohn, Georg Treu, Johanna und Andreas von Tuhr, Wilhelm Bode, Hugo von Tschudi, Georg Brandes und Max Liebermann, Berlin 1914, S. 15.

Abb. 17: Aloisia Kirschner, Zeichnung von Anton von Werner, 1886, nach: Anton von Werner, Erlebnisse und Eindrücke 1870-1890, Berlin 1913, S. 455.

Abb. 18: Marie Fürstin Radziwill, Photographie, 1890, nach: Fürstin Marie Radziwill, Briefe vom deutschen Kaiserhof 1889-1915, ausgewählt und übersetzt von Paul Wiegler, Berlin 1936, Tafel bei S. 16.

Abb. 19: Hildegard Freifrau von Spitzemberg, Altersbildnis, Photographie, nach: Rolf Hochhuth/Hans-Heinrich Koch, Die Kaiserzeit. Bilder einer Epoche. Aus dem Archiv der Hofphotographen Oscar und Gustav Tellmann, München 1985, S. 275.

Abb. 20: Bertha Freifrau von Arnswaldt, Altersbildnis, Photographie, nach: Ursula von Mangoldt, Auf der Schwelle zwischen Gestern und Morgen. Begegnungen und Erlebnisse, Weilheim 1963, Tafel bei S. 65.

Abb. 21: Marie von Olfers in ihrem Salon, Photographie, 1917, nach: Marie von Olfers, Briefe und Tagebücher 1870-1924, hrsg. von Margarete von Olfers, Berlin 1930, Tafel bei S. 240.